

# LITERARISCHE BERICHTE AUS UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY.

ORD. MITGL. DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BUDAPEST,  
CORR. MITGL. DER KÖNIGL. PREUSS. ACADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN  
UND DER FINNISCHEN LITERATUR-GESELLSCHAFT ZU HELSINGFORS,  
EHRENMITGLIED DER GELEHRTEN ESTHNISCHEN GESELLSCHAFT ZU DORPAT  
UND DER SOCIÉTÉ DE PHILOGIE ZU PARIS.

ZWEITER JAHRGANG.

A M. T. AKADÉMIA  
FŐTITKÁRI HIVATALA

BUDAPEST.

DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN.

1878.



304242



**A M. T. AKADEMIA**  
FŐTITKÁRI HIVATALA

# INHALTS-VERZEICHNISS.

## ERSTES HEFT.

	Seite
Das ungarische Nationalmuseum, von FRANZ PULSZKY . . . . .	1
Preussisch-ungarische Verhältnisse 1789—1790, von H. MARCZALI . . .	28
Die Errichtung der Székler Militärgrenze, von ALEXIUS JAKAB . . .	40
Ungarische Dichtungen in deutscher Gestalt, von GUSTAV HEINRICH . .	61
Der Festus Pauli-Codex der Corvina, von EMIL THEWREWK . . . . .	97
Die Geographie in Ungarn . . . . .	104
Die Bibliothek des Johann Vitéz . . . . .	113

### *Literatur:*

JULIUS PAULER, die Verschwörung Wesselényi's und seiner Genossen . . .	120
ALADÁR BALLAGI, die ungarische Buchdruckerkunst 1472—1877 . . .	125

I. Sitzungsberichte: *Philologie und Sprachwissenschaft*: Ungarischer Sprachwart. — Das Wörterbuch der Academie. — Zur philosophischen Terminologie. — Ueber den wissenschaftlichen Werth der Corvina-Handschriften. — Homer und seine Gedichte. — Charakteristik Lessings. — Die Dialecte des Persischen. — Unsere philologischen und sprachwissenschaftlichen Zeitschriften 133

II. *Geschichte und Geographie*: Das Millenarjum. — Zur ungarischen Geschichte des XII. und XIII. Jahrhunderts. — Die Chronik des Stefan Székely. — Tökölyi erwirbt Késmárk. — Der Reichstag von Kaschau 1644. — Ungarn und der baierische Erbfolgekrieg. — Valentin Graf Eszterházy. — Die Verschwörung des Martinovics. — Die Geschichtschreibung der Rumänen. — Graf Anton Prokesch-Osten. — Geldeinheit und Weltmünze. — Die Entwicklung der Gesellschaft. — Zur Kenntniss der Hochalpen . . . . . 139



III. <i>Naturwissenschaften</i> : Ungarns Spinnen-Fauna. — Ungarns Rotatorien. — Der Hülswurm. — Ungarns Tabaksorten. — Die Flora des Pester Comitatus. — Die Eisensteine und Eisenhütten-Erzeugnisse Ungarns — Die Mineral-Einschlüsse des Aranyhegy. — Petrographisch-geologische Studien aus der Schemnitzer Gegend. — Ein quaternärer See bei Igló. — Eine neue Cardiumart. — Die fossile Flora des Mecsekgebirges. — Geologische Skizze der hohen Tatra. — Aus dem physiologischen Institute der Budapester Universität. — Untersuchung der Bodenluft. — Die Stubnaer Wässer. — Die Margitquelle von Luhi. — Die Kohlenoxyd-Frage bei eisernen Oefen. — Condensirter Most. — Inclinationsbestimmungen in Budapest und im südöstlichen Theile Ungarns. — Die Trockenheit des Alföld. — Eine neu construirte Präcisions-Waage. — Die Meteore als Träger des Lebens. — Der Meteorfall bei Alexinae. — Apparat zur Regelung des Gasdruckes. — Das Gleiten des electrischen Funkens. — Unsere mathematischen und naturwissenschaftlichen Fachblätter. — Zur Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in Ungarn . . .	146
IV. <i>Kisfaludy-Gesellschaft</i> : Johann Kriza. — Székler Volkspoesien. — Neue Beiträge zur Biographie Petöfi's. — Zu Herder's und Byron's Uebersetzungen spanischer Romanzen. — «Bahrgericht». Ballade von J. ARANY. — Die Petöfi-Gesellschaft . . .	160
V. <i>Kleine Mittheilungen</i> : Was Herr von Hellwald von Ungarn, und Magyaren zu erzählen weiss . . .	178
VI. Ungarische Gedichte in französischer Uebersetzung . . .	185
VII. Ungarische Zeitschriften und Zeitungen . . .	187
VIII. Revue ungarischer Zeitschriften . . .	188

## ZWEITES HEFT:

I. Kunstgeschichtliche Studien in Ungarn. Die Kirchenkunstdenkmale Neusohls und deren Restauration durch den Bischof Ipolyi, von Dr. ADOLF DUX . . .	193
II. Oesterreich und Elisabeth von England, von Dr. ED. WERTHEIMER	214
III. Das Montanwesen in Ungarn, von ANTON VON KERPELY . . .	226
IV. Die classische Philologie in Ungarn, von Dr. EUGEN ABEL	239

	Seite
V. <i>Literatur</i> : MICHAEL HORVÁTH, das erste Jahrhundert des Christenthums in Ungarn . . . . .	263
VI. Das ungarische Unterrichtswesen in den Jahren 1875 und 1876	269
VII. <i>Sitzungsberichte</i> : ANTON CSENGERY's Rede in der feierlichen Academie-Sitzung . . . . .	279
VIII. <i>Mathematik und Naturwissenschaften</i> : Das Verlagsunternehmen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft. — Zur Fauna Oberungarns und des Banats. — Das Stimmorgan der Gryllus-Arten. — Botanische Studien. — Geologisches aus Schemnitz. — Diabasporphyrite und Melaphyre. — Eruptivgesteine in der Hegyes-Drócsa-Pietrósza. — Dobschauer Grünstein. — Fossiler Spongit. — Dreissena polymorpha. — Die Statistik der Erdbeben. — Die mikroskopische Structur der Muschelschalen Ungarns. — Das Trachyt-Gebirge Szninszky-Kamen. — Der Klosterneuburger Mostmesser. — Die Grethl'sche Methode der Chromolithographie. — Die Bildung des flüssigen Cyansalzes. — Die Ofner Bittersalz-Quelle «Aeskulap». — Die Entwicklung des Begriffes des chemischen Aequivalentes. — Die giftigen Wirkungen des salpetersauren Kobalts und Nickels. — Das Princip der Energie in der Dynamik. — Ableitung des Princip der Energie aus den Bewegungsgleichungen von Langrange. — Der Boltzmann-Clausius'sche Satz, wenn das Potential auch explicite von der Zeit abhängt. — Die Intensität des gebeugten Lichtes. — Darstellung der Kegelschnitte durch projectivische Strahlenbüschel. — Determinantenformen, die den Charakter von Covarianten besitzen. — Die Sonnenflecken des Jahres 1877. — Sternenschnuppen- und Mars-Beobachtungen. — Der Merkur-Durchgang. — Die deutsche Venus-Expedition nach Karguelen. — Offene Concourse der naturwissenschaftlichen Gesellschaft . . . . .	304
IX. <i>Kisfaludy-Gesellschaft</i> : Die ältesten dramatischen Dichtungen der ungarischen Literatur. — Aus der Studentenzeit PETÖFI's. — Kurzes Résumé . . . . .	316
X. <i>Kleinere Mittheilungen</i> : Der ungarische Schriftsteller-Unterstützungsverein. — Zur Literatur der Zigeuner. — Das Grab der Cilley . . . . .	324
XI. <i>Revue ungarischer Zeitschriften</i> : Zweites Quartal . . . . .	328
XII. <i>Ungarische Bibliographie</i> : Erstes Semester 1878 . . . . .	333



## DRITTES HEFT.

	Seite
I. Ueber rumänische Geschichtschreibung und Sprachwissenschaft, von PAUL HUNFALVY . . . . .	337
II. Prähistorische und andere Funde in Ungarn, von FRANZ PULSZKY . . . . .	399
III. Georg Rákóczy I. und die Diplomatie, von ALEX. SZILÁGYI . . . . .	402
IV. Zehn Jahre ungarischer Unterrichtsverwaltung. Die Volksschule, von J. H. SCHWICKER . . . . .	418
V. <i>Literatur</i> : Sammlung alter ungarischer Dichter, herausgegeben von der Academie . . . . .	461
VI. ÁRON SZILÁDY, die ungar. Dichtung unter König Matthias . . . . .	461
VII. ALAD. HALASI, Petöfi Reliquien, 1841—1849 . . . . .	468
VIII. LUDW. HAAN, Ueber den Stammsitz und Namen der Familie Dürer . . . . .	477
IX. Adolf von der Haide, Pannoniens Dichterheim, besprochen von GUSTAV HEINRICH . . . . .	480
X. <i>Sitzungsberichte</i> : Die feierliche Jahresversammlung der Academie der Wissenschaften am 16. Juni 1878. Aus dem Berichte des Generalsecretärs . . . . .	489

## VIERTES HEFT.

I. Die Gerardsberger Sternwarte zu Ofen, von Prof. AUGUST HELLER . . . . .	498
II. Thomas Bakocs als Patriarch von Constantinopel, von WILHELM FRANKÓI . . . . .	547
III. Die Bibliothek des Königs Matthias Corvinus, von EUGEN ABEL . . . . .	556
IV. Michael Vörösmarty. Das Leben und die Werke des Dichters, von ADOLF DUX . . . . .	582
V. <i>Literatur</i> : F. IEDR. PESTY, Geschichte des Severiner Banats und Comitats, von Prof. J. H. SCHWICKER . . . . .	609
VI. JOS. SZINNYEI sen. und jun., Ungarische mathematische und naturwissenschaftliche Bibliographie . . . . .	622
VII. G. FRANKÓI, Joannis Vitéz de Zredna orationes et Aeneae Sylvii epistolae, von Dr. EUGEN ABEL . . . . .	624

VIII. <i>Philologie und Geschichte. Zweites Quartal (April-Juni).</i>	
Geschichte und Geschichtschreibung, Sprache und Sprachwissenschaft der Rumänen. — Dante in Ungarn. — Dante's «Hölle», übersetzt von JOHANN ANGYAL. — «Julian der Abtrünnige» von KLEON RHANKAVIS. — Der Lustspielpreis. — «Der Unwiderstehliche» von GREGOR CSIKY. — Die Ortsnamen und die Geschichte. — Antecedentien des Friedens zu Grosswardein. — Zur Geschichte der Familie Wesselényi. — Servitus fumi immitendi. — Der Sturz Andreas Báthory's. — Die Rückkehr Sigmund Báthory's aus Oppeln. — Der Haushalt des Fürsten Michael Apaffy. — Die pragmatische Sanction in Siebenbürgen. — Die Niedernetzelung des Grosswardeiner Capitels. — Die ungarische Textil-Ornamentik im XVI. und XVII. Jahrhundert. — Beiträge zur Geschichte des Liptauer Comitates. — Sperrvogels Leutschauer Diarium. — Franz Xaver Messerschmidt. — Franz Szilágyi . . . . .	628
IX. <i>Kleinere Mittheilungen : Wer war Rousseau's Ungar?</i> . . . .	641
X. <i>Revue ungarischer Zeitschriften und Ungarische Bibliographie</i> . . . . .	645



11

5

1

## DAS UNGARISCHE NATIONALMUSEUM.

DAS ungarische Nationalmuseum erhebt sich nicht auf der Grundlage einer alten Kunst- und Raritätenkammer, es ist nicht das Denkmal der Kunstliebe oder der Sammlerlaune einzelner Fürsten; es entstand am Anfang des Jahrhunderts in äusserst bescheidener Art. Graf FRANZ SZÉCHENYI, der würdige Vater des berühmteren Grafen STEPHAN SZÉCHENYI widmete im Jahre 1802 seine, durch den in Druck gelegten Catalog bekannte, reiche Bibliothek, seine ebenfalls publicirte Sammlung ungarischer Münzen und ein mässiges Capital für den Gehalt eines Bibliothekars, Schreibers und Dieners zur Grundlage eines Nationalmuseums. Erzherzog JOSEPH, der Reichspalatin, nahm den grössten Antheil an dem neuen Institute und munterte durch Wort und Schrift die Besitzer ungarischer Alterthümer auf, diese dem Museum zu schenken. Bald darauf knüpfte sich an die Bibliothek und das Alterthumscabinet eine naturhistorische Sammlung, und als im Jahre 1827 auf dem Wege der Subscription «Zrinyi's Tod», ein grosses Schlachtenbild von KRAFT, in's Museum gelangte, wurde dadurch der Grund zur Bildergallerie gelegt. Darauf besteuerte der Reichstag von 1836 den Adel für den Ankauf der ausgezeichneten Sammlung des Herrn von JANKOVICH und für den Bau eines würdigen Palastes. Erst von dieser Epoche datirt der feste Bestand des Museums. Das Institut hatte aber noch immer keine weitere Dotation, als das kleine Grundcapital des Grafen SZÉCHENYI, einige Legate und die Zinsen des Insurrectionsfondes, so lange dieser für seine militärischen Zwecke nicht beansprucht werden sollte; jetzt erst, nach einer dreissigjährigen Pause, wurde wieder ein Museums-Director ernannt und alle Sectionen des Instituts mit Custoden



versehen. Die Ereignisse von 1848 und das darauf folgende politische Provisorium hemmten aber den Aufschwung des Museums, welches erst nach dem Jahre 1870 im Budget des Ministers für Cultus und öffentlichen Unterricht als Culturinstitut eine angemessenere Dotation (90,000 fl.) erhielt. Im Jahre 1872 wurde die berühmte ESZTERHÁZY'sche Gemälde-Gallerie angekauft und unter die Museumsdirection gestellt, und 1873 der Grund zum Industriemuseum gelegt, das ebenfalls eine Section des Nationalmuseums wurde. Dieses besteht nunmehr aus folgenden Abtheilungen :

1. Die Bibliothek und das Archiv.
2. Die Sammlung der Alterthümer, Münzen und Gypsabgüsse.
3. Die ethnographischen,
4. die zoologischen,
5. die botanischen, und
6. die mineralogischen Sammlungen.
7. Die Gallerie der modernen Bilder.
8. Die ESZTERHÁZY'sche Landes-Gallerie und Kupferstichsammlung.
9. Das Industriemuseum.

## I.

Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges wandten sich die vermögenden Classen in Oesterreich und Ungarn den Künsten des Friedens zu; im Belvedere wurden die Gemälde des Kaiserhauses vereinigt; der kunstverständige Herzog ALBERT von Sachsen-Teschen, der Gemahl CHRISTINENS, der Lieblingstochter der Kaiserin, gründete die berühmte Albertina, die wichtigste Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen auf dem Continent; es entstand die grosse Kupferstichsammlung des Marchese DURAZZO, des Kunstagenten des Herzogs, und die Bildergallerien der Fürsten LIECHTENSTEIN und KAUNITZ; ungarische Cavaliere leiteten und zahlten die Oper und das Theater in Wien; die Musikapelle des Fürsten ESZTERHÁZY wurde unter der Direction HAYDNS welt-

berühmt. In Ungarn verlegte sich der Sammlergeist hauptsächlich auf das Copiren alter historischer Documente und auf den Ankauf von Büchern. Die reichste Bibliothek war die des Grafen REVICZKY; sie kam durch Ankauf an den Grafen SPENSER nach Althorhouse, wo sie DIBDIN beschrieb und verherrlichte. Graf SAMUEL TELEKI, der Kanzler von Siebenbürgen, der sich durch die Herausgabe der Gedichte des Bischofs von Fünfkirchen, JANUS PANNONIUS, des grossen Humanisten des XV. Jahrhunderts, in gelehrten Kreisen einen Namen gemacht hatte, erbaute für seine ausgezeichnete Bibliothek in Maros-Vásárhely einen Palast, dotirte sie mit Grundstücken und übergab sie dem öffentlichen Gebrauch. Baron BRUCKENTHAL, der Gouverneur von Siebenbürgen, vermachte seine Gemälde, Bücher und sonstige Sammlungen der sächsischen Nation in Hermannstadt. In Ungarn war um diese Zeit die Bibliothek des Grafen FRANZ SZÉCHENYI die bedeutendste; sie war vorwiegend nationalen Charakters, denn der Graf wollte in ihr Alles vereinigen, was seit dem XV. Jahrhundert in Ungarn, oder von Gelehrten ungarischer Abkunft im Auslande, oder aber von Fremden über Ungarn publicirt war; an diese nationale Bibliothek schloss sich eine zweite von Büchern aller Art an, mit besonderer Beziehung auf classische Bildung und Geschichte. M. DENIS, der bekannte Hofbibliothekar und Bibliograph, ordnete diese Sammlung und verfasste in musterhafter Art ihren Catalog. Das doppelte Beispiel des protestantischen, siebenbürgischen Kanzlers und Gouverneurs scheint auf den katholischen ungarischen Aristokraten gewirkt zu haben; er übergab seine Bibliothek, Handschriften, Documente und Münzen mit königlicher Bewilligung dem Lande und wurde dadurch der Gründer des Nationalmuseums in Pest. Seit fünfundsiebzig Jahren ist die Bibliothek natürlich sehr vermehrt worden: der letzte Sprössling der Graf ILLÉSHÁZY'schen Familie vermachte seine Bibliothek dem Museum; die Büchersammlungen und die wichtigen Handschriften des Herrn von JANKOVICH, der Professoren STEPHAN HORVÁTH und FRANZ KISS, die handschriftlichen Sammlungen von TUNYOGI und VÖRÖS wurden angekauft, die Archive der historischen Familie KÁLLAY, der



Barone JESZENÁK, der Grafen BERÉNYI, der Herren von DANCs und HAMVAY und eines Zweiges der ESZTERHÁZY auf ewige Zeiten im Museum deponirt, die verschiedenen Sectionen des Institutes mit reichen Fachbibliotheken versehen und Hungarica aller Art, hauptsächlich bibliographische Seltenheiten, soweit sie sich auf Ungarn beziehen, fortwährend angeschafft. Auf diese Art ward die Bibliothek des Museums die bedeutendste in Budapest und nächst der Universitäts-Bibliothek die besuchteste; der Lesesaal ist stets überfüllt.

Im Corridor, der zu den Bücherräumen führt, sehen wir eine Reihe von Documenten, Büchern und Kupferstichen in Glaskästen aufgestellt. Wir finden hier die Urkunden der ungarischen Könige seit dem XIII. Jahrhundert, die goldenen Bullen von ANDREAS dem Hierosolymitaner und BÉLA IV. bis zu dem eigenhändigen Handbillette MARIA THERESIA's an den Fürsten GRASSALKOVICS; es folgen die Fürsten von Siebenbürgen, die Briefe der Prätendenten, der Helden, der Staatsmänner, der Rebellen und der fremden Glückssoldaten im Dienst des Kaisers. Der alte Codex des HARTVICUS, verzierte Handschriften aus der «Corvina» und aus den Bibliotheken der Erzbischöfe VITÉZ und BAKÓCZ, sammt den ältesten Schriftdenkmälern in ungarischer Sprache vom XII. bis XV. Jahrhundert füllen die mittleren Schränke. Die Wände zieren gleichzeitige Porträts der Könige, Fürsten, Staatsmänner und Schriftsteller Ungarns in Kupferstich und Holzschnitt. Eine Reihe von Pulten enthält die bibliographischen Seltenheiten, den ältesten Druck in welchem ungarische Sätze vorkommen [Colloquia puerilia 1531 in Krakau von Hieronymus Vietor gedruckt], die KOMJÁTHY'sche Uebersetzung der paulinischen Briefe [Krakau 1533 bei demselben], das neue Testament von PESTI [1536 bei SINGRENIUS in Wien], die ungarische Grammatik SYLVESTERS [1539 in Uj-Szigeth], die ersten Druckschriften von Klausenburg [1553], Debresin [1561], Grosswardein [1565], Carlsburg [1567], Komjath Sempte, Alsó-Lendva [1573] u. v. A., so die editio princeps von VERBÖCZY's Gesetzbuch [latein 1517, Wien bei SINGRENIUS, ungarisch 1565 Debresin bei RAFAEL HOFHALTER, croatisch (ein Uni-

cum) 1574, auch diese zu Nedeliez in Ungarn gedruckt]. Es folgt das äusserst seltene Chronicon Budense, welches ANDREAS HESS 1473, ein Jahr vor CAXTON, in Ofen druckte. Jedoch bürgerte sich die Buchdruckerei hier noch nicht ein. THURÓCZY lässt schon 1488 seine Chronik in Augsburg drucken. (Hier sind zwei Exemplare derselben auf Pergament, mit der Zueignungsschrift in goldenen Buchstaben ausgestellt.) Für den Ofner Buchhändler JOH. PAEP druckt man ein Missale und Legenden in Venedig 1498 und 1499. Wir sehen die erste Ausgabe der Predigten des Franciscaners PELBARTH von Temesvár und der Jerusalemreise des Fraters GABRIEL DE PÉCSVÁRAD, — zwei ihrer Zeit äusserst populäre Bücher, wovon ersteres in vielfachen Ausgaben, letzteres in vielfacher Uebersetzung im Anfang des XVI. Jahrhunderts in ganz Europa verbreitet war. Es folgen die zahllosen «newen Zeytungen», die «Spionsberichte» und sonstigen Flugblätter, die im XVI. und XVII. Jahrhundert unsere Journalistik ersetzten, in deutscher und italienischer Sprache, als Zeugen des regen Antheils, den das Volk in ganz Europa an den Ereignissen der Türkenkriege nahm.

Die 200,000 Druckschriften der National-Bibliothek sind bis auf die Incunabeln vollständig catalogisirt, die Codices werden jetzt beschrieben, das Archiv ist geordnet, die Handschriften, besonders reichhaltig für die Geschichte der Fürsten von Siebenbürgen und die Epoche von 1848-49, werden noch für längere Zeit die Arbeit der Beamten in Anspruch nehmen. An der Spitze der Bibliothek steht der verdienstvolle Geschichtsschreiber WILHELM FRANKÓI, der in einer vom Museum herausgegebenen ungarischen bibliographischen Zeitschrift: Könyvészeti Szemle («Bibliographische Revue») die wichtigsten Erscheinungen im Bibliothekwesen publicirt und eine Uebersicht über sämtliche öffentliche Büchersammlungen in Ungarn giebt. Die Liberalität, mit welcher alle Manuscripte und Documente den Forschungen der Gelehrten von Seite der Bibliothekadministration zur Disposition gestellt werden, steht in angenehmem Gegensatz zu der Engherzigkeit, die wir in einer benachbarten Hauptstadt wiederholt erfahren.



## II.

Bei der Sammlung der Alterthümer wurde, wie bei der Bibliothek, der nationale Standpunkt festgehalten. Mit wenigen Ausnahmen finden wir hier nur Gegenstände, welche in Ungarn gefunden oder gearbeitet und solche, die im Auslande für Ungarn angefertigt wurden und hier im Gebrauch waren.

Nur wenige, aber bedeutende Stücke aus der reichhaltigen Sammlung der Gegenstände der Steinperiode sind bis jetzt ausgestellt worden; sie gehören ohne Ausnahme dem neolithischen Zeitalter an. Ebenso warten noch die zahllosen Knochen und Werkzeuge aus den künstlichen Hügeln längs der Theiss und ihren Nebenflüssen auf eine würdige Aufstellung. Da wir noch auf den Reliefs der Trajanssäule dacische Häuser sehen, die auf hohen Pfählen ruhen, so dürfen wir wohl den Ursprung jener Hügel ähnlichen Pfahlbauten zuschreiben, ebenso wie die italienischen Terramares sich als Reste von Pfahlbauten erweisen. Wir finden in den unsrigen vorwiegend Werkzeuge von Bein und Stein, selten von Bronze, an den Töpferwaaren kommt oft ein charakteristischer halbmondförmiger Eindruck oben am Henkel vor. Reste von Muscheln, Fischen, Hirschen, Auerochsen sind häufig; man fand unter denselben auch Weizenkörner und die Steine zum Mahlen des Getreides. — Die Bronzegegenstände sind an den Seiten des ersten Saales aufgestellt; sie ähneln im grossen Ganzen jenen, die wir in andern Museen finden, doch kommen einzelne Formen und Details häufig vor, die ausschliesslich hier zu finden sind; so ist z. B. das Bronzeschwert in Ungarn verschieden vom deutschen, nordischen und englischen; Schilder aus der Bronzezeit fehlen gänzlich, dagegen finden wir eine eigenthümliche Hand- oder Faustwehr von dickem Broncedraht in Spiralforn, und der sehr häufige Streithammer besonderer Gestalt gehört ebenfalls specifisch dem mittleren Donaubecken an. Wir halten es nicht für angemessen, an diesem Orte die Ansichten LINDENSCHMIDT's, COHAUSEN's und HOSTMANN's einer eingehenden Kritik zu unterwerfen;

diese Gelehrten schreiben bekanntlich die schöneren verzierten Bronze-Waffen und Gefässe im Norden der Einfuhr aus Etrurien zu, sie erklären uns aber nicht, woher es kömmt, dass die Formen der Waffen und Verzierungen in den verschiedenen Ländern ganz verschieden sind, im eigenen Gebiete aber beständig wiederkehren. Es müssten nach ihrer Theorie in Italien eigene Fabriken für den Export in die Donauländer, andere für den nach Skandinavien, noch andere für Frankreich, England und Irland gegründet worden sein. Wichtiger scheint die zweite Einwendung, dass die Verzierungen der Thongefässe des Bronzezeitalters im Norden, sowie auch in Ungarn viel roher sind, als die Metallornamente, doch ergab sich auffallender Weise dasselbe bei SCHLIEMANN's Grabungen in Mycenae. Die Bronzegegenstände nicht präcisirten Fundortes und die Einzelfunde sind im ersten Saale des Museums nach Typen geordnet, die Collectivfunde nach den Fundorten. In der Mitte des Saales sehen wir die Waffen und Werkzeuge von Kupfer, über 150 Stücke, eine Sammlung, bis jetzt einzig in ihrer Art, die auf eine, auch durch die Logik geforderte Kupferperiode hinweist. Der reiche Goldschmuck aus der Bronzezeit zeigt wieder eigenthümliche Formen, die von jenen des skandinavischen Nordens abweichen. Merkwürdig ist die hier deponirte Sammlung des Baron EUGEN NYÁRY, die Ergebnisse seiner Ausgrabungen in Piliny, Gräberfunde, die aus der ältesten Bronzezeit sich bis auf die Zeit jenes Gallierschwarmes erstrecken, der von Ungarn aus sich nach Griechenland wälzte und endlich von Attalus besiegt wurde.

Das nächste Zimmer enthält Waffen, Werkzeuge, Pferdezeug, Gold- und Silberschmuck aus der Zeit der Völkerwanderung. Besonders wichtig sind die Denkmäler aus der Zeit der Avaren, Gräberfunde, deren Alter durch byzantinische Goldmünzen genauer bezeichnet wird. In ihrer Technik reihen sie sich an den grossen Fund von PETREOSSA an, ferner an LINDENSCHMIDT's fränkisch-alemannische Gegenstände, und an jene, welche die Franzosen «mérovingiens» nennen. Noch wichtiger für Ungarn sind die Gräberfunde von Piliny, Veréb, Bene, Galgócz, Szolyva, Teremia, Anacs,



Gödöllö und Batta aus dem IX. und X. Jahrhundert, meistens Silber, wenig Gold, durch Münzen LUDWIGS des Deutschen, CARL's des Dicken und König BERENGAR's gekennzeichnet, also Gräber von Ungarn aus der Heidenzeit vor STEPHAN dem Heiligen, wo das Pferd noch mit seinem Herrn begraben wurde; in der Technik sehen wir bei diesen noch immer die Tradition der Avarzeit, doch statt des Goldes bloß Silber. Das Museum beabsichtigt eine Publication dieser reichhaltigen Sammlung.

Im Römersaale sind die kleineren Denkmäler der Römerzeit in Ungarn aufgestellt: Töpferwaare, Bronzen, viel Glas und Bernstein, wenig Schmuck. Zu beachten ist hier eine Apollo-Statuette, über zwei Fuss hoch, die ägyptische Vase und Schale mit Gold und Silber eingelegt, nach BRUGSCH aus der Ptolemäerzeit, in Egyed (im Ödenburger Comitat) ausgegraben, das christliche Vas diatretum aus Szegszárd, die eisernen Feldsessel von Altofen, die Thonformen für süßes Gebäck mit der Umschrift: «Dulce», die tabulae honestae missionis und die Wachstafeln aus Abrudbánya, die MOMMSEN am besten publicirt hat. — In der Einfahrt und den Räumen des Souterrains unter der grossen Freitreppe sind die Steinmonumente aufgestellt, Inschriftsteine, Meilenzeiger, Sarkophage, die meisten von DESJARDINS, RÔMER und MOMMSEN herausgegeben.

Im Waffensaale sind einige Schwerter des VI. und die Prachtwaffen des XVI. und XVII. Jahrhunderts beachtenswerth, hauptsächlich drei burgundische Elfenbeinsättel mit figuralischen Reliefverzierungen aus dem XIV. Jahrhundert; der Prachtdegen des Herzogs von Mantua von GIORGIO GHISI, dem bekannten Kupferstecher des XVI. Jahrhunderts, mit Silberreliefs geschmückt, türkisverzierte Schwerter, Pistolen mit Reliefs in Stahl geschnitten, mit Elfenbein eingelegte Radgewehre aus dem XVII. Jahrhundert, der goldene Degen, den die Stadt London dem Admiral Sir RICHARD STRACHAN für den Sieg von St. Vincent verehrte, der Goldsäbel, den der Sultan dem General KMETTY für die glorreiche Vertheidigung der Festung Kars schenkte, das Pferdezeug des Fürsten KEMÉNY von Siebenbürgen, u. a. m.

In demselben Saale finden wir eine Auswahl von Münzen; wir sehen die Silbermünzen der gallischen Könige AJUNTOMARUS, NONNUS und BIATEC (auch auf einer goldenen Schüsselmünze) und ihre barbarischen Nachahmungen der Typen von THASOS und PHILIPP's von Macedonien, ferner die ungarische Suite von STEPHAN dem Heiligen bis auf unsere Zeit, anfangs DEARE nach dem byzantinischen Münzfuss (den letzten liess MARIA THERESIA prägen), dann unter den ANJOURS die Goldstücke wie die Florentiner, unter ULADISLAUS II. der erste Thaler und die polnische Poltura; das neue goldene Vier- und Achtguldenstück nach dem französischen Münzfuss schliesst die Reihe. Der ungarischen Medaillensammlung fehlen noch manche Stücke, doch für die ungarischen und siebenbürgischen Münzen ist die Sammlung des Museums die bedeutendste, nur die des Fürsten von Montenuovo in Wien kann sich mit ihr messen, speciell für Thaler jene des Herrn HOLLAENDER in Eperies.

Den Glanzpunkt der Sammlung bildet die sogenannte Schatzkammer, gefüllt mit Goldschmiedarbeiten vom X. bis zum XVIII. Jahrhundert.

Nach Bock, dem bekannten Aachener Domherrn, findet man hier «in langer Reihe eine solche Anzahl von interessanten und formschönen Werken der metallischen Kleinkünste aufgestellt, dass sich an der Hand derselben der geschichtliche Entwicklungsgang der Goldschmiedekunst und der ihr verwandten Schwesterkünste nur mit kleinen Intervallen aus den Zeiten der Völkerwanderung bis zu ihrer reichsten Entfaltung und ihrer endlichen Verirrung in den Tagen der Renaissance und der folgenden Periode des Rococo nachweisen lässt. Was diesen vielen Meisterwerken der metallischen und sculpturischen Kleinkünste ein erhöhtes Interesse für die archäologischen Forschungen der neuesten Zeit verleiht, ist der nicht zu unterschätzende Umstand, dass der bei weitem grösste Theil dieser Werthstücke vorzugsweise der profanen Goldschmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance angehören, dieselben füllen daher eine empfindliche Lücke aus, da die meisten Sammlungen des westlichen Europa mit Aus-



nahme des grünen Gewölbes zu Dresden mehr oder weniger die religiöse Goldschmiedekunst repräsentiren.»

Wir sehen hier die neun mit dem schönsten byzantinischen Zellschmelz verzierten Goldplatten von der Krone des byzantinischen Kaisers CONSTANTIN MONOMACHOS (Ende des XI. Jahrhunderts), in Ivánka (Neutraer Comitatus) gefunden; die silberne Leichenkrone des Königs BÉLA III. und der Königin ANNA von Antiochien; das Schwert, das Scepter, die Sporen, das Crucifix, den Fingerring des Königs, wie sie in seinem Grabe in Stuhlweissenburg gefunden worden sind; die Lilienkrone wahrscheinlich der heiligen Margaretha aus dem Grabe an der Evangelienseite des Altars der Klosterkirche auf der Margaretheninsel; Goldschmuck, Grubenschmelztafeln, Bronze aquamanile in der Gestalt von Löwen, Hunden, Sphinxen, Hirschen, Centauren und eine Messkanne in der Form eines schönen weiblichen Kopfes aus dem XII. Jahrhundert, dann einen lebensgrossen bärtigen Kopf, der als Reliquienschrein diente, und Elfenbein-Dipticher aus dem XIII. bis zum XV. Jahrhundert; romanische Schüsseln, Krüge, Candelaber, Schlüssel, ferner merkwürdige kreisförmige Fibulas und Schliessen, — ähnliche nannte man im österreichischen Museum in Wien «bulgarisch», — sie sind ungarisch und kommen hier sowohl aus der romanischen wie aus der Spitzbogen-Periode vor, ihre Fortsetzung sehen wir in den siebenbürgisch-sächsischen reichverzierten Silber-Schliessen, mit Email, getriebenen Schnecken, durchbrochenen Ornamenten und vielfachem Schmuck von Edelsteinen und Pasten. Die kirchlichen Gegenstände sind im Museum spärlicher vertreten, die weltlichen Goldschmiede-Arbeiten um so reicher; besonders lehrreich ist die Reihe der Emails, italienische, deutsche, orientalische; sie alle wirkten auf die heimische Kunstindustrie ein, die sich hauptsächlich in Klausenburg und Hermannstadt im XVII. Jahrhundert entwickelte; sie ist hier durch eine lange glänzende Reihe von Brochen, Halsketten, Gürteln, Agraffen, Kreuzen, Ohrgehängen und Armbändern repräsentirt. Eine eigenthümliche Combination von Filigran, undurchsichtigem Zellschmelz und durchbrochener Arbeit auf glänzende Silber-

platten aufgesetzt, bilden das specifisch siebenbürger Email. Wir finden diese Verbindung des Zellenschmelzes und Filigrans auch im Oriente, in Russland, ausnahmsweise selbst in Deutschland, doch bei diesen füllt der Schmelz gewöhnlich alle Zellen, während bei der siebenbürger Technik das Durchblitzen der Unterlagsplatte durch die leeren Zellen, die oft durch Filigran gebildet sind, dem Schmuck einen eigenen Reiz verleiht. Sehr schön ist ein Stück der Halskette und das Kreuz des Cardinals THOMAS BAKÓCZ, des Rivalen Leo X. bei dessen Papstwahl; bedeutend die Opal-Broche, angeblich einst der Besitz der Königin ISABELLA, der Gemahlin König JOHANN'S, italienischer Arbeit; der Rosenkranz aus emailirten Perlen und das mit durchsichtigem Schmelz verzierte Spinet (1618) angeblich KATHARINA'S von Brandenburg, der Gemahlin GABRIEL BETHLENS, deutscher Arbeit; charakteristisch ist die Halskette DÁVID ZÓLYOMY'S, des siebenbürgischen Prätendenten, siebenbürger Arbeit. In den Wandkästen sehen wir den Tafelschmuck des XVI. und XVII. Jahrhunderts: silberne getriebene Becher, Humpen, Kannen und Pokale, erst in edlen, dann in phantastischen, endlich in nüchternen Formen; Nautiluspokale, Elfenbeinbecher, Tafelaufsätze in Thier- und Menschengestalt, bei denen der Kopf abgenommen werden kann, rudolfinischer Zeit; endlich Zunftkannen, Vermählungsbecher, Silberteller, Schüsseln und Schalen meistens Augsburger Ursprungs mit schweren barocken Figuren in getriebener Arbeit.

Die Prunkgefäße der Renaissance- und Neuzeit sind beisammen aufgestellt. Bock erwähnt in seinem Bericht über das ungarische Nationalmuseum zweier Messkännchen, «aus vergoldetem Silber getrieben, in einer Vollkommenheit der Technik, die man wohl schwerlich anderswo antreffen dürfte. Die schlanken Ständer des Fusses, der Hals und der Deckel sind filigranartig mit feinen Quadraturen umspinnen, welche mit den schuppenförmigen Ornamenten an dem Ausgussröhrchen harmoniren. An der Ausbauchung der Kännchen sieht man zwölf birnenförmige Ornamente in zwei Reihen geordnet und von einem frei aufliegenden Pflanzenwerk umspinnen.» Sie gehören dem Ende des XV. Jahrhunderts



an. Ein Trinkbecher mit einem äusserst zierlich gravirten Stiche nach SCHONGAUER und zweien nach DÜRER mit dem Monogramme BH 1512, ein Silberpokal mit eingelegten Elfenbeinreliefs nach DÜRER'schen Motiven, eine wunderbar schöne Kanne mit der Geschichte des verlorenen Sohnes nach HANS SEBALD BEHAIMS Composition, elegante silberne Becher und Trinkkelche, ein Pokal von JAMNITZER, reiche Nautilus- und Cocusnussgefässe charakterisiren das XVI. Jahrhundert; die blühende Rudolfinische Epoche ist noch reicher vertreten, besonders durch einen grossen Tafelaufsatz, den Triumphwagen des BACCHUS von einem Satyrpaar gezogen, aus getriebenem Silber und einem dazu gehörigen grossen Silberhumpen. Die baroke Zeit, die sich in der Virtuosität der Technik gefiel, während der Formensinn verwilderte, findet in zahlreichen Prachtexemplaren Ausdruck, am auffallendsten in einer Prunkkanne, die für den Sachsengrafen VALENTIN FRANK von FRANKENSTEIN 1696 in Hermannstadt durch den Goldschmied SEBASTIAN HAHN verfertigt wurde. Das gefeierte Haupt der siebenbürger Sachsen liess seine Bewunderung dieser Arbeit mit folgenden Worten auf den Boden der Kanne graviren: «Durch der Kunst dieses Meister ist Hermannstadt Augsburg worden. Es lebe SEBASTIAN HAHN in werther Menschen Orden 1696 V(aleantin F(rank) I(udex) R(egius)».

Die Messer und Löffel aus Krystall, Jaspis, Silber, Muscheln füllen einen ganzen Schrank, die Reliquien moderner Staatsmänner, Künstler, Gelehrten zwei andere. Sehr reich ist die Sammlung der Ringe vom VI. Jahrhundert bis auf unsere Zeit, sowie die der Siegelstempel, vier von Königen der Árpáddynastie, darunter das Doppelsiegel GEYSA II. und STEPHAN IV. und der MARIA LASCARIS. Die Suite der Wachssiegel der ungarischen Könige seit CARL ROBERT ist vollständig. Sehenswerth ist eine Reihe von ungarischer Fayence und Porcellain, das älteste Stück ist mit 1609 bezeichnet. — Die Erzeugnisse der Fabriken von Holics, Stomfa, Tata und Pápa beweisen, dass zur Zeit als alle Höfe Europas Porcellanfabriken errichteten, in Ungarn die Fayence-Industrie einen bedeutenden Aufschwung nahm, einzelne Stücke

sind in ihrer Art vortrefflich, z. B. der grosse Holicser Tafelaufsatz.

Eine grosse Sammlung von Uhren, von dem Nürnberger Eierlein bis zur Stock- und Wanduhr, zeigt den Fortschritt des Uhrmachergewerbes seit dem XVI. Jahrhundert. Nicht ohne Interesse sind die Messingleuchter, die Bügeleisen und sonstigen Geräthe des XVII. Jahrhunderts, von denen hier einige Stücke aufgestellt sind, dazu kommen Vasen und Schalen türkischer Technik aus der Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn.

Diese kurzen Andeutungen dürften zum Beweis für die Richtigkeit des Ausspruches des französischen Gelehrten CHARLES DE LINAS genügen (*Histoire du Travail* S. 110):

«Le Musée de Pest est à la hauteur des plus grandes collections rassemblées dans les capitales de l'Europe.»

Die Sammlung classischer Gypsabgüsse ist erst seit einigen Jahren entstanden, bis jetzt ist dabei ausschliesslich die griechische Kunst berücksichtigt worden, sie hat den Vergleich mit den ähnlichen instructiven Sammlungen in Deutschland, mit Ausnahme der Berliner und Bonner, nicht zu scheuen. — Eine bedeutende Anzahl von mittelalterlichen und Renaissance-Steindenkmälern harrt noch immer der Aufstellung, sie sind einstweilen in den Corridoren und im Magazine aufgehäuft. Die Fachbibliothek dieser Abtheilung beläuft sich auf mehr als 4000 Bände.

### III.

Die ethnographische Sammlung enthält Gegenstände aus China, Japan, Siam, Cochinchina, eine bedeutende Anzahl von Borneo, den malayischen Inseln, Mexico und Ostindien; auch die Hausindustrie der Vogulen und Mordvinen in Sibirien ist würdig repräsentirt. Der grösste Theil dieser Gegenstände wurde von dem Custos der Sammlung JOHANN VON XANTUS in Ostasien für das Museum gesammelt, die sibirischen Gegenstände kommen von dem verdienstvollen, früh verstorbenen turanischen Philologen ANTON REGULY, die ostindischen sind grösstentheils ein Geschenk



des Dr. THEODOR DUKA. Unter den chinesischen Druckschriften ist ein numismatisches Werk wichtig, das durch die Abbildungen der chinesischen Münzen illustriert wird. Merkwürdig ist eine Anzahl sehr primitiver Werkzeuge, mit denen die Chinesen ihre technisch so vollkommenen Schnitzwerke verfertigen. Die Sammlung aus Borneo ist bis jetzt die grösste ihrer Art in Europa; die hier aufgestellten Arm- und Fussspangen ähneln jenen der Bronze-epoche.

#### IV.

Das zoologische Cabinet des Museums entstand aus den Sammlungen PAUL JÁNY's, der den Titel eines Curators führte; im Jahre 1821 war ihr Bestand: 51 Säugethiere, 418 Vögel, 37 Amphibien und 646 Muscheln. SALOMON PETÉNYI, der tüchtige Ornitholog, vermehrte sie bis in die dreissiger Jahre mit 360 einheimischen Vögeln. In den vierziger Jahren war der Zuwachs bedeutender durch die Geschenke des Erzherzogs STEPHAN und der Herren ROKOSZ, RAINER, GRYNEUS, GASPARECZ, AEBLY, KANITZ, FERDINAND SCHMIDT, PIVS TITIUS und des Museum-Directors AUGUST VON KUBINYI.

TREITSCHKE's bedeutende Schmetterlings-Sammlung wurde ebenfalls in dieser Epoche angekauft.

Die Catastrophe von 1849 zwang viele unserer Landsleute in der Fremde ein Asyl zu suchen, und sie vergassen dort ihr Vaterland und das Museum nicht. JOHANN VON XANTUS, jetzt Custos der ethnographischen Sammlung, vermehrte das zoologische Cabinet mit einer bedeutenden Anzahl von Thieren aus den Vereinigten Staaten, Dr. THEODOR VON DUKA mit ostindischen, Dr. LUDWIG DOLESCHALL mit Exemplaren aus Java und Amboina, LADISLAUS VIDÉKY und COLOMAN TÓTH mit brasilianischen, SCHERZENLECHNER und VEREBÉLYI, die mit Kaiser MAX nach Mexico gezogen waren, sandten mexicanische Gegenstände, die Gräfinen BRUNCZVICK und FORRAY, sowie der Domherr ÚJHELYI schenkten grosse Conchylien-Sammlungen, die naturhistorische Gesellschaft ihren sämmtlichen Apparat, B. SINA und LUDWIG DÖRY seltene Vögel, die Thiergarten-

Gesellschaft liefert fortwährend einen bedeutenden Beitrag von verendeten Thieren dem zoologischen Cabinet; die Conchylien-Sammlung des ANDREAS MIKETZ wurde angekauft, ebenso die bedeutenden Sammlungen des bekannten Zoologen Dr. EMERICH FRIVALDSZKY.

Seit 1870 nahm das zoologische Cabinet einen grösseren Aufschwung. Als der Ausgleich mit Österreich im Jahre 1867 zu Stande kam, war in Wien die ostasiatische Expedition schon beschlossen, Ungarn hatte daher den dritten Theil der Kosten zu tragen. Baron Eötvös, der damalige Cultusminister, ergriff die Gelegenheit, um diese Expedition wenigstens für die Wissenschaft in Ungarn nutzbar zu machen. Er sandte daher Herrn von XANTUS mit, um in Ostasien ethnologische und historische Sammlungen zu machen; das Resultat waren 130 Säugethiere, 740 Vögel 80 Nester, 1361 Amphibien, 4524 Fische, 50,000 Insecten, 8000 Spinnen und krebartige Thiere, 16,000 Conchylien und 215 Korallen aus Ceylon, Singapore, Malacca, Siam, Cochinchina, China, Japan, Borneo und Java. TENGELYI, der nordamerikanische Vice-Consul in British Guiana, sandte 90 Vögel, Dr. CARL SARKADY aus Brasilien 10 Säugethiere, 98 Vögel, 1900 Schmetterlinge und 100 Käfer. Die naturhistorische Gesellschaft übergab dem Museum 215 Arten von Spinnen, dann wurden Dr. GEORG Böck's Spinnen und die Käfer des CARL FUSS angekauft.

Das zoologische Cabinet enthält jetzt 386 Arten von Säugethiern (davon 66 inländische) in 856 Exemplaren; 3000 Arten von Vögeln (darunter 312 ungarische) in 5400 Exemplaren; Amphibien 500 Arten in 2000 Exemplaren; Fische 1200 Arten in 3500 Exemplaren, von den bisher in Ungarn beobachteten 59 Arten sind 56 repräsentirt. Die Insectensammlung enthält 27,000 Arten in 150,000 Exemplaren; am besten sind darin die Coleopteren mit 16,000 Arten, die Lepidopteren mit 5000 Arten vertreten; unter beiden finden wir viele Unica und die typischen Sammlungen von TREITSCHKE, FRIVALDSZKY und FUSS. Von Spinnen sind hier 5000, von Krebsen 1000, von Conchylien 60,000, von Korallen 600 Exemplare.



Die Fachbibliothek, erst in neuerer Zeit gebildet, enthält 2200 Bände.

Die zoologischen Sammlungen stehen unter dem hochverdienten Custos JOH. FRIVALDSZKY, einem Adjuncten, zwei Assistenten, einem Ausstopfer und einem Sammler.

## V.

Die botanische Sammlung, deren Grundstein die Herbarien KITAIBELS und Dr. SADLER's bilden, stehen unter der Aufsicht VICTOR von JANKA's. Der in Gelehrtenkreisen wohlbekannte Name JANKA's bürgt für den sich stets erweiternden Reichthum dieser Sammlung des Museums, die aber gegen jene des berühmten Kirchenfürsten Erzbischofs Dr. LUDWIG HAYNALD bedeutend zurücksteht. Im Museum findet sie keinen entsprechenden Raum und soll mit der Zeit in die Räumlichkeiten des botanischen Gartens übertragen werden. Auch in Hinsicht der Fachbibliothek steht diese Abtheilung den übrigen nach; die Liberalität des Erzbischofs HAYNALD, mit der er seine überaus reiche botanische Büchersammlung den Botanikern der Hauptstadt zur Verfügung stellt, macht die Mängel der Museumsbibliothek in dieser Hinsicht weniger fühlbar.

## VI.

Das geologische und mineralogische Cabinet bildet wieder einen Glanzpunkt des Museums. Durch den Ankauf der berühmten FÜRST LOBKOVITZ'schen Sammlung im Jahre 1871 wurde der Bestand des Cabinets verdoppelt, so dass, wenn man jetzt die bedeutendsten vier Sammlungen Europas herzählt, die des ungarischen Nationalmuseums jedenfalls genannt wird. Musterhaft ist hier die ebenso geschmackvolle als zweckmässige Aufstellung, bei welcher der Grundsatz festgehalten wurde, dass kein Stück höher aufgestellt werde, als die Hand reichen und das Auge bequem lesen kann.

Die geologische Abtheilung füllt zwei Säle, im ersten sind die

Ueberreste der tertiären und diluvialen Säugethiere ausgestellt, eine in ihrer Art einzige grossartige Sammlung beinahe ausschliesslich heimischen Fundortes. Wir sehen hier aus der tertiären Formation: Zähne und Knochen von Mastodonten, Dinosauriern, Acrotherien, Tapiren. Die Diluvialen erscheinen in Prachtexemplaren, die Höhlenbären und Hyänen, die riesigen Hirsche, Rennthiere, Auerochsen, Nashorne und die Mammuths, meistens aus dem Becken der Theiss und Donau; hier fällt besonders ein schöner, guterhaltener Kopf eines jungen Mammuths in die Augen.

Die systematische geologische Sammlung ist im grossen zweiten Saale nach Formationen aufgestellt, vom Silur bis zur Tertiärepoche. Innerhalb der Formationen sind die Gegenstände geographisch und auch wieder nach zoologischem und botanischem System geordnet. Wir heben hier die ungarische Tertiärformation hervor, die böhmische Kreide, einen vollständigen Ichtyosaurus aus Banz, den colossalen Kopf eines andern aus England, prachtvolle Fische vom Monte Balco, den Frosch im Opal, und die fossile Flora von Erdöbénye in Ungarn, Bilín in Böhmen, Euböa in Griechenland.

Die Mineraliensammlung füllt vier Säle, in denen sie nach DANA'S System aufgestellt sind. Wir finden hier viele Unica, besonders in Hinsicht Ungarns. Unvergleichlich ist die siebenbürgische Goldsammlung, die Eisenstufen von Gömör und die Metall-Producte der ungarischen Bergwerke; sehr schön sind die Smaragde, Topase, Granaten, Epidote, Zeolithe. Ebenso zeichnen sich die Apatite, Baryte, Coelestine, Calcite und hauptsächlich die Aragonite in besonders schönen Exemplaren aus.

In der Mitte der vier Säle sehen wir einen Schautisch mit geschliffenen Edelsteinen und 38 Tableaux von geschliffenen Schmucksteinen (Carneole, Agate, Labradore, Calcedone; Mokkasteine, Crystalle, Malachite, Jaspise, Amethyste u. a. m.); dann 100 Stück des verschiedensten italienischen Marmors in Ziegelform, ein Geschenk der italienischen Regierung, endlich zwei Kasten mit Meteoreisen und Meteorsteinen.



Damit das ganze anorganische Reich vertreten sei, reiht sich in den Corridoren eine Gesteinsammlung der Felsarten an die mineralogische, auch diese mit besonderer Rücksicht auf Ungarn.

Für wissenschaftliche Zwecke ist in einem kleinen Saale eine terminologische Sammlung aufgestellt; neben den zwei Arbeitszimmern befindet sich ein kleines Laboratorium und die Fachbibliothek.

Die Beamten des Cabinets, Custos Dr. JOSEF KRENNER, L. LÓCZY und S. SCHMIDT und unter ihrer Leitung der Graf JOH. PEJÁCSÉVICH, J. SZÉCSKAY, C. GROTS, A. SEMSEY publicirten in letzter Zeit eine Reihe von Artikeln in den Organen der ungarischen Academie der Wissenschaften, des Polytechnikums, der naturwissenschaftlichen Gesellschaft und in den Természetrájsi füzetek, die unter Mitwirkung der naturhistorischen Abtheilungen das Museum herausgibt. Im Ausland erschienen von ihnen Abhandlungen in GROTH's Zeitschrift für Mineralogie und Crystallographie (Strassburg), in LEONHARD's Jahrbuch für Mineralogie und Geologie (Stuttgart) und im Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt (Wien).

## VII.

Bei den naturhistorischen Sammlungen herrschte natürlich der wissenschaftliche Zweck vor, mit besonderer Berücksichtigung auf die Fauna und Flora Ungarns, bei denen die Vollständigkeit angestrebt wird; in der modernen Gemäldegallerie ist dagegen der nationale Standpunkt gewahrt, sie soll, so weit es die Mittel erlauben, die Kunst Ungarns vor das Auge führen; *blos ein* Saal ist den Werken fremder, meistens deutscher Maler eingeräumt. Von einer ungarischen Schule kann bis jetzt noch keine Rede sein; unsere Künstler erhielten ihre Ausbildung im Auslande, lehnten sich dort an irgend eine herrschende Schule an, und blieben oft in der Fremde, wo immer sich ihrer Thätigkeit ein Feld öffnete. MÁNYOKI und KUPECZKI traten im vorigen Jahrhundert in den Dienst des Kurfürsten von Sachsen; von Ersterem besitzt die Gallerie kein Bild, von Letzterem *blos* das eigene Portrait. CARL

MARKO, der in diesem Jahrhundert in Italien lebte und starb, ist dagegen mit einigen dreissig Gemälden sehr gut repräsentirt. Wir sehen seine ersten dilettantischen Anfänge, als er noch die Messkunst studirte, dann die schönen idealen Landschaften seiner ersten italienischen Epoche und die etwas breiten, technisch vollkommenen Arbeiten der spätern Zeit. Seine Söhne FRANZ, CARL und ANDREAS erbten seine fleissige Ausführung ohne das Genie des Vaters; sein bedeutendster Schüler ist ANTON LIGETI, jetzt Custos der Gallerie, der mehrere Jahre sich in Sicilien, Palästina und Syrien aufhielt, und dort die glühende Farbe des Orients sich angeeignet hat; er ist jetzt der bedeutendste Landschaftsmaler Ungarns.

Neben ihm sehen wir die gediegene Kunst GUSTAV KELETI'S. Schade, dass seine Thätigkeit als Director der Zeichenschule so sehr in Anspruch genommen wird, dass sein Pinsel schon seit längerer Zeit ruht. CARL BRODSZKY'S saubere Landschaften, in kühlem Silbertone gehalten, zeugen von Talent; MÉSZÖLYI machte sich durch die breite Behandlung und das gewissenhafte Naturstudium einen Namen; neben ihm ist noch JOHANN GREGUSS zu nennen, der sich übrigens mehr im Genre auszeichnet. Dies sind die bedeutendsten Landschaftsmaler Ungarns. NICOLAUS BARABÁS, der eben sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum feierte, galt durch lange Jahre für den besten Portraitmaler, alle Notabilitäten Ungarns aus der vorrevolutionären Epoche sind ihm gesessen; er war der erste ungarische Maler, der den Muth hatte, seinen Aufenthalt in Pest zu nehmen und russische Anträge zurückzuweisen; seine gefällige glatte Manier entsprach dem damaligen Geschmack. Zwei Schüler RAHLS, KARL LOTZ und MORIZ THAN, bürgernten die Frescomalerei in Budapest ein; sie verzierten die Redoutensäle, den Fries des Stiegenhauses im Museum, den Festsaal des Gymnasiums, Lotz auch das Vestibule und den Lesesaal der Universitäts-Bibliothek und den Plafond des Corridors im Künstlerhause; seine Compositionen sind stets tief durchdacht und grossartig aufgefasst, dagegen ist THAN stärker in der Farbe; dies und die Leichtigkeit mit der er den Pinsel führt, sichert ihm



einen bedeutenden Rang unter den Künstlern. Sein Gegensatz ist BARTHOLOMÄUS SZÉKELY, dessen Arbeiten durch ihre oft zu ängstliche Gewissenhaftigkeit in der Ausführung manchmal seinen Skizzen nachstehen. VICTOR MADARÁSZ studirte in Paris mit Auszeichnung, in einigen seiner Bilder ist die Luftperspective sehr schön, in neuerer Zeit wird aber seine Farbentechnik eine zu durchsichtige, seine Gestalten werden zu Luftgebilden. Von den jüngeren Malern in Budapest, dem Genremaler VASTAGH und dem Thiermaler PÁLIK, deren Talent allgemein anerkannt wird, befinden sich keine Bilder im Museum. Von den im Auslande lebenden ungarischen Künstlern ist LITZEN MAYER nicht vertreten, WAGNER nur durch Erstlingsgemälde, die seinem jetzigen Ruf kaum entsprechen; MUNKÁCSY durch ein bedeutendes Bild, das seine Fehler und grossen Vorzüge zeigt; ZICHY's grosses Gemälde: die Königin am Sarge FRANZ DEÁK's gab zu einer langen Polemik Anlass, es fand ebenso enthusiastische Bewunderer, wie scharfe Kritiker. BENCZUR's, des Pilotyschülers, Taufe Stephan's des Heiligen schlägt alle Bilder in der Nachbarschaft durch seine Farbenpracht, jedoch ist die Composition nicht von gleicher Stärke. Zwei schöne Gemälde SZOLDATICS's, der in Rom Kirchenbilder malt, mahnen an OVERBECK; BROCKIE's Portraits und Compositionen an die Venezianer. Er starb in England.

Von fremden modernen Meistern, die in der Gallerie repräsentirt sind, nennen wir: DANNHAUSER, HAYEZ, WALDMÜLLER, SCHROTZBERG, AMMERLING, SELÉNY, VOLCZ, SCHLEICH, ACHENBACH, ADAM, CANON, hauptsächlich aber das grosse Nero-Gemälde PILOTI's.

Die Anfänge einer National-Portraitgallerie sind in zwei kleinen Sälen ausgestellt, bis jetzt blos einige Staatsmänner des vorigen und Künstler, Gelehrte und Schauspieler des jetzigen Jahrhunderts.

Die Sculptur war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Ungarn ganz vernachlässigt. Zur Zeit Maria Theresia's zeichnete sich FRANZ MESSERSCHMIED aus, seine Arbeiten sind naturalistisch, derb charakterisirt, doch sein Hang zum Karrikiren und seine Sonderlingslaunen verscherzten ihm bald die Gunst des Hofes und

der Grossen, er zog sich nach Pressburg zurück, wo er sich von jeder Gesellschaft fern hielt und in vollkommener Einsamkeit starb. Das Museum besitzt von ihm die Büste eines Lachenden und eines Weinenden, so wie acht kleine Portraitmedaillons in Marmor. DAN. BÖHM, 1794 zu Kirchdrauf in Zipsen geboren, studirte einige Jahre in Italien, schloss sich anfangs der Richtung der Nazarener an, arbeitete meistens Reliefs in Kehlheimerstein, ward später ein berühmter Medailleur und Kunstkenner von feinstem Gefühl. Ein Reliefportrait der Kaiserin Maria Anna zeugt von seiner edlen Auffassung. Sein talentvoller Sohn JOSEPH, jetzt in London, meisselte die Büste seines Vaters mit grossem technischem Geschick aus Marmor und schenkte sie dem Museum. BÖHM's Einfluss auf die moderne Kunstanschauung war bedeutend: Baron SACKEN und EITELBERGER in Wien, Graf SCIPIO in Krakau, Graf SAM. FFSTETICS, Dr. HENSZLMANN, PULSZKY in Ungarn sind seine Schüler. — F. FERENCZY, ein urwüchsiger Ungar, arbeitete in den zwanziger Jahren im Atelier THORWALDSEN's; seine erste Statue, ein Mädchen, das Profil ihres Geliebten in den Sand zeichnend, ist fleissig und elegant. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland verfertigte er viele Marmorbüsten, deren Portraitähnlichkeit gelobt wurde; doch fern von künstlerischen Anregungen verwilderte sein Talent: die Monumente KARL KISFALUDY's, KÖLCSEY's, VIRÁGH's sind gänzlich verfehlte Werke. — Der Concours für das Denkmal des Grafen SZÉCHENYI führte den Bildhauer JOSEPH ENGEL nach Ungarn zurück, nachdem er lange Jahre in London und Rom gearbeitet hatte. Seine Werke sind correct aber kalt, am besten gelingen ihm Portraitbüsten, von denen vier im Corridor der Gallerie ausgestellt sind. Der unlängst verstorbene NICOLAUS IZSÓ war ein genialer Künstler, sein ungarischer Schäfer, seine Genrefiguren in Terracotta und die meisten seiner Portraitbüsten sind von ebenso origineller Auffassung als echtem Schwung, doch artete sein Styl manchmal in Manier aus. Von ZÜLLICH besitzt die Gallerie eine halblebensgrosse Statue der Hera; er befasst sich seit längerer Zeit mit der Glyptik und verfertigt lobenswerthe Cameen.

Die Büsten des Baron NICOLAUS VAY im Museum und seine



Statuen in Wien, Stuhlweissenburg und Fűred sind von so verschiedenem Werth und Styl, dass es schwer fällt ein Urtheil über diesen Künstler zu fällen. Einige Reliefs von KUGLER († 1874) und eine Büste ARADI's gehören zu den Werken ungarischer Künstler. Von der nachwachsenden Generation (ADOLF HUSZÁR, SZÁSZ, JULIER) besitzt das Museum noch kein Werk.

### VIII.

Als Fürst PAUL ESZTERHÁZY im Jahre 1865 seinen Gartenpalast in der Mariahilfer Vorstadt in Wien an die Commune von Wien verkaufte, sandte er auf Ansuchen des Grafen EMIL DESSEWFFY, des Präsidenten der ungarischen Academie der Wissenschaften, seine Gallerie nach Budapest, wo für dieselbe der oberste Stock des Academiegebäudes eingerichtet wurde. Im Jahre 1870 kaufte sie das Land (zusammen mit der bedeutenden Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen) um die Summe von 1.300,000 fl. Die Gemälde, die der Erzbischof von Erlau, LADISL. v. PYRKER, schon früher dem Museum vermacht hatte, wurden nun mit der Eszterházy-Gallerie vereinigt. Bischof ARNOLD v. IPOLYI schenkte dem Lande eine Auswahl von alten Sienesen und alt-deutschen Bildern, die ebenfalls hier aufgestellt wurden; dazu kamen noch einige Gemälde, die aus den Regierungsgebäuden im Jahre 1848 ans Museum übergegangen waren.

Unter den Privatgallerien Wien's war die Eszterházy'sche jedenfalls die bedeutendste, aber am wenigsten bekannte. WAAGEN war verhindert sie zu sehen; nur der ziemlich leichtfertige VIARDOT gab eine oberflächliche Beschreibung von ihr; um so werthvoller ist ein ungedruckter Schätzungscatalog OTTO MÜNDLER's, den dieser Kunstkennner im Auftrage des damaligen Ministerpräsidenten, Grafen ANDRÁSSY, verfertigte, um einen Anhaltspunkt bei den Verhandlungen des Ankaufs zu gewinnen.

Die Landesgallerie ist in sechzehn Cabineten und Sälen im zweiten und dritten Stockwerke des Academiepalastes nach Schulen, und innerhalb derselben, so weit es möglich war, chronolo-

gisch aufgestellt. Die deutschen Schulen sind nur schwach vertreten. Ein grosses Tafelgemälde mit dem Tode Maria's und den Heiligen: Gregor, Johannes Ev., St. Augustin, St. Florian, Johannes Bapt. und Sebastian, mit dem Namen des Künstlers HANS ZEITBLUM bezeichnet, gehört zu den wichtigsten Denkmälern der schwäbischen Schule. Die sächsische ist durch zehn Gemälde LUCAS CRANACH's vertreten, darunter die Vermählung der heiligen Catharina, eine wahre Perle. Sehr schön ist die Ehebrecherin vor Christus, von der wir verschiedene Repliken kennen; bedeutend die Maria del popolo, die mit ihrem Mantel Kaiser, Papst, Edelmann, Bürger, Bauer gegen den dreifachen Pfeil des Allmächtigen schützt, zu welchem der kniende Christus vergeblich um Schonung der Welt fleht. Zwei lebensgrosse Portraits von CHRISTOPH AMBERGER und zwei von NIC. LUCIDEL, genannt Neufchatel, zeigen die Vortrefflichkeit der späteren nürnbergischen Schule. Von LUCAS van LEYDEN, diesem so seltenen Meister, sehen wir eine Lucretia; die Krone dieser Abtheilung ist aber die Kreuzigung von HANS MEMLING, ein kleines Bildchen, offenbar das Original des Lübecker Altarbildes, ganz wohl erhalten, blos in der Höhe finden wir einige Retouchen in der Luft und an dem einen Schächer.

Unter den Altitalienern, meistens aus RAMBOUX's Sammlung, machen wir auf die drei SIENESI'schen Rechnungsbücherdeckel aus dem XIII. Jahrhundert aufmerksam; auf einem derselben vom Jahre 1286 sehen wir den Kämmerer Fr. Thomacius, auf dem andern den Camerlengo Ghifol, den Mönch von San Donato. Die lange Reihe der meist namenlosen Sieneser bis auf NICOLÒ DA FOLIGNO, von dem wir hier den heiligen Bernardino mit dem Namen des Künstlers und der Jahreszahl 1497 sehen, ist äusserst lehrreich; die Eremiten in der Thebais werden mit einiger Berechtigung dem PIETRO LORENZETTI, eine Madonna dem AMBROGIO zugeschrieben; dagegen ist ein Altärflügel sammt predella, mit dem heiligen Nemasius und Johannes Bapt., sowie im Giebel dem Propheten Jesaias ein unzweifelhaftes Werk SPINELLO ARETINO's; eine Madonna in trono zwischen der heiligen Margaretha und Catharina ist mit dem Namen GUIDOCCIO COZZARELLI's be-



zeichnet. Ein weiblicher Frescokopf aus der Unterkirche von Assisi ist ein unzweifelhaftes Werk Giotto's.

Das Portrait des Bischofs Ipolyi von MICH. KOVÁCS gemalt, ist in dem Cabinet aufgestellt, welches die Geschenke dieses Kirchenfürsten schmücken. Aus Eszterházy'schem Besitz sehen wir eine Grablegung von GIROLAMO de COTIGNOLA, bezeichnet; eine ausgezeichnete, mit dem Namen des Künstlers versehene Madonna von CARLO CRIVELLI, aus Pyrker's Nachlass eine ebenfalls bezeichnete von CIMA da CONEGLIANO, und das Brustbild der alternden Königin von Cypren, Catharina Cornaro von GENTILE BELLINI, auch diese bezeichnet.

Das vierte Cabinet enthält die Gemälde aus der höchsten Blüthezeit der Kunst, die köstliche unvollendete Madonna RAFAEL's, ein unbezweifelt anerkanntes Originalwerk; die Madonna CORREGGIO's, an der aber die Brust und Hand restaurirt sind; die berühmte Maria mit dem Jesuskinde zwischen der heiligen Catharina und Barbara von B. LUINI; die lange dem LEONARDO zugeschrieben war und als solche in Kupfer gestochen wurde; ein männliches Portrait mit einem Briefe, auf dem wir die räthselhafte Inschrift lesen: A Marc Antonio della Torre Lionardo di Pier da Vinci manda il ritratto. Ist es ein Bildniss LEONARDO's oder della TORRE's? es hat stark gelitten. Maria mit dem Jesuskinde von BOLTRAFFIO; das Brustbild der heiligen Catharina von AURELIO LUINI; Maria mit dem Jesuskinde, dem heiligen Hieronymus und dem Engel des Gerichts nach LEONARDO's Composition von einem seiner bedeutendsten Schüler; Maria mit dem Jesuskinde von FRANCESCO FRANCA, eine andere mit zwei Engeln von JACOPO FRANCA, eine andere von BUGIARDINI, eine andere von GAUDENZIO FERRARI, eine andere bezeichnete von VINCENZO CATENA, stark restaurirt, eine andere von PARMEGIANINO, dann venetianische Portraits von GIAN BELLINO, TINTORETTO, PAOLO VERONESE, hauptsächlich aber die Anbetung der Hirten, ein bezeichnetes Hauptwerk RIDOLFO GHIRLANDAJO's aus dem Jahre 1510, dem man noch den Einfluss RAFAEL's ansieht. Ein feines, leider etwas verwaschenes Brustbild, nach PASSAVANT das Portrait Francesco Marias

della Rovere, könnte nach ihm ein Jugendwerk RAFAEL's sein; ein schönes weibliches Bildniss von PALMA VECCHIO ist stark restaurirt.

Im nächsten Cabinet zeichnet sich eine Deposition von BRONZINO aus, von heller bestechender, wiewohl sehr kalter Färbung. Die drei Grazien VASARI's, des liebenswürdigen Kunsthistorikers, charakterisiren den manierirten Maler; es folgen DOLCI, CIGOLI, SASSAFERRATO, BRUSIASORCI, CARLO MARATTA, die man Alle im vorigen Jahrhundert höher hielt als jetzt. Im sechsten Cabinet finden wir die Kartenspieler und ein Selbstportrait CARAVAGGIO's, des Gründers der modern-naturalistischen Schule. Die Unterschrift des Portraits ist höchst interessant.

Im letzten Cabinet befindet sich neben unbedeutenden Neapolitanern das Bildniss des Fürsten PAUL ESZTERHÁZY von BORSOS; im vierten Cabinet die Marmor-Büste des Bischofs PYRKER.

Bologneser füllen das erste Zimmer im dritten Stock: fünf GUIDO RENI's, von denen David und Abigail hier sein bestes Gemälde ist, ein ALBANO, ein DOMINICHINO, ein GUERCINO, alle zweiten Ranges. Auch das nächste Zimmer enthält späte Italiener, unter denen aber TIEPOLO's Ferdinand der Katholische, als heiliger Jacob in der Schlacht von Cadix die Mauren überwindend, grossartig hervorleuchtet; einige CANALES und CANALETTOs gehören zu den besten Bildern dieser Meister.

Es folgt nun die holländische Schule, die stärker vertreten ist als die italienischen. Wir heben zwei schöne Landschaften BERGHEM's heraus, einige Seestücke von BEEBSTRATEN, SIMON de FLIEGER, ein köstliches, von W. van der VELDE. Alle drei BREUGHEL sind gut repräsentirt, auch JOH. van HUYSUM, WEENIX, GERBRANDT van ECKHAUT, METZU, NETSCHER, KNELLER u. a. m. Die besten Bilder der Schule sind im grossen Mittelsaale aufgestellt, eine ganze Reihe von Meisterwerken, ein Hauptbild JAN van STEENS, er selbst und seine Familie, eine unordentliche Schankwirthschaft; von ALBERT CUYP, seine Familie, im Hintergrunde eine schöne Landschaft; und die Kühe im Wasser, eines der schönsten Gemälde dieses Meisters; herrliche DE HEEMS, HONDEKOETERS, ADRIAN und ISAC OSTADES, BRACKENBURGS, DAVID TENIERS, DUSARTS, WOUVER-



MANS, Van der NEERS, SALOMON und JACOB RUYSDAELS. Portraits von MIREVELT, Van der HELST, BRAMER, FERD. BOL, das Selbstportrait des FRANZ HALS, drei REMBRANDTS und der berühmte Ecce homo, lange für REMBRANDT gehalten und als solcher von VIARDOT beschrieben; es ist jedenfalls ein bedeutendes Bild, aber seiner Technik zufolge das Werk irgend eines ausgezeichneten Schülers des grossen Meisters. Von der Hand RUBENS zielt kein bedeutendes Bild diese Gallerie; von Van DYCK sehen wir hier das Portrait eines alten Herrn, der einer ältlichen Dame mit unendlicher Innigkeit die Hand reicht; von GONZALES COCQUES die Familie van Eyck.

Die spanische Schule ist hier reicher, als man sie sonst ausserhalb Spaniens und Englands sehen kann. Ein schöner Christus von JUAN JUANEZ, fünf bedeutende MURILLOS, darunter die Madonna mit den Missionären, und ein ausserordentlich schönes Portrait, mehrere ZURBARANS und RIBERAS; ALONZO CANO, RIBALTA, CARDUCHO, MOYA sind je durch ein, GOYA durch zwei Gemälde vertreten.

In den Zimmern der französischen Schule zeichnen sich drei Landschaften von CLAUDE LORRAIN aus, eine von FRANCISQUE MILLET und mehrere Portraits von RIGAUD.

Wir nannten hier nur die bedeutendsten Meister, der Kunsthistoriker findet auch unter den Bildern der Meister zweiten Ranges vieles für die Kunstgeschichte Wichtige.

An die Bildergalerie schliesst sich eine ausgezeichnete Sammlung von Handzeichnungen: zwei unzweifelhafte RAFAELS, mehrere MICHELANGELOS, einige DÜRERS, ein MARTIN SCHÖN, ein RUBENS, mehrere OSTADES, dreissig REMBRANDTS, der zahlreichen Handzeichnungen der Bologneser nicht zu erwähnen. Im Kupferstich-Cabinet sehen wir eine bedeutende Anzahl von DÜRERS, MARC ANTONIOS, REMBRANDTS, MARTIN SCHÖNS. Die Sammlung der Kleinmeister ist von seltener Schönheit.

## IX.

Das Industrie-Museum wurde erst in neuester Zeit gegründet zum Theil durch Ankauf aus der Wiener Weltausstellung von 1873, durch die Gegenstände ostasiatischer Kunstindustrie, die XANTUS auf seiner Reise zusammengebracht hatte, durch eine Sammlung, welche die ungarische Hausindustrie uns vor die Augen führt, zum Theil endlich durch alle Gegenstände, die aus dem Antikencabinet des Museums, als in keinem Zusammenhange mit Ungarn stehend, hier deponirt wurden. Ein Theil der Vasensammlung des Fürsten WITTGENSTEIN wurde nachträglich angekauft, Graf FRANZ ZICHY, der Internuntius in Constantinopel, schenkte eine Anzahl cypriotischer Vasen. Das Industrie-Museum ist in den unteren Räumen des Künstlerhauses aufgestellt und füllt dort sechs Säle; es darf sich den neuerdings entstandenen Industrie-Museen Deutschlands kühn an die Seite stellen. Leider ist seine Dotation gering und die Finanzlage des Landes erlaubt für jetzt keine grösseren Auslagen.

FRANZ PULSZKY.

---



## PREUSSISCH-UNGARISCHE VERHÄLTNISSE

1789—1790. \*

Das Todesjahr Kaiser Joseph II., das Jahr, in welchem nach langer Pause zuerst wieder ein erfolgreicher Reichstag die Gesetze Ungarns bestimmte, bildet einen der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte unseres Vaterlandes. Die revolutionäre Regierung Josephs hatte die Continuität der Landesverfassung zerrissen; erst nach schweren Schwankungen gelang es dem hochbegabten Leopold II., das Interesse der von seinem Vorgänger mit dem Untergange bedrohten Nation mit dem der Gesamtmonarchie in Einklang zu bringen und dem Widerstande, an dem so eben die österreichische Politik gescheitert war, ein Ende zu setzen.

Ohne Zweifel war der Eifer, mit dem die Nation damals die Wiederherstellung ihrer alten Verfassung forderte, eine freiwillige, spontane Aeusserung des Volksgeistes. Aber so wie diese inländische Bewegung der Ausführung der auf die Vergrößerung seines Reiches zielenden Pläne des Kaisers ungeheure Schwierigkeiten in den Weg legte, so war es andererseits die allgemeine Constellation der europäischen politischen Lage, welche es dem ungarischen Adel möglich machte, für das Existenzrecht Ungarns gegen die centralisirenden Tendenzen des Kaisers mit der Hoffnung auf Erfolg ankämpfen zu können, ohne dass es bei diesem Kampfe der Waffen bedurft hätte.

### I.

Wie die innere, so war auch die auswärtige Politik Kaiser Joseph II. eine revolutionäre, jede Rücksicht auf die historische Entwicklung ausschliessende. Der Feuereifer des Herrschers machte die Entschliessungen seines Kanzlers, des Fürsten von KAUNITZ, rascher und gefährlicher. Das Hauptziel dieser Politik war die Ausbreitung des Reiches im Westen durch die Annexion von Baiern, im Südosten durch die Eroberung von Serbien, Bos-

\* Aus den kön. geh. Archiven von Berlin, Budapest und London.

nien und der Wallachei. Ihre Hauptmittel: die mit Frankreich und Russland geschlossenen Bündnisse, der Triumph der KAUNITZschen diplomatischen Künste. Beide widersprachen der habsburgischen Tradition, die von jeher den Bourbonen ebenso wie der Ausdehnung des russischen Einflusses in Polen Widerstand geleistet. Noch im Jahre 1770 bezeichnete KAUNITZ die russische Macht in den Donaufürstenthümern als eine immense Gefahr für Ungarn.\* Die Theilung Polens verhinderte noch das Aneinanderplatzten der Gegensätze. Auch Joseph's Nachfolger erklärte dem englischen Gesandten Lord ELGIN im Jahre 1791, dass im Süden die Türkei sein einziger guter Nachbar sei, dass er nur das Meer lieber als Grenze hätte als die Türkei, und dass sein Verhältniss zu Russland sich gründlich verändern müsste, wenn dieses Reich sein Nachbar würde.\*\* Aber in der Zwischenzeit, als Joseph die Geschicke der Monarchie lenkte, ist immer das Bestreben vorherrschend, mit Russland gute Eintracht zu pflegen und im Einvernehmen mit der grossen Czarin den Orient zu ordnen. Der Unterstützung des Kaisers verdankten die Russen den Besitz der Krim (1783). Einige Jahre später führte er als Bundesgenosse der Kaiserin Catharina sein Heer gegen die Pforte.

Diese radicale Frontveränderung in der Politik der Monarchie wird durch *einen* Gesichtspunkt erklärt: durch das Verhältniss, in dem sie zu Preussen stand. Oesterreich begegnete überall der erfolgreichen Gegenwirkung Friedrichs II. Preussen verhinderte im Jahre 1779 die Erwerbung Baierns und organisirte 1785 den Widerstand der deutschen Fürsten gegen ihr Oberhaupt. Nach dem Tode des grossen Königs erwachte in Joseph die Idee, sich auf einen besseren Fuss mit Preussen zu stellen.\*\*\* Aber es blieb bei dem Vorsatz. Bald machte sich die Reaction um so stärker geltend. Das Bestreben die neue Grossmacht zu erniedrigen blieb vorwiegend. Maria Theresia hatte sich zu diesem Zwecke mit dem gehassten Frankreich verbündet, jetzt suchte der römische Kaiser die Freundschaft der Czarin, die er sonst verachtete.† An der unteren Donau wollte er die Hegemonie im römischen Reiche erringen.

Auch die Gegenpartei blieb nicht müssig. Die Occupation Hollands (1786) hatte die Beziehungen zwischen Gross-Britannien und Preussen gefestigt. Gegen Russland konnte man auf eine grosse Partei in Polen und auf Schweden rechnen. Anfangs leiste-

\* LEOP. v. RANKE. Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. 2. Ausgabe. S. 9.

\*\* Lord ELGIN an den Herzog von LEEDS, Mailand, 19. Jun. 1791.

\*\*\* RANKE, die deutschen Mächte. Analecten S. 497.

† ARNETH, Briefwechsel zwischen Joseph II. und Catharine II. S. 278. Note.



ten die Türken so energischen Widerstand, dass man hoffen konnte, sie würden den Angriff der beiden Kaiser auch allein abwehren können. Nach dem Falle von Belgrad und dem Vorrücken des Fürsten Potemkin in der Moldau musste man jedoch auf Mittel denken, das europäische Gleichgewicht zu erhalten.

HERTZBERG, die Seele des preussischen Cabinets, arbeitete einen Plan aus, dem gemäss Oesterreich einige Provinzen vom Sultan erobern, dafür aber Galizien ganz oder zum Theil an Polen zurückgeben sollte. Preussen sollte Thorn und Danzig erhalten. Für die Ausführung dieses Planes setzte er mit der ganzen doctrinären Starrheit seines Charakters seine ganze Macht ein. Vorerst wollte er aber nur diplomatische Mittel in Anwendung bringen. Als DIETZ, der preussische Gesandte bei der Pforte, im März 1788 schrieb, dass der Augenblick gekommen sei, Ungarn zu einem unabhängigen Königthume zu erheben und hiedurch die Action der beiden Kaisermächte zu lähmen, stellte HERTZBERG diese Idee seinem König als «ebenso barock, als undurchführbar» dar.\* JACOBI, der kurfürstlich brandenburgische Gesandte in Wien, betrachtete eine Revolution in Ungarn schon im Herbst 1788 als bevorstehend,\*\* erhielt aber diesbezüglich noch keine Instructionen.

Ein halbes Jahr später war der Krieg zwischen dem Kaiser und Preussen, — das, um nicht ohne Beute auszugehen, ein so reges Gefühl für die Pforte zeigte — sehr wahrscheinlich geworden. Demgemäss erlitt auch die preussische Politik eine Umgestaltung. Als B. HOMPESCH, der sich für einen Abgesandten der ungarischen Magnaten ausgab, mit den Empfehlungen der Herzoge von Weimar und Braunschweig nach Berlin kam (10. April 1789), warnt der Minister den König, nicht auf dessen Vorschläge einzugehen, so lange der Frieden mit dem Kaiser noch währe. Der König hingegen nahm HOMPESCH in seine Dienste und dachte in ihm ein nützliches Werkzeug gewonnen zu haben. In seinem Briefe über diese Angelegenheit giebt er der Meinung Ausdruck, dass er als Nachkomme der Anjou's rechtmässiger Erbe von Ungarn sei. Er erhebt zwar keinen Anspruch auf die Krone des heil. Stephan, hofft aber dort gegen den Kaiser grosse Unruhen anstiften zu können. HERTZBERG, der früher am Archive diente, rectificirte die Ansicht des Königs über die Erbfolge und richtete seine Gedanken auf die Erwerbung einiger Districte von Böhmen.\*\*\*

Der erwähnte Brief des Königs beweist auch, dass sein Ge-

\* DIETZ, 8. März, 1788.

\*\* JACOBI, 30. Oct. 1788.

\*\*\* Eigenhändiger Brief des Königs an HERTZBERG, Berlin, 10. Apr. 1789. HERTZBERG antwortet am 12. April.



sander in Wien schon damals mit den ungarischen Unzufriedenen in Verbindung stand. Bei der Beurtheilung dieses Verhältnisses ist nicht nur Preussens damalige Feindschaft gegen den Kaiser in Betracht zu ziehen, sondern auch der Umstand dass ein grosser Theil des ungarischen Volkes schon seit mehr als einem Jahrhundert auf den Fürsten von Preussen als den Wahrer seiner Rechte blickte. Seit den grossen Protestantenvverfolgungen unter Leopold I. verging kaum ein Jahr, ohne dass Einzelne oder Corporationen aus Ungarn an den Kurfürsten von Brandenburg, später an den König von Preussen die Bitte gerichtet hätten, für sie beim Kaiser sein Fürwort einzulegen. Besonders der grosse Kurfürst Friedrich Wilhelm und König Friedrich Wilhelm I. zeichneten sich in dieser Richtung aus. Selbst Friedrich der Grosse nahm sich der ungarischen Protestanten an, damit er sich im Lande eine Partei schaffe. Im Jahre 1751 fordert der atheistische König den Bischof von Breslau auf, im Interesse der ungarischen Protestanten an den Papst zu schreiben, «um das Vertrauen dieser guten Leute und ein gewisses attachement nicht zu verscherzen». \* Im Ganzen waren für die Verhältnisse mit Preussen bis 1790 die religiösen Beziehungen massgebend, sowie für die mit Frankreich die politischen.

Die fortwährende Kränklichkeit des Kaisers im Sommer 1789, von welcher der preussische Gesandte seinen Hof mit schonungsloser, oft beinahe schadenfroher Pünktlichkeit unterrichtete, rückte die Möglichkeit eines Einverständnisses zwischen Preussen und den ungarischen Missvergnügten näher. Wir wissen, dass ein grosser Theil des Adels in der Rückkehr zum Wahlkönigthume die beste Sicherung seiner Constitution erblickte. So lange Joseph lebte und so lange nur der Türkenkrieg seine Kräfte in Anspruch nahm, erschien ein Abfall vom Hause Habsburg, das seit 1687 erblich war, höchst bedenklich. Trotz der Unterdrückung und der unverhüllt zu Tage tretenden Antipathie des Kaisers musste man dulden, so lange nicht eine Krisis in der europäischen Politik die österreichische Macht ganz beschäftigte. «Ueberall herrscht Verwirrung», schreibt JACOBI am 2. Dec. 1789, «aber es wird nur dann zum Aufstand kommen, wenn sich die andern Mächte in den Orientkrieg mengen».

Dem Kaiser war diese Sachlage kein Geheimniss. Der Erfolg des belgischen Aufstandes hatte sein centralisirendes und nivellirendes System schwankend gemacht. Schon am 19. December weiss der englische Gesandte, dass Joseph seine Politik den Ungarn gegenüber verändert habe. Während jedoch der sanguinische Souverain die Hoffnung nährte, dass ihn die durch seine Nach-

\* Friedrich an seine Minister, Potsdam, 1751, 14. Febr.



giebigkeit befriedigte Nation kräftig unterstützen werde, berichtet Jacobi noch am 26. December, dass die Ungarn nur deshalb auf die Gesichtspunkte ihres Herrschers eingehen, weil sie den Frieden für bevorstehend ansehen.

Wie schon gesagt: Ungarn wünschte eine festere Garantie seiner Verfassung, als sie der wandelbare Wille eines Selbstherrschers bietet. Die gründlichste Garantie wäre ohne Zweifel die Aufstellung einer neuen Dynastie gewesen, welche nur in der dankbaren Anhänglichkeit der Nation ihre Stütze fand. Die Abstammung der Grafen Crouy-Chanel vom Stamme Árpád und ihr Anrecht auf die ungarische Krone wurde eifrig besprochen. Schon HOMPESCH brachte den Wunsch einer grossen Partei zur Sprache: einen englischen oder preussischen Prinzen zum König zu wählen; aber damals hielt HERTZBERG dies nur für den Kriegsfall für möglich. Jetzt war der Appell an die Waffen höchst wahrscheinlich. Joseph der Zweite lag auf seinem Sterbebette, sein Reich war im Innern zerrüttet, von Feinden umgeben. Einer der kritischsten Momente in der Geschichte Oesterreichs war hereingebrochen.

Da geschah es, dass sich mehrere ungarische Herren nach Berlin begaben und den König von Preussen baten, ihnen einen König anzuempfehlen. \* Der König empfahl Carl August, den durch die Freundschaft, die ihm Goethe widmete und durch seine Förderung deutscher Kunst und Wissenschaft berühmt gewordenen Herzog von Weimar. Dieser nahm die Ehre an, gab sich jedoch keinen Täuschungen über die Möglichkeit seiner Regierung in Ungarn hin, und redete immer einem friedlichen Einvernehmen zwischen König und Kaiser das Wort. Auch hätte er als Prätentend nur Preussen zur Seite gehabt, denn aus den Instructionen des englischen Gesandten in Wien geht hervor, dass England die Macht des Hauses Habsburg zurückhalten, aber nicht schwächen wollte. Es leuchtete ein, wie der nüchterne JACOBI schrieb, dass Ungarn stets der österreichischen Dynastie den Vorzug geben wird, so lange es zwischen dieser und dem Sultan zu wählen hat, da es selbständig doch nicht bleiben kann. Und trotz der grossen Sympathie, welche man damals für die Türken hegte, ist es doch sicher, dass jene Herren in Berlin nur den Wunsch eines verschwindend kleinen Theiles der Nation ausdrückten. Denn wenn die Antipathie ihre Spitze thatsächlich gegen die Dynastie gerichtet hätte, wäre es nicht erklärlich, wie es Leopold II. in so kurzer Zeit gelingen konnte, das Volk für sich zu gewinnen. Auch darf man nicht ausser Acht lassen, dass ein bedeutender Theil der Magnaten und viele vornehme Edelleute mit Josephs II. Plänen einver-

\* S. RANKE, die deutschen Mächte, S. 407.

standen waren, und ihm beständig treu blieben. \* Die Nation empfand keinen Widerwillen gegen die Dynastie, nur gegen die, ihrer Verfassung und ihrer Existenz Gefahr drohenden Principien des Kaisers, des «Königs mit dem Hute», wie ihn unser Dichter PAUL ANYOS genannt hat. — Innerhalb der Schranken der Gesetzlichkeit aber wollte man die Constitution und die Nationalität durch wirklich starke Garantien befestigen und unantastbar machen.

## II.

Die Garantie der menschlichen Institutionen besteht in letzter Linie in der zu ihrer Aufrechterhaltung bereit stehenden Kraft. In Ungarn fehlte es nie an Kraft noch an Opferfreudigkeit für die Vertheidigung der alten Freiheiten; aber nach so viel siegreichen Aufständen musste man doch immer einsehen, dass ihre Sicherung nur provisorisch sein kann, und dass der Wiener Hof, der sich auf ein stets fertiges Heer stützen konnte, immer in der Lage ist, dem Willen der Nation, wenigstens für einige Zeit, zu widerstehen. Diese Ueberzeugung weckte das Bestreben, unabhängige fremde Mächte für den Bestand der politischen und religiösen Freiheiten in Ungarn zu interessiren. Eben so natürlich ist, dass die Centralgewalt jedem derartigen Trachten, als einem zur Zersplitterung des Reiches führenden, entschieden entgegen trat. Wenn Preussen, die Niederlande oder England das Recht haben, als Schutzmächte der Protestanten in Ungarn aufzutreten, geräth die Habsburgische Monarchie in dieselbe Situation, in welche das Protectorat des Czaren über seine Religionsverwandten die Türkei stürzte. Dennoch war Kaiser Rudolf II. gezwungen, im Wiener Frieden (1606) in die gegenseitige Garantie der Conföderation seiner Königreiche und Herzogthümer einzuwilligen. Im Freiheitskampfe Franz Rákóczy's hingegen wusste die Regierung alle Versuche zu vereiteln, welche Ungarns Constitution unter den Schutz fremder Mächte stellen wollten.

Jetzt verfolgte die Partei, welcher die alte Verfassung und ihre «Umschanzung» über Alles ging, dieselben Zielpunkte. Jedermann sah, dass bloß die Furcht vor der Einnischung Preussens und seiner Bundesgenossen den Umwälzungen des Kaisers Einhalt gethan habe. Selbstverständlich musste es der heisseste Wunsch eines jeden sein, der in den Erinnerungen an die angestammte Verfassung lebte und webte, dieser für alle Zukunft den Schutz zu sichern, welchen ihr damals die augenblickliche Combination der europäischen Verhältnisse bot. Mehrere Comitete berufen sich in

\* S. WILH. FRANKÓI, die Verschwörung des Martinovics. In den «Századok», 1878, I. S. 10.



ihren Schreiben an den Kaiser vom Anfange des Jahres 1790 auf die Garantie der schlesischen Stände von 1606.\* Jetzt war der König von Preussen der Rechtsnachfolger dieser letzteren. Indessen verleugnete die preussische Politik ihre Verhandlungen mit den Ungarn.\*\* Auch JACOBI's Briefe lauten viel friedlicher. Selbst wo die wichtigsten politischen Interessen streiten, stumpfen sie die Gefühle und Affecte der leitenden Personen nicht ab. Auf beiden Seiten war die Anschauung vorherrschend, dass mit dem Tode des Kaisers die bisherige Spannung ein Ende haben müsse. JACOBI und sein Amtsgenosse PODEWILS preisen die Nüchternheit der ungarischen Forderungen und hoffen auf ein herzliches Einverständniss mit dem neuen Herrscher. Leopold schrieb gleich nach seinem Regierungsantritte zwei sehr freundschaftliche Briefe an Friedrich Wilhelm, der in gleichem Tone erwiderte. Es schien als ob, wie in der griechischen Tragödie, der Tod des Helden das Schicksal mit seiner Sache versöhnt hätte.

Preussens Politik erscheint in diesem Zeitpunkte als schwankend, eines grossen Zielpunktes entbehrend. Die grosse Persönlichkeit Friedrichs drückt ihr nicht mehr das Gepräge auf; andererseits hat sie noch keine Fühlung mit der deutschen nationalen Idee. Sie bewegt sich nur in der Negation: nur die Opposition gegen Oesterreich sticht überall hervor. Selbst JACOBI weiss sich in diesem Labyrinth nicht zurecht zu finden.\*\*\* Wie er dem englischen Gesandten mittheilte, waren die Unabhängigkeit Belgiens und die Befriedigung der grossen ungarischen Partei, die mit Preussen im Bunde stand, die Punkte in seinem Programme, von welchen er nicht abweichen konnte. Wie er sagt, dachten die Missvergnügten daran, wieder eine Gesandtschaft nach Berlin und nach London zu schicken. Es ist aber möglich, dass der schlaue Diplomat dies nur ausstreute, um über die Ansichten Englands Gewissheit zu erlangen. Die Antwort war eine schroff abweisende † und Preussen wusste, dass es einen Angriffskrieg ohne englische Hilfe führen müsste. Dennoch hatte es wenig zu befürchten. Schweden, Polen und die Pforte konnten Russland hinreichend beschäftigen, und so standen dann dem preussischen Heere, welches unter Friedrich dem halben Europa widerstanden, nur die durch den Türkenkrieg demoralisirten und geschwächten österreichischen Truppen gegenüber. Eine Diversion in Ungarn und Galizien musste diese höchlichst gefährden. Frankreich, der Bundesgenosse Oesterreichs, ward durch die revolutionären Bewegungen unfähig ge-

\* JACOBI, 12. Febr. 1790.

\*\* HERTZBERG an PODEWILS 9. März 1790.

\*\*\* Sir MURRAY KEITH, 5. März 1790.

† S. MURRAY KEITH, 24. Febr. 1790.

macht, kräftig einzuschreiten, auch hätte sein Auftreten zweifellos die Gegenwirkung Englands zur Folge gehabt.

Wie wir gesehen, waren HERTZBERG's Pläne mehr gegen Russland als gegen Oesterreich gerichtet. Das Bündniss mit dieser Macht war die Basis der Politik Joseph's, und KAUNITZ setzte noch immer diese fort. War es ja sein höchster Stolz, die Czarin von dem preussischen Bündnisse abgewendet und Oesterreich geneigt gemacht zu haben. Aber der neue König, nie für die Czarin eingenommen, sah sehr wohl ein, dass der Plan POTEMKIN's, unter russischer Oberhoheit über die Moldau und Wallachei zu herrschen, Oesterreich viel mehr Gefahr drohe, als es Nutzen von Bosnien und Serbien erwarten dürfe. Der weise berechnende Souverain sah besser als der Kanzler, dass es jetzt unmöglich sei Preussen zu demüthigen. Er war daher von vornherein entschlossen, sein Reich weder für die Gunst der Czarin, noch um einige türkische Districte zu gewinnen, einem Kampfe auszusetzen, in dem er Alles auf's Spiel setzen musste.\* Andererseits stand sein Entschluss fest, nichts was er für sein Recht hielt aufzugeben.\*\* Wenn seine Politik zum Ziele führt, hat sie einen grossen Zusammenstoss zwischen Russland und Preussen zur Folge, dessen Früchte das sich wieder sammelnde Oesterreich geniesst.

Die Heere standen einander gegenüber, als König Leopold am 15. Juni gegen den Willen des Fürsten KAUNITZ, mit Rücksicht auf die inneren Zustände sich entschied, Verhandlungen mit Preussen anzubahnen. Am 25. Juni kam SPIELMANN mit des Kaisers eigenhändigem Briefe an den König von Preussen in Breslau an. Am nächsten Tage begannen die Unterhandlungen.

Wie diese Erklärung Leopold's beweist, war der Zustand Ungarns der Hauptgrund, weshalb er einem Kriege mit Preussen aus dem Wege gehen wollte. Die zahlreichen Flugschriften von 1790 bezeugen, wie hoch die Wellen der Bewegung in unserem Vaterlande gingen. Man verfolgte das Geschick des um ähnliche Fragen kämpfenden Belgiens mit regem Interesse. Gr. SZÉCHENYI, der Banus von Croatien, dessen Loyalität wohl über allen Zweifel erhaben ist, übersetzte die Amnestie Leopolds in Brüssel in's Ungarische. Selbst als der Reichstag schon beisammen sass, legte sich der patriotische Sturm nicht. Garantie war das Schlagwort. Was in den Augen der aufrichtigen aber beschränkten Anbeter der Constitution Zweck war: die Erlangung der preussischen Garantie, ward in den Händen der Diplomatie ein Werkzeug, dem König von Ungarn Belgrad und die übrigen Eroberungen zu ent-

\* AD. WOLF «Briefwechsel zwischen Leopold II. und M. Christine.» S. 122.

\*\* Ebd. S. 173.



winden. Wir können Schritt für Schritt verfolgen, wie HERTZBERG und sein König dies Werkzeug gebrauchten.

JACOBI unterhielt noch immer seine Beziehungen mit den Ungarn. Die weisen Schritte des neuen Herrschers hatten noch wenig Eindruck gemacht; es schmeichelte wohl den Herren, mit einem so mächtigen Könige, wie es Friedrich Wilhelm II. war, zu verhandeln. Im Ganzen scheint es, als ob JACOBI nur widerwillig an diesen Zetteln Theil genommen hätte. Er liebt in seinen Berichten hervorzuheben, dass Leopold auf den grössten Theil der Ungarn zählen könne. In den Instructionen dagegen herrscht ein schonungsloser Ton. Immer wieder heisst es, dass die Nation noch aus vielen Gründen ihren Frieden mit Leopold nicht gemacht haben konnte. Es scheint hieraus, als ob dem Berliner Hof ausser den Wiener Relationen auch andere Nachrichten über Ungarn zu Gebote gestanden wären.

Aber auch aus den Gesandtschaftsberichten gewinnen wir viele neue Daten über die Verbindung des ungarischen Adels mit dem preussischen Interesse. Namen sind selbst in den geheimsten chiffirten Depeschen nie genannt. Man weiss auf der preussischen Botschaft, dass die Ungarn Abgesandte nach Berlin senden wollen und dass ihr König nachgeben wird. \* Vom selben Tage, an dem die Verhandlungen in Reichenbach begannen, giebt es drei verschiedene Relationen von JACOBI, welche beweisen, wie innig das Verhältniss zwischen Preussen und einigen Magnaten geworden war, und die zugleich bezeugen, wie viel Gewicht Preussen auf diese Verbindung legte. «Der ungarische Edelmann, den Ew. Majestät kennt», erzählt der Gesandte, «sandte einen Landsmann zu mir mit der Nachricht, dass er den auf die Erneuerung der Garantie von 1606 bezüglichen Punkt der Mehrheit der Deputirten mitgetheilt habe, die darauf eingegangen sind. Sie fürchten sehr, dass sie von Eurer Majestät in der grössten Gefahr verlassen werden. Ich versicherte sie des Schutzes Ew. Majestät für den Fall, dass der Reichstag Ew. Majestät hiezu feierlich auffordert, und sagte ihnen, dass ich den Frieden nicht für wahrscheinlich halte. Wenn der Krieg ausbricht, sollten preussische Truppen in's Land einbrechen. Viele Officiere in Galizien sind der Nation treu.» \*\* Ferner erfahren wir, dass die Partei der Garantie in Ofen die grosse Mehrheit, besonders den kleinen Adel für sich hatte. Selbst wenn der Friede zu Stande kommen sollte, wird man die Sache nicht fallen lassen, und ein Krieg hätte ein ausserordentliches Sinken der königlichen Prärogative zur Folge. Der Gesandte glaubt

\* JACOBI vom 12. Juni.

\*\* JACOBI vom 26. Juni. S. den Brief Dem. Popovics's an G. M. Kovachich aus Lemberg vom 3. April. (Im Nat.-Museum.)

durch diese Berichte den Intentionen Seiner Majestät zu entsprechen. In der letzten Depesche ist hervorgehoben, dass die französische Constitution den Ungarn in den Kopf gestiegen sei, die einsehen, dass ihr König nachgiebt, sobald man energisch auftritt. Die Ungarn freuen sich über das zwischen der Pforte und Preussen geschlossene Bündniss.\* Einige Tage später kam der Magnat, welcher an der Spitze der «Association» stand, die ihr Vertrauen in den König von Preussen setzte, nach Wien, um mit dem Gesandten zu conferiren. Dieser behauptet, dass die Nation die Abtretung eines Theiles von Galizien nicht verhindern wolle, und dass sie im Falle der Annahme der Garantie nie einen Soldaten gegen Preussen stellen werde. Er erhält den Bescheid, dass sich S. Maj. (von Preussen) für diese Nation besonders interessirten, dass es daher am besten wäre, sich direct an den König zu wenden, da der Frieden ohnedies noch in Zweifel stehe, — und verspricht bis zum 14. Juli diesbezüglich Nachricht zu bringen, wenn die Präliminarien bis dahin nicht unterzeichnet sind.\*\*

Der Wunsch, preussischerseits, ist hervorstechend, den ungarischen Reichstag zu einem Schritte zu vermögen, der seine Versöhnung mit Leopold unmöglich macht. Es ist gewiss, dass die unterhandelnden Herren Protestanten waren. Konnte man ja die preussische Partei damals in ganz Europa die akatholische nennen.\*\*\* Wir glauben aber, dass nur die Häupter dieser Partei Preussens Agenten waren, und dass sie die anderen nur mit dem Evangelium von der Sicherung der Constitution mit sich rissen.

Die Gestaltung der ungarischen Verhältnisse übte einen grossen Einfluss auf die Verhandlungen in Reichenbach aus. Diese waren an einem kritischen Wendepunkt angelangt. Friedrich Wilhelm hatte sich von der Unmöglichkeit der Ausführung der Hertzberg'schen Pläne überzeugt. Er steckte sich jetzt die Erreichung des status quo ante bellum als Ziel. Seine Officiere wünschten den Krieg, auch er widerstrebte nicht mehr. Belgiens und Schwedens war er sicher; jetzt begab sich auch ein Theil Ungarns, der leicht den Ausschlag geben konnte, unter seine Protection. Er konnte Alles vom Kriege erhoffen, Leopold II. Nichts. Er musste zwischen den beiden Niederlagen wählen: entweder auf die Früchte des blutigen Kampfes mit der Türkei verzichten, oder, im besten Falle, Ungarn unter Preussens Einfluss gelangen sehen. Seine Wahl sicherte ihm die unvergängliche Dankbarkeit Aller, die in der Festigung der Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn das Heil unseres Vaterlandes erblicken.

Gleich nach Einlangen der Berichte JACOBI's stellte HERTZ-

\* JACOBI vom 30. Juni.

\*\* JACOBI vom 6. Juli 1790.

\*\*\* BABEL, Fragmente, Frankfurt, 1790. S. 35-38.



BERG dem Könige vor, dass er die Forderungen der Ungarn gegen den Hof zu Wien ausnützen könne. Wenn dieser die ihm gestellten Bedingungen nicht sogleich annehme, könnte man auf der Garantie bestehen.\* Der König stimmt überein, will aber die österreichischen Propositionen abwarten. Er will die Interessen der Ungarn befürworten, sobald sie die Forderung der Garantie an ihren König stellen.\*\* Er ist überzeugt, dass Leopold nicht widerstehen kann, und ist voll der Wichtigkeit des Erfolges, den Preussen hiemit erringt.\*\*\* Doch will er, da HERTZBERG hiegegen Einwendungen erhob, daraus keine *conditio sine qua non* machen und bezeichnet vor Allem als nothwendig, dass die Ungarn, wie sie es versprochen, am 14. Juli die Garantie öffentlich fordern.†

Im selben Tone ist die Instruction an JACOBI gehalten.†† Es ist hervorgehoben, dass Leopold II. die Garantie schwerlich zugeben dürfte. Man könne nur schwache Argumente beibringen, die diesen Anspruch stützen, aber ihre Erlangung würde den preussischen Interessen grossen Vorschub leisten.

Die Politik Leopolds II. bestand in diesem Zeitpunkte darin, mit den Ungarn nicht zu unterhandeln, so lange der Frieden nach Aussen nicht gesichert ist.††† Die Instructionen seiner Gesandten liessen wenig Hoffnung auf Zustandekommen des Friedens. Von der Abtretung Galiziens wollte man nichts wissen, dagegen die Eroberungen in der Türkei behaupten. Leopold glaubte zu wissen, dass nur die Ungarn den Abschluss des Friedens verhindern; er konnte ihre Forderungen nicht erfüllen und war bereit, Alles gegen sie aufzubieten.<sup>1</sup>

Am 14. Juli hielt Friedrich Wilhelm mit HERTZBERG Rath. Es zeigte sich die ganze Verschiedenheit ihrer Standpunkte. HERTZBERG wollte jeden Factor, auch Ungarn, in Bewegung setzen, um für Preussen etwas zu erjagen; der König wollte nur die Ausbreitung Oesterreichs verhindern, wenn er auch sonst nichts erwarb.

Auf dem ungarischen Reichstag war die Majorität für die preussische Garantie gesichert, nur der Clerus war dagegen. Die Regierung suchte durch Hineinziehung der religiösen Fragen, besonders der über die griechischen Bischöfe, Spaltungen hervorzurufen.<sup>2</sup> Es ist hier nicht unsere Aufgabe, von der Diät zu sprechen. Das

\* HERTZBERG an den König. Reichenbach, 9. Juli.

\*\* LUCCHESINI an HERTZBERG, 9. Juli. Silberberg.

\*\*\* Der König an HERTZBERG, Schönwalde, 11. Juli.

† Schönwalde, 12. Juli.

†† Schönwalde, 12. Juli.

††† JACOBI, vom 10. Juli.

<sup>1</sup> Leopold an Marie Christine, vom 10. Juli.

<sup>2</sup> JACOBI, vom 13. Juli.

Ergebniss ihrer Berathungen war, dass sie vier ihrer Mitglieder zum Reichenbacher Congress abordnete, — ohne Einwilligung des Königs. Durch die englische Correspondenz erfahren wir auch, dass die Rede war, zur Erlangung der englischen und holländischen Garantie einen Magnaten nach London zu senden. \* Es ist natürlich, dass die dem König feindliche Partei alle Hebel in Bewegung setzte, den Frieden unmöglich zu machen. Es ist ein grosses Verdienst Leopold II., selbst im gefährlichen Moment nicht verzweifelt, sein Recht und seine Stellung bewahrt zu haben. Sein Zorn, als er erfuhr, dass die ungarische Botschaft auf dem Wege nach Reichenbach sei, war gross, doch schreckten ihn die Verwickelungen, die nach diesem Schritte zu befürchten waren, nicht. \*\*

Jene Herren wären ohnedies zu spät gekommen. Am 25. Juli nahmen die kön. ung. Bevollmächtigten die preussischen Bedingungen an. Die ungarische Frage wurde nur beiläufig erwähnt. Nicht nur SPIELMANN, auch die englischen und holländischen Gesandten perhorrescirten alle auf dieselbe bezüglichen preussischen Anträge.

Die preussische Politik stand am Ziele. Oesterreich musste seinen türkischen Eroberungen entsagen und den status quo ante als Basis des bald zusammentretenden Congresses von Sistov acceptiren. Der letzte der Kriege, welche die Monarchie im Osten führte, blieb ohne Erfolg. Wir verstehen den Schmerz Leopolds, mit dem er seiner Lieblingsschwester schrieb, dass die Untreue der Ungarn, die mit Aufruhr drohten und mit Preussen verbündet auf den Umsturz der Monarchie sann, an allem Schuld sei. \*\*\*

Die Convention von Reichenbach ist auch für die Geschichte Ungarns hochwichtig. Die Weisheit des Königs hatte es, trotz der politischen Kurzsichtigkeit eines grossen Theiles seiner Gesetzgeber, vor der Gefahr behütet, in das Netz der preussischen Politik verwickelt zu werden. Die preussischen Relationen registriren von nun an die stets zunehmenden Symptome der Aussöhnung zwischen Volk und König. Graf ZICHY empfahl schon am 19. August dem König die Amnestie für Alle, die an den preussischen Umtrieben theilgenommen. Nur so ward die zugleich verfassungstreue und reformistische Entwicklung möglich, welche die leider so kurze, aber erfolgreiche Regierung Leopolds II. unvergesslich macht.

Dr. H. MARCZALI.

\* S. MURRAY KEITH, am 21. Juli.

\*\* JACOBI, vom 24. Juli. S. M. KEITH unter demselben Datum.

\*\*\* Leopold an M. Christine, 9. Aug. 1790.



## DIE ERRICHTUNG DER SZÉKLER MILITÄR- GRENZE. \*

Siebenbürgen ist in vieler Hinsicht eine der merkwürdigsten Provinzen Europa's. Bis zur Schlacht von Mohács (1526) bildete es einen integrierenden Theil Ungarns, hatte aber manche politische Eigenthümlichkeiten, die im «Opus tripartitum juris consuetudinarii Inelyti regni Hungariae partiumque eidem annexarum» des Stephan de Verböcz von 1514, namentlich in Pars tertia, tit. 3. 4. u. s. w. angeführt werden. Die Union der drei politisch berechtigten «Nationen», der Ungarn, Székler und Sachsen, hatte sich im Laufe des XV. Jahrhunderts gebildet. Von 1527 bis 1690 besaß Siebenbürgen eigene Fürsten; die drei berechtigten Nationen hatten sich unterdessen in vier «lege receptae religiones», d. h. politisch berechnete Confessionen, die römisch-katholische, die evang. reformirte, evang. lutherische und die unitarische gespalten. Die Sachsen bekannten sich zur lutherischen, die Ungarn und Székler zu den andern drei Kirchen. Die Székler rühmten sich von jeher unmittelbare Nachkommen der Hunnen zu sein; diesen Glauben theilte nicht nur der Jurist und Politiker Stephan de Verböcz, sondern auch der Historiker Bonfinius aus der Zeit der Hunyaden, und nach und vor ihm alle Chroniken- und Historienschreiber. Es war und ist das eine genealogische Fabel, wie die in neuerer Zeit entstandene andere von dem unmittelbaren römischen Ursprung der Walachen. Der Woiwode von Siebenbürgen war zugleich *Graf der Székler* (Comes Siculorum), wie der Palatinus von Ungarn zugleich *Graf der Kumanier und Jazygier* (Comes Cumanorum et Jazygum) war. Als Siebenbürgen 1690 wieder mit Ungarn vereinigt wurde, bestätigte das sogenannte *Diploma Leopoldinum* alle früheren Rechte und Gefplogenheiten; es befiel also die drei Nationen und die vier Confessionen. Namentlich der 14. Punkt des Diplomes bestätigte alle Privilegien und die ganze

\* Mit Rücksicht auf das Werk des Grafen DOMINIK TELEKI: «*A székely határország története*» (Geschichte der Székler Militärgrenze). Budapest, 1877.

Sonderstellung der Székler, wofür sie blos zum Kriegsdienst verpflichtet waren. («*Siculi genus hominum bellicosissimum ab omni tributo, hybernorum aut aestivorum molestia, a decimis et praestortionibus ratione bonorum, quae cum onere insurgendi possident, velut hactenus, ita in posterum sint penitus exempti. E contra pro tuenda patria propriis impensis militare obstricti permaneant; non tamen subintellectis rusticis vel jobbagionibus Siculis.*».) Die Székler galten alle, ohne Unterschied, für Adelige; doch hatte sich ein Classenunterschied gebildet. Es gab unter ihnen *primores* (fő népek), die reicheren, die ein grösseres Besitzthum hatten; *primipili* (ló-fejűk, ló-fejek), die Einzelhofbesitzer, die zu Pferde dienen mussten, also die berittene Miliz bildeten, und *plebei* oder *pizidarii* (köznépek), die Infanterie-Miliz, die unter anderem mit einer Büchse bewaffnet waren. Diese drei Classen waren *persönlich* gleichberechtigt oder adelig, nur das Vermögen bildete den Unterschied. Nebst diesen adeligen Székclern gab es auch Unterthanen (*rustici* oder *jobbagiones*) unter ihnen, die aber auch nicht für Székler gehalten wurden. — Unter Maria Theresia wurden die Militärgrenzen gebildet und die Grenzregimenter eingeführt, welche in neuerer Zeit aufgehoben wurden, und zwar die Székclerregimenter unmittelbar nach 1849. Die Errichtung derselben behandelt der folgende Aufsatz, zu dessen besserem Verständniss wir diese Vorbemerkung vorausschicken.

\* \* \*

Unsere Geschichtsquellen weisen uns zwei Stadien der Errichtung der Székcler Militärgrenze auf. Im *ersten* wollte die Kaiserin und Königin Maria Theresia dies Ziel durch mündliche Instructionen, durch die militärischen Behörden, nur mit Hinzuziehung einiger höheren Székcler Stuhlbeamten erreichen, ohne das Recht der Székcler auf Selbstverwaltung in Betracht zu ziehen. Alles war darauf basirt, «dass in den königlichen Rescripten und Verordnungen sich nichts finde, wogegen man Einwände erheben könnte, dass die Formen in Wort und Schrift schonend seien, dass aber bei der Vollführung nur das Ziel vor Augen gehalten werden solle, zu dessen Erreichung die Mittel nicht gewählt werden müssten.»

Die Kaiserin-Königin wollte in ihren Rescripten vom 11. April und 8. November 1762 dem nationalen Stolge schmeicheln und nannte die zu errichtende Grenzwache: «*Nationalmiliz*». Das königliche Gubernium folgte diesem Beispiele. Aber Unterricht, Commando, Eidesformel, die Inschrift der Fahnen, die Officiers-Uniform, die Standarten, Alles war deutsch, das Nationale wurde durch den schwarzen Zeke (Militärrock) der Gemeinen, durch den runden ungarischen Hut und die weissen engen Hosen re-



präsentirt. Das königliche Rescript vom 8. December 1762 nennt sie zuerst die *Széklar Grenzmiliz*, aber schon am 8. November kommt sie einfach auch unter dem Namen «*Grenzmiliz*» vor.

Dieselbe Zweideutigkeit gab sich in den Modalitäten der Errichtung kund. Die Königin gebot in dem letzterwähnten Rescripte vom 8. November, «dass man dem Székler Volke in Ihrem Hohen Namen sogleich verkünde, dass Niemand an ihm eine Ungerechtigkeit begehen wolle; Ihr allergnädigster Wille ist, dass die Grenzmiliz freiwillig sei und dass man keinen Zwang befürchte.» Ferner antwortete die Königin auf eine Petition des Stuhles Udvarhely in dieser Angelegenheit, «dass sie keinerlei Zwang anwenden wolle, damit die freien Bewohner des Stuhles Soldaten werden; es stehe Ihr fern, die Rechte und Privilegien Ihrer Unterthanen anzutasten. Sie wünscht, dass sich nur Freiwillige zur Miliz melden sollen. Nur fordert sie von jedem Bewohner des Stuhles, dass er sich entschieden erkläre, ob er nach der neuen Militärart dienen wolle oder nicht? — da die alte Art des Dienstes unbrauchbar wurde. — Die, welche sich freiwillig zur Miliz melden, können einer besonderen königlichen Huld versichert sein.»

Als das Gubernium diese königlichen Versicherungen in den betreffenden Székler-Stühlen verkünden liess, glaubte das Volk, es könne nicht zum Grenzdienste gezwungen werden. Bitter war seine Enttäuschung. Zuerst stellte man ihnen Steuer- und Salzfreiheit und die Zusage, man wolle keinen Grenzer aus seinem Vaterlande entfernen, in Aussicht. Baron Adolf Buccow, der commandirende General von Siebenbürgen, zugleich Präses des königlichen Guberniums, der mit der Errichtung der Székler Grenzmiliz betraut war, liess durch den Bischof Bajtay einen Brief an den volksthümlichen Pfarrer von Sz. Lélek, Peter Zöld, schreiben, worin er ihn und durch ihn die Geistlichkeit im Csiker Stuhl ermahnte: «Sie sollen das Volk dazu bewegen, die Waffen freiwillig zu ergreifen, da es hiedurch in die Spuren seiner Väter tritt, kein Fremder das Vaterland vertheidigt, der Dienst von 24 Monaten nur drei in Anspruch nimmt und das Volk mit der Zeit auch auf Steuerfreiheit rechnen kann.»

Das Volk stützte sich auf das Versprechen der Kaiserin und erklärte laut und mit Bestimmtheit seine Abneigung, die Waffen freiwillig zu ergreifen.

Buccow und seine Getreuen entschieden sich nun mit grösster Strenge vorzugehen. Oberst Schröder, Major Caratto, Hauptmann Zamblar, als Militär-Conscriptions-Commissäre, gingen mit den Stuhlbeamten in die Dörfer hinaus und befahlen dem Volke in öffentlicher Versammlung, unter Androhung von 500 fl. Geldbusse, ja selbst von Güter-Confiscation und Enthauptung, behufs der Militär-Conscription vor der Commission zu erscheinen, widrigen-

falls Jeder als Rebell betrachtet werden würde. Dies war das denkbar unglücklichste und verfehlteste Mittel, um die Székler zu beugen. Die rauhe Gewalt machte das Volk hart und störrig, anstatt es zu schrecken. Es forderte wenigstens das mit der Unterschrift der Königin versehene Rescript zu sehen; man versprach dies, ohne das Versprechen zu halten. Hieraus entstand der Verdacht, Buccow und Bruckenthal hätten Alles aus übertriebener Loyalität angezettelt. Das Volk nannte daher Jeden, der die Waffen freiwillig ergriff: *Buccow's Soldaten*.

Endlich erfolgte die Conscription, die Abmessung und der Schwur. Besonders übel waren die Civilcommissäre daran, gleichmässig verdächtigt vom Volke und von den kaiserlichen Officieren; ja es ist ungewiss, ob sie auf- oder abwärts mehr verhasst waren. Versprechen und Drohung, Arrest und andere Strafen, Executionen und gezwungene Grenzwache, die Gegenwart der Civilbeamten und die Gewaltthaten der neuen Soldaten vermochten doch so viel, dass der ganze Stuhl Gyergyó und der grössere Theil der Stühle Három, Csik und Bardócz (Filialstuhl) sich zum Waffendienste stellten, aber, wie aus den Berichten der Commissäre ersichtlich, alle nur bedingungsweise. Baron Paul Bornemisza, Oberkönigsrichter von Csik, zeigte (25. August 1762) an, dass die steuerpflichtigen freien Székler sich einschreiben liessen, aber gebeten hätten: «im Vaterlande unter ungarischen Officieren zu dienen und 16 Dörfer im Csiker Stuhle erklärten, lieber auszuwandern als zu dienen.» Der Oberkönigsrichter von Háromszék, Graf Anton Mikes, schreibt (7. September): «das Volk ist bereit, für den König und das Vaterland zu dienen, so wie es bisher gedient hat, mit eigenen Waffen: wer ein Ross hat zu Pferde, die Anderen zu Fuss, jede 1000 Mann unter einem Hauptmann und einem Lieutenant (Hadrnagy), es willigt aber nicht ein, auch Steuer zu zahlen.» Er berichtet ferner, dass die kaiserlichen Soldaten mit dem Volke sehr grob verfahren, sie stiessen es an und schlugen es mit dem Stock. «Oberst Schröder drohte fluchend mit Erschiessen, Rädern, Hängen und ewiger Leibeigenschaft, so dass man die Messstange an seinem Kopfe zerbrochen hätte, hätte er das Volk nicht beruhigt.» Baron Stefan Dániel, Oberkönigsrichter des Udvarhelyer Stuhles, schreibt (19. September): «Das Volk hasst die Institution der Grenzwache; ohne seine Ermahnung wäre keiner unter die Messstange getreten. Sie seien bereit für den König und das Vaterland zu sterben, wenn man es in Gemässheit ihrer Rechte und Freiheiten fordert; ist dies Ihrer Majestät nicht genehm, so seien sie willig Steuer zu zahlen, wollen aber nicht als Grenzer dienen.» Schröder wiederholte auch hier seine Drohungen, er sagte sogar, er werde das Recht der Aufbewahrung des Nationalsiegels dem Stuhle Udvarhely entziehen. Sein letztes



Wort war: sie mögen zwischen der Huld und dem Zorn Ihrer Majestät wählen, gezwungen wird Niemand, aber Ihre Majestät legt grossen Nachdruck darauf, dass sich Jeder freiwillig melde. Als sie sich entfernten, schlug der Oberst einen Székler, den die Gemeinden als ihren Vertreter hingesandt, in's Gesicht, und stiess einen anderen die Stiege hinab, was das Volk so erbitterte, dass es die Officiere beinahe zerrissen hätte. Der Oberkönigsrichter wollte es beruhigen, wurde aber weggestossen nur dem Unterkönigsrichter Stefan Borsai gelang es die Gemüther zu beruhigen.\* Wie die Conscription und die Abmessung anderswo vor sich gegangen — so schliesst der Bericht — weiss der Oberkönigsrichter nicht, aber in Udvarhely geschah Alles durch Schreck, Gewalt und Zwang. Er habe 17 Dörfer vermocht sich zu stellen, aber selbst diese protestirten, dass ihre alten Freiheiten erhalten werden sollen, sonst dürfe der Oberst nicht auf sie rechnen. Baron Dániel findet den Grund dieser entschiedenen Abneigung darin, dass Ihre Majestät erklärt, Sie wünsche keine gezwungene Miliz, dass das Volk nicht davon versichert sei, es müsse nicht im Auslande dienen, dass es den deutschen Rock verabscheut; es kann nicht begreifen, dass man Steuer zahlen und zugleich als Militär dienen, dass 40—50jährige Männer sich im Exercieren einüben und dass ungarische Grenzer deutschen Officieren gehorchen sollen. Der Chronist Halmágyi schreibt, dass Baron Buccow, um die Székler für den Militärdienst zu gewinnen, Geld unter das Volk austreuen liess; manche nahmen es Vormittags an, Nachmittags aber wiesen sie sogar das Geld zurück.\*\*

So wendeten Baron Buccow, die königliche Regierung und die kaiserlichen Officiere den allen Zwang ausschliessenden Befehl der Königin an. Die Jurisdictionen konnten keinen Einspruch erheben, sie dachten, Buccow handle auf Befehl der Königin: was er sagt, ist das Wort der Königin, sie müssen unbedingt gehorchen. Das königliche Gubernium und die Jurisdictionen besaßen nicht den moralischen Muth, die Königin an die Gesetze zu erinnern, sie baten nicht einmal, die Angelegenheit vor ihre constitutionsmässige Zuständigkeit, vor einen Landtag, zu bringen. So fand das Recht und die nationale Autonomie der Székler keinen Schutz. Und doch wurde das Ziel auf diesem Wege nicht erreicht. Als Baron Buccow in Gyergyó-Sz.-Miklós, Csik-Szereda und Kézdi-Vásárhely der Stimmung des Volkes nachforschte (24.-28. October 1762), erhielt er überall die Antwort: «Sie dienen bereitwillig nach der alten Art, aber wollen nicht zugleich Soldaten sein und steuern, und nicht aus dem Lande gehen.» Da griff er nach seinen

\* Tagebuch des Stefan Halmágyi, S. 22.

\*\* Daselbst S. 23.

Dukaten, gab Franz Ambrus und seinem Mitdeputirten acht, und den Anderen mehr oder weniger, aber auch dieses beugte sie nicht. In seinem Zorne begann er zu drohen, das Volk nahm es wahr, fing an zu murren und besänftigte sich nur dann, als Hauptmann Zambler im Namen des in Angst gesetzten Generals verkündete: *«Wer Lust hat seine Waffen zu behalten, soll sie behalten, wer keine Lust hat, soll sie dahin tragen, von wo er sie bekommen.»* Darauf ward Stille. Die Székler legten die Waffen nieder.

Das Ende October 1762 war der entscheidende Zeitpunkt, als sich die Buccow'schen Pläne vollkommen vereitelten. Der Versuch, die Militärgrenze auf civilem Wege einzurichten, begann am 7. Mai 1763 mit der Bestellung der Commission unter dem Präsidium des Grafen Lázár. Aber die zwischenliegende Zeit war nicht die Epoche des Friedens und der Ruhe, sondern die Zeit der Einschüchterungen von Seiten der Regierung, der offenen Drohungen und verborgenen Denunciationen von Seiten der in's Széklerland beordneten Militär-Officiere. Baron Buccow trieb sie an, mit äusserster Härte vorzugehen, spiegelte dem Hofe den baldigen Erfolg vor und erhielt Vollmacht, die grösste Strenge anzuwenden. Die drei Széklerstühle verbrachten den Winter 1763 so zu sagen im Belagerungszustande; zwischen dem Hofe, der Regierung und dem Volke floss ein bitterer Kampf, Grenz-Soldaten und Nicht-Soldaten feindeten einander an, die bürgerliche Administration hörte auf, die militärische konnte nicht in's Leben treten, die Officiolats- und Stuhl-Versammlungen klagten und verhandelten Klagen. Die Regierung suchte dem Adel und der Geistlichkeit Schrecken einzujagen, ein Theil des Volkes flüchtete sich in die Wälder, der andere sah in seinen Wohnungen angstvoll der Zukunft entgegen. Die Königin drückte in ihren Rescripten vom 8. November und 1. December ihre Freude über die Anzeige Buccow's aus, dass die Militärgrenzer-Affaire im erwünschten Fortkommen sei, lobte Alle, die dabei mitgeholfen und befahl, alle Beamten, die nachlässig oder widerspänstig gewesen, zu bestrafen und abzusetzen. Demzufolge wurden die oberen Beamten von Csikszék ohne gesetzliches Verhör, ohne Selbstvertheidigung und Urtheil, auf Anmeldung der Militär-Officiere gerügt oder durch Andere ersetzt. Das uralte Recht der Székler: ihre Beamten sich zu wählen, ward durch ein königliches Rescript aufgehoben. Dieser Geist der Nichtbeachtung der Gesetze breitete sich auch auf das königliche Gubernium und Széklerland aus. Zur Congregation des Csikszéker Officiolats begaben sich neue Grenzsoldaten, um sich zu erkundigen, was das Officiolat für Gegenstände verhandle? was für einen Zweck die Versammlung habe? Major Caratto und Hauptmann Sztupan machten den ungarischen und den Székler Adel zum Gegenstande ihres Hohnes, reizten ihre



Soldaten gegen dessen Freiheiten an und nannten die Edelleute durchaus Rebellen. Baron Buccow gab einem Jeden, der einen Edelmann denuncierte, drei Dukaten,\* ob er nun die Wahrheit sprach oder nicht. Major Ernst sagte am Tische eines ungarischen Adligen: er wolle so lange nicht ruhen, bis er nicht einige Edelleute hängen lässt, denn so lange würde im Lande keine Ruhe sein, die Herren in Siebenbürgen wären alle Rebellen.\*\* Major Caratto warf ein officiellcs Schreiben der Csikszéker Stuhls-Versammlung ungelesen in den Gassenkoth.\*\*\*

Den Stühlen Csikszék und Háromszék wurde am Ende diese Plagerei und das fortgesetzte mit Füßen treten ihrer Rechte zu viel. Der erste wandte sich am 8. November 1762, der andere am 11. Juli 1763 an das königliche Gubernium, darstellend und mit Thatsachen beweisend, wie die kaiserlichen Officiere und die neue Grenzmansschaft das Volk mit Gewalt zum Ergreifen der Waffen trieben; er wies zugleich auf die Verfolgung des Adels und die Vernichtung des Ansehens und des Wirkungskreises der Behörden hin. Man schickt 10-20 Soldaten zur Execution gegen das arme Volk, — so lauteten die Berichte, man nimmt ihm das Vieh ab, straft es, treibt es zur Grenzwache, man setzt Edelleute gefangen, nennt sie Cujon und alte Kurutzen (die Freiheitskämpfer unter Tökölyi und Rákóczi); Hauptmann Mihát drohte, die Székler könnten gehen wohin sie wollten, die Kaiserin bedürfe ihrer nicht mehr; man würde 7000 besitzlose Walachen aus dem Bistritzer Thal an ihre Stelle bringen. Major Ernst nannte sie Diebe und Rebellen, Hauptmann Chenna schlug einen Adligen mit dem Schwerte, weil er nicht bezeugen wollte, dass Háromszék freiwillig zu den Waffen greife. Es thut dem Volke weh, dass im Widerspruch mit seinen alten Freiheiten und dem Leopoldinischen Diplom nicht das Gesetz über ihnen stehe, sondern der Stock, nicht ungarische sondern deutsche Officiere, die rauh und übermüthig sind, die die ungarischen Gesetze nicht kennen, ihre Muttersprache nicht verstehen. — Die Regierung antwortete hierauf theils ausweichend, theils abweisend.

Das «Memoriale» über die vom 1. November 1762 bis 1. April 1763 ausgestandenen Leiden, welches die die Waffen zu ergreifen sich sträubenden 16 Dörfer des Csiker Stuhles durch ihren Abgeordneten Emerich Lázár zur Königin sandten, deckt die dunkle Hülle, welche das am Volke begangene Unrecht dem Auge der Herrscherin entzog, auf. Es schien, als könnte das Ziel kein anderes sein, als die Székler zum Aufruhr zu reizen und zu vertilgen. «Es war damals allgemein in Siebenbürgen die Meinung — schreibt

\* HALMÁGYI's Tagebuch, S. 51.

\*\* Daselbst S. 22.

\*\*\* Daselbst S. 151.

STEFAN HALMÁGYI, dass das Ziel dieser Quälereien darin bestand, die Székler zu opprimiren und sie nach Art der Croaten, d. h. rein militärisch einzurichten, den Adel durch Violenz zu aboliren oder sie zur Rebellion zu zwingen, das ganze Volk auszurotten, ihr Land mit Fremden zu bevölkern. Oeffentliche Zeichen hievon gaben sowohl die Officiere als die Anderen.\* Dass dies glaublich erschien, bezeugt folgende Erklärung Baron Buccow's in einer Gubernial-Sitzung: «Wenn bei den Székeln der geringste Tumult entsteht, so besetzt er das Land mit Soldaten, lässt sie Alle erschiessen, er selbst geht hin zu commandiren, es ist besser, Ihre Majestät habe keine Unterthanen, als so hartköpfige.»\*\* Baron Bruckenthal, dessen Wort zu dieser Zeit bei der Königin am meisten galt, dachte ebenso. Einmal war von der Auswanderung der Székler die Rede — schreibt HALMÁGYI in seinem Tagebuch — er erklärte: «wenn sie gehen, schadet es gar nichts, es ist sogar unser Zweck, denn der Krieg geht bald zu Ende, viele unversorgte Soldaten kommen von der Armée zurück, die man mit grösserem Nutzen an ihre Stelle collociren könnte.» Der dritte Militärisirungs-Commissär Siskovics sagte HALMÁGYI in's Gesicht: «Das Gesetz befiehlt den Székeln unter Todesstrafe, die Waffen zu ergreifen; wenn sie nicht gehorchen, muss man sie tödten, wenn ein ganzes Dorf nicht gehorcht, muss man es decimiren. Wer den Zweck will, muss die Mittel wollen. Die Monarchie, die publica salus, fordert eine stehende Miliz — für 8000 Soldaten darf man 2000 aufopfern.» — Ich erschreck vor ihm, setzt der Erzähler — der Schriftführer der Commission — hinzu, und brach das Gespräch ab.\*\*\* Im erwähnten «Memoriale» ist bei jedem Factum die Person, der Ort, die Zeit und die Umstände genannt, welche seine Authenticität umsomehr bekräftigen, denn als die Königin es zu der Graf Lázár'schen Commission wegen Begutachtung herabschickte, erklärte diese: *«alle diese Klagen könnten wahr gewesen sein, als man sie zusammen stellte, seitdem aber sei dem grössten Theile derselben abgeholfen.»* Unter diesen Gravaminen finden sich unerhörte Quälereien und Verfolgungen. «Die Officiere schicken das Volk auf seine eigenen Kosten auf 10—14 Tage zur Grenz-wacht, sie brandschatzen ihre Frauen und schleppen sie wie Sträflinge über die Strassen herum, damit sie ihre Männer zur Stellung überreden, quartieren 6—10 Mann in ein Haus zur Execution etc., die man verpflegen muss; erpressen Geld, drohen mit Galgen, Rad, Spiess, Brand, Confiscation ihrer Güter und Uebergabe an Panduren und Walachen, schlagen, lassen gefangen

\* HALMÁGYI's Tagebuch S. 107-108.

\*\* Dasselbst S. 23.

\*\*\* Dasselbst S. 159.



setzen; fordern Führen, Holz, Quartier, Postdienst und Trabanten, ohne Gesetz, noch beachtend das Militär-Reglement und höhere Ermächtigung. Sie haben Manche durch Einsperren im Rauchfange, Andere durch Wegtreiben des Viehes zur Selbststellung gezwungen, sie haben ehrwürdige Frauen geschlagen, weil sie verdächtigt waren, ihren Männern bei der Flucht behilflich gewesen zu sein. Sie schickten nach Csik-Szent-Domokos 24 Mann zur Execution, dann 104 Mann; diese gingen bei Nacht mit Fackeln herum, schossen ihre Flinten ab, lärmten und fluchten, schreckten das Volk, als ob der letzte Untergang der Welt bevorstände; Viele wurden vor Furcht wahnsinnig. Major Ernst sagte vor dem Volke, er komme jetzt von der Kaiserin, er habe Recht über Leben und Tod, und er müsse, selbst wenn Gott es nicht wolle, die Székler mit Feuer und Schwert zu Soldaten machen. Das Mannsvolk der 16 widerstrebenden Dörfer verbrachte den grössten Theil des Winters fern vom Heim, im Walde, auf den Alpen, in Höhlen, gejagt wie das Wild.»

«Dies Alles beweist — sagt das *«Memoriale»* —, dass die Dörfer gezwungen wurden die Waffen zu ergreifen. Dies war das Werk nicht des freien Willens, noch der stillen Einwilligung, sondern der Gewalt. Sie unterwarfen sich nie mit Worten, Thaten oder Schwüren, sie protestirten mit der Erklärung, sie wollten nie Grenzer sein noch heissen, sie vertrauen auf die Edicte der Königin, auf ihren Schwur, auf ihre Privilegien, auf den 14. Punkt des Leopoldinischen Diplomes und bitten um Restitution ihrer Freiheiten, sonst müssten sie ihre Güter verlassen und aus der mit ihrem Blute erworbenen Heimat ziehen.»

Zur Untersuchung der von den Székclern an die Regierung und den Hof gelangten Klagen wurden vier aus Soldaten und Civilpersonen bestehende Commissionen ernannt. Ihre Arbeiten, die einen officiellen Charakter haben, setzen die anarchischen Zustände im Lande, die qualvolle Lage und Unterdrückung der Székler, sowie auch die Vereitelung der Wünsche des Hofes ausser Zweifel. So überzeugte sich endlich die Königin von der Undurchführbarkeit ihrer Pläne und ward bewogen, im Rescripte vom 7. Mai 1763 offen einzugestehen: *«dass die Errichtung der Militärgrenze im Fürstenthume Siebenbürgen auf die Art, wie sie heute ist, nicht fortschreite.»* Sie betraut zwei Räthe der Regierung, Graf Johann Lázár und Graf Nicolaus Bethlen, und den Feldmarschall-Lieutenant Josef Siskovics de Ontopa mit der Aufgabe, einen geeigneten Modus der Durchführung auszuarbeiten. Hiemit trat die Székler Militärgrenze in ihr zweites Stadium.

Die Königin legte auch jetzt das Hauptgewicht auf das Princip der Freiwilligkeit, ihr Wunsch war, die Herren zu schonen, damit die Anderen von selbst sich zu den Waffen stellen. Die

Commission hingegen fasste den Plan, das Volk zum Dienste aufzufordern und an seinen Patriotismus und seinen Ruf der Tapferkeit zu appelliren; wenn aber dieses nicht zum Ziele führen sollte, Zwangsmassregeln zu ergreifen und deshalb hinreichende Militärmacht in die Stühle zu bringen. Eine schöne Aufgabe ward dieser Commission zu Theil, wenn sie auf der Höhe ihrer Aufgabe stand; in ihrer Hand war der Friede des Landes, das Loos der Székler und die Bewahrung der wahren Königswürde. Sie hätte der Königin sagen können, dass die Angelegenheit vor den Landtag gehöre, dass alle Székler gleiche Rechte und Freiheiten besitzen, es also ungerecht sei, einem Theile die Waffen mit Hilfe der Ordre aufzuzwingen. Sie that dies aber nicht; sie lehrte die Regierung, wie und durch welche Mittel man ihre Landsleute unter das Joch beugen könne. Sie ging ungesetzlich und unpatriotisch vor. Jeder, der das siebenbürgische Recht und die besonderen Freiheiten der Székler kennt, muss die Kunstgriffe und die falschen Gründe verachten, mit welchen sie der Königin und Buccow die Hand zu bieten nicht scheuten. Graf Lázár und die Commission waren egoistisch in ihrem und der Primoren (erste Adelsclasse der freien Székler) Interesse; sie suchten die Huld der Königin, sie erhoben die Primoren und machten sie zur privilegierten Classe über ihre gleichberechtigten Blutsverwandten. Ihr Rath war nicht «bona fide» gegeben, war aber der Politik des Hofes günstig und wurde gnädig entgegengenommen. Die Königin nahm ihn, nach Anhörung einer Commission, in welcher Baron Bruckenthal's Stimme den Ausschlag gab, an und verfügte im Rescript vom 8. October seine Durchführung. Hier wird die Székler Grenze wieder *nationale Miliz* genannt, dies wird auch im kaiserlich königlichen Patent, den Thatsachen widersprechend, accentuirt, aber die Idee der Freiwilligkeit liess man gänzlich fallen. Die Königin motivirt den Grenzdienst mit der Militärpflicht der Székler, dem gemeinen Wohle, der gemeinen Sicherheit, der gegenseitigen Schutzpflicht Siebenbürgens und der Monarchie, sie hebt lobend die Tapferkeit der Székler hervor, giebt Amnestie für die letzten Ereignisse, verspricht Denjenigen, welche die Waffen nehmen, ihre besondere Huld und Nachlass der Steuer für ein Jahr, und droht den sich Weigernden mit harten Strafen. Sie unterschrieb selbst die Patente, gab ihr Siegel darauf und sandte an jeden Stuhl ein Exemplar. In einem anderen königlichen Rescripte (von demselben Datum) weist sie die Stühle an, der Commission beizustehen und verkünden zu lassen: «dass diese die Macht habe, gegen die Strafbaren ohne Rücksicht auf die Formen summarisch vorzugehen und die Strafe ohne Appell zu vollziehen.» Die königliche Regierung gab dies den Behörden am 31. October kund und gebot den Stuhls-Cassieren, die Steuern Derjenigen, die die Waffen



niederlegten, innerhalb 15 Tagen mit Anwendung aller Mittel einzutreiben.

Die Commission begann ihre Arbeiten in Hermannstadt am 1. November 1763 mit Verlesung des königlichen Rescriptes, worin die Errichtung von je zwei Székler- und walachischen Regimentern mit je 3000 Mann und eines Székler-Husaren-Regimentes von 1500 Mann gefordert wird. Dann verlas man die Instruction, welche verbot, die Arbeiten durch Renitenz und ungerechtfertigte Bewegungen stören zu lassen und durch überflüssige Repräsentationen an den Hof die Zeit zu verschwenden. Die Commission sollte mit Energie, Treue und Aufbietung ihres Ansehens ihren Zweck erfüllen. Die Commission bestimmte am 17. und 18. November die Reihenfolge ihrer Agenden, ging am 20. nach Székely-Udvarhely, am 23. nach Csiksomlyó, am 26. nach Dénfalva, am 27. nach Gyergyó-Sz.-Miklós und liess verkünden, dass sie wegen einer Militär-Conscription ausgesandt sei, dass Edelleute und freie Székler, Soldaten und Nicht-Soldaten ihr untergeordnet seien und ihr gehorchen müssten; auch verkündete sie die ihr zugeheilte Gewalt und den Inhalt ihrer Instruction. Sie setzte fest, wann, wie und unter wessen Leitung die Dörfer conscribirt werden, wie sich jeder dabei zu betragen habe; sie erklärte, dass Niemand bei Todesstrafe für sich oder die Anderen das Wort erheben und reden dürfe. Wer nicht erscheint, fällt schwerer Strafe anheim. Wie sie aus dem kaiserlich königlichen Patent haben hören können: *«hängt es nicht mehr von ihrem Belieben ab, Soldaten zu werden oder nicht, — da die alten Gesetze und Gewohnheiten den freien Székclern diese Pflicht unter schwerer Strafe auferlegen, sie dieser Pflicht auch unter den gewählten Nationalfürsten nachkommen mussten, und jetzt dazu gezwungen werden»*. Der Commission ist Gewalt gegeben, sich über die Formen der Gesetze zu setzen, sie wird sich dieser Gewalt bedienen. Wenn das Gesetz die bei der Militär-Conscription (Lustra der Székler) nicht Erscheinenden zum Tode verurtheilt, wie viel grösser muss die Strafe des geborenen Soldaten sein, der sich dem Waffendienste entzieht. Die Commission ermahnte Jeden, sich und sein Haus nicht der gewissen Gefahr auszusetzen.

Dies waren die Ermahnungen an die Stellungspflichtigen; zugleich ward verkündet, dass die Conscription und die Vertheilung der Waffen zwischen den Reihen von drei bis vier Compagnien Linieninfanterie, Husaren und Artillerie stattfinden werde. Demgemäss begann die Conscription am 29. November und ward bis zum 15. December in allen Dörfern des Stuhles Gyergyó vollendet. Die Fahnenweihe und Verlesung der Militär-Gesetze fand am 18. December ohne irgend ein Hinderniss statt. Vom 19.—24. December erledigte die Commission Privatbittschrif-

ten, am 26. ging sie nach Szent-Tamás in Csik, wohin auch die Gemeinden Csik-Szent-Domokos und Jenifalva zur Stellung berufen waren. Die Conscription begann aber erst am 27., nachdem das kaiserlich königliche Patent und andere Befehle, besonders aber der Punkt, *dass es nicht mehr vom guten Willen abhängt, Soldat zu werden oder nicht*, veröffentlicht worden, und ging unter dem Schutze des Militärs vor sich wie in Gyergyó. — Inzwischen kam der Commission die Nachricht zu, dass die Bewohner von Madéfalva, ihre Weiber und Kinder verlassend, sich grossentheils in die Wälder geflüchtet hatten. Die Commission sandte zu ihnen, um ihnen zu wissen zu thun: «dass sie sich vor dem in ihrem Dorf beordneten Militär nicht zu fürchten haben, von diesem geschieht dem Volk nichts; wenn sie aber Soldaten nicht sein wollen, so irren sie sich sehr, dem werden sie nicht ausweichen können; denn wenn sie binnen 24 Stunden nicht zurückkehren, wird man ihre Weiber und Kinder — ausgenommen die Söhne — ihnen nachtreiben, ohne dass sie etwas mit sich nehmen könnten. Wenn sie nicht zurückkommen, werden ihre Häuser innerhalb 24 Stunden zerstört, ihr Erbe den Daheimgebliebenen oder Zurückkehrenden gegeben.» Als man die Conscription am 28. fortsetzte, kam die Nachricht, dass auch die von Madaras und Rákos sich in die Wälder geflüchtet. Die Commission liess publiciren, dass es bei Lebensstrafe und Confiscation aller Güter verboten sei, den Geflüchteten Lebensmittel zu geben; wer einen Geflüchteten vor die Commission bringt, wird mit einem Dukaten belohnt, die Dorfrichter müssen die etwa Eingebachten vor die Officiere oder die Commission bringen. Wer verdächtig ist, sich in den Wald flüchten zu wollen, muss sogleich eingefangen werden; wenn doch Jemand sich flüchtet, muss man sein Vieh wegtreiben, bei Strafe des Ersatzes. Der Bote der Commission meldete, dass es in Madéfalva keinen Mann gebe und er nur Weibern und Kindern die Befehle mittheilen konnte. Man sandte von Neuem hin, hörte aber am 24., dass noch Niemand zurückgekehrt sei. Die Commission beorderte eine Compagnie des Kell'schen Regiments dahin mit dem Befehle, die Weiber und Kinder auszutreiben, und wenn die Männer am folgenden Tage nicht zurückkehren, die Häuser zu zerstören und die Höfe den Besitzlosen zu geben oder für ihre Söhne zu behalten. Sollten sie einen Geflüchteten finden, müssten sie gegen ihn das Gesetz anwenden. Bald brachte man die Nachricht, man habe die Weiber und Kinder unter verzweifelterm Jammern und Weinen aus dem Orte gejagt. Als die Commission am 30. December ihre Arbeit in Csik-Dánfalva fortsetzte, kam der Unterkönigsrichter Adam Balázs und meldete, wie er nahe zu Csik-Szépviz im Walde Pálos eine grosse Menge Volkes angetroffen, die ihm auf seine Aufforderung, heimzugehen antworteten, nie Soldaten werden zu



wollen und nicht heimzukehren, bis man sie nicht diesbezüglich versichert habe. Zugleich übergaben sie ihm eine *Denkschrift*, in welcher sie «den Soldatenzwang mit den Landesgesetzen, mit ihren Székler Rechten und dem Schwure der Königin nicht vereinbar erklärten; sie sind bereit Steuer zu zahlen, aber zu Militärdiensten halten sie sich nicht verpflichtet; sollte man sie mit Gewalt dazu zwingen, so werden sie sich auch dann durch ihren Schwur nicht gebunden betrachten. Sie legen gegen Gewalt und Missbrauch Verwahrung ein; die Commission möge sich nicht vergebens zu ihnen bemühen.»

Als die Commission sah, dass der Widerstand des Volkes mächtiger war, als sie vermuthet, verstärkte sie die Garnison um Madéfalva mit 1½ Division Kürassieren und zwei Compagnien vom Regiment Okell und beendete dann die Conscription in den erwähnten drei Dörfern. Am 31. ward sie benachrichtigt, dass das ausgewanderte Volk am 1. Januar Antwort erwarte, dass es den hingsendeten Boten geschimpft und zum Entfernen aufgefordert habe. Am Neujahrstage wurde in Dánfalva die Bittschrift der Geflüchteten verlesen. Sie erzählte das gewalthätige Verfahren der Commission in Gyergyó, wie man das Volk zum Waffendienste gezwungen und aus seinen väterlichen Wohnungen vertrieben. Sie bitten die Commission bei dem Leiden Christi, die ungesetzlichen Executionen einzustellen; ihre Ungesetzlichkeiten berechtigten, Gewalt mit Gewalt zu vergelten, aber sie vertrauten bis jetzt der königlichen Gnade. Nun aber sehen sie, dass alle Bitten umsonst waren, dass man ihnen nicht einmal antworte, daher protestiren sie; sie erklären, dass sie nichts angefangen haben, auch nicht anfangen werden, aber wenn man sie durch Anwendung von Gewalt zu etwas GROSSEM zwingen wolle, wären nicht sie die Ursache.\* Die Commission beschloss und gab ihnen zu wissen, dass, wenn nicht sie zum Gehorsam zurückkehren, sie ihrer schweren Bestrafung nicht ausweichen werden.

Am 2. Januar gab die Commission einigen Leuten, die sich aus den Wäldern wegeschlichen, Pardon und beschloss, sich dem Schauplatze der Unruhen näher zu begeben. Am 3. war sie in Csik-Taplocza beschäftigt, als sie hörte, dass von Háromszék 100 Reiter und 13—1500 zu Fuss mit Säbeln bewaffnet zur Hilfe der Csiker heranzögen und dass man auch Udvarhely zum Anschluss aufforderte. Die Commission schrieb an die Oberrichter beider Stühle, um dies zu verhindern. Am 4. Januar kam ½ Division Kürassiere nach Taplocza und wurde am Waldesrand aufgestellt, damit sie die Communication mit den Dörfern verhinderte. Inzwischen hörte die Commission, dass an 500 aus Háromszék und

\* Gegeben in den Wäldern am letzten December 1763.

Kászón zu ihr kommen wollen, die erklärten, nichts Böses zu beabsichtigen, sie wollen sich von ihrer Nation nicht trennen, kommen um ihre erschrockenen Brüder zu ermuthigen und bitten die Commission, dies nicht schlecht zu deuten und so vorzugehen, dass ihnen nichts Uebles begegne. Die Commission liess sie wissen, dass sie nicht in Haufen kommen sollen, widrigenfalls man sie mit Kanonen zurückdrängen werde. Am 5. hörte sie, dass das Volk dem Boten verächtlich geantwortet habe: «Entferne dich von uns, du bist auch nicht besser als die Anderen!» Graf Mikes berichtete am 3. von dem Abzuge des Volkes, wie es einander ermuthigte: «das Haus des Nachbarn brennt, Jeder nehme wenigstens acht Groschen mit; wenn unsere Deputirten nicht mitkommen wollen, so werden wir sie zwingen.» Am 5. Januar Abends vereinigten sich die von Háromszék und Kászón mit den sich aus Mádefalva und den Nachbardörfern geflüchteten und zogen, an 2000 Mann stark zum Flusse der Alt gegen Madéfalva, zwischen Udvarhely und Gyergyó sich ausbreitend. Am 8. zogen sie sich herab nach Madéfalva und concentrirten sich am Ufer des Flusses vor den Augen der Commission, beobachtet von den kaiserlichen Truppen.

Die Commission konnte diese Verwegenheit nicht länger ertragen — so lautet ihr Protocoll — und sandte an diesem Tage durch einen edeln Székler und einen Husaren vom Regiment Kálnoki den Befehl an die Madéfalvaer und ihre Gäste, sie sollen noch heute schriftlich oder durch zwei Deputirte erklären: «1. Ob und wann sie zur Anhörung des königlichen Edictes und des kaiserlich königlichen Patentes erscheinen wollen? 2. Verbot, einen Fremden in das Haus aufzunehmen. 3. Wer in ein Grenzerhaus gegangen, solle sich gleich entfernen. 4. Die Entdecker der Unruhestifter erhalten 20 Dukaten; wer einen Rädelsführer fängt, bekommt auch 20 Dukaten und wird der besonderen königlichen Gnade versichert. 5. Die Háromszéker werden väterlich ermahnt nach Hause zu gehen, sich der möglichen Gefahr zu entziehen.» Als die Boten gerade abgehen wollten, kamen Josef László aus Csik und Josef Nagy aus Háromszék als Deputirte der von Madéfalva, mit der Bitte: nicht übel zu deuten, dass sie heute wegen des Festes keine Bitte eingäben, sie wollten dies morgen thun. Sie dächten an nichts Böses und wollten sich flehend an die Commission wenden. Die Commission wiederholte ihren schriftlichen Beschluss, die Deputirten schrieben ihr Gesuch auf ein Exemplar des an sie gerichteten Befehles und entfernten sich. Die Commission sah — so fährt das Protocoll fort — dass sie das Volk weder durch Befehl, noch durch Botschaft auf den guten Weg leiten könnte, befürchtete, dass die Udvarhelyer sich über Parajd, die hiesigen über Dánfalva nach Gyergyó begeben und auch die Sachsen aufwiegeln



könnten; sie gewährte, dass selbst die, welche schon die Waffen genommen, schwankten, die Zahl und der Muth der Aufrührer täglich zunehme, dass Raub und fernere Verbreitung der Unruhen in Folge der Unfruchtbarkeit der Gegend zu befürchten seien, dass auch in Háromszék neue Bewegungen zu erwarten sind, dass das schlechte Beispiel jedenfalls ihre Arbeiten störe; endlich bedenkend, dass, wenn man die Rebellen jetzt auch besänftige, nach ihren eigenen Worten später noch grössere Unruhen bevorständen, da sie sich für nicht zum Dienste verpflichtet erklärten: beschloss die Commission, bevor grössere Gefahr eintrete, diese Bewegung mit bewaffneter Macht zu unterdrücken. So ist der Wortlaut des Protocollés. Die Commission schrieb in ihrem Berichte an die Königin, dass sie lange geschwankt, endlich aber die allgemeine Ruhe über die Gefahr der Einzelnen gestellt und sich entschlossen habe, die auch schon im vorigen Jahrhunderte bei den Székleren so häufige Rebellion zu unterdrücken, um so eher, als sie dazu Ermächtigung besitze. Major Caratto erhielt Befehl, am anderen Tage — 7. Januar — früh Morgens Madéfalva mit dem Militär und zwei Kanonen anzugreifen und zwar: 1. die mit Feuergewehren versehenen, besonders die Háromszéker, ohne Unterschied zu tödten; 2. die anders Bewaffneten durch Husaren und Cürassiere zu schlagen und in ihre Heimat zu verweisen; 3. die Unbewaffneten in die Flucht zu jagen und zu zerstreuen; 4. wenn sie verzweifelten Widerstand leisten sollten, damit das kaiserliche Militär einer Gefahr nicht ausgesetzt werde, das Dorf anzuzünden. Die Zahl der Székler belief sich auf 3000, wovon die Hälfte nach Volksart bewaffnet war.

Caratto meldete am 7. Jan. der Commission, dass er heute früh Madéfalva angreifen liess, die Bewohner leisteten Widerstand und feuerten, besonders die von Háromszék ermuthigten einander, sich nicht zu ergeben, schossen aus den Fenstern, so dass ihr Feuer geben und ein Drittel des Dorfes einäschern musste. Man konnte die Zahl der Gefallenen nicht bestimmen, da die Leichen über eine grosse Strecke zerstreut lagen. Mehr als 400 waren gefangen, die Andern wurden zersprengt, von den Soldaten war nur ein Husaren-Lieutenant und ein Cürassier verwundet. Die verwundeten Gefangenen wurden zur Pflege ihren Verwandten übergeben, die andern Gefangenen freigelassen, ausgenommen die von Háromszék und einige verdächtige Personen, die man zum Verhör zurückbehielt. Das traurige Ereigniss ward in den umliegenden Dörfern mit der Ermahnung kund gegeben: «dass die Bewohner ein Beispiel nehmen und dem kön. Befehle Folge leisten sollen, denn es werde gegen Alle, die man in der Fremde antreffe, streng vorgegangen werden. Niemand soll einem Mann aus Háromszék Obdach geben, sondern ihn gebunden zu der Com-

mission bringen. Wo die Männer entfernt sind, sollen die Weiber ihnen dies Alles berichten, damit sie der Gefahr entgehen. Der Oberkönigsrichter von Háromszék ward hievon mit dem Befehle benachrichtigt, das Volk unter Todesstrafe zum Zuhausebleiben zu ermahnen. Die Bestattung der Todten war ihren Verwandten erlaubt und Hauptmann Römer erhielt Befehl die Anderen, die keine Anverwandten hatten, besonders die Háromszéker nahe bei Madéfalva an der Landstrasse beerdigen zu lassen.»

Die gleichzeitigen Zeugen Peter Zöld, Pfarrer von Sz. Lélek und der Professor Lostainer stellen die Sache in einem andern Lichte dar als das Commissions-Protocoll. «Das Volk kam von der Szalonka-Alp am 5. Jan. herab in die Fläche von Madéfalva, die Commission antwortete am 6. den an sie gesandten beiden Deputirten, dass sie am andern Tage auf das Gesuch antworten werde; aber schon Mitternacht besetzte eine grosse Anzahl von Militär das Dorf Madéfalva und zündete um vier Uhr Morgens den Vargaszeg genannten Theil des Dorfes an. Das Volk schreck vom Schlafe auf, Manche riethen zur Flucht, Andere schlugen vor zur Commission zu gehen, und wenn auch nicht Freiheit, doch Gnade für ihren unfreiwilligen Ungehorsam zu erlangen. Als der angesehene Stefan Boros aus Szépviz mit dieser Bittschrift in seiner Hand hervortrat, wurde er von einer Kugel hingestreckt. Die Andern versuchten zu fliehen, aber nur um in die Hand anderer Soldaten zu fallen, denn das ganze Dorf war umgeben. Manche wurden bei der Flamme des brennenden Dorfes mit dem Schwerte niedergehaut, Niemand erhielt Pardon, obgleich das Volk laut schrie: «Wenn wir auch alle zu Grunde gehen, darf Niemand seine Hand gegen den Willen der Königin erheben, wir kamen nicht zu fechten, sondern zu flehen!» Sie warfen ihre Waffen und Stöcke weg, um kein Zeichen des Widerstandes zu zeigen, riefen Pardon, pflanzten als Friedensfahnen weisse Tücher auf, — Alles vergebens, man schoss und hieb in sie so lange, bis Befehl zur Einstellung des Mordens kam. Die Ueberlebenden wurden von den Soldaten nach Taplocza getrieben, die Schwerverwundeten hier ausgeschieden und verbunden, die Andern in das Schloss von Csik-Szereda gesperrt, so dass man am andern Tage die Schwächern halbtodt wegschleppen musste. Ausser denen, die in der Aluta ertranken oder schwerverwundet in den Wäldern starben, wurden 183 getödtet; 45 begrub man an der Landstrasse, die andern wurden von ihren Verwandten bestattet. Der Guardian von Csik-Somlyó, Anton Mihályfalvi, verband allein 29 Verwundete am selben Tage. Nach diesem Unglücke flüchteten 640 in die Moldau, mit ihnen der einzig treu gebliebene Pfarrer Peter Zöld.» \*

\* Nach Aufzeichnungen von PETER ZÖLD und LOSTAINER.



Die Commission erhielt am 8. Januar Nachricht von einer neuen Bewegung in Háromszék. Die Folge zeigte die Grundlosigkeit dieser tendenziösen Nachricht, und dass sie blos der Phantasie der den Székeln feindseligen kaiserlichen Officiere ihr Dasein verdankte. Der dortige Oberkönigsrichter berichtete auch von Unruhen in den ersten Tagen des Jahres, wie ihn eine grosse Menge in seinem Hofe belagert, die er nur durch zu Protocoll nehmen ihrer Erklärung gegen die Einführung eines beständigen Gerichtshofs beruhigen konnte. Als aber die in Csik Verwundeten ihr sprechendes Circular mitbrachten — so schreibt Graf MIKES — erschreck das ganze Volk so, dass es selbst die Waffen forderte. Die Commission nahm dies mit Freude zur Kenntniss und beschloss Anfangs Februar die Militär-Conscription dort zu beginnen . . . . Die Blutthat von Madéfalva brach auch in Csik den Widerstand, im ersten Schrecken ging die Conscription, die Vertheilung der Waffen, die Fahnenweihe und der Schwur rasch von statten. In der Sitzung am 31. Januar wurde das Rescript der kön. Regierung verlesen, in welchem mitgetheilt war, dass ihre Majestät die glückliche Einrichtung der Grenz-Miliz in Gyergyó mit Gefallen aufgenommen habe und der Commission auch ferner ihren schon bewiesenen Eifer empfehle. Die Commission nahm dies huldvolle Gefallen mit unterthänigem Handkusse entgegen, und erachtete es — wie sie schreibt — für ihre erste Pflicht, ihre Aufgabe so rasch als möglich zu beendigen. Sie kündete am selben Tage ihre Reise nach Háromszék, für den 3. Februar an. Die Conscription, Waffenvertheilung und Fahnenweihe wurde dort am 6. März, in Bardóc am 18. März, ebenfalls ohne Anstand, zu Ende gebracht.

Die Kaiser-Königin nahm den Bericht des Ereignisses von Madéfalva im Rescripte vom 28. Januar gnädig zur Kenntniss, nannte das Resultat ein unerwartetes, und weist die Commission an, den Frieden zu erhalten, was aber nur durch Entdeckung und strenge Bestrafung der Rädelsführer erreicht werden könnte. Deshalb ernannte sie unter Controle der Haupt-Commission eine gemischte Criminal-Commission, die mit richterlicher Strenge verfahren, die gefällten Urtheile ohne Appellation vollziehen soll und zugleich veröffentlichen lasse, dass ihre Majestät eingewilligt habe jedes aufrührerische Wort, auch die Nichtangeber solcher Worte mit dem Tode zu bestrafen. Die aus 37 Punkten bestehende Instruction athmet beispiellose Härte. Es wurde der Commission zur Pflicht gemacht zu erforschen, wer die Führer und Berather des Volkes wären? wer es ermuntert und aufgehetzt? Den Angebern wurden 100 Rh. Gulden versprochen. Ferner, wer die Bittschriften, Memoriale, Proteste verfasste? Endlich musste man die erfahren, die zuerst in die Wälder gegangen, auf wessen Rath?

weshalb sie dies gethan? wer ihre Briefe herumgetragen? Zur Eruirung der Wahrheit kann die Commission mit Vorwissen des Hofes sogar die Tortur anwenden. Es wurde befohlen eine Liste der Verdächtigen anzufertigen, welche die Militär- und Civil-Behörden am 3. April alle zu gleicher Zeit arretiren und in das Schloss von Csik-Szereda bringen sollten. Die Commission verfügte über 30 Mann zu Fuss und einen Husaren-Corporal mit 6 Mann . . . . .

Ich konnte nur Original-Fragmente der Protocolle dieser Commission zur Hand bekommen, aus denen aber ersichtlich ist, dass der durch die Ober-Commission erhobene Lärm wegen der Székler Empörung in keinem Verhältnisse mit den zu deren Unterdrückung angewendeten Mitteln und erzielten traurigen Folgen stand, so dass man benöthigt sei sich dahin zu erklären, dass dabei die Rechtfertigung der angerichteten Blutthat und nicht eine die Staats-Existenz bedrohende Gefahr den Ausschlag gab. Sowie die Militärisirung, die in ihrem Interesse begangenen zahllosen Ungesetzlichkeiten und Grausamkeiten; wie die officiellen Klagen gegen die Székler, dass sie ihre Rechte und Bitten mit Waffen verfochten, und die auf sie geschobene Anschuldigung, dass sie revolutionäre Tendenzen und Pläne im Sinne hätten. Wie das Blutbad von Madéfalva: so war auch jetzt ihre übermässige Bestrafung das Werk der kaiserlichen Officiere. Sie machten B. Buccow und Bruckenthal, und diese die Königin glauben, dieses für Recht und Ehre sehr empfindliche Volk befinde sich im Aufbruch. Die Unwahrheit dieser Anschuldigung wird durch das fast ein Jahr dauernde friedliche Verhalten der Széklerstühle und die zahllosen unterwürfigen Bitten und Flehen bei allen gesetzlichen Instanzen selbst zur Kaiserin-Königin, woher rechtmässige Hilfe zu erwarten war bewiesen, am überzeugendsten aber durch die Antwort der Commission auf die Frage des Hofes: ob man den empörten 3 Stühlen nicht die Freiheiten entziehen, und sie nach Art der Croaten und Serben nicht militärisiren könnte? Die Meinung war, dass dies nicht rathlich und nicht durchführbar sei, da man den obwohl mit vielen strafbaren Handlungen verbundenen Widerstand der Székler eigentlich nicht Empörung nennen könnte. Die Untersuchung deckte zwar manche Thatsachen auf, aber diese sind vielmehr für die Regierung ungünstig als für das Székler Volk. Es zeigte sich, dass 4 röm. kath. Pfarrer das Volk aufhetzten die Waffen nicht zu nehmen, die Bittschriften verfassten, zur Flucht in die Wälder und zum verzweifelten Widerstande reizten.\* Unter den freien Székclern waren die Hauptschuldigen: Peter Szöcs und

\* Die Pfarrer ZÖLD von Szent-Lélek, BEKE aus Delne, NÉMETHI aus Szent-Miklós, Szász aus Somlyó.



Georg Miklós aus Szépviz, Anton Ferentz aus Szt.-Miklós, Stefan und Thomas Geezö aus Taplócza, Mich. Jakab, Stefan und Georg Bálinth, Stefan Lázár aus Ménéság; die Mitschuldigen: Andreas Lázár aus Ménéság, Mich. Biró aus Szt.-Miklós, Andreas Ferencz und Nikolaus Szente aus Madéfalva. Die Strafcommission entliess nach einer Woche Gefangenschaft 37, hielt 38 gefangen, 4 entflohen, 12 waren noch frei. Nach dem Protocoll fielen in Madéfalva unter den Rädelsführern Stefan Lázár aus Vatsártsi, Stefan Csiszér aus Ménáság, Stefan Boros aus Szépviz, Joh. Demeter aus Szent-Miklós, Stefan Csedő aus Mindszent, Paul Gergely aus Sz.-Simon und Mich. Radó aus Madéfalva. \* Diese Proposition der Haupt- und Mitschuldigen, sowie die zwischen den verwundeten Soldaten und den gefallenen Székclern, bringt uns nicht von selbst auf den Gedanken, dass von bewaffnetem Widerstande kaum die Rede sein konnte; sonst hätte der Kampf einen anderen Charakter gehabt, wären wohl mehr Soldaten im Streite gegen die 2000, nach dem Berichte der Commission zur Hälfte Székler geblieben, und man hätte die Gefangenen nach und nach nicht so schnell freigelassen.

Bemerkenswerth sind die Daten der Straf-Commission die Auswanderung betreffend. Aus *Unter-Csik*, aus Sz.-Lélek und Ménéság. Aus *Ober-Csik*, aus Sz.-Tamás, Madaras, Dánfalva, Sz.-Miklós, Sz.-Mihály, Rákos, Médafalva, Delne und Szépviz wanderten 50 freie Székler, die angesehensten ihrer Gemeinden, mit Weib und Kind nach der Moldau aus. Zugleich zogen 7 angesehene Freie mit Hab und Gut weg, als Gründe angehend: 1. Sie nahmen nach und nach wahr, dass man ihre Rechte und Freiheiten umstosse, ihre Blutsverwandten, gegen die Székler Freiheit, ohne gesetzliches Urtheil einkerkere und bestrafe. 2. Weil die Straf-Commission auf unerhörte Art vorgehe. 3. Weil man sie gewalthätig gegen den Willen der Königin zu den Waffen gezwungen. 4. Weil man, gegen das Diplom des hochseligen Kaisers und Königs Leopold des I., neben der Steuer ihnen auch Waffenpflicht auferlegt. All diese Ursachen bewogen sie, eher ihr Erbe und ihr theueres Vaterland zu verlassen, als sich den vielen Ungesetzlichkeiten selbstwillig zu unterwerfen. \*\*

Später folgten noch mehrere diesem Beispiele. Hauptmann Römer von der Grenze, diese Geissel der Székler, meldete selbst an die Straf-Commission, dass die Auswanderung aus Csik und Hárómszék nicht aufhöre: «ganze Familien mit geladenen Wagen gehen wie Karavanen ins Ausland». Der Director

\* Das oben bezogene Werk des Grafen DOM. TELEKY kennt die Namen nicht.

\*\* Gegeben im Moldauer Theile des Passes Ghymes 6. Mai 1764. Jeder mit eigenhändiger Unterschrift.

der Quarantaine in Ghymes zeigt am 30. April an, «er habe von einem Moldauer gehört, seit kurzer Zeit seien mehr als 70 Familien hinübergegangen. Bis gestern kamen mehr als 30 zur Grenze, und gaben als Grund ihres Auszuges an, es gebe auch in der Moldau Land, sie könnten auch dort leben, wenn man sie zu Hause nicht leben lasse. Auf andere Fragen antworteten sie nicht.\*

Wenn wir bedenken, dass zwischen 11. April und 1. November 1762, beinahe 308 Familien aus den drei Székler-Stühlen sich entfernten, die Straf-Commission ämtlich von 70 Familien spricht, die Csiker Denkschriften aber von 640 Personen sprechen, wenn wir die Opfer von Madéfalva hinzurechnen, deren Zahl das Protocoll auf 180, der Historiker JOSEF BENKÖ auf 186 angiebt, so kann man den Tag von Madéfalva, 7. Jan. 1764, zu den traurigsten Tagen der Székler Geschichte zählen. Durch das Blutgericht und die Unterdrückung litt das Székler Volk und Siebenbürgen, aber auch Ungarn wurde um einige Hundert fleissige Hände und treue Herzen ärmer. Und das Alles geschah, weil es den unholden Absichten seiner Feinde nicht seine altherkömmliche Székler-Verfassung, seine vereinte moralische Macht entgegenstellen konnte. Es lies sich theilen und wurde besiegt. Als der adelige Einzelhofbesitzer (*unius sessionis nobilis*), der *Primipilus* und *Pixidarius*, in seinen Rechten angegriffen ward, hätte der höhere Adel, die *Primores*, ihn schützen sollen, denn es betraf alle. Ein muthiges Wort in den Székler-Stuhlversammlungen zu rechter Zeit und mit Nachdruck erhoben, wäre vielleicht zum Throne gedrungen und der Schild des Gesetzes hätte die Angegriffenen gegen die willkührliche Militär-Gewalt geschützt.

Der passive Widerstand der Székler vermochte im October 1762 B. Buccow, im Mai 1763 die Königin zum Aufgeben ihrer Pläne, von deren Durchführung sie nicht versichert waren. Da stellte Gr. Lázár seinen Namen und sein Ansehen Buccow und den kaiserlichen Soldaten zur Verfügung, und half ihnen ihr unseliges Ziel zu erreichen.

Die Aufstellung der Székler Grenze war schon in der Idee verfehlt. Die Székler verloren ihre adeligen Freiheiten, ihr unbeschränktes Eigenthumsrecht und viele Vortheile ihrer bürgerlichen Stellung; die Anderen, die besitzlosen Walachen, gewannen Land, Bürgerrecht, Privilegien und die kaiserliche Gunst. Das ist die Ursache, weshalb die eine Nationalität diese Institution jubelnd annahm, die andere aber nur durch den physischen Druck eines Blutbades bewogen ward, ihren Nacken unter das Joch zu beugen. Der andere Fehler war, dass die Regierung nicht beachtete, dass die drei Classen des Székler Volkes die vollkommenste demokra-

\* Protocoll der Straf-Commission.



tische Rechtsgleichheit genossen, und dass es deshalb böses Blut machen musste, als die ungesetzliche Last der Militärisirung bloss den beiden weniger bemittelten Classen, den adeligen Einzelhofbesitzern, Primipilis und Pixedariis, aufgebürdet wurde, während hiezu, als jenen rechtlich und gesetzlich nicht über-, sondern blos beigeordnet, auch die dritte Classe, die Primores, gleich verpflichtet werden mussten, — oder es hätten selbstverständlich alle drei Classen von dieser Last frei bleiben sollen. Dies war für die Székler Grenzmiliz um so nachtheiliger, als der aus dem Bauernstand zum Militär gestellte Linien-Soldat nach Ablauf der Dienstzeit frei wurde, der adelige freie Székler dagegen — ausgenommen wenn er im Dienste ein Krüppel wurde — bis an das Ende seines Lebens dienen und die Grenze des Landes bewachen musste. Endlich trat in diesem Falle zu der Rechtsverletzung auch die Anomalie hinzu, dass ein grosser Theil des Stuhles Udvarhely und der ganze Stuhl Maros — weil dieselben von der Grenze weiter entfernt waren — von den Bestrebungen der Regierung ganz verschont blieben.

ALEXIUS JAKAB.

## UNGARISCHE DICHTUNGEN IN DEUTSCHER GESTALT.

Es ist eben ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem der verdienstvolle Begründer der ungarischen Literaturgeschichte, der jüngst verstorbene FRANZ TOLDY, sein «Handbuch der ungarischen Poesie» (Pesth und Wien, 1828) herausgab, in welchem er dem Auslande eine historische Uebersicht der Entwicklung unserer Literatur, eine Reihe von Biographien der hervorragendsten ungarischen Schriftsteller und Dichter, und eine Auswahl von Dichtungen im Original und in deutscher Uebersetzung vorlegte. TOLDY hat sich durch dieses Werk ein grosses Verdienst erworben, denn das Auslande hat seine Kenntnisse über ungarische Literatur und Dichtung Jahrzehnte hindurch aus diesem Buche TOLDY's geschöpft, so dass die Wirksamkeit des wackern Mannes auch hinsichtlich der Bekanntmachung unseres geistigen Lebens ausserhalb unseres Vaterlandes als eine bahnbrechende bezeichnet werden muss. Wohl war ihm auf diesem Felde Graf JOH. MAJLÁTH mit einer recht verdienstvollen Sammlung verdeutschter ungarischer Dichtungen vorangegangen; \* doch hat das MAJLÁTH'sche Werk, trotzdem es in Deutschland selbst und in einem hochangesehenen Verlage erschienen war, wenig Verbreitung gefunden; auch umfasste TOLDY einen viel grösseren Zeitraum und eine weit stattlichere Reihe — vierundfünfzig — ungarischer Dichter. TOLDY's Werk eröffnete dem Auslande eine neue Welt. Was bis dahin in Deutschland und anderwärts von ungarischer Literatur bekannt war, beschränkte sich auf einige lückenhafte und nicht selten geradezu lächerliche Daten; im Allgemeinen glaubte man in ganz Europa, in Ungarn schreibe und spreche man nur lateinisch, zur Noth auch etwas deutsch; — dass es eine ungarische Literatur und besonders eine sehr reiche, in frühe Jahrhunderte zurückreichende und hoffnungsvoll neu emporblühende dichterische Literatur gab, wussten selbst im Inlande nur Wenige. Musste doch TOLDY später die ganze ältere

\* Magyarische Gedichte. Uebersetzt von JOHANN Graf MAJLÁTH. Stuttgart und Tübingen, 1825. Cotta'sche Buchhandlung. LXXII und 248 S. Auch dies Buch giebt eine Uebersicht der ungarischen Literaturgeschichte und Uebersetzungen aus den Werken von fünfzehn Dichtern und zwei Dichterinnen.



Literatur Ungarns neu entdecken und der überraschten Nation erst in Ausgaben und Commentaren zugänglich machen.

Seit TOLDY's «Handbuch» erschienen, sind, wie gesagt, fünfzig Jahre verflossen, und es hat seitdem nie an Versuchen gefehlt, die ungarische Literatur im Allgemeinen und einzelne hervorragende Dichter und Dichtungen im Besonderen dem Auslande, besonders dem benachbarten Deutschland, zugänglich zu machen. Es wurde Vielerlei und Vieles wiederholt übersetzt, Manches auch literarhistorisch und ästhetisch gewürdigt, Einzelnes ist auch in der Fremde in gewisser Beziehung populär geworden. KERTBENY hat den Versuch gemacht, die Uebersetzungen ungarischer Werke in fremde Sprachen bibliographisch zu sammeln und zu ordnen, \* — ein Versuch, der in mehrfacher Beziehung, besonders auch was die Vollständigkeit des Materials und stellenweise die Beurtheilung desselben anbelangt, recht mangelhaft, aber nichtsdestoweniger als erster Schritt auf einem bisher auch in unserem Vaterlande selbst vollständig vernachlässigten Gebiete sehr verdienstlich ist. Aus KERTBENY's Uebersicht erhellt, dass in dem seit TOLDY's bahnbrechendem Werke verflossenen halben Jahrhundert recht viel geschehen ist, um die Kenntniss unserer Literatur dem Auslande zu vermitteln, — aber doch bei weitem nicht genug und nicht stets in der Weise, dass der Ausländer sich aus den veröffentlichten Uebersetzungen über unsere Dichtung vollständig zu orientiren vermöchte.

Wenn wir auf die deutschen Uebersetzungen \*\* ungarischer Dichtungen einen Blick werfen, so muss uns vor Allem das Missverhältniss der übersetzten Autoren und Werke auffallen: während der Lyriker PETÖFI und der Romancier JÓKAI in überaus zahlreichen Verdeutschungen vorliegen, schrumpft neben ihnen die übrige Literatur auffallend zusammen. Wohl die Hälfte sämmtlicher poetischen Uebersetzungen aus dem Ungarischen fällt auf PETÖFI's und JÓKAI's Rechnung. Nun verdienen diese beiden Dichter unstreitig dem Auslande in erster Reihe bekannt zu werden: der erstere als eine der genialsten und liebenswürdigsten Verkörperungen des ungarischen Nationalgeistes, der letztere als Dichter von reicher Phantasie, gesundem Humor und fesselndem Erzählertalent, der besonders in seinen älteren Werken Manches ge-

\* Bibliographie ungarischer nationaler und internationaler Literatur, 1441-1876. In zwölf Fachheften, redigirt von K. M. KERTBENY. Erstes Heft: Die Uebersetzung aus dem Ungarischen in siebzehn Fremdsprachen. Budapest, 1876.

\*\* Die Uebersetzungen in andere Sprachen kommen kaum in Betracht. KERTBENY's Heft zählt 330 deutsche Uebersetzungen auf, denen etwa achtzig Uebersetzungen in zusammen 16 moderne Sprachen gegenüberstehen!

schaffen hat, was den Vergleich mit den glänzendsten Leistungen der Romanliteratur der Neuzeit wohl aushält. Aber PETÖFI und JÓKAI erschöpfen die ungarische Dichtung bei weitem nicht und es muss das Ausland geradezu irreführen, wenn ihm fortwährend blos PETÖFI'sche und JÓKAI'sche Werke vorgelegt werden, — als ob unsere Literatur nichts weiter aufzuweisen hätte, was der Beachtung des Auslandes würdig wäre!

Dazu kommt ein zweiter, sehr bedauerlicher Umstand. PETÖFI und JÓKAI sind dem Ausland dergestalt als Repräsentanten der ungarischen Dichtung vertraut geworden, dass dasselbe eben nur von diesen Dichtern Notiz genommen und neben ihnen alles Andere unbeachtet bei Seite gelassen hat, was ihm aus dem Vorrathe unserer Nationalliteratur geboten wurde. Ausser PETÖFI's lyrischen und epischen Gedichten und JÓKAI's fesselndsten und werthvollsten Romanen sind mehrere der glänzendsten Werke unserer Literatur ins Deutsche übertragen worden; es ist denselben aber auffallender Weise gar keine Beachtung zu Theil geworden. Um nur einige Beispiele zu nennen: JOSEF KATONA's grossartige Tragödie «Bánk-bán», \* SIGMUND KEMÉNY's meisterhafte historische Romane, JOHANN ARANY's kunstvollendete epische Dichtungen, — wer weiss in Deutschland von diesen? wer hat je auf dieselben reflectirt? Sie sind in deutscher Uebersetzung erschienen, aber entweder gar nicht über unsere Grenzen hinausgedrungen oder doch draussen übersehen worden. Und doch verdienen die genannten Dichtungen dem Besten und Vollendetsten beigezählt zu werden, was die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, in Deutschland wie anderwärts, hervorgebracht hat. Es wäre wahrlich endlich an der Zeit, auch diesen Dichtern unseres Volkes gerecht zu werden, nachdem man PETÖFI's und JÓKAI's Bedeutung so willig und verständnissvoll anerkannt hat.

Endlich hat über unserer poetischen Literatur, was die Uebertragungen ins Deutsche anbelangt, noch ein schlimmer, recht schlimmer Stern gewaltet: der mangelhafte Beruf, die ungenügende Ausrüstung der Uebersetzer. Gar wenige, die unsere hervorragenden Dichter zu verdeutschern versuchten, waren dergestalt im Besitze der ungarischen Sprache, um das Original in allen seinen Eigenheiten und feinen Zügen vollständig zu verstehen, — nur wenige beherrschten die deutsche Sprache in dem Maasse, dass sie vermögend gewesen wären, den ungarischen Dichter in seiner ganzen Wesenheit in die fremde Form des fremden Idioms zu kleiden. Wohl kein Zweig der quantitativ wie qualitativ gross-

\* Denselben Stoff hat GRILLPARZER in seinem vielgeschmähten Trauerspiele «Ein treuer Diener seines Herrn» bearbeitet, ohne selbstverständlich KATONA's Stück zu kennen oder selbst nur von der Existenz desselben zu wissen.



artigen, ja einzigen Uebersetzungsliteratur der Deutschen weist neben manchem Gelungenen so traurige Producte auf, wie die Literatur der Uebertragungen aus dem Ungarischen. Mangelhaftes Verständniss des Originals, ungenügende Kenntniss der deutschen Sprache, schülerhafte Behandlung des Verses, — in vielen Fällen auch ungenügende dichterische Anlage und die Unfähigkeit, sich ganz in die Individualität des ungarischen Dichters zu versenken und ihn mit seinen Vorzügen und Eigenheiten, mit dem Charakter und Colorit seiner Dichtung vollständig wiederzugeben, — das sind die auffallenden Merkmale zahlreicher Werke, welche sich Uebertragungen PETÖFI's oder ARANY's oder anderer ungarischer Poeten nennen und im Grunde doch nur Caricaturen dieser Dichter sind.

Es wäre ein trauriges Amt, diese ganze Literatur kritisch sichten und beleuchten zu müssen, — ein trauriges, aber auch ziemlich unnöthiges Amt, denn der grösste Theil dieser Literatur ist todt, ohne je wirklich gelebt zu haben. Für diesmal wollen wir uns mit diesem kurzen Rückblick auf das Vergangene begnügen und im Folgenden einige neue Uebertragungen ungarischer Dichtungen besprechen, welche uns in einzelnen bestimmten Fällen zeigen sollen, um was es sich handelt und wo es fehlt. Dass auch von diesen Werken zwei der Petöfi-Literatur angehören, ist nach dem bereits Gesagten nicht mehr verwunderlich und kann nur zu Bestätigung einer oft wiederholten Thatsache dienen.

An erster Stelle mag die neue Uebersetzung PETÖFI'scher Gedichte von LAD. NEUGEBAUER erwähnt werden. \* Es ist ein hübsches Bändchen, Friedrich Bodenstedt gewidmet, von BODENSTEDT\*\* und JÓKAI eingeleitet, eine mit Verständniss und Tact getroffene Auswahl von 115 Gedichten des grossen Lyrikers, recht wohl geeignet, von PETÖFI's Dichtung ein allgemeines Bild zu geben. NEUGEBAUER ist — abgesehen selbstverständlich von den Uebersetzern einzelner Gedichte in Zeitschriften und Anthologien, — die Zahl derselben ist Legion! — wenn wir nicht irren, der sechste Uebersetzer PETÖFI'scher Gedichte ins Deutsche. ADOLF DUX (1846), K. M. KERTBENY (1849), FRIEDR. SZARVADY und MOR. HARTMANN (1851), THEODOR OPITZ (1864) und HUGO MELTZL (1867) sind seine Vorgänger. NEUGEBAUER hat sie wohl Alle gekannt und benutzt; er hat ihnen Manches abgelernt und steht, wie Jeder, der gebahnte Wege wandelt, auf den Schultern seiner Vorgänger. Es ist ihm auf diese Weise nicht schwer, weiter zu sehen, als jene zu thun ver-

\* Gedichte von ALEXANDER PETÖFI. Aus dem Ungarischen von LADISLAUS NEUGEBAUER. Leipzig, 1878. XVI und 270 S.

\*\* Bodenstedt hat auch die im Jahre 1857 bei F. A. Brockhaus erschienene Kertbeny'sche Uebersetzung von ALEX. PETÖFI's «Dichtungen» bevorwortet.

mochten, und man übertreibt seine Verdienste so wenig, als man die seiner Vorgänger herabsetzt, wenn man dies einfach zugesteht. Und doch ist selbst hier dies bescheidene Zugeständniss kaum möglich. Man kann von NEUGEBAUER's Uebersetzung PETÖFI'scher Gedichte kaum sagen, dass sie gegen die Arbeiten der Vorgänger einen Fortschritt bedeute. Dass ihm Einzelnes besser gelungen ist, dass NEUGEBAUER oft mit Benutzung des vor ihm Geleisteten Erfolge errang, muss betont werden, obwohl es sich eigentlich von selbst versteht; dass aber die neueste Uebersetzung PETÖFI's noch lange nicht tadellos, dass der jüngste Uebersetzer durch die Fehler seiner Vorgänger nicht belehrt worden ist, wollen wir im Folgenden des Näheren nachweisen.

Vorher jedoch einiges von der Sammlung im Allgemeinen. Sie ist, wie bemerkt, Bodenstedt gewidmet und Bodenstedt hat ihr einige warm empfundene und in einigen Zügen treffende Bemerkungen über unseren grossen Dichter vorausgeschickt.

«Unter denjenigen fremden Dichtern — sagt der Sänger der Mirza-Schaffy-Lieder — welche ich erst in reiferen Jahren kennen lernte, ist mir keiner so schnell ins Herz gesprungen wie PETÖFI, obgleich diese Bekanntschaft nur durch Uebersetzungen vermittelt wurde, welche das Fremdartige der Erscheinung noch steigerten, und zwar nicht selten in etwas herb anmuthender Weise. Doch wie man eine edle Gestalt an Gang und Haltung leicht erkennt trotz nicht ganz anschmiegsamer Gewandung, und wie ein schönes Auge auch durch einen dunkeln Schleier strahlt, so erging es mir ähnlich mit der PETÖFI'schen Muse in *der Hülle*, in welcher sie mir zuerst entgegentrat. Sie fesselte mich von vornherein durch die völlig sorglose Natürlichkeit ihrer Bewegungen, durch ihr ganz und gar eigenartiges Gesicht, in seinem wechselnden Ausdruck voll harmloser Schelmerei, tiefen Gefühls, sprudelnden Uebermuths, flammender Leidenschaft. Oder, um meine ersten Eindrücke durch ein anderes Bild zu veranschaulichen: die Gedichte kamen mir in der Uebersetzung vor wie eine fremdartig schöne Landschaft in der Morgendämmerung, welche Einzelnes schon deutlich und in günstiger Beleuchtung hervortreten lässt, während Nebelschleier noch rings umher hängen. Vor meinem inneren Auge fielen die Nebel bald, oder zeigten sich so durchsichtig, dass sie mich nicht hinderten, schnell in PETÖFI's poetischer Welt heimisch zu werden.

«Man pflegt zu sagen: die Welt sieht uns an, wie wir sie ansehen, und in der Regel mag das zutreffen, allein ein echter Dichter zwingt uns durch Zaubergewalt, die Welt so anzusehen, wie sie sich in seinen Augen und Werken abspiegelt, wo wir dann eine ganz neue Welt zu sehen glauben, weil uns Altbekanntes in überraschend neuer Beleuchtung erscheint. Und ALEXANDER PETÖFI



war ein echter Dichter, der Allem, was er berührte, höhere Bedeutung zu geben wusste. Sein ganzes, leider so kurzes Leben war ein poetisches Ein- und Ausathmen, und er führt uns auf seinem abenteuerlichen Entwicklungsgange oft in Regionen, welche die Muse sonst zu betreten sich scheut; aber in *seiner* Gesellschaft darf sie Alles wagen, mit ihm bis an die äussersten Grenzen des poetisch Erlaubten gehen. Ein Sohn des Volks, mit Vorliebe in dessen buntesten Kreisen sich bewegend und des Volks beredtester poetischer Dolmetsch, war er doch mehr als ein blosser Volksdichter, denn er hat Lieder geschaffen, die denen der grössten Lyriker aller Völker ebenbürtig sind und ihm deshalb neben diesen einen Ehrenplatz in der Weltliteratur sichern . . . .»

Schliesslich gedenkt Bodenstedt auch der Uebersetzung, welche er bevorwortet. «Ungarn ist reich an poetischen und musikalischen Talenten», sagt er sehr richtig. «Diese brechen sich leichter Bahn als jene, denn die Musik ist allgemein verständlich, die Dichtung zunächst und ganz nur dem Volke, welches des Dichters Sprache redet. Uebersetzungen sind immer nur ein Nothbehelf, und besonders geht dadurch bei lyrischen Gedichten viel von der melodischen Eigenart, vom Duft und Schmelz des Originals verloren. Doch hat PETÖFI das Glück gehabt, immer liebevoll für ihn begeisterte Uebersetzer unter seinen deutsch redenden Landsleuten zu finden. Diese neueste Uebersetzung», meint Bodenstedt zum Schlusse etwas kleinlaut, «scheint mir wesentliche Vorzüge vor den früheren zu haben; sie enthält viele Lieder, welche so voll und rein ausklingen, als ob PETÖFI sie selbst in deutscher Sprache gedichtet hätte.»

So treffend wir Bodenstedt's Bemerkungen im Allgemeinen finden, müssen wir ihm doch in zwei wichtigen Punkten widersprechen: er nennt es ein Glück, dass PETÖFI von seinen deutsch redenden Landsleuten verdeutscht wurde und sieht in NEUGEBAUER's Uebertragungen den Charakter und das Colorit der PETÖFI'schen Dichtung treu wiedergegeben, — beides mit Unrecht. Unsere Landsleute, die PETÖFI übersetzt haben, wussten nicht immer vollkommen gut ungarisch, tadellos deutsch wussten sie nie. Es giebt in der ganzen Uebersetzungsliteratur des deutschen Volkes keine zweite Gruppe von Uebertragungen, welche eine so vermessene Verrenkung der deutschen Sprache, eine so gewaltsame Behandlung des deutschen Stils, eine so unbeholfene Handhabung des deutschen Verses aufweisen könnte, wie eben die Uebersetzungen aus dem Ungarischen. Dass in der misshandelten Form auch der Inhalt der Misshandlung nicht zu entgehen vermochte, liegt auf der Hand, beruht doch der Reiz und Werth des lyrischen Gedichtes eben in der vollendeten Harmonie von Gehalt und Form. Auch NEUGEBAUER ist diesem Verhängnisse nicht ganz entronnen

und die wesentlichsten Mängel seiner Uebertragung liegen zum überwiegenden Theile in seiner mangelhaften Behandlung der deutschen Sprache. Auch dass er den Charakter der PETÖFI'schen Dichtungen getreu wiedergebe, ist nur bedingt zuzugestehen, da er den Dichter in der Regel sentimentaler und schwülstiger sprechen lässt und den unvergleichlichen Reiz anmuthiger Naivetät, der PETÖFI im Original auszeichnet, meist verflacht. Bodenstedt, der des Ungarischen nicht mächtig ist, hätte die Entscheidung dieser Frage besser Anderen überlassen sollen, welche beider Sprachen mächtig und so zu einem Urtheile über das Verhältniss der Copie zum Original allein berechtigt sind.

NEUGEBAUER meint, wenn er Form und Inhalt des Originals genau wiedergebe, entspreche er vollständig seiner Aufgabe. Diese Auffassung theilen die meisten Petöfi-Uebersetzer, und doch ist dieselbe eine, wenn auch im Allgemeinen richtige, so doch sehr äusserliche. Die Beibehaltung der Form giebt nur den Schein der Treue, denn oft ist die Form im Ungarischen von ganz anderem Charakter als im Deutschen. Unsere Sprache ist von vorwiegend trochäischem Rhythmus, während der Tonfall des Deutschen jambisch ist; ein Lied in Trochäen hat daher im Ungarischen eminent volksmässigen Ton und Charakter, was von einem deutschen Lied in derselben Form nicht selbstverständlich ist.

Dasselbe gilt natürlich von der Treue des Gehalts, sobald sich dieselbe auf einzelne Wörter und Redensarten erstreckt, da sie uns auf diesem Wege zu undeutschen und oft unverständlichen Phrasen führt. Ein Beispiel und zwar — um nicht der peinlichen Auswahl einiger weniger Schnitzer aus der ganzen reichen Sammlung verdächtig zu werden — ein vollständiges Lied mag uns die Belege liefern:

### **Hab' zur Küche mich gestohlen . . .**

1. Hab' zur Küche mich gestohlen,  
Gluth aufs Pfeifchen mir zu h'len;  
Hätt' gewiss mir auch genommen,  
Wenn es — längst nicht hätt' geglommen.
2. Doch mein Pfeifchen lustig sprülte;  
Kam auch deshalb nicht — behüte!  
Kam ja nur, weil ich gesehen  
Drin ein schmuckes Mädchen stehen.
3. 's war just, als sie Feuer machte;  
Blitz! es brannte wie sie's fachte;  
Aber erst ihr Auge prächtig,  
Hei, das loderte gar mächtig!



4. Mädchen hat mich angesehen,  
 Ach, da war's um mich geschehen —  
 Pfeifengluth ist schlafen gangen,  
 Schlafend Herz hat Gluth gefangen.

Das im Original wunderhübsche Liedchen ist hier eine wahre Musterkarte von Sprachwidrigkeiten und Unschönheiten. Schon das Fehlen des Fürwortes im ersten Vers ist unschön (statt: *Ich hab' u. s. w.*); *Hätt' gewiss mir auch genommen* — was, fragt man wohl? Dass *Drin* (in Str. 2) auf *Küche* (in Vers 1) geht, weiss Niemand mehr. *'S war just, als sie Feuer machte*. Abgesehen von der unschönen Verkürzung des Pronomens (*Es*), fragt man: was war just? dass sie stand? oder dass ich sie sah? oder dass es brannte? Der zweite Vers (in Str. 3) muthet dem Dichter eine Abgeschmacktheit zu, denn um zu sagen, dass es brannte, als das Mädchen das Feuer anfachte, braucht es keinen gewaltigen Aufrufs (*Blitz!*). *Ihr Auge prächtig* ist eine bloß aus Reimnoth geschaffene Unschönheit. Dass in der 4. Strophe der Artikel fehlt (*Mädchen hat mich* —) ist geradezu unerträglich. Das Aeusserste leistet aber das Verspaar am Schlusse. Was sich wohl der Leser bei diesem sprachlichen und inhaltlichen Unsinn denken mag? *Pfeifengluth ist schlafen gangen* (statt *gegangen*), — war PETÖFI bei Troste? und wie kommt das Schlafengehen der Pfeife und das Gluthfangen des schlafenden Herzens zusammen? Nein! PETÖFI ist ganz schuldlos: im Ungarischen sind die Ausdrücke für das Verlöschen der Gluth und das Entbrennen des Herzens Gegensätze, — aber leider im Deutschen nicht, und das hat NEUGEBAUER nicht begriffen. PETÖFI ist an dem ganzen Gedicht, wie es deutsch vorliegt, unschuldig. Das Original ist von einer wahrhaft bezaubernden Einfachheit, Naivetät und Zartheit; die Sprache simpel und volksthümlich, die Form dem Inhalt gleichsam angeboren, — ein Meisterstück echt volksthümlicher Lyrik. NEUGEBAUER's Uebersetzung ist gezwungen, unschön, sprachlich verrenkt, ohne Rhythmus, — ein abscheuliches Gedicht.

Nun wäre es freilich schlimm, wenn alle Gedichte der Sammlung so schwach wären; das ist nicht der Fall; Einzelnes ist sogar recht gelungen; aber die obigen Fehler — d. h. die Gattung, nicht das individuelle Exemplar — finden sich fortwährend. Das Fehlen des Artikels, die Verstümmelung des unbestimmten Artikels (*'ner, 'ne, 'nes*) und des Pronomens der dritten Person (*'s*), die zahllosen Diminutive (*Pfeifchen, Mündchen, Küsschen u. s. w.*), die häufige Inversion des persönlichen Fürwortes (*Liebchen mein*), die gezwungene Wortstellung, — Alles ist unschön und entschieden *unpetöfisch*, da sich bei dem ungarischen Dichter, der als Stilist tadelloser ist als Heine oder Uhland, nichts Analoges findet. Von undeutschen Wendungen und Ausdrücken aber wimmelt es geradezu in dem

Bande; nur noch einige Beispiele: *Durch das Dorf entlang — Spielt was Trauriges, ihr Leute — Meines Lebens Wandel-Sonne — Und jetzt lebt sie mit wem Andern* (Alles aus einem Liede S. 10); *Da hockte sie sich nieder* (S. 9). Ist die folgende Strophe zu verstehen?

Auf dem Esel trabt der Hirt,  
Füsse bis zur Erde;  
Gross der Bursche, grösser doch  
Seine Herzbeschwerde.

Besagter Hirt eilt zur sterbenden Geliebten und findet sie schon todt —

Was, in seiner Bitterniss,  
Blieb dem armen Thoren?

Nun, ohne Zweifel der Leichnam der Geliebten! Armer PETÖFI! Der ungarische Dichter fragt: was blieb ihm zu thun übrig? was sollte oder wollte er thun?

Auch die schönsten Strophen des Originals sind durch Lücken und Inversionen verdorben. Man vergleiche:

Niedre Schänk' am Dorfesende  
Liegt schon (!) fast am Flussgelände;

(!) Könnst' sich spiegeln in den Wogen,  
Käme nicht die Nacht gezogen.

Oder: Dort das Seil die Fähr' hütet, (!)  
Starres (!) Dunkel in ihr brütet, — was ganz unverständlich ist.

Oder: Schrill der Bursche Jauchzer (!) schwirren,  
Dass die Fenster *nur so* (!) klirren, — eine ganz prosaische Wendung.

Der Bursche fordert den Zigeuner auf zu spielen, denn er habe Lust zu tanzen,

Bis ich keinen Heller zähle (!)  
Und mir (!) hab' vertanzt (!) die Seele!

Was sich wohl der deutsche Leser hiebei denken mag! Im Original heisst es mit einer treffenden Wendung: Bis ich mein Geld vertanzt und mir die Seele aus dem Leibe getanzt habe.

Das erste Stück der Sammlung, «Meine Lieder», eines der hübschesten Gedichte PETÖFI's, das in der Uebersetzung wenig bedeutet, beginnt mit folgenden unmöglichen und unglaublichen Versen:

In Gedanken ich mich oft versenke,  
So dass ich nicht weiss, woran ich denke —



Wofür muss man wohl den Dichter halten, dass er dergleichen zu schreiben vermag? Er versenkt sich oft dergestalt in Gedanken, dass er nicht weiss, woran er denkt! Welch ein Causalnexus!

PETÖFI charakterisirt in diesem Gedichte die verschiedenen Arten seiner Lieder, wie sie verschiedenen Stimmungen entsprechen. In der deutschen Uebersetzung ist nicht eine einzige dieser Charakteristiken verständlich, keine einzige schön; man vergleiche:

1. — Und das Lied, das dann (!) entsteht, ist immer  
Meiner Träumer-Seele (!) Mondenschimmer. —
2. — Und dann sind die Lieder, die ich singe,  
Sorglos heitrer Seele Schmetterlinge. —
3. — Und die Lieder, die mich dann umkosen, (!!)  
Sind verliebter Seele wilde Rosen. —
4. — Und mein Lied in solchem Augenblicke (!)  
Ist der trunknen Seele Irisbrücke. —
5. — Und es sind dann meine Liederchöre (!)  
Gramerfüllter Seele Wolkenflöre (!!). —
6. — Dann o (!) sind die Lieder meiner Kehle  
Blitz und Donner der (!) empörten Seele!

Im Original haben *alle* Strophen denselben Abschluss; der vorletzte Vers ist ganz gleich; daher auch derselbe Reim durch alle sechs Strophen hindurchgeht. \* NEUGEBAUER's sinnlose «Liederchöre», «Lieder der Kehle» u. dgl. sind durchaus unpetöfisch. Ebenso unpetöfisch ist der Schwulst der Bilder und des Ausdruckes, den der Uebersetzer in den ungarischen Dichter hineinträgt.

Und diese Beispiele sind alle den ersten sechs Seiten der Uebersetzung (S. 3-8) entnommen! Sollen wir unser Urtheil noch weiter motiviren? \*\* Es wird wohl nicht nöthig sein; ich thät' es auch ungern, da der gute Wille und die Begeisterung des Uebersetzers Rücksicht verdient. Auch ist Einzelnes besser gelungen, Manches sogar recht hübsch, wenn auch in der ganzen Sammlung nicht ein einziges Stück zu finden sein dürfte, das von den gerügten

\* Ist es bei einer so durchgreifenden Umgestaltung des Strophengebäudes nicht kindische Selbsttäuschung zu glauben, man habe die Form treu bewahrt, weil man die Zahl der Versfüsse und Verse und die Stellung (aber nicht den Charakter) der Reime beibehalten hat?

\*\* Um einen Maassstab zur Beurtheilung der Uebersetzung zu gewinnen, vergleiche man die schwierigsten Leistungen der deutschen Uebersetzungskunst, z. B. Freiligrath'sche Uebersetzungen, Bodenstedt's Hafis, P. Heyse's Giusti, — welche das Original meisterhaft wiedergeben und selbstverständlich den Genius der deutschen Sprache und des deutschen Verses nie verletzen.

Mängeln ganz frei ist. Am besten gelingen dem Uebersetzer die pathetischen Gedichte, in denen PETÖFI dem Charakter der Lyrik Westeuropa's nahe steht, und hie und da ein Genrebildchen oder auch ein humoristisch angehauchtes Lied. Je magyarischer, je Petöfischer das Original ist, desto unzulänglicher erweist sich der Uebersetzer.

Unsere Leser wissen es uns gewiss Dank, wenn wir ihnen einige vollständige Proben aus dem Besten der Sammlung vorlegen, — auch dem strebsamen Uebersetzer dürfte es lieb sein, auf diese Weise dem wohlwollenden Urtheile des Auslandes empfohlen zu sein. Hier folgen nun drei Gedichte, die zwar nicht als PETÖFI's, wohl aber als des Uebersetzers beste Leistungen gelten können:

### Sel'ge Nacht . . .

Sel'ge Nacht! ich weil' bei meiner süßen Braut,  
Hier im kleinen Garten plaudern wir so traut;  
Ringsum Stille, nur im Dorfe tönt Gebell,  
Hoch am dunkeln  
Himmel funkeln  
Mond und Sterne zauberhell.

Keinen braven Stern besäss' an mir die Welt;  
Weiss es Gott, ich bliebe nicht am Himmelszelt,  
Was auch sollte mir des Himmelreiches Pracht!  
Immer wieder  
Flög' ich nieder  
Her zum Liebchen alle Nacht.

### Schon seit lange schlägt den Ungar Gottes Hand . . .

Schon seit lange schlägt den Ungar Gottes Hand,  
Was die Zukunft bringt, es ist ihm unbekannt.  
Ob ihm je heran ein guter Tag noch bricht?  
Soll er lustig, traurig sein — er weiss es nicht.

Doch hat Gott auch diesem Volke Leid bescheert,  
Gab er ihm auch, was den Kummer rasch verzehrt.  
Wo gedeihen bessre Weine, schön're Frau'n,  
Als in Ungarns üpp'gen, anmuthsreichen Gau'n.

Her ein Mädchen, her ein Mädchen! dass voll Lust  
Ich's mit beiden Armen drück' an meine Brust,  
Küssend saug' ich seine süsse Seele ein,  
Und vergesse, ach, so manche bittre Pein.

Und der Wein? Hei, gebt den Wein mir endlich her!  
Weinen mög' in mich das Glas die rothe Zähr'!  
Feurig wie der Blitz ist seine rothe Fluth,  
Facht erstorb'nes Leben selbst zu neuer Gluth.



Du, Zigeuner, aber spiel' — ich lohn's Dir schon;  
 Doch spiel' so, dass mir das Herze brech' davon,  
 Es zerbrech' vor Lust und Wehe ganz und gar ...  
 Hei, umsonst — nur so vergnügt sich der Magyar!

### Die Ruinen der Tschárda.

Weite Haideflur im schönen Tieflandsbette,  
 Du bist meiner Seele liebste Tummelstätte.  
 Jenes well'ge Hochland ist ein Buch mit Lettern,  
 Dessen tausend Seiten mühsam ich muss blättern;  
 Doch mein Tiefland, wo nicht Berg' an Bergen ragen,  
 Liegt dem Briefe gleich, dem offnen, aufgeschlagen,  
 Ueber den die Blicke gleiten ohne Schranken —  
 Und was stehn darin für ewige Gedanken!  
 O, warum ist mir's vom Schicksal nicht gegeben,  
 Auf der Puszta hier die Tage zu verleben!  
 Da nur möcht' ich athmen, ledig aller Bande,  
 Wie der Beduine im Araberlande.  
 In der Puszta ich das Bild der Freiheit sehe,  
 Und die Freiheit ist der Gott, zu dem ich flehe!  
 Freiheit, mein Idol! nur deshalb will ich leben,  
 Um das Leben einst für Dich dahinzugeben;  
 Darf ich einst im Kampf für Dich mein Blut vergiessen,  
 Werd' ich segnend mein so elend Sein beschliessen.  
 Sterben? .. Blut? .. Was soll der Ernst in meinen Mienen?  
 Ach, kein Wunder ist's, ich steh' ja vor Ruinen. —  
 Keine Burg — nur eine Tschárda liegt zertrümmert.  
 Wenig sich die Zeit um solche Namen kümmert:  
 Ob es eine Tschárda? Ob es stolze Hallen?  
 Rüttelt dran die Zeit, die Mauern müssen fallen;  
 Nichts kann ihrem Tritte sich als stark erweisen,  
 Sei's nun hoch, sei's nieder, Marmor oder Eisen. —  
 Doch wie konnt' aus Stein man diese Tschárda bauen,  
 Während ringsumher kein Steinbruch zu erschauen?  
 Eine Stadt vielleicht hat einstens da gestanden,  
 Ehe noch die Heimat lag in Türkenbanden;  
 (Armes Ungarland, wie bist Du zu beklagen:  
 Wie verschied'ne Ketten musstest Du schon tragen!)  
 Der Osmanen Horden hatten's wild getrieben,  
 Stein blieb nicht auf Stein, die Kirch' nur ist geblieben —  
 Doch auch diese krank — wohl deshalb, dass am Grabe  
 Die Verwüstung rings 'ne Trauerwache habe.  
 Und die Kirche stand Jahrhunderte in Trauer,  
 Bis der Gram zernagte Mauer ihr um Mauer;  
 Und auf dass die Trümmer nicht verloren gehen,  
 Liess man eine Tschárda aus dem Schutt erstehen.  
 Kirche einst, dann Tschárda! ... Nun, was weiter eben?  
 Jene that den Geist, und die den Leib erheben;  
 Und sind Geist und Leib nicht beide unser eigen,  
 Beiden müssen wir uns gleich befiessen zeigen.  
 Kirche einst, dann Tschárda! ... Nun, was weiter eben?  
 Da wie dorten kann man gottgefällig leben;  
 Rein're Seelen giebt's in Schenken oft zu sehen,  
 Als da Tag für Tag hin zum Altare gehen. —

Hei, verfall'ne Tschárda, wo, wo sind die Zeiten,  
 Da noch Wanderer sich und Gäste Deiner freuten!  
 Meine Phantasie errichtet Dich aufs Neue,  
 Deine Gäste seh' ich leibhaft nach der Reihe:  
 Dort am Knotenstock der Wanderbursch, der fremde,  
 Ein Paar «arme Bursche» in getheertem Hemde,  
 Hier ein bärt'ger Jude mit dem Waarenbündel,  
 Und ein Drahtslovak, und derlei mehr Gesindel.  
 Und die schmücke Wirthin in der Jugend Prangen?  
 Diese hält dort eben ein Student umfassen,  
 Dem der Wein ein wenig schon den Sinn verrückte,  
 Dem das Weibchen wohl das Herz noch mehr umstrickte.  
 Und der alte Wirth, fährt er nicht auf darüber?  
 Hei, der liegt im Heu da drauss und schlummert lieber...  
 Damals noch im Heu, doch tief im Grab schon heute,  
 Und sein dralles Weibchen ruht an seiner Seite;  
 Und auch der Student, der lose, und die Gäste — —  
 Alle, Alle sind sie Staub- und Aschenreste.  
 Auch die Tschárda wurde alt und fiel; es raubte  
 Ihr der Sturm den Hut: das Dach herab vom Haupte...  
 Barhaupt steht sie da, als sähe man sie stehen  
 Vor der Herrin Zeit, und unterthänig flehen,  
 Dass sie schöne doch ein wenig ihres Lebens —  
 Aber alle Bitten sind bei der vergebens.  
 Und sie fiel und fiel, bis sie zerfiel vor Jahren,  
 Kaum noch sieht man heut', wo Thür und Fenster waren.  
 Nur die Esse steht und ragt empor noch immer,  
 Wie des Sterbenden all-letzter Hoffnungsschimmer.  
 Keller auch und Ziehbrunn sanken ein schon lange,  
 Fortgestohlen wurde wohl die Brunnenstange;  
 Pfeiler nur und Schwengel blieben an der Stelle,  
 Oben sitzt ein Aar; ein mürrischer Geselle.  
 Jener Schwengel ist der Puszta höchste Spitze,  
 Drum hat ihn der Aar erwählt zu seinem Sitze.  
 Und er sitzt und blickt so starr aus seiner Höhe,  
 Als ob sänn' er drob, wie Alles doch vergehe...  
 Niederglüht auf ihn mit seiner Flamme Strahlen,  
 Heiss der Sonnengott — er glüht vor Liebesqualen;  
 Schwebt ja dort sein Liebechen, seine Augenweide:  
 «Délibáb» das schöne Feenkind der Haide.\*

Der Uebersetzer hat einer doppelten Pflicht zu genügen: die eine bindet ihn dem Original gegenüber, das er im vollsten und edelsten Sinne *treu* wiedergeben soll; die Weltanschauung des Dichters, sein Stil, das Colorit seiner Dichtungen, der Charakter seines Wesens — Alles muss der fremde Leser in der Nachdichtung wiederfinden. Die zweite Pflicht des Uebersetzers bindet ihn

\* *Tscharda* ist ein einsam in der unbewohnten Haide gelegenes Wirthshaus. — *Drahtslovak*, die Slovaken Oberungarns, die gebrochenes Kochgeschirr mittelst Draht zusammenflechten. — *Arme Bursche* ist der Name der Räuber des Tieflandes. — *Délibáb*, die Fata Morgana, welche Lenau öfters «Haidenfee» genannt hat.



seinem Volke gegenüber: was er schafft, ist ein literarisches Product und muss in Sprache, Stil und Form auf dem Niveau der literarischen Bildung seines Volkes und seiner Zeit stehen. Nicht nur die Meister, auch die Gesellen der Uebersetzungskunst sind sich dieser ihrer zweifachen Pflicht bewusst und suchen derselben zu entsprechen. Die Uebersetzer aus dem Ungarischen haben wiederholt diese ihre Doppelpflicht verletzt. Ein ganz falscher Begriff der «Treue» hat sie zu slavischen Uebersetzern des fremden *Wortes* gemacht; ein naiver Anspruch auf sprachliche und formelle Lizenzen hat ihren Arbeiten den Charakter literarischer Producte benommen. Die Verdeutschungen Geibel's, Freiligrath's, P. Heyse's, W. Jordan's und zahlreicher Anderer sind werthvolle Bestandtheile der deutschen Nationalliteratur; die Uebersetzungen aus dem Ungarischen gehören in die Abtheilung der literarischen, theilweise der ethnographischen Curiositäten. Es ist endlich an der Zeit, dass wir Ungarn selbst, im Interesse unserer eigenen, schönen poetischen Literatur, auch im Interesse unserer deutschen Sprachkenntnisse gegen die üblichen deutschen Verballhornungen unserer Dichter energisch Protest erheben. Zum Uebersetzen ungarischer Dichtungen ist niemand gezwungen. Wer im Gesang schwach ist, schlage die Leier entzwei — sagt ebenso richtig als treffend Platen.\*

Eine in vielfacher Beziehung erfreuliche Ausnahme von der üblichen Praxis bildet die zweite Petöfi-Uebersetzung, welche uns vorliegt: die Uebertragung des PETÖFI'schen Märchens vom Helden János durch J. SCHNITZER.\*\*

Auch dies Buch — es ist glänzend ausgestattet und mit dem treuen Bilde des Dichters und vier hübschen Illustrationen geziert — hat MOR. JÓKAI, der Jugendfreund PETÖFI's, bevorwortet. Derselbe widmet zunächst der Dichtung selbst einige treffende Worte der Charakteristik. «Eigenartig und urwüchsig, wie alle Gedichte PETÖFI's — sagt JÓKAI — ist auch sein «Held János». Eigenartig in der Erfindung, in der Form, in der mitunter verwegenen Phantasie der Dichtung, wie in ihrem treuherzigen Ausdruck. In der Hauptfigur des Gedichtes ist der echte Pusztensohn in genialer Weise geschildert. Held János ist eine populäre Figur, die im ungarischen Volksmärchen von Mund zu Mund getragen, fortlebt. Die Einzelheiten des Märchens sind, ebenso wie jene der Ilias,

\* Es handelt sich hier um den Charakter einer Richtung, nicht um vereinzelte Leistungen, von denen manche willig als lobenswerthe Ausnahmen zugestanden werden sollen.

\*\* Held János. Ein ungarisches Märchen von PETÖFI. In deutscher Nachdichtung von J. SCHNITZER. Mit einem Vorworte von M. JÓKAI. Das Bildniß des Dichters von BARABÁS, die Illustrationen von JANKÓ. Leipzig, 1878. VI und 151. S.

lauter Volkssagen, von einem humoristischen Homer zu einer ganzen dichterischen Schöpfung emporgehoben. Die ungarische Volksphantasie, der ungarische Volkshumor sind darin treu wiedergegeben und durch den zauberhaften Vortrag eines echten Dichters verklärt . . .»

Eigenartig ist die Dichtung allerdings in Auffassung und Darstellung, aber nicht im eigentlichen Stoff. Die Feen, Riesen und Hexen, welchen der Leser hier begegnet, sind westlichen Ursprungs und sogar einzelne Abenteuer selbst lassen sich auf indogermanische Quellen zurückführen. Das Märchen ist eben ein Wandervogel, der von Ort zu Ort zieht und überall Spuren seines Daseins zurücklässt. Aber wie es durchaus eine Eigenthümlichkeit des ungarischen Volkes ist, das Fremde nicht einfach zu entlehnen, sondern zugleich das auswärts Gewonnene vollständig durch- und umzuarbeiten, bis es durchaus den Stempel des nationalen Geistes an sich trägt, — so sehen wir auch das Märchen und die mythischen Bestandtheile desselben wohl von Westen eindringen, aber hier vollständig mit nationalem Geist erfüllt, in nationale Formen gekeidet werden. Daher wird «Held János» den fremden Leser fremdartig anmuthen, trotzdem der mit der Märchenwelt seines eigenen Volkes vertraute Deutsche bei näherem Zusehen die einzelnen Theile des Gemäldes als Bausteine des grossen mythischen Tempels der indogermanischen Völker erkennen wird.

Eine kurze Skizze der Handlung — zugleich eine Sammlung von Proben der Uebersetzung — mag den Leser zur Lectüre der schönen Dichtung anregen.

Der Hirte liegt im Sonnenbrande «hinträumend auf dem Rasen», während seine Schafe rings auf duftiger Wiese grasen.

Rings um ihn her ein Blumenmeer  
Ihm süsse Düfte sendet, —  
Doch ach, der Schäfer nimmermehr  
Dahin sein Auge wendet:  
Kaum einen Steinwurf fern von ihm  
Da rinnt ein Bächlein helle,  
Da haftet auch sein trunkner Blick  
An einer einz'gen Stelle.

Doch gilt sein Blick den Wellen nicht,  
So helle sie auch flimmern;  
Ganz andre Reize sucht sein Blick,  
Die ihm entgegenschimmern;  
Denn in dem Bach steht eine Maid,  
Ach, eine wunderbare —  
Von üpp'ger Form und schlankem Wuchs  
Und glänzend goldnem Haare.

Ihr Röckchen ist hoch aufgeschürzt,  
Die Fluth die Füsschen kühlet,



Da in dem frischen Bache sie  
 Das Linnen eben spület;  
 Er sieht zwei Kniee blendend weiss  
 Sich aus dem Wasser heben —  
 Dem Jancsi \* lacht das Herz dabei  
 In freudigem Erbeben.

Denn Kukoricza Jancsi \* ist  
 Der Hirt im Blumenmeere,  
 Wer könnt' es wohl auch anders sein,  
 Wenns nicht der Jancsi wäre?  
 Und die im Bach das Linnen wäscht,  
 So frisch und unverdrossen,  
 Das ist die schöne Iluska, \*  
 Die er ins Herz geschlossen.

Die Beiden lieben sich und gestehen einander ihre trostlose Liebe, — denn trostlos ist sie, da Jancsi ein armer Junge und Iluska ein bedauernswerthes Stiefkind ist. Und schon naht das Verderben. Während die Liebenden Arm in Arm ruhen, naht die böse Stiefmutter und schilt das arme Mädchen:

«Holla, mein saubres Töchterlein!  
 Komm' ich dir ins Gehege?  
 Du ehrvergessenes Geschöpf,  
 Nun kenn' ich deine Wege!  
 Stiehst Gott den Tag und schnäbelst hier?  
 Gar schmuck ist der Geselle!  
 Da seh' ein Mensch doch einmal her!  
 Ei, dass dich gleich die Hölle ...!»

Jancsi nimmt sich der geschmähten Geliebten an, die traurig heimgeht und will dann selbst den Heimweg antreten,

Doch seine Schafe — welcher Schreck! —  
 Sie waren nicht zu sehen,  
 Er konnte nur noch da und dort  
 Von ihnen eins erspähen.

Der harte Bauer, Jancsi's Herr, treibt den armen Jungen, der ihn so empfindlich geschädigt, aus seinem Dienste, und Jancsi begiebt sich nun auf den Weg in die weite Welt, — nein, in das grenzenlose Reich bunter Märchen und Abenteuer, glänzender Grossthaten und unvergleichlicher Wunder. Aber vorher nimmt er noch von der Geliebten rührenden Abschied:

\* *Jancsi* (sprich: Jantschi), Diminutiv für János, wie Hans für Johann. — *Kukoricza*, deutsch Kukuruz, türkischer Mais. Der Name «Kukoricza Jancsi» findet weiter unten seine Erklärung. — *Iluska* (sprich: Iluschka), Diminutiv für Ilona, wie Lenchen für Helene.

— «Und jetzt, Iluska, möge Gott  
Dir seinen Segen schenken,  
Und mögst du, süsse Rose mein,  
Auch manchmal mein gedenken!  
Wenn einen dürrn Zweig du siehst  
Vom wilden Strom getrieben,  
So mag's dir eine Mahnung sein  
An deinen fernen Lieben!...»

... «Und, Jancsi, meine Seele du,  
Leb wohl denn, musst du gehen!  
Und Gott im Himmel möge mild  
Auf deine Schritte sehen!  
Und wenn du eine Blume siehst  
Verwelkt, am Weg zertreten,  
Dann mögst du für dein welkend Lieb,  
Das um dich trauert, beten!» ...

Der Weg führt ihn zunächst über die Puszta; ein fürchterliches Wetter überfällt ihn,

So weit er sieht, ist Alles rings  
Mit finst'rer Nacht umzogen,  
Der Donner kracht, es zischt der Blitz  
Herab vom Himmelsbogen,  
Der Himmel hat sich aufgethan,  
In Strömen giesst der Regen,  
Es schwillt das Wasser in dem Teich  
Und fluthet auf den Wegen.

Doch Jancsi trotz't des Donners Wuth,  
Er trotz't den grellen Blitzen —  
Auf seinen langen Hirtenstock  
Thät er die Arme stützen,  
Den Hutrand niederwärts gestülpt,  
Der Guba \* rauh's Felle  
Herausgekehrt, so steht er da,  
Ein furchtloser Geselle.

Um Mitternacht gelangt der Held in eines Waldes Mitte. Ein fernes Licht strahlt ihm entgegen. Es leuchtet aus dem Fenster einer Hütte. Jancsi tritt ein und erkennt in der Hütte ein Räubernest, wo eben ihrer Zwölfe bei vollen Gläsern prassen. Sie stürzen auf ihn zu, doch unser Held verzieht keine Miene. Das imponirt den Betyären; sie stellen ihm einen Becher Wein vor und fragen ihn aus. Der wackere Junge gefällt den Räubern und sie fordern ihn auf, ihr Geselle zu werden. Jancsi sagt zu, aber als die Räuber in Schlaf sinken, steckt er die Hütte in Brand,

Und als am Morgen wieder hell  
Die Sonne war erschienen,  
Da standen von dem Räubernest  
Nur rauchende Ruinen.

Und als der erste Sonnenstrahl  
Durch's Fenster war gebrochen,  
Da sah er von der Räuberschaar  
Nichts als — verkohlte Knochen.

Der ehrliche Junge zieht weiter. Wohl hätte er sich mit den Schätzen der Räuber bereichern und Iluska erwerben mögen — und einen Augenblick gefällt er sich in dem Gedanken des süßsen Glückes, dessen er mittelst jener Schätze theilhaftig werden könnte. Aber sofort erwacht der ehrliche Sinn und das lautere Gewissen des einfach aber wacker denkenden und fühlenden Hirten, und er zieht arm weiter.

Er hatte schon sieben Länder durchwandert, als er Husaren begegnete, die dem bedrängten Frankreich zu Hilfe eilen gegen die Türken. Und Jancsi wird Soldat, ein schmucker Husar, nach dem die Augen der Mädchen schielen, wenn das Häuflein wo Ein-

\* Die *Guba* ist der Schafpelz des Hirten.



kehr hält. Er freilich trägt nach keiner Verlangen, denn sein Herz schlägt nur für Iluska.

Auf ihrem Wege nach Frankreich werden unsere Helden von «hundsköpfigen Tartaren» überfallen und arg bedrängt. Doch zum Glücke kommt eben «der biedre Mohrenkönig» des Weges, der einst in Ungarn gewesen war und dort «gar manche wackere gute Art und Gastlichkeit» erfahren hatte, und sich daher jetzt der Ungarn mit Freuden annimmt. Die Husaren ziehen durch das Tartarenreich, in dem es nur «Bärenfleisch und Feigen» giebt und steuern wacker auf ihr Ziel, auf Frankreich, los. Hier ein Stück Märchen-Geographie:

Das hässliche Tartarenreich  
Mit seinen Bergen blickte  
Dem Ungarheer von weitem nach,  
Das munter vorwärts rückte.  
Bald wars in Welschland angelangt,  
Allwo auf grünen Matten  
Der dunkle Strauch des Rosmarins  
Ihm Kühlung gab und Schatten.

Von übergrosser Hitze hier  
Das Heer zu leiden hatte,  
Drum legte man den Dolmány\* ab,  
Desgleichen die Cravatte;  
Und wie denn nicht, du guter Gott?  
Da doch ein Jeder glaubte,  
Dass höchstens eine Stunde weit  
Die Sonne seinem Haupte!

Hier hat sich nichts Besonderes  
Mit ihnen zugetragen,  
Nur dass das arme Ungarheer  
Viel Kälte musst' ertragen;  
Denn ewig ist es Winter da  
Und schwer durch's Land die Reise,  
Es war ein langer harter Ritt  
Auf ödem Schnee und Eise...

Zu essen gab es nichts als Luft,  
Doch die ist hier zu Lande  
So dicht, dass zu durchbeissen sie  
Man schwer nur ist im Stande.  
Und stellte dann der Durst sich ein,  
So melkten sie gar heiter  
(Es klingt beinahe märchenhaft)  
Die Wolken wie 'ne Euter.

Nun und so war die tapfre Schaar  
Ins Polenreich gekommen,  
Von Polen wurde stracks der Weg  
Nach Indien genommen;  
Franzosenland und Indien  
Die grenzen an einander,  
Doch bietet kein besonderes  
Vergnügen hier die Wander.

Und endlich hatten sie erreicht  
Des höchsten Berges Spitze;  
Doch nun gings weiter nur bei Nacht,  
So gross war hier die Hitze;  
Und langsam reiten mussten sie,  
Denn hier gab's viel Beschwerde:  
Die Sterne lagen auf dem Weg,  
Es stolperten die Pferde.

In Indiens Mitte sind vorerst  
Nur Hügelchen zu sehen,  
Doch folgen diesen Hügeln bald  
Weit stattlichere Höhen.  
Die Grenze beider Länder ist  
Jedoch schon ohne Gleichen,  
Weil hier die Berge hoch empor  
Bis an den Himmel reichen.

Und wie sie still und mühevoll  
Ziehn durch die vielen Sterne,  
Gedachte Jancsi solcherart  
Der heimatlichen Ferne:  
«Die Sage geht: Wenn einen Stern  
Der Himmel niedersendet  
Zur Erde, dass dann jedesmal  
Ein Menschenleben endet.

\* Der *Dolmány* (lies *Dolmanj*, zweisilbig) ist ein mit Pelz verbrämter, verschnürter Mantel zum Umhängen.

«Du böse Mutter Iluska's,  
Du kannst dich glücklich nennen,  
Dass ich hier oben deinen Stern  
Nicht kann herauserkennen;  
Du würdest mir mein braves Lieb  
Gewiss nicht kränken wieder,  
Denn augenblicklich schleudert' ich  
Den Stern zur Erde nieder!...»

Die Sternenstrasse war passirt  
So gut es eben möglich,  
Die Berge wurden niedriger,  
Der Weg ward bald erträglich;  
Auch war es nicht mehr gar so heiss  
Wie früher. Hoch zu Pferde  
Betraten denn auch kurz darauf  
Die Ungarn Frankreichs Erde.

Doch genug der Proben; — nur noch in wenigen Zügen den Fortgang und Abschluss der Handlung. Die Franzosen sind in grosser Noth, auch die Königstochter ist in des Feindes Händen. Der König erklärt, wer ihm die Tochter befreie, erhalte ihre Hand und die Krone Frankreichs. Natürlich zieht Jancsi voll Muth in den Krieg; natürlich tödtet er eigenhändig den Pascha, den Führer der Türken; natürlich befreit er die Königstochter und führt sie in des Vaters Hände zurück. Aber den Preis lehnt er ab, — nur Iluska besitzt sein Herz und soll seine Hand besitzen. Hier erzählt der Held auch seine traurige Jugendgeschichte: er hat nie Vater und Mutter gekannt, man hat ihn im Kukuruz (türkischen Mais) gefunden, fremde Leute haben ihn auferzogen; Noth und Elend haben sein junges Leben verbittert, bis Iluska's Liebe ihm das Dasein verklärte. Iluska ist nun sein Ziel, sie ist ihm auch für die Krone und die schöne Tochter Frankreichs nicht feil.

Immer tiefer führt die Handlung in die Zauberwelt des Märchens. Der Held eilt, reich beschenkt und mit Ruhm überschüttet, zu Schiffe in sein Vaterland zurück. Ein wilder Orkan zertrümmert sein Schiff, Jancsi bleibt allein am Leben: er klammert sich an eine Wolke am Himmel und entrinnt so dem Tode. Von der Wolke gleitet er auf einen Fels herab, den Greife bewohnen. Jancsi schwingt sich auf den Rücken eines Greifen und lässt sich heimtragen. Der Wundervogel setzt ihn im heimatlichen Dorfe nieder, wo er den Tod Iluska's erfährt: die Geliebte war den Quälereien der bösen Stiefmutter und der Sehnsucht nach Jancsi erlegen. Der Held hat nun keine Ruhe zuhause; er ergreift neuerdings den Wanderstab und irrt ruhelos fort. Er gelangt nacheinander in das Land der Riesen, der Hexen (wo er Iluska's Mutter findet) und endlich der Feen, wo er die Geliebte selbst wiedersieht. Iluska wird zur Königin der Feen erwählt, Jancsi wird König —

Und kurz, damit ich Alles Euch  
Mit einem Worte sage,  
Held János lebt im Feenreich  
Von nun ab goldne Tage,

Und Iluska, das Engelskind,  
Blieb treu ihm stets zur Seite,  
Und — da sie nicht gestorben sind,  
So leben sie noch heute.

Hiemit schliesst das reizende Märchen, dessen Vorzüge einerseits in der künstlerischen Behandlung des volksthümlichen Stoffes, andererseits aber auch in der gelungenen Gestalt des Helden



liegen. Was jene Seite des Werkes anbetrifft, so ist «Held János» eine naive Dichtung im besten Sinne des Wortes, — einfach, ursprünglich, unreflectirt und doch zugleich durchzogen von jenem Zauber künstlerischer Ironie, der uns nicht daran zweifeln lässt, dass der Dichter recht wohl wusste, wie weit der Glaube des Volkes reicht und wo sein eigenes klares Wissen beginnt. Er erzählt scheinbar mit dem festen Glauben an Alles, was ihm das Märchen an Stoff liefert; aber das ironische Lächeln um seine Lippen lässt den Schalk erkennen, der überlegen den Stoff beherrscht und nicht so leichtgläubig ist, als er scheinen will. Der Charakter des Helden ist insofern, besonders auch für das Ausland, von Interesse, als PETŐFI hier, — vielleicht unbewusst, aber thatsächlich und mit köstlichem Erfolg — den Versuch gemacht hat, den typischen ungarischen Charakter in einer handelnden Individualität zu verkörpern. Diese offene und rückhaltlose Ehrlichkeit, dies peinlich strenge Gewissen, dieser leicht entzündbare Muth, dies felsenfeste Vertrauen auf sich und seine eigene Bedeutung, diese Fülle gesunden Menschenverstandes, verbunden mit einer Einfalt, die sich leicht überrumpeln lässt, — diese Züge in János's Charakter sind wesentliche Charakterzüge des Magyaren, so dass JÓKAI wohl recht hat zu sagen, in unserem Helden sei «der echte Pusztensohn in genialer Weise geschildert». Dabei ist die Sprache, der Stil und die Versform von seltener Einfachheit und Anmuth, und die Stimmung in allen Verhältnissen und Lagen von dem Glanze echter Poesie verklärt.

Das deutsche Publicum wird die scheinbar sehr einfachen, auf der Oberfläche liegenden, aber thatsächlich sehr gewichtigen Vorzüge des Gedichtes unstreitig auch seinerseits würdigen, — und dies um so leichter, da die Uebersetzung, wie auch die obigen Proben beweisen, recht gelungen ist. PETŐFI's «Held János» wurde bereits vor nahezu dreissig Jahren von K. M. KERTBENY übersetzt,\* hat aber keine Beachtung gefunden. SCHNITZER's Uebertra-

\* Die erste Auflage dieser Uebersetzung erschien unter dem Titel: «Der Held János. Ein Bauernmärchen von ALEX. PETŐFI, übersetzt von KERTBENY, Stuttgart, 1850»; die letzte Bearbeitung derselben enthält das Buch: «Sechzehn erzählende Dichtungen von ALEX. PETŐFI, übersetzt von K. M. KERTBENY, Prag und Leipzig, 1866». Auch KERTBENY wählte eine andere Form, als das Original hat, und zwar, nicht zum Vortheile der Dichtung, den sechsfüssigen Trochäus, der im Deutschen steif und unrhythmisch klingt und zu dem naiv-anmuthigen Ton der PETŐFI'schen Erzählung nicht stimmt. Bei KERTBENY verliert der Vers noch durch den Mangel eines festen Verseinschnittes, ohne den der sechsfüssige Vers schleppend ist. Als Beispiel, zur Vergleichung mit SCHNITZER's Uebersetzung, mögen hier zwei Strophen folgen (Vgl. oben S. 77):

«Nun denn, schöne Iluska, nun denn, süsse Rose,  
Helfe Gott dir, denke mein bei bessrem Lose;

gung erscheint zu einer gelegeneren Zeit vor einem entgegenkommenderen Publicum und wird hoffentlich nicht unbeachtet bleiben.

«Meiner Ansicht nach — sagt JÓKAI in dem Vorworte — hat Jeder, der es unternimmt, poetische Werke in eine andere Sprache zu übertragen, zunächst die Aufgabe, *selbst* ein Dichter zu sein, denn in erster Reihe handelt es sich nicht um das nackte Wort, sondern um die getreue Wiedergabe des im Original herrschenden Geistes. Ich halte bei poetischen Uebertragungen *kleine* Freiheiten für verpönt, *grosse* für gerechtfertigt.» JÓKAI glaubt wohl selbst nicht, in diesen ebenso richtigen als treffend ausgedrückten Wahrheiten etwas Neues gesagt zu haben, — und doch wussten es unsere bisherigen PETŐFI-, ARANY- und Volkslieder-Uebersetzer *nicht*. SCHNITZER hat dies begriffen und richtig durchgeführt. — «Er hat — wie JÓKAI weiter sagt — die Aufgabe, welche er sich gestellt, mit vielem Glück und Talent gelöst. Bei aller Treue ist diese Uebertragung doch eine nicht immer dem Worte slavisch nachhinkende. Es ist eben eine im höheren Sinne treue Bearbeitung, in welcher der ursprüngliche Reiz der Originaldichtung in seiner ganzen erfrischenden Duftigkeit gewahrt erscheint. Ich zweifle nicht daran, dass «Held János» in diesem, dem eigenartigen Inhalt mit grossem Geschick und seltener Formschönheit angepassten Gewande auch dem deutschen Publikum bald mundgerecht erscheinen wird.»

Wir haben diesem Urtheile und Wunsche JÓKAI's wenig hinzuzufügen. SCHNITZER hat nicht eine Uebersetzung, sondern eine Nachdichtung geliefert, d. h. er wählte statt des im Deutschen geradezu unmöglichen Alexandriners eine anmuthige Strophenform und folgte inhaltlich dem Original Strophe für Strophe, Vers für Vers — aber stets mit dem Bestreben, *deutsch* zu sein, wie das Original *ungarisch* ist, d. h. wo möglich so zu erzählen, wie es der Dichter selbst gethan hätte, wenn er deutsch gedichtet hätte. Die Verse fliessen im Allgemeinen leicht und anmuthig, über dem Stil schwebt der Zauber einer echt poetischen Stimmung und die Naivetät der Darstellung ist recht glücklich gewahrt, obwohl diesbezüglich wohl hie und da ein Zug Einlass fand, der etwas sentimental-reflectirenden Charakters ist. Das Versmaass des Ueber-

---

Wirst du dürrn Strauss, den Wind durchfeget, inne,  
Komm' der irrende Geliebte dir zu Sinne!»

«Nun denn, Jancsi-Seele, musst du gehen, gehe!  
Und der Gott, der gute, schrittweis bei dir stehe;  
Wirst am Wege du gebrochner Blume inne,  
Komme dann dein welkend Liebchen dir zu Sinne!»

In der ersten Bearbeitung (Stuttgart, 1850) hatte KERTBENY das schöne Gedicht in vierfüssigen reimlosen Trochäen übersetzt.



setzers ist eben breiter als das des Originals und fasst mehr Sprachstoff; daher stellenweise Einzelnes, was nicht dem Wesen und Charakter der Dichtung, sondern eigentlich der Pflicht des Dichters, die Strophe zu füllen, sein Dasein verdankt. Aber SCHNITZER'S Bearbeitung beweist eben, wie wenig kleine Mängel bedeuten, wo eine ganze Leistung gelungen ist: der Leser folgt dem Interpreten des genialen Dichters von Strophe zu Strophe, von Blatt zu Blatt; der dichterische Hauch, die gehobene Stimmung des Gedichtes nehmen das Gemüth gefangen und lassen nur den Eindruck des poetisch Werthvollen aufkommen. SCHNITZER hat PETŐFI'S reizendes Märchen der deutschen Literatur erobert; wo in Zukunft von Kunstmärchen, von künstlerisch neugeschaffenen Volksmärchen die Rede sein wird, darf neben den glänzendsten Leistungen der Weltliteratur PETŐFI'S «Held János» nicht mehr übergangen werden. Hoffentlich wird der berufene Uebersetzer auf der mit so vorzüglichem Erfolge betretenen Bahn fleissig fortschreiten!

Wenn von ungarischen Dichtungen in deutscher Gestalt gesprochen wird, muss auch eines Unternehmens Erwähnung geschehen, das bereits manche treffliche Uebersetzung aus dem Ungarischen, manche lesenswerthe Skizze über ungarische Literatur gebracht hat. Wir meinen die *Dioskuren*, das Jahrbuch des österreichisch-ungarischen Beamtenvereins, von dem uns der siebente Band vorliegt.\* So sehr wir nun das Unternehmen in seinem allgemeinen Bestreben und in seinen einzelnen Leistungen zu würdigen wissen, so gehören wir doch nicht zu den obligaten Bewunderern desselben. Die «Dioskuren» wollen eine ganz veraltete und mit Fug und Recht veraltete Form — die selig im Herrn entschlafenen «Musen-Almanache» — erneuern, und das ist ebenso unpractisch als zwecklos. Was um Alles in der Welt soll der österreichisch-ungarische Beamte, was sollen dessen Angehörige mit diesen Massen von recht guten, aber auch recht mittelmässigen Gedichten, mit diesen vereinzelt, aber nicht weniger mittelmässigen Prosa-Aufsätzen anfangen? Die «Dioskuren» haben eigentlich kein Programm und doch, wie nahe liegt für ein österreichisch-ungarisches literarisches Unternehmen ein Programm, das der Ausführung wahrlich werth wäre, — nämlich die Aufgabe, das

\* Die *Dioskuren*. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien, in Commission der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Der erste Jahrgang erschien im Jahre 1872, soeben ist der siebente Jahrgang, 1878, ausgegeben worden. Das Jahrbuch erscheint in Lexicon-Octav, in äusserst eleganter Ausstattung, jeder Band ein sehr stattliches Buch: Bd. I. 480 S., II. 554 S., III. 538 S., IV. 513 S., V. 528 S., VI. 532 S., VII. 576 S. Das Unternehmen ist, was die Grösse des Formats, die Eleganz der Ausstattung und den äusserlichen Umfang anbelangt, in erfreulichem Aufschwung begriffen.

eigenartige geistige Leben des bunten Völkergewimmels der Monarchie in Uebertragungen aus den Nationalliteraturen derselben, wie in referirenden Artikeln über die wichtigsten Erscheinungen der Literatur und Kunst bei jedem Volke der Staaten-Dioskuren darzustellen, bekannt zu machen! Die «Dioskuren» haben wohl Einzelnes gebracht, was dieser Sphäre angehört, — aber eben nur sehr Vereinzeltes, was in der verblühenden Menge meist mittel-mässiger Verse ganz verschwindet.

Die «Dioskuren» haben auch die ungarische Literatur beobachtet, aber ohne System, ohne Princip, ohne bewusste Tendenz. Da steht neben Vortrefflichem ganz Schwaches; da werden die Meisterwerke unserer Lieder- und Balladendichtung, aber auch gewöhnliche Reimereien übersetzt; und die literarhistorischen Essays gehören — ausser einem Aufsätze von AD. DUX — der schlechtesten Art dieses Genre's an: sie behandeln Raritäten, Ausnahmen. Sind z. B. die drei Dichterinnen, die hier besprochen sind, wirklich der Erwähnung werth? und, was eigentlich wichtiger ist, sind sie das Wichtigste, was von unserer Literatur dem Auslande vermittelt zu werden verdient? Dasselbe gilt von den übersetzten Novellen. Doch es dürfte unsere Leser interessiren, sämmtliche auf Ungarn bezügliche Beiträge der «Dioskuren» zusammengestellt zu sehen. Hier eine Uebersicht derselben:

Bd. I. Gedichte von ALEX. PETŐFI, übersetzt von LUDW. DÓCZI: Gevatter Paul, Der Schäfer, Mein Weib; — von ADOLF DUX: Das Lied der Wölfe, Am eignen Herd. — Gedichte von JOH. ARANY, übersetzt von LUDW. DÓCZI: Frau Agnes, Rückschau, Aus «Buda's Tod». — «Herz und Krone» Novelle von M. JÓKAI, deutsch von AD. DUX. — Jos. EÖTVÖS, aus dessen literarischem Nachlass. — Joh. Falke von Lilienstein, Jos. EÖTVÖS, biographisches Fragment.

Bd. II. Gedichte von JOH. ARANY: Klara Zách, Die Nachtigall, deutsch von L. DÓCZI. — «Der Lieutenant» und «Bei Világos» von P. GYULAI und «Herbst» von COL. TÓTH, von AD. DUX. — MICH. VÖRÖSMARTY, Der alte Zigeuner, v. L. DÓCZI.

Bd. III. Aeltere Volksdichtungen (Anna Molnár, Julia die Holde, Káthchen Kádár, Des Mädchens Geheimniss, Geh' Röslein nicht) von L. DÓCZI. — «Die dreizehnte Wunde» von COL. TÓTH, von SID. ZERKOWICZ. — AD. DUX, Zwei magyarische Dichterinnen (Therese Ferenczy und Julie Szendrey).

Bd. IV. SIGM. KEMÉNY's Charakteristik MICH. VÖRÖSMARTY's, von AD. DUX. — Drei Lieder von COL. TÓTH, drei Lieder von ALEX. KISFALUDY, «Gondelfahrt» von JOS. ERDÉLYI, übersetzt von HUGO KLEIN. — JOH. ARANY, Die Romanze vom Bienchen, von LUDW. DÓCZI. — JOH. ARANY, Frau Cicella, von MOR. KOLBENMEYER. — JOS. ZALÁR, Zizim, von LUDW. AIGNER. — AL. PETŐFI, Die Dorfschenke, von LAD. NEUGEBAUER. — Ausserdem: J. MIRCSE, Erinnerungen an König Mathias Corvinus (aus venetianischen Quellen).

Bd. V. K. BUCHBERGER, Eine magyarische Dichterin (Julie Szabó). — FR. von VERSEGHY, An Klärchen, von L. DÓCZI. — AL. PETŐFI, zwei Lieder, von H. LITROW. — P. GYULAI, Im Ballsaale, von LAD. NEUGEBAUER, und «Ich möchte mein Blümchen dich nennen», von H. LITROW. — JOS. KISS, Der Brautkranz und Ein Grab, von HUGO KLEIN. — MOR. JÓKAI,



Der essbare Edelstein, und M. E. PILCZ, Der Feldherr und sein Sohn, zwei Novellen.

Bd. VI. A. DUX, Die ungarische schöne Literatur in der Gegenwart. — KARL BEREZ, Armer Tartar. — JOH. ARANY, Mathias Corvinus' Mutter. — G. CZUCZOR, Am Brunnen, deutsch von F. GERNERTH. — PETŐFI, drei Lieder, von L. NEUGEBAUER. — Zwei Novellen: M. E. PILCZ, Der verrückte Obergespan, und L. HEVESI, Peti mit der krummen Seele.

Bd. VII. M. E. PILCZ, Ein Pusztenbild. — M. VÖRÖSMARTY, Cserhalom, von FAUST PACHLER. — JOH. ARANY, Fischerlied. — G. CZUCZOR, Traue dem Burschen nicht. — A. PETŐFI, Nachts im Dorfe, deutsch von FR. GERNERTH. — ALEX. KÖLCSEY, Abendlied, und ALEX. PETŐFI, drei Lieder, von ANNA NÜLLENS. — P. GYULAI, Auf der Margaretheninsel, von LAD. NEUGEBAUER. — AD. DUX, Zwischen zwei Nationalitäten (Charakteristik des Dichters Fr. Kerényi).

Dieser auf den ersten Blick reiche Inhalt, schrumpft bei näherer Betrachtung wesentlich zusammen. Als absolut werthvoll möchten wir aus dieser Sammlung bezeichnen: LUDW. DÓCZI's vortreffliche Uebersetzungen, besonders ARANY'scher und alter Volksballaden, PACHLER's Uebersetzung des VÖRÖSMARTY'schen «Cserhalom», und die literarhistorischen Essays von AD. DUX. — Alles Uebrige ist, unbeschadet seines sonstigen Verdienstes, von untergeordnetem Werth und aus unserem Gesichtspunkte ohne Belang.

Dóczy's Uebertragungen gehören den älteren Bänden der «Dioskuren» an; es scheint, dass die amtliche Stellung und Wirksamkeit des Verfassers ihm in neuerer Zeit nur wenig Zeit lässt zur Beschäftigung mit poetischen Arbeiten. Es ist dies um so mehr zu bedauern, da L. DÓCZI unter den jüngeren Uebersetzern aus dem Ungarischen unstreitig der begabteste ist, dem die tüchtigste Sprachkenntniss — im Ungarischen wie im Deutschen — zur Verfügung steht, und der, wie auch sein preisgekröntes Lustspiel («Der Kuss») beweist, ein echter, berufener Dichter ist. Dóczy's Uebertragungen verdienen auch der Originalien wegen Beachtung: die Balladen ARANY's, «Der alte Zigeuner» VÖRÖSMARTY's, die Székler Volksballaden, welche er trefflich, mit überraschender Nachempfindung des originellen Tons und Charakters, übersetzt hat, gehören zu dem Besten, was die ungarische Dichtung aufzuweisen vermag. Leider dringen die «Dioskuren», wie es scheint, nicht über die österreichische Grenze hinaus, und so haben diese Dichtungen in Deutschland bisher keine Beachtung gefunden.

Der jüngste Band der «Dioskuren» brachte die Uebersetzung des VÖRÖSMARTY'schen Gedichtes «Cserhalom» von FAUST PACHLER in Wien, welche auch in einem Separatabdrucke erschienen ist. \*

\* Cserhalom, Episches Gedicht aus dem Ungarischen des MICHAEL VÖRÖSMARTY. Im Versmaasse der Urschrift übersetzt von FAUST PACHLER. Wien, 1878, 20 S. (Der Name ist *Tschérhalom*, mit dem Tone auf der ersten Silbe, zu sprechen.)

Das Gedicht behandelt eine Episode aus der bewegungsreichen Geschichte des Königs Salomon von Ungarn. Cserhalom ist ein Dorf im Comitate Doboka in Siebenbürgen. Hier haben Ungarn und Kumanen im Jahre 1070 eine für die letzteren vernichtende Schlacht geschlagen, an welche sich ein romantisches Ereigniss anlehnt: schon der Chronist Thuróczy erzählt, dass nach der Schlacht ein kumanischer Reiter mit einem ungarischen Mädchen entfliehen wollte, dass aber Ladislaus (László), der herrliche Held und spätere grosse König, dem Räuber die schöne Beute abgejagt habe. Auch die deutsche Chronik Heinrich Muglens erzählt diese hübsche Episode, jedoch mit der gefälligen Abweichung, dass das Mädchen den Kumanen mit dessen eigenem Beile erschlägt, während derselbe mit dem Ungarherzog kämpft, so dass sie auf diese Weise die Retterin ihres Retters wird. Das Bild der Scene zielt auch heute noch das Wappen Cserhaloms, dessen Ruhm auf dieser Episode des Feldzuges von 1070 beruht.

VÖRÖSMARTY hat dies kleinste seiner epischen Gedichte im Jahre 1825 niedergeschrieben; es erschien hierauf im Jahre 1826 in der «Aurora», dem Almanache KARL KISFALUDY's, der den Dichter zuerst auf die historisch-romantische Episode von Cserhalom aufmerksam gemacht hatte. VÖRÖSMARTY war 25 Jahre alt, als er das Gedicht schrieb — er ist am 1. December 1800 geboren — doch zählte er bereits zu den grössten Dichtern der Nation, denn er hatte schon sein bedeutendstes und umfangreichstes Epos, «Zaláns Flucht», veröffentlicht und mit diesem schönen und grossen Wurf die begeisterte Neigung seiner Nation erobert. VÖRÖSMARTY besass alle glänzenden Vorzüge eines Epikers: er war glücklich in der Wahl der Stoffe, ein bewunderungswürdiger Meister der Sprache und des Stils, ein berufener Schöpfer edler Gestalten und mannigfacher Charaktere, erfüllt von nationalem Geiste und patriotischem Feuer. Wenn es ihm trotz dieser glänzenden Vorzüge nicht gelang, durchaus Vollendetes zu leisten; wenn sein grosses Epos von «Zaláns Flucht», welches die Eroberung des Landes durch ÁRPÁD und die Begründung des ungarischen Staates behandelt, schon heute, kaum wenige Jahrzehnte nach des Dichters Tode der Literaturgeschichte angehört, wenn auch seine übrigen epischen Dichtungen mehr gerühmt als gelesen werden, — so liegt der Grund nicht in der mangelhaften Begabung des Dichters, sondern in der classischen Richtung seines Dichtens: VÖRÖSMARTY hält Virgil vor Augen und bildet in Sprache, Stil, Vers und Darstellung das Vorbild des römischen Dichters nach. Wie unklar nun auch die Bestrebungen der Gegenwart in Bezug auf das Epos sein mögen; wie wenig es auch gelungen ist, jene Form zu finden, deren sich die epische Dichtung bemächtigen muss, wenn sie den Ansprüchen und Neigungen des jetzigen Geschmacks entsprechen will, — darüber



gehen die Ansichten nicht mehr auseinander, dass nach dem Vorbilde und im Geiste des altclassischen Epos heute nur mehr academische Dichtungen geschaffen werden können, welche wohl den Anforderungen einer Schule zu genügen vermögen, im Volke aber nie Wurzel schlagen, im edlen Sinne nie populär werden können.

Auch «Cserhalom» erinnert, so klein die Dichtung ist, in Form und Darstellung an das römische Vorbild. TOLDY hat dies kleine Gedicht das Meisterstück VÖRÖSMARTY's genannt und wiederholt mit begeistertem Lobe von demselben gesprochen; — der deutsche Leser dürfte trotz aller einzelnen Schönheiten des Werkes kaum geneigt sein, das Urtheil des vortrefflichen Mannes zu unterschreiben.

Hier eine Skizze des Gedichtes mit einigen Proben der Uebersetzung. Der Dichter beginnt:

Schweigend in düsterem Ernst umwallt der Geist dich der Vorzeit,  
Cserhalom! und er verlangt nicht eherne Säulen zum Denkmal;  
Du mit Hügel und Feld bist selber ein Denkmal des Sieges!  
Noch aus eigener Kraft gebar die starke Natur dich,  
Dass deine Krone doch nicht wie der Sterblichen schwache Gebilde  
Sink' in vergessenen Staub; nein, daure, so lange noch Menschen  
Leben, und so den Ruhm der kriegerischen Ahnen bezeuge.

Wir erfahren, dass die wilden Kumanen eingefallen sind in das Land. VÖRÖSMARTY apostrophirt sehr schön ihren Führer Ozul:

Grimmer Fürst der Kumanen, wohin, Ozul, mit dem Heere?  
Rückwärts geweht vom schneidenden Nordwind flattert dein Banner,  
Dreimal wendet dein Ross sich um, zurück dich zu reissen.  
Siehst du nicht fliegen schon den krächzenden Vogel der Puszta  
Ueber dir? Um dich zu verzehren, kam er, um seinen  
Hin her flatternden Jungen dein Heer zum Frasse zu geben.  
Wie sie nur jagen, die Reiter; sie ahnen noch nicht ihr Verderben.  
So wie der Wolf in den Schafstall bricht und würgt und verheert und  
Furchtlos raubt in der zitternden Hürde, dann aber sich fortmacht:  
Doch ihn erwarten mit Heulen die wachenden Hunde, es naht sich  
Racheschraubend der Hirt mit geschwungener Gabel und schreckt ihn:  
Also voll Mordlust rückten sie vor.

Jammer und Elend überall. Auch den alten Ernyei traf das schreckliche Los. Sein einziger Schatz, seine Tochter, «die liebliche braungelockte Etelka», wurde ihm von den Räubern entrissen. Er eilt zum Heere des Königs, um den sich Béla's treffliches Söhnepaar, der herrliche László und der weise Geyza, und die Besten der Nation bereits versammeln und zum Kampfe rüsten.

Indess sind die Kumanen, auf den Hügeln von Cserhalom gelagert, keiner Gefahr gewärtig. Sie jubeln über ihre bisherigen Siege und freuen sich der gewonnenen reichen Beute.

Lagernd ruht auf dem Berg, wie schweres Gewölke, Ozuls Volk.  
Unter dem Zelt, auf gesticktem Teppich, er selber. Und feiernd  
Liegt ihm zu Füßen die Keule, zu Häupten das Schlachthorn; die Lanze

Trägt, in den Boden gerammt, den Kalpag; fest aber hält er  
 Noch umgürtet sein Schwert und die schreckliche Hand auf der Scheide.  
 Wild umtanzt ihn die Jugend, giebt dem Vergnügen sich tobend  
 Hin und legt ihre Beute vor ihn; sie singt vom verweinten  
 Antlitz der schönen Slavın, vom Krieg und Ozul, dem Besieger.  
 Böngers Sprössling allein kommt nicht; nur der riesige Árbocz  
 Säumt, zu gemeinsamer Freude auch seine Gefang'ne zu bringen.  
 So wie ein Aar, der die Brut bewacht in der Höhle des Nestes  
 Und, wie sehr auch ihn hungre, nicht wagt, sich weit zu entfernen:  
 Also stand er im Zelt, voll stiller Lust und Besorgniss.  
 Stumm wie ein Bild von Stein, und ach! mit andern Gefühlen  
 Stand neben ihm die liebliche, braungelockte Etelke.  
 Sah auf die Ebene hin, ob Staub nicht wirble vom Heere  
 László's, ob, schwingend sein weisses Banner, ihr Vater nicht komme.  
 Alles aber war still; nur einzig auf Cserhalom hallte  
 Jubel und ringsumher davon wiederhallte die Gegend.  
 László kam noch nicht; noch nicht in den Händen des Vaters  
 Wehte das Banner; doch Jünglinge kamen, Árbocz begrüßend,  
 Jetzt in sein Zelt und blieben dort stehn, sein Mädchen zu schauen.

Die Kampfgenossen kommen schaarenweise und bewundern  
 die glänzende Schönheit des Mädchens und beneiden und necken  
 den glücklichen Besitzer dieses herrlichen Schatzes. Allmählig  
 erwachen Eifersucht und Zorn in Árbocz, besonders als der letzte  
 der Jünglinge, Dumber, an Etelka herantritt:

Dumber jedoch war am kühnsten, des Czika kraftvoller Sprössling:  
 Blondes Gelock auf den runden Achseln, die Wangen geröthet,  
 Hohen gewaltigen Wuchses, die Blicke gleich spitzigen Dolchen,  
 Stürmisch raschen Gefühls, und flammend fürs Schöne und Grosse,  
 Der flog hin und sah dem Mädchen ins Antlitz und staunte;  
 Und er sagte, als wiederum Sprache die Lippen gefunden:  
 «Árbocz! Büssen lässt dich der Himmel, den Du beraubt hast,  
 Oder Dein Mädchen raubte vom Himmel sich selber die Schönheit  
 Und nun büsset sie hier. Keine Sterbliche war ihre Mutter,  
 Milch ihre Nahrung nicht; von Düften lebte sie oben.  
 Windhauch hielt sich ihr fern; die Wangen badete Frühroth  
 Ihr im Thau, und weil schöner die Wangen noch sind als das Frühroth,  
 Darum allein ist dieses vor Scham zum Purpur geworden.  
 Schau' nur die Augen! Was ist dort Irdisches? Wenn in der Sonne  
 Mitte hinein ich den schwärzesten Punkt der Mitternacht setzte.  
 Kaum nur vergleichbar wär' er dem Glanz ihres offenen Auges.  
 O, sprich Árbocz, sprich, und ich bete herunter das Frühroth,  
 Bete herab die Sonne um sie, und Alles vom Himmel,  
 Was dort strahlt, und lass es Dir hier; sie selbst ist mir Sonne!»  
 Also er; aber schwere Sorgen und Schmerzen bedrückten  
 Sie, die trauernde Jungfrau; doch mit gezogenem Schwert stand  
 Árbocz nun zwischen den Beiden und sprach aufbrausend vor Aerger:  
 «Seid ihr noch Mehrere da, und was wollt ihr mit eurem Geschwätze?  
 Hab' ich euch etwa gestört im Vergnügen, dass all dies Geschnatter  
 Ueber mich herfällt und meinem Ohr keine Ruh' will vergönnen.  
 Hebet euch weg, denn Zeit ist's wehrlich, dass ihr euch weghebt.



Und wer etwa noch sonst mit spielendem Wort sich heranwagt,  
Dem wär's besser, er wär' als Blinder und Stummer geboren,  
Weil ich ihn selbst blind mache und stumm, und dies auf der Stelle.»  
Sprach's, und es wichen zurück die Jünglinge vor seinem Zorne.

Endlich naht auch Ozul selbst und verlangt von Árbocz das Mädchen. Der Feldherr bietet ihm seine eigene Tochter, fünf junge Schlachtrosse und weitere reiche Geschenke für das in Schönheit strahlende Ungarkind. Aber Árbocz weist alle Anträge zurück; es ist ihm unmöglich, von dem Mädchen zu scheiden: «Doch findest du feig mich im Kampfe (spricht er zu Ozúl), dann führ' es ruhig nachhaus' und spanne mich selbst als Pferd an den Wagen». — Der Fürst geht auf diese Bedingung ein und verlässt Árbocz und seine Gefangene.

Der Held wirft nun leichte Gewänder und ein Tigerfell auf seinen Schild hin und trocknet sanft die Thränen des Mädchens und zieht es zum Sitze nieder. Etelka erkennt es dankbar, wie zart und schonend der Mann sie behandelt, dessen Slavín sie ist, und da sie fest überzeugt ist, dass der König und ihr Vater nahen, rath sie Árbocz zur Flucht, denn sie will ihm zum Danke für seine Güte das Leben retten. Árbocz schilt sie eine Träumerin. Er fürchtet weder Salomon noch László, noch Etelka's Vater. Schöne Träume der Zukunft ziehen durch seine Seele:

«Schöne Etelke, sprich, weshalb erzählst du mir Träume?  
Weisst du denn nicht, dass Worte den Krieger nicht schrecken? Der Männer Braucht es, der metzelnden Waffen dazu; dein Drohen jedoch, wie Schmeichelt es mir! Wohl möchte die Rose sich selber verhüllen, Aber sie kann's nicht, denn junger Sonnenschein wärmt ihr den Busen, Thauschwer zittert ihr Blatt, es umweht sie kühlender Thalwind:  
Mehr nur erheitert sie sich, und mehr nur lächelt die Knospe.  
Also möchtest auch du die Stirn verdecken mit Wolken,  
Doch nur heiterer wird sie; du brächtest die bräunlichen Brauen Gern in Falten, allein sie ziehen sogleich, wie ein leichter Regenbogen vor südwärtsstrebender Sonne, zurück sich.  
Düster und traurig möchtest du sein, doch lächelnde Reize Wachen ob deinem Gesicht; es verbergend bist du noch schöner.  
Höre darum, und wisse, wozu dich Árbocz bestimmt hat.  
Nimmer erreichen uns deine Heimatgenossen; sie sitzen Fröhlich im kühlen Gemach und lauschen dorten dem Schlachtlied.  
Mancher trinkt auf das Wohl des Gefährten, nicht ahnend, er trinke Ihm den Todespokal; denn dessen er dachte — ist *nicht* mehr!  
Wir indess, wir stürmen von hinnen, und wenn eure Helden Dann auch kämen, so mögen den Westwind, welcher nach rückwärts Wehet, sie schlagen, oder den Schatten, der durch die braune Dämmerung huscht und vor ihnen zu Riesengespenstern sich ausreckt.  
Uns aber finden sie nicht, und Dankbarkeit wird sie erfüllen Weil unser Pfeil nicht auch sie zu erbärmlichem Tode dahinstreckt.  
Ich jedoch, ich entführe nach Osten dich hin auf ein Eiland;  
Flötender dort ist die Nachtigall, es ist grüner der Hain dort, Sanfter wehet der Wind und herrlicher funkelt der Himmel,  
Und auf den Zweiglein reifen dort Aepfel von feinerem Wohlgeschmack.»



Árbocz flieht seine Träume weiter und sucht Etelka zu beruhigen und zu gewinnen, »damit sie der Heimat vergesse; Einzig nur sein gedenke und ihn alleinig nur liebe.« Das Vertrauen des Mädchens auf die Grösse ihres Königs und seiner Ritter bleibt unerschüttert, und schon dröhnen Rufe: «Auf, ihr Krieger!» in das Zelt und wecken Árbocz aus der luftigen Traumwelt seiner schönen Pläne in die rauhe Wirklichkeit. Aber auch jetzt zieht er mit der festen Hoffnung ins Feld, als Sieger wiederzukehren und Etelka mit sich heimzuführen in die ferne, schönere Heimat.

Die zweite Hälfte des Gedichtes giebt nun ein reiches, an Gestalten und Szenen reiches Schlachtenbild. Im Vordergrund stehen der König —

Er ist noch Jüngling, doch jetzt schon  
Dunkelt der edle Flaum ihm der Mannheit; es blüht auf dem Antlitz  
Schönheit und Kraft; das Herz gehoben von grossen Gedanken  
Naht er mit Würde sich doch und sprengt einher vor den Schaaren —

und Ernyei, der Greis, «den noch ein spätes Geschlecht mit Achtung wird nennen», und Géza, der ältere Sohn des siegreichen Béla, «der, wenn sein Volk nur gewinnt, gelassen und gerne zu Grund geht», — vor Allem aber László, der Held des Gedichtes:

Doch was zögert das Lied, auch László darunter zu nennen?  
László, den fürstlichen Ritter, den göttlichen Mann unter ihnen,  
Der seinen siebenbürgischen Braunen, den schweren, zum Sprung hetzt?  
Nicht ist er irdisch begeistert; im reinen, jungfräulichen Herzen  
Lebt der allmächtige Gott und der kostbare Ruhm seines Volks ihm.  
Beide, in ruhiger Zeit ihn führend, lenken im Kampf ihn.  
Nicht wie ein Blitzstrahl oder ein Windsturm geht er ins Treffen;  
Nein, wie der Herr des Himmels selbst, wenn dieser hernieder  
Stiege, mit menschlicher Wehre gegen die Bösen zu kämpfen.  
Schon auf dem Antlitz strahlet die ganze Grösse der Seele,  
Viel verlockender noch durch die Reize der kräftigen Jugend.  
Seine Gestalt scheint nicht geschaffen, um zu vergehen:  
Schön ist sie, hoch und schlank; zwei Felle zottiger Löwen  
Fallen ihm über die Schultern, auf breiter Brust in einander  
Hakend mit dickem goldenen Haft; auf dem Schilde zu seh'n ist  
Pommerns Held, wie durch Béla's Hände zerschmettert sein Haupt sinkt,  
Béla steht aber gewaltig vor ihm mit erhobener Lanze,  
Und für ihn seufzt, sein harrt schon die zarte Tochter des Königs,  
Hält schon die Hand, und in der Hand schon den Kranz ihm entgegen.  
Aschfarb bedeckt ihm der Schatten des wehenden Baumes den Kalpag,  
Sporen, gewichtige, schimmern an fransenungebenen Stiefeln  
Und in der Rechten das schreckliche Beil zuckt blitzend im Kreise.

Der König eilt den steilsten Abhang des Hügels empor; Géza wählt den leichtesten Weg, László zwischen ihnen. Lebendige Schlachtenbilder, Interesse weckende Zweikämpfe füllen die folgenden Verse. Als Ozul von László's Hand zu Boden gestreckt fällt, wendet sich sein Volk zu wilder Flucht. Auch Árbocz hat die Geliebte aufs Pferd gehoben und sucht mit ihr der Schlacht zu ent-



kommen. In der Gefahr zum Wilden geworden, hört er keine Bitte, und sein Gesicht strahlt nicht mehr wie früher von Liebe: Eifersucht lag darauf und des Herzens verzehrender Kummer. László, der sich so eben seine Wunde verband, erblickte den Räuber mit seiner holden Beute und bestieg sofort das Ross, dem Kumanen die Schöne abzujauchen:

Der fliehende Árbocz

Hörte den kommenden Hufschlag. «Ha, dich sollt' ich verlieren,  
Neidisch vergönnte das Schicksal dich nicht meinen Armen, Etelke?  
Lieber verderben will ich, und du, du sollst es noch früher.»  
Spricht's, schaut rückwärts und sieht schon auf halbe Weite des Speerwurfs  
Hindernisslos den Verfolger mit blitzenden Waffen herannah.  
Noch einmal treibt er sein Pferd, und voll Bitterkeit drückt er das Mädchen  
Fest an die Brust und eilet dem letzten Kampfe entgegen.  
Mehr und mehr schon wächst das Getöse. Dem Haupte schon naht sich  
László's Schwert. Doch zeitig noch schlägt Árbocz dawider  
Und so wendet sein Eisen vom Haupte den mörderischen Schlag ab.  
Jetzo verspürt ein Erschlaffen das Mädchen, und aus der Umarmung  
Springt es behende herab. Und Árbocz dieses bemerkend,  
Kämpft wie ein Leu, dessen Lager der Jäger dieses Revieres  
Ueberfiel. Eine tödtliche Flamme, blitzet sein gutes  
Schwert durch die Luft, und kommt der Brust Fürst László's gar nahe.  
Gleich als wollte er dort ein Lager sich richten auf ewig,  
Müht er sich ab; ihn locket die Tiefe, wohin zu gelangen,  
Wo mit dem Eisen das Herz auszureissen ihn lüstet, dasselbe  
Herz, das dem Mädchen, so glaubt er, gehört, sobald er gefallen.  
Wüthender war sein Kampf als verderblich. Die Burg war von Eisen,  
Die er berannte; mit schrecklichem Klirren gab sie ihm Antwort.  
Nicht einen Augenblick ruht die Rechte des mächtigsten Helden,  
Drängt ihn, bedeckt ihn mit Wunden, bis er ermattet und endlich  
Wie ein erschüttertes Haus zusammenbricht auf dem Sattel  
Und aus bezaubernden Wünschen der Tod den Stürmenden fortführt.  
Aber der Siegende selbst stand fest, und vom kampfmüden Rosse  
Sprang er herab auf das Blutfeld. Das Mädchen stürzte zu seinen  
Füssen und jubelnder Ruf entfloß den dankenden Lippen.  
László jedoch erhob die Zitternde gnädig vom Boden.

Es ist ein schöner Zug in Etelka's Bild, dass sie sich nun den Leichnam des Todten erbittet, um ihn mit Ehren zu bestatten. «Nie war er unfreundlich; mit den schönen Worten der Liebe lag er zu meinen Füßen, anstatt mein Gebieter mein Slave.» Das Wiedersehen von Vater und Tochter, der erneute Bund der siegenden Fürsten beschliessen die Handlung. Mit stimmungsvollen Worten beendet der Dichter sein Lied:

Sie, die so viel Tod nicht ermüden gekonnt und der Kriegssturm  
Nicht überwand, sie sanken hinab in den Abgrund der Zeiten,  
Selbst ihre Asche könnten die Lüfte nimmermehr finden.  
Aber noch steht der Hügel, nach vielen Jahrhunderten herrschet  
Hier, bekränzt mit blutentsprossnem Grase, der Ruhm noch.  
Niemals vergesse der Ahnen, so oft ein Sohn unsrer Heimat  
Hinwält, und uns rufe er nach aus freier Seele:  
Cserhalom, deine Höh' ist die stolze Höhe des Sieges!

Dies das Gedicht, welches im Original vor Allem durch die unübertroffene Schönheit und Vollendung der Sprache und die wahrhaft classische Behandlung des Verses ausgezeichnet ist. Auch im Inhalte der Dichtung fesseln die volksthümliche Sage mit ihren vertrauten Gestalten und der warme patriotische Hauch des über den glänzenden Tagen der Vergangenheit wehmuthsvoll sinnenden Dichters den ungarischen Leser. Der Deutsche muss selbstverständlich auf den Genuss jener formellen Vorzüge der Dichtung verzichten, und auch diese ethische Bedeutung derselben findet in ihm einen nur schwachen, reflectirten Widerhall. Er steht dem Gedicht objectiv gegenüber und da wird er, wie ich bereits oben bemerkte, das uneingeschränkte Lob des alten TOLDY sich nicht anzueignen vermögen, denn die Dichtung ist, bei grossen Schönheiten, doch nicht ohne sehr wesentliche Mängel. Vor Allem fehlt es dem Gedicht an einer einheitlichen Handlung, an einem festen Zusammenhang. Die Dichtung enthält Motive und Züge von grosser Schönheit: Etelka's Geschick und ihr edles Verhältniss zu dem Gegner, Árbocz' Eifersucht und Furcht um die Geliebte, Ozul's Wunsch nach dem Besitze des schönen Mädchens, der Wetteifer der Jünglinge um die holde Beute ihres Genossen, — es sind schöne, poetische Momente, aber durchaus keine Motive der Handlung; sie könnten einzeln oder auch insgesamt fehlen und das Ereigniss nähme seinen ungestörten Verlauf. So die erste Hälfte des Gedichtes. In der zweiten Hälfte werden lose Schlachtenbilder aneinander gereiht: in der Kampfweise der einzelnen Fürsten bethätigt und entfaltet sich der Charakter derselben; doch bilden diese Scenen kein Ganzes, und mit dem ersten Theile hängen sie nur ganz äusserlich durch den Schlusseffect zusammen. Es fehlt also der Dichtung der einheitliche Zug einer bedeutenden Handlung, welcher alles Einzelne untergeordnet wäre. So leicht nun aber der deutsche Leser diese Schwäche der Dichtung herausfinden wird, so schwer wird er doch die grossen Schönheiten derselben übersehen können, und um dieser willen freuen wir uns doch der Uebersetzung des Gedichtes durch PACHLER, und dies um so mehr, da diese Uebersetzung, deren grosse Schwierigkeiten auch der deutsche, des Ungarischen unkundige Leser ahnt, wirklich vorzüglich ist. VÖRÖSMARTY schön und treffend zu übersetzen, ist sehr schwer; \* die Wucht seiner Verse, der Glanz

\* Von VÖRÖSMARTY's epischen Dichtungen ist bisher eben nur ein Theil (im Ganzen 312 Verse) von «Cserhalom» in deutscher Uebersetzung (von Tretter) in TOLDY's «Handbuch» (Bd. II. S. 518) erschienen. Zum Vergleiche mit PACHLER's Uebertragung setzen wir die Eingangsverse in TRETTER's Uebersetzung hieher:

Ueber dir wandelt der Geist der Vorzeit düsteren Schweigens,  
Cserhalom! und verlangt nicht erzener Säule zum Denkmal;  
Säule bist du dir selbst, du Hügel des Siegs mit dem Schlachtfeld.



seiner Diction, die Pracht seines Stils bereiten dem Uebersetzer die grössten Schwierigkeiten. PACHLER hatsich als wirklich begabten, berufenen Interpreten unseres grossen Epikers erwiesen. Er hat das Original stets richtig begriffen und im besten Sinne des Wortes treu wiedergegeben; er schreibt ein edles gehobenes Deutsch, und baut seine Verse mit aner kennenswerthem Geschick, \* obwohl ihn in dieser Beziehung fortgesetzte Uebung noch Gelungeneres wird leisten lassen.

PACHLER verräth in einer Anmerkung, dass die Uebersetzung »Cserhaloms« bereits vor zwanzig Jahren entstanden ist. Welche glänzenden Dienste hätte der begabte Mann unserer National-Literatur zu leisten vermocht, wenn er auch während dieser zwanzig Jahre die besten Producte unserer Dichtung dem deutschen Publicum zugänglich gemacht hätte! Zum Glücke will er, wie wir zu unserer grössten Freude hören, das Versäumte nachholen und weitere Dichtungen VÖRÖSMARTY's übertragen. Möge er sein Versprechen halten und uns recht bald mit den weiteren Werken seines Lieblings unter den ungarischen Dichtern (zunächst mit der Perle VÖRÖSMARTY's: »Die beiden Nachbarburgen«) erfreuen!

---

Dich gebar die starke Natur noch selber, damit nicht  
Sänk' in vergessenen Staub, gleich nichtigen Werken der Menschen,  
Hin dein Haupt; stünd' aber so lange noch Sterbliche lebten,  
Sei auch Zeuge des Ruhms der kriegerisch kräftigen Völker.

Von VÖRÖSMARTY erschien übrigens bisher (ausser zerstreuten Uebersetzungen einzelner Gedichte) blos sein berühmtestes patriotisches Lied: »Szózat« (Aufruf, Zuruf) in verschiedenen Uebersetzungen, und ein Band »Gedichte« in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von K. M. KERTBENY (mit Beiträgen von Tretter, Greguss, Dux und Steinacker), Pest, 1857. Diese letztere Sammlung scheint nie nach Deutschland versendet worden zu sein.

\* Der Uebersetzer kennt recht wohl die glänzenden Vorzüge des ungarischen (vollständig im Sinne des antiken Verses gebauten, also rein quantitatrenden) und die Schwierigkeiten und Klippen des deutschen Hexameters. Seine Theorie, die er in einer Anmerkung mittheilt, ist vollständig richtig, auch ist der grösste Theil seiner Hexameter sehr gut gebaut. Zum Zeichen, wie aufmerksam wir seine schöne Uebersetzung gelesen, mögen hier die wenigen schwachen Verse, die wir gefunden, erwähnt werden:

Jubel und ringsumher davon widerhallte die Gegend —  
Ködör, der käferäugige Ködör kam zuerst, und er sagte —  
Und ihr Busen nicht schwärzer als es Federn des Schwans sind —  
Ruft er, so stehen sie alle auf, mit ihnen die Jugend —  
Giebt's keinen stürmenden Lauf, dem nicht voran der ihrige stürmte —  
Dorthin von hier gelangt kein einziger Vogel; der Adler im Fluge —  
Freude verstummt nun. Auf Cserhalom wogt es und dröhnt es —  
Ehr' ihn und beug' dich, Magyar, vernimmst du den Namen —  
Floh vor Ernyey und auf den Armen hielt er anjetzt die Gefangne —

In einigen dieser Verse steckt wohl ein Druckfehler; die meisten sind ganz leicht zu verbessern.

Zum Schlusse sei noch zweier Kleinigkeiten des unermüdlichen K. M. KERTBENY gedacht, welche uns eben noch in letzter Stunde zugehen. Die erste ist ein kleines Heft, das 24 ungarische Volkslieder, Text und Uebersetzung, enthält.\* Hinter dem Pseudonym auf dem Titel steckt, leicht erkenntlich, KERTBENY, der auch gar nicht die Absicht hat, seine Autorschaft zu verläugnen. Auf der Innenseite des Titelblattes heisst es: «Ein Versuch, in welch' hohem Grade die deutsche Sprache aneignungsfähig ist; zugleich worin ihr Grenzen gesetzt sind». Das ist etwas mystisch ausgedrückt. KERTBENY will wohl an einigen sehr gelungenen Proben zeigen, dass der deutsche Uebersetzer wahrhaft Erstaunliches zu leisten vermöge, — zugleich aber auch etwaige Mängel seiner Uebertragung mit den Grenzen entschuldigt wissen, an denen sogar die Beweglichkeit und Schmiegsamkeit der deutschen Sprache scheitern muss. Die erste Hälfte dieser Bemerkung ist unstreitig richtig, die zweite Hälfte doch wohl nur eine ganz subjective Anschauung, welche z. B. wir unsererseits nicht zu theilen vermögen.

Die Uebersetzung dieser Volkslieder ist beachtenswerth, besonders zur Beurtheilung von KERTBENY's Uebersetzertalent und Uebersetzungspraxis. Es ergibt sich aus diesen 24 Liedern, dass KERTBENY ein sehr begabter, formgewandter und stimmungsvoller Uebersetzer ist, dass er aber nicht Ausdauer genug hat, um an seinen Arbeiten die Härten des ersten Entwurfs auszufeilen, oder nicht Geduld genug, um die Eingebung des günstigen Momentes abzuwarten, welche in vielen und gerade in schwierigen Fällen mehr werth ist, als alles Düffeln und Schrauben. Ich weiss wohl, dass KERTBENY viele seiner Arbeiten überarbeitet und — wie man zu sagen pflegt — verbessert hat; — aber er hat in dieser Beziehung wenig Glück gehabt, wohl weil auch seine Uebearbeitungen überhastet und überstürzt sind. So findet man denn in diesen Volksliedern Strophen und Verse, die zu dem Besten gehören, was er in dieser Richtung geleistet hat und leisten kann, — daneben aber auch einzelnes Unschöne und Verunglückte, das vermieden werden musste und — trotz alles Hinweises auf Grenzen und Schranken — auch vermieden werden konnte. Der Leser erhält auch hier den Eindruck der meisten KERTBENY'schen Arbeiten: einen fortwährenden Wechsel von Genuss und Aerger, der schliesslich in Abspannung und Missstimmung endet.

Volklieder zu übertragen, ist unstreitig das Schwierigste, was der Uebersetzer zu leisten vermag. Der eigenthümliche, echt nationale Geist eines Volkes findet nirgends so lebendigen Ausdruck,

\* Ungarische Volkslieder, Originale, sammt wörtlicher (?) und metrischer Uebersetzung. Deutsch von KARL BORROMÄUS von BENKÖ. Erste zwei Dutzende. Nebst zwei Gedichten aus dem Französischen (von Alfr. de Musset und J. P. Béranger). Budapest, 1877. Preis 60 Pf.



wie eben im Volksliede, und es kann auf den ersten Moment wohl scheinen, als ob Dichtungen dieser Art gar nicht übertragen werden könnten. Bekanntlich sind theoretische Bedenken dieser Art durch die glänzende Praxis meisterhafter Uebersetzer (KOPISCH, GEIBEL, HEYSE, TALVJ u. s. w.) in schlagendster Weise beseitigt worden, — und so darf heute thatsächlich nicht mehr von der Unmöglichkeit, sondern blos von der Schwierigkeit, nationale Volkslieder gleichzeitig getreu und schön zu übertragen, gesprochen werden. Was bisher bezüglich der Uebersetzung ungarischer Volkslieder geleistet worden ist, bleibt am besten unerwähnt; KERTBENY's Uebersetzungen aber mögen als jüngstes Product des betreffenden Literaturzweiges eine kurze Charakteristik finden.

Ganz Gelungenes und ziemlich Schwaches liegen bei KERTBENY hart aneinander, haben wir gesagt. Hier einige Proben. — Ganz verfehlt ist z. B. folgende Strophe:

Im Matkóczy-Hof, die Eine  
Ist voll Naturell, die Kleine;  
Doch was nützt es? mich nicht liebt sie;  
Mir nicht, Gunst den Andern giebt sie.

Das ist nicht deutsch und natürlich auch nicht poetisch. Halb gelungen (in der zweiten Hälfte) ist folgende Strophe:

Sternig ist der Himmel, sternig ganz,  
Und das Rosenblatt vom Thau voll Glanz,  
Neige Rosenblatt dich, thau' auf mich!  
Liebste süsse Rose, schau' auf mich!

Hier ist das zweite Reimpaar recht hübsch, während die erste Hälfte an Unklarheit leidet. — Hie und da häuft und steigert der Uebersetzer ganz gegen sein Interesse und ziemlich zwecklos die Schwierigkeiten seiner Arbeit und leistet dann natürlich weniger, als wir erwarten dürfen. So hat z. B. das neunte Volkslied der Sammlung im Original recht einfache Paar- und Kreuzreime, eigentlich nur Assonanzen, und KERTBENY übersetzt:

Wär' ich Pfau, wie Pfauen  
Liess ich bunt mich schauen;  
Donauwasser schlürft' ich,  
Drüberfliegen dürft' ich,  
Auf den Fichten säss' ich,  
Fichtensamen äss ich u. s. w.

Doch wir handeln wohl am besten im Sinne unserer Leser und den Intentionen des Uebersetzers gemäss, wenn wir wenigstens zwei dieser reizenden Liedchen, die uns in der Uebersetzung am meisten gelungen, wenn auch bei weitem nicht tadellos scheinen, vollständig mittheilen:

## 1.

Selbst die Bäume weinen,  
Wo ich hin mag wallen;  
Ihren zarten Zweigen  
Blätter dicht entfallen.

Falle, Laub, verbirg mich,  
Hüll' mich da und dorten;

Denn mein Täufer sucht mich  
Weinend aller Orten.

Falle, Laub, o falle  
Dicht auf meine Wege;  
Wiss' er nicht, wo seine  
Taubе zog die Stege!

## 2.

Wär' ich eine Rose,  
Müsst' ich rasch zerrieben;  
Niemand würd' mich schauen,  
Niemand würd' mich lieben.

Rose nicht, noch Veilchen  
Sollst du mich benennen;  
Veilchen macht schon Eines  
Tages Gluth verbrennen.

Wär' am liebsten Taube,  
Um mich hoch zu wiegen;  
O, wohin nicht flög' ich,  
Könnt ich eben fliegen!

Doch ich will nicht Rose,  
Noch auch Taube werden,  
Denn nur Dein, Geliebter,  
Will ich sein auf Erden!

Das zweite Heft, das KERTBENY jüngst veröffentlicht hat («gedruckt als Handschrift»), ist ein «Beitrag zu Ungarns internationaler Literaturgeschichte», nämlich eine Zusammenstellung einiger PETÖFI'scher Gedichte in verschiedenen Uebersetzungen. \* Der Herausgeber klärt uns über den Zweck des Heftes nicht weiter auf, doch gilt wohl als Programm des Versuchs eine Stelle aus einem BODENSTEDT'schen Briefe (aus dem Jahre 1857), welche dem Heftchen als Motto vorangesetzt ist und folgendermassen lautet: «Bei poetischen Uebersetzungen aus Fremdsprachen ins Deutsche fragt es sich erst in *zweiter* Reihe um die *wörtliche* Treue gegenüber dem Originale. In *allererster* Reihe steht die Frage, ob die Nachdichtung überhaupt *correctes Deutsch in correcter metrischer Form* bietet. In Deutschland kann eine versificirte Uebersetzung nur dann Erfolg haben, überhaupt beachtet werden und ins Volk eindringen, tritt sie in solch' sprachlicher und metrischer Vollendung auf, dass sie wie ein Originalgedicht wirkt, und daher es ganz und gar nicht merken lässt, sie sei Uebersetzung.» Das ist ganz richtig und oft gesagt worden, den Uebersetzern aus dem Ungarischen aber kann man das gar nicht oft genug sagen, — wie eben die Zusammenstellung der Proben in diesem KERTBENY'schen Hefte beweist, aus welchem hervorgeht, dass die Herren einander nicht gar zu viel vorzuwerfen haben.

\* Verschiedene deutsche Nachdichtungen A. PETÖFI's von KERTBENY, 1858, OPITZ 1864, MELTZL 1868, AIGNER 1876, NEUGEBAUER 1877, FEST 1877. Budapest, 1878. Ein Bogen.



Das Ausland weiss recht wenig von unserer Literatur. Einige unserer Dichter oder vielmehr nur ein einziger von ihnen, PETÖFI, wird allseits gelobt und verherrlicht, — zum grossen Theil nur auf Treu und Glauben, denn aus den bisherigen Uebertragungen hat das deutsche Volk den Dichter nicht erkennen können, wie er in seiner ganzen grossartigen Anschauung, in seinem genialen Schwung, in seiner liebreizenden Anmuth im Herzen seines Volkes lebt. Unsere übrigen Dichter und Dichtungen sind nicht einmal so weit bekannt geworden wie PETÖFI. Ein weites Feld der Wirksamkeit liegt hier offen für Alle, die Neigung und Beruf haben, das ungarische Geistesleben dem Auslande zu eröffnen und zu vermitteln. Aussicht auf Erfolg ist aber nur dann vorhanden, wenn die Jungen die Bahnen der Alten verlassen und mit der bisherigen Tradition brechen. Wer nicht die beiden Sprachen, die hier in Betracht kommen, vollständig in seiner Gewalt hat, wer nicht ein Meister des Verses und der Form ist, wer nicht die Gabe der Nachempfindung und Nachschöpfung besitzt, — der wage nicht Versuche, die nimmermehr gelingen können, der versündige sich nicht an zwei Nationen. Der Begriff der «Treue» auf dem Gebiete der Uebersetzung muss tiefer und edler gefasst werden, als dies bisher üblich war; die Forderung an den literarischen Werth der Uebertragung muss bedeutend erhöht werden. Den Maassstab zur Beurtheilung der Uebersetzungen müssen wir den Meisterwerken der Uebersetzungskunst, den Leistungen FREILIGRATH's, GEIBEL's, HEYSE's, JORDAN's u. A. entnehmen. Erst wenn in diesem Sinne die dringend nöthige und allseits, bei uns in Ungarn wie draussen in Deutschland, längst sehnlichst erwünschte Umkehr stattfindet, dürfen wir hoffen, unseren grossen Dichtern bei dem deutschen Volke jene Liebe und Popularität zu erwerben, deren sich andere Dichter anderer Nationen — so, um nur einige Beispiele aus der Gegenwart zu erwähnen: BURNS, BÉRANGER, GIUSTI und zahlreiche Andere — in Deutschland erfreuen. Als erfreuliche Vorboten dieser Umkehr haben wir oben J. SCHNITZER's und F. PACHLER's Uebertragungen begrüsst, — mögen sie von Seiten dieser Uebersetzer selbst und zahlreicher Gesinnungsgenossen recht bald recht zahlreiche Nachfolge finden!

GUSTAV HEINRICH.

## DER FESTUS PAULI-CODEX DER CORVINA.

Das 20 Bücher umfassende Werk des vom Kaiser Augustus hochgeschätzten Forschers Verrius Flaccus «de verborum significatione», welches auch in seinen Trümmern den gelehrten Verfasser verräth und der Wissenschaft ausserordentliche Dienste leistet, ist bekanntlich nur auszugsweise auf uns gekommen. Der erste Auszug rührt von SEXTUS POMPEJUS FESTUS her, der in der Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts gelebt zu haben scheint. Sein Werk ist uns in einer einzigen Handschrift, auch in dieser sehr verstümmelt, überkommen.

Zur Zeit Carls des Grossen erhielt FESTUS wieder einen Epitomator, der sich am Eingang seines Werkes, in einem an Carl den Grossen gerichteten Briefe, Paulus nennt. Wir halten denselben mit G. Waitz für eine und dieselbe Person mit Paulus, dem Sohne Warnefried's, und nennen ihn üblicherweise Paulus Diaconus.

Sein Auszug ist in vielen Abschriften auf uns gekommen. Darunter waren bis jetzt 6 collationirt: der Monacensis, der Guelferbytanus 2 (die beiden bilden die Grundlage der Texteskritik), der Berolinensis, der Lipsiensis und der Guelferbytanus 1. Hiezu kommt als siebenter der Text der editio princeps. Von den übrigen haben wir nur im Grossen oder nur bezüglich einzelner Lesarten Kenntniss.

Der Monacensis stammt aus dem XI., der Guelferbytanus 2 aus dem X., der Berolinensis aus dem XIII., die übrigen collationirten Codices aus dem XV. Jahrhundert.

Der Catalogue général des mss. (Paris 1856) II. Nr. 2291 macht uns die merkwürdige Mittheilung, dass in Troyes ein Paulus-Codex aus dem IX. Jahrhundert existire. Wenn dieser Codex wirklich aus dem IX. Jahrhundert stammt, dann ist es für eine neue Paulus-Edition unumgänglich nothwendig, denselben durch und durch zu kennen und kritisch benutzen zu können. — Was die ausländischen Gelehrten bisher versäumt haben, wünschte ich nachzuholen, und habe mich deshalb an die ungarische Academie der Wissenschaften mit der Bitte gewandt, den Codex von Troyes behufs Collation für mich leihweise ausbitten



zu wollen. Die Bitte der Academie ist unterwegs; ich sehe dem Erfolge sehnstüchtig entgegen.

Hiernach komme ich auf den Codex, welcher im vorigen Jahre als Geschenk Abdul Hamids II. nebst 34 anderweitigen Codices in das Eigenthum der Budapester Universität gelangt ist. Die Collation und kritische Würdigung desselben habe ich der ungarischen Academie der Wissenschaften am 12. November 1877 vorgelegt. Die Collation wird in den «Sprachwissenschaftlichen Mittheilungen» (Nyelvtudományi Közlemények), die kritische Würdigung desselben in den academischen Abhandlungen erscheinen. Vorläufig will ich hier einen kurzen Bericht über die Ergebnisse meiner Untersuchung mittheilen.

In den Monumenta Hungariae Historica (IV. Acta extera. B. Diplomatische Denkmäler aus der Zeit des Königs Mathias. Bd. III. p. 445) ist ein Brief des Herzogs von Mailand an Johann Corvinus mit dem Datum «10. Nov. 1488» mitgetheilt, in welchem der Herzog schreibt, er habe gehört, dass sich in der Bibliothek des Königs Mathias, oder in jener des Thaddeus Parmensis, d. i. Ugoletti's, ein vollständiges Festus-Exemplar vorfinde, «qui nuntius ingenti profecto nos laetitia affecit, cum putaremus alioquin pulcherrimum opus penitus esse deperditum.» Er bittet Johannes Corvinus, «ut aut librum ipsum ad nos mittat tantisper dum hic transscribi curemus, aut istie ipse ejus exemplar confici jubeat quam emendatissimum, ac, quam celerius fieri possit, deinde ad nos mittatur.»

Die Kunde, welche man am Mailänder Hofe mit solcher Freude entgegennahm, erwies sich leider als unwahr. Ausser jener verstümmelten Handschrift, welche Manilius Rhallus um das Jahr 1480 aus Illyricum nach Rom brachte, und welche sich gegenwärtig in Neapel befindet, war ein anderer Festus weder damals bekannt, noch ist dies heute der Fall.

Wurde als Antwort auf jene Bitte auch wirklich ein Codex gesendet, wiewohl auch dies fraglich ist, so kann dieser Codex blos das Epitome des Paulus enthalten haben.

FRANZ PULSZKY vermuthet in seiner am 4. Juni 1877 in der Academie vorgelesenen bemerkenswerthen Abhandlung, «dass Johannes Corvinus die Handschrift dem Herzog von Mailand wirklich übersandt und dass dieser dieselbe neu eingebunden nebst drei anderen Handschriften zurückgesandt habe, — vorausgesetzt, dass der Herzog das ausgeliehene Exemplar nicht umgetauscht hat, denn die in unseren Händen befindliche Handschrift ist gar nicht das ganze Werk des Festus Pompejus, sondern blos dessen Auszug durch Paulus Diaconus.»

Diese Vermuthung zerrinnt, sobald wir die Aufschrift des früheren Einbandes unseres Codex in Betracht ziehen, welche

Dr. Dethier, der Director der kaiserl. Antiquitätensammlung zu Constantinopel, in seinem Verzeichnisse der Corvina-Codices mittheilt. Dethier sagt von diesem und noch drei anderen Codices: «Ils se distinguent par la relieure en veau (un en par·hemin) sur laquelle il y a des bordures d'abeilles et le timbre en buste du Duc avec la légende Franciscus Sforza Mediolanensium Dux POMPPP.»

Franciscus Sforza hat 1447-1466 regiert. Demnach stammt unser Codex aus dieser Zeit und hat mit jener Handschrift nichts gemein, welche Johannes Galeazzo (denn dieser war damals Herzog) 1488 von Johannes Corvinus verlangte.

Auf welche Weise dieser und jene anderen drei Sforza-Codices unter die Corvina-Codices gerathen sind, ist uns unbekannt. Möglich, dass als Geschenk, möglich, dass unter irgend einem anderen Titel; so viel ist jedoch unzweifelhaft, dass dieselben nicht für die Corvina angefertigt worden sind.

Das Factum, dass unser Codex zwischen die Corvina-Codices gerieth, dass die Vorsehung uns denselben mit diesen zusammen erhalten hat, dünkt mich indessen Grund genug, auch ihn, zum Andenken seines mit den Corvinianis gemeinsamen Schicksales, einfach als Codex Corvinianus zu bezeichnen.

Der Archetypus unseres Codex ist entweder nicht mehr vorhanden oder liegt irgendwo verborgen. Aus der Beschaffenheit der Fehler des Corvinianus geht hervor, dass auch der Mutter-Codex ohngefahr dieselbe Gestalt gehabt habe wie der unsrige, dass er mit Minuskeln und Abbreviaturen geschrieben gewesen sei, dass sich in seinem Texte Correcturen, an der einen oder anderen Seite Marginalien befunden haben, dass er im Ganzen genommen ein altes Stück gewesen sei: die Reihenfolge seiner Blätter war in Auflösung begriffen, seine Schrift an vielen Stellen unleserlich.

Die bibliographische Abschilderung unseres Codex übergehe ich hier (man findet dieselbe in «Handschriften, Geschenk des Sultans Abdul Hamid II. Nach Csontos mit erläuternden Zusätzen, Berichtigungen und sonstigen Bemerkungen von Prof. Árpád von Török. Budapest, 1878, 36 S.) und gehe über zur Bestimmung der wechselseitigen Verwandtschaft der Paulus-Codices.

So viele wir ihrer kennen, sind sie sammt und sonders Abkömmlinge einer und derselben Abschrift des Paulinischen Original-Exemplars. Ihre gemeinsamen Fehler — wie z. B. Anacreon anstatt antehac u. dgl. — weisen auf ihren gemeinsamen Ursprung hin.

Die ganze Familie dieser Codices zerfällt in zwei Zweige. Der Monacensis und der Guelferbytanus 2 bilden jenen Zweig der Familie, welcher als Fundament der Texteskritik dient. Die übrigen Codices — auch die editio princeps mit inbegriffen — machen nicht allein ihrer grösseren Mangelhaftigkeit, sondern auch



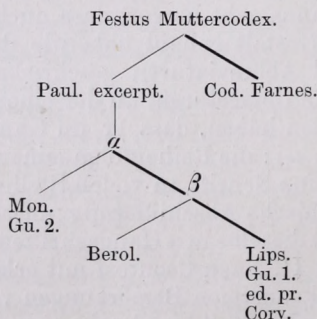
ihrer gemeinsamen Abstammung halber, einen besonderen Zweig aus.

Diese Verzweigung der Codex-Familie kann durch eine Fülle von Daten gerechtfertigt werden. Wir führen hier einige Beispiele vor :

M. u. Gu. 2 hat :	L. B. Gu. 1, Pr. u. Corv. hat :
Unter Abavus : avus avi,	coaevus,
« Bigenera : leopardalis,	leopardus
« Endo procinctu : togis,	toti,
« Ignis : terebrare,	verberare,
« Proculum : aetate nati,	attenuati,
« Tegillum : cuculiunculum,	cuculli vinculum.

Schon hieraus erhellt, dass der Corvinianus zum schlechteren Zweige gehört. Der schlechtere Zweig erfährt gleichfalls eine Zweitheilung. Nur Einer darunter, der Berolinensis, ist ein vollständiger Paulus, die übrigen, namentlich : der Lipsiensis, Guelferbytanus 1, die editio princeps und der Corvinianus sind Abkömmlinge eines verstümmelten Archetypus.

Der Stammbaum der Paulus-Codexe ist demnach folgender :



Dieser Stammbaum macht die Verwandtschaft nur im Großen ersichtlich. Wenn wir unseren Codex von Grund aus untersuchen, finden wir, dass sein Archetypus mannigfach corrigirt gewesen sei. Nur so ist die Erscheinung erklärlich, dass der Corvinianus an vielen Stellen Lectionen aufweist, die sich von dem durch die Abstammung ihm übererbten Texte unterscheiden.

In vielen Fällen stimmt er bloß mit der editio princeps, in vielen bloß mit dem Guelf. 1, in vielen bloß mit dem Lipsiensis überein ; ebenso häufig ist seine ausschließliche Uebereinstimmung mit dem Berolinensis.

Besonders auffallend ist, dass er an mehreren Stellen nicht mit seinen näheren Anverwandten, sondern mit den Gliedern des guten Familienzweiges, ja hie und da — sämtlichen Paulus-Codices entgegen — lediglich mit dem Festus-Codex übereintrifft. Betrachten wir ein paar Beispiele :

Im M. G. 2, Corv. steht :	In den übrigen :
Unter Elumbum : evulso,	avulso,
« Parricit : paricidas,	paricida,
« Subrumari : lacte,	lac.

Unter Iubar steht: vel *ξσπερον* nur im Mon. und im Corv., in den übrigen fehlt es.

Unter Piacularia steht: cecidisset nur im Gu. 2 und Corv., in den übrigen decidisset.

Unter Quisquiliae steht: quidquid cadiae nur im Gu. 2. und Corv. richtig.

Unter Rica steht: Sucida im Mon. und Corv. mit *einem c.*

Blos Festus und Corv. sagt:

Mutini Titini . . . praetextis (die Paulus-Codices sämtlich fehlerhaft).

Nach Artikel Nebulo: nequam, nugator (fehlt in den Paulus-Codices).

Nach Artikel Redhostire: Redivivum est ex vestusto renovatum (fehlt in den Paulus-Codices).

Unter Spira sind die Worte: in orbem convolutus nur bei Festus und im Corv. zu lesen u. s. w.

Hie und da stimmt er mit Barths Codices :

Unter Clunes haben anstatt infractos Cod. Barthii und Corv. inflatos.

Unter Delicatum steht anstatt litum im Basiliensis und Corv. politum.

An ein paar Stellen trifft er mit Ursinus oder Antonius überein :

Anstatt Noctilugam schreibt Urs. und der Corv. Noctilucam.

Unter Tama anstatt Lucilius hat Aug. in mg. Lucretius. Der Corv. ebenso.

Gingriator ist nur in unserem Codex und Aug. in mg. richtig.

Besonderer Aufmerksamkeit würdig ist, dass Manches, was Scaliger als Conjectur schreibt, im Corvin. bereits vorhanden ist. Zum Beispiel :

Unter Taurii anstatt des blossen instituti: instituti *ludi* u. s. w.

Unser Codex hat auch einige Randnotizen und Einschübsel.



Ich erwähne beispielsweise das auf die Etymologie von Quirinus abzielende Marginale: [xoi] *pavos* imperator.

Hier folgen die Glossen, welche im Corvinianus vorkommen, in der Müller'schen Ausgabe aber entweder gänzlich fehlen oder in den Anhang derselben gerathen sind (Lindemann thut derselben mit keinem Worte Erwähnung):

Abitionem antiqui dicebant mortem.

Adversus aut contrarium significat aut idem quod erga.

Astutus, arte tutus.

Cicuma, avis noctua.

Redivivum est ex vetusto renovatum.

\* \* \*

Dass der Mutter-Codex des Corv. nicht bloß nach Festus- und Paulus-Codices corrigirt worden, sondern hiebei auch andere Quellen benützt worden seien, zeigt beispielsweise der Artikel Nepa, wo bei Paulus Dabo me ad parietem, bei Festus Recessim dabo me ad parietem steht, während der Corv. anstatt dabo me — cedam sagt, wie wir es im Stücke des Plautus und auch bei Nonius lesen.

Dass der Emandator des Muttercodex hie und da nach seinem eigenen Sinne verfahren ist, beweist beispielsweise der Artikel Deincipem, wo er anstatt der *principem*, *primum captum* geltenden Etymologie *primum capitum* setzt.

Der Schreiber des Codex selbst hat den Archetypus ohne alles Raisonnement, mit einfältiger Treue copirt. Er selbst hat gar nichts hinzugefügt, gar nichts vorsätzlich verändert. Was er verschlechtert hat, hat er aus Unwissenheit, Uebereilung oder deshalb verschlechtert, weil er es nicht lesen konnte. Zahllose Artikel sind unter seiner Hand sinnlos oder lächerlich geworden.

Das Ergebniss unserer Untersuchung lässt sich in folgenden Punkten zusammenfassen:

1. Unsere Abschrift ist eigentlich kein Corvin-Codex, sondern ein Sforza-Codex. Er stammt aus der Zeit zwischen 1447-1466. Er ist von einem Italiener geschrieben worden (er schreibt *consettare*, *fittilia*, *pitture* u. dgl.), der den Inhalt des Werkes nicht verstanden und deshalb den übererbten Fehlern der Handschrift zahllose neue Fehler hinzugefügt hat.

2. Der Muttercodex des Corv. ist nicht mehr vorhanden, oder wenn er noch vorhanden ist, ist er doch keiner der bekannten Codices.

3. Der Muttercodex gehörte dem Familienzweige mit verstümmeltem Texte an; er muss ein altes Exemplar gewesen sein, wie wir aus der Unleserlichkeit vieler Stellen und aus der Verworrenheit seiner Blätter schliessen dürfen.

4. Der Muttercodex war corrigirt, und zwar :
  - a) nach einem Paulus-Codex aus guter Familie ;
  - b) nach einem Festus ;
  - c) nach anderen Quellen ;
  - d) ex conjectura.

Diese Correctur hat unserem Codex jene zwar nicht zahlreichen, aber auffallend guten Lectionen eingetragen, die wir in ihm finden und deren Betrachtung wir einer späteren Gelegenheit vorbehalten.

5. Unsere Untersuchung hat auch den Nutzen, dass wir die auf der Müller'schen anderweitigen Grundlage geschehene Classification der Paulus-Codices nunmehr auch durch den Stammbaum der Codices gerechtfertigt haben.

6. Die Collation unseres Codex hat klar gemacht, dass der Lindemann'sche apparatus criticus nicht überall verlässlich ist. Eine und die andere Glosse, welche Müller in das Corollarium verwiesen hat, ist bei einer neueren Ausgabe in den Text einzuschalten.

7. Endlich hat sich herausgestellt, dass auch ein Codex des XV. Jahrhunderts, welcher auf den ersten Blick nichts verspricht, infolge besonderer Umstände etwas Gutes aufbewahrt haben kann, und dass deshalb unser Codex die mühsame buchstabenweise Durchforschung dennoch verdient hat, welche ich ihm gewidmet habe.

**Nachschrift.** Seitdem der obige Bericht niedergeschrieben worden, habe ich den, bloß dem Namen nach bekannten, zu wissenschaftlichen Zwecken bisher gar nicht verwertheten Cod. Trecensis bereits erhalten und einer eingehenden Collation unterworfen. Bis ich Gelegenheit finde, die Resultate meiner vergleichenden Handschriften-Studien in einer selbständigen Arbeit dem gelehrten Fachpublicum vorzulegen, genüge vorläufig die Bemerkung, dass die Handschrift von Troyes den Festus-Codices von München und Wolfenbüttel sehr nahe steht und an vielen Stellen den einzig richtigen Text bewahrt hat. Das wichtigste Resultat meiner Untersuchungen liegt wohl in der Einsicht, dass der bisherige kritische Apparat unverlässlich und eine neue, mit Berücksichtigung des Cod. Trecensis ausgearbeitete Ausgabe des sprachwissenschaftlich wichtigen Werkes nothwendig ist, und dies um so mehr, da die bisher beste Ausgabe des Festus (von K. O. Müller) längst vergriffen ist.

EMIL THEWREWK VON PONOR.



## DIE GEOGRAPHIE IN UNGARN.

Die Erdbeschreibung trat ursprünglich nirgends selbständig auf, sondern war zunächst überall mit der Geschichtschreibung verbunden; so auch bei den ungarischen Gelehrten und Schriftstellern. Seit dem siebenzehnten Jahrhundert erschienen aber bei uns auch schon solche Schriften, in denen geographisch-statistische Notizen selbständig zusammengestellt wurden. So erschien im Jahre 1634 in Leyden bei Elzevirius ein Werk unter dem Titel: «*Respublica et Status Regni Hungariae*», dessen Verfasser ein Befehlshaber des Sároser Schlosses war. Der seiner Zeit berühmte Kesmarker Mathematicus DAVID FRÖLICH gab im Jahre 1639 seine «*Medulla Geographiae practicae*» heraus, welches Buch in Bartfeld gedruckt wurde. Im Jahre 1689 erschien in Tyrnau eine Encyclopädie unter dem Titel «*Curiosiora et selectiora variarum scientiarum Miscellanea*», deren Verfasser der Jesuit MARTIN SZENTIVÁNYI war. Der erste Band dieses Werkes behandelt die Kosmographie, Astronomie, Physik und Meteorologie, der zweite Band enthält eine allgemeine und specielle Geographie. Im Jahre 1749 erschien schon ein in ungarischer Sprache verfasstes geographisches Lehrbuch, und zwar in Halle: «*A geographiai tudományok első kezdetei.*» (Die ersten Anfänge der geographischen Wissenschaften.) Bei weitem wichtiger ist das Werk, welches im Jahre 1757 in Tyrnau gedruckt wurde. Es führt den Titel: «*Világnak két rendbeli rövid ismerete. Először a mint az Istenből teremtetett; másodszor a mint az Istennek és természetnek vezérléséből az emberektől különb-különbféle részekre, országokra, tartományokra és községekre osztatott.*» (Kurze Beschreibung der Welt in zweifacher Richtung; erstens so wie sie von Gott erschaffen wurde, zweitens so wie sie nach Anleitung Gottes und der Natur von den Menschen in verschiedene Theile, Länder, Provinzen und Gemeinden getrennt wurde.) Aus diesem Titel ist ersichtlich, dass das Werk eine physikalische und politische Erdbeschreibung enthält. Verfasser desselben ist der Jesuit PAUL BERTALANFFI. Das Werk bildet einen stattlichen Band von 1028 Seiten, und entsprach jedenfalls den Bedürfnissen seiner Zeit. BÜSCHING's Werk ist zwar bedeutend grösser und enthält viel mehr topographisches und statistisches

Detail, unser Jesuit BERTALANFFI besass jedoch bedeutendere und richtigere Kenntnisse auf dem Gebiete der Physik und Geologie als BÜSCHING. So weiss er schon ganz gut die aus dem Niederschlag der Gewässer entstandenen Erdschichten von den durch Erdbeben und durch die Wirkung des «unterirdischen Feuers» (altúz) entstandenen Gebirgen zu unterscheiden. Von den feuerspeienden Bergen sagt er ausdrücklich, sie seien deshalb, «damit durch dieselben, gleichsam wie durch Schlöte, die feurigen Substanzen, die Winde und Gase hinausströmen können, welche sonst, wenn sie in den innern Höhlungen der Erde sich ansammelten und plötzlich ausdehnten, viele schädliche Erderschütterungen erzeugen würden.» Man könnte auf die angeführten Aeusserungen gestützt den ungarischen Jesuiten BERTALANFFI für den Vorläufer der Plutonisten und speciell HUMBOLDT's mit ebenso viel Recht erklären, wie man HERDER jüngst für einen Vorläufer DARWIN's erklärt hat.

BERTALANFFI hatte leider eine lange Zeit hindurch keine Nachfolger, welche die allgemeine und specielle Geographie in verhältnissmässig ähnlichem Umfange und mit entsprechender Gründlichkeit behandelt hätten. Erst in den Jahren 1827—29 erschien in Pest die grosse statistisch-geographische und historische Beschreibung Europas (A statistikára való bevezetés és Európának statistikai, geographiai és historiai rajzolatja) von STEFAN LASSÚ, welche in neun starken Bänden Britannien, Frankreich, Russland, Preussen, Polen, die Türkei, Oesterreich, Schweden, Norwegen und Dänemark umfasst. Im Uebrigen beschränkte man sich auf die ungarische Bearbeitung, wohl auch Erweiterung und, besonders bezüglich Ungarns, Vervollständigung deutscher Werke. So erschien bereits in den Jahren 1815—16 das geographische Lexicon GEORG FEJÉR's, welches grossentheils nach HÜBNER und SPORL bearbeitet, in seinen fünf Bänden ein massenhaftes und für seine Zeit sehr werthvolles Material umfasst. Und noch im Jahre 1844 machte ANTON VÁLLAS den Versuch, GALETTI's bekanntes Werk in ungarischer Bearbeitung herauszugeben, — ein Unternehmen, das nicht genug Theilnahme gefunden zu haben scheint und deshalb auch nur Bruchstück geblieben ist.

Im achtzehnten Jahrhundert wandten die ungarischen Gelehrten ihre Studien zum überwiegenden Theil, ja fast ausschliesslich der Erforschung und Schilderung des eigenen Landes zu und schrieben meistens in lateinischer, zuweilen auch in deutscher Sprache. MATTHIAS BÉL sammelte mit unermüdlichem Fleisse historische und topographische Notizen und verfasste ein grosses Werk, in welchem er die einzelnen Comitate des Landes sehr ausführlich schilderte. Er konnte sein Werk nicht vollenden, und nur ein Theil desselben erschien im Druck unter dem Titel: «Notitia Hungariae Novae historico-geographica», Wien, 1735—42. BÉL hatte mehrere



Nachfolger, die bestrebt waren, einzelne Comitats in topographischer, administrativer und historischer Beziehung zu schildern. Eines der besten Werke dieser Art ist dasjenige, welches der evangelische Pfarrer BARTHOLOMÄIDES verfasst und unter dem Titel: «Comitatus Gömöriensis Notitia» in den Jahren 1806—1808 herausgegeben hat. Es bildet einen starken Band in Quart und enthält eine recht gute orographische Beschreibung, eine allgemeine und specielle Topographie des Comitats. Dieses Werk diente dann zum Muster für mehrere Comitats-Monographien, welche später in ungarischer Sprache, theils von Einzelnen, theils von mehreren Mitarbeitern verfasst, erschienen sind. Auch in jüngster Zeit sind mehrere derartige Monographien in ungarischer Sprache erschienen, z. B. von den Comitaten Pressburg, Gömör, Raab, Maramaros, Ung, Pest u. s. w.

KORABINSZKI gab im Jahre 1778 sein «Geographisch-historisches und Producten-Lexicon von Ungarn» heraus; einige Jahre später (1796—1799) erschien von Professor ANDREAS VÁLYI ein ähnliches Ortslexicon in ungarischer Sprache.

Viel später, nämlich erst 1851 erschien das geographische Lexicon von ALEXIUS FÉNYES, welches viel mehr topographisches Detail enthält, als die Werke von VÁLYI und KORABINSZKI. In neuester Zeit, 1873 erschien ein vollständigeres Ortslexicon auf Grund der im statistischen Bureau gesammelten amtlichen Daten. Es umfasst alle Länder der ungarischen Krone, enthält aber keine topographische und historische Notizen, sondern führt blos die betreffenden statistischen und administrativen Angaben an. Im Auszuge erschien dasselbe Werk auch in deutscher Sprache. Die seit 1873 in Bezug auf die Gerichtspflege, das Finanz- und Militärwesen, die Gemeinde-Arrondirung; ferner bezüglich der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnstationen eingetretenen Veränderungen, besonders aber die im Jahre 1876 zu Stande gekommene neue politische Eintheilung des Landes machten eine neue Bearbeitung des Ortslexicons wünschenswerth, und Ministerial-Sekretär KOLLERFFY brachte dieselbe unter Aufsicht des königl. ung. statist. Bureaus und unter Mitwirkung mehrerer Beamten dieses Bureaus zu Stande. Dies neue Ortslexicon (A magyar korona országainak helyiségnévtára) erschien im Jahre 1877.

In den ungarischen geographischen Werken spielt das statistische Moment eine Hauptrolle. Die Statistik wurde auch ohne amtliche Pflege mit Erfolg cultivirt. Einzelne Forscher leisteten auf diesem Gebiete Bedeutendes. SCHWARTNER, Professor an der Universität, gab schon im ersten Decennium dieses Jahrhunderts eine Statistik von Ungarn heraus, welche sich mit jedem derartigen ausländischen Werke seiner Zeit messen konnte. Andere betraten dasselbe Feld mit mehr oder minderem Glücke. So

SZEPESI, CSAPLOVITS u. A. Die Werke derselben erschienen in deutscher Sprache. BÁRÁNDY und ALEXIUS FÉNYES verfassten ihre Werke schon in ungarischer Sprache. Der Letztere kann in dem Zeitraume vor 1850 als der Hauptvertreter der Statistik und Geographie in Ungarn gelten. Mit unermüdlichem Fleisse sammelte er die erforderlichen Daten und verfasste zuerst eine «Geographie von Ungarn» in sechs Bänden, welche in den Jahren 1836—1840 erschien. In derselben schilderte er das Land nach den einzelnen Comitaten. Hierauf gab er eine «Statistik von Ungarn» heraus. Aus diesen beiden Werken verfasste er dann einen Auszug, «Beschreibung Ungarns», welche im Jahre 1847 erschien und auch in's Deutsche übersetzt wurde. Neben FÉNYES trat GALGÓCZY auf, der unter Anderm eine »Industrie-Statistik von Ungarn» verfasste.

In jüngster Zeit fand die Statistik immer mehr Bearbeiter, und besonders ALEXANDER KONEK, Professor der Statistik an der Budapester Universität, JOHANN HUNFALVY, KÖVÁRY, LÓNYAY, KAUTZ, BARSÍ, WENINGER und Andere arbeiteten auf diesem Felde. Seit das königl. ungarische statistische Bureau errichtet wurde, nahm auch die amtliche Statistik einen bedeutenden Aufschwung, welcher grösstentheils dem Leiter desselben, KARL KELETI, zu verdanken ist. KELETI errang sich durch seine hervorragenden Arbeiten in kurzer Zeit die Hochachtung auch seiner auswärtigen Collegen. Auch JOSEF KÖRÖSI, der Chef des hauptstädtischen statistischen Bureaus, zeichnet sich durch seinen Bienenfleiss aus.

Auf dem Gebiete der physikalischen Geographie erwarben sich besondere Verdienste die Geologen BORN, FICHTEL, ROCHEL und vor Allem der Botaniker KITAIBEL, dessen Werk: «Descriptiones et icones plantarum» &c. allgemeine Anerkennung fand. In neuerer Zeit leistet vor Allen der Universitätsprofessor JOSEF SZABÓ in seinen selbständigen Forschungen auf dem Gebiete der Geologie Bedeutendes. Viele seiner Zöglinge arbeiten auf demselben Felde rüstig fort, und so konnte nicht bloß eine ungarische geologische Gesellschaft entstehen, sondern auch ein amtliches geologisches Institut, dessen Chef Herr HANTKEN ist.

Die Kartographie Ungarns wurde von LIPSZKY begründet, dessen «Mappa Generalis regni Hungariae partiumque eidem annexarum nec non magni principatus Transylvaniae» in den Jahren 1806—1808 erschien und zwar in Pest, wo die Blätter von PRIXNER und KARACS gestochen wurden. Es gab zwar auch früher schon von einheimischen Kartographen verfertigte Karten des Landes und der einzelnen Comitats: der Comitats-Atlas von DEMETRIUS GÖRÖG erschien in den Jahren 1793 bis 1800; auch BÉL'S und KORABINSZKI'S Werke enthalten Comitatskarten. Aber alle diese kartographischen Arbeiten wurden von denjenigen LIPSZKY'S



bei weitem überflügelt. Auch die Karte Ungarns von SCHEDIUS und BLASCHNEK beruht auf der LIPSZKY'schen Karte, welche erst durch die neueren Karten des Generalstabs in den Hintergrund gedrängt wurde. Gegenwärtig besitzen wir zwar einzelne gute kartographische Zeichner und Graveure, wir haben aber kein kartographisches Institut. Die Herren TÓTH, PÉCSY, HACEK und Andere verdienen besondere Anerkennung; die erstern Beiden haben auch vorzügliche Reliefkarten ausgeführt. Sehr schöne Karten werden in der Staatsdruckerei verfertigt; es sind grösstentheils Comitatskarten, die auf den Catastralaufnahmen beruhen.

Die Werke von FÉNYES behandelten fast ausschliesslich die topographischen, statistischen und administrativen Verhältnisse des Landes; die physikalischen Verhältnisse traten bei ihm in den Hintergrund. JOHANN HUNFALVY, Professor der vergleichenden Geographie an der Universität, Mitglied der Academie und Präsident der ungarischen geographischen Gesellschaft, stellte sich die Aufgabe, eine ausführliche physikalische Beschreibung des ungarischen Reiches zu verfassen. Nachdem er das bei G. LANGE in Darmstadt in deutscher und ungarischer Sprache erschienene, auch im Auslande verbreitete illustrierte Werk (Ungarn und Siebenbürgen in malerischen Originalansichten) vollendet hatte, in welchem in mehr touristischer Weise die einzelnen Gegenden, Städte und sonstigen merkwürdigen Orte des Landes geschildert sind, machte er sich an die Arbeit und brachte sein gross angelegtes Werk über die physische Geographie Ungarns zu Stande, welches eine Fundgrube für die ungarische Geographie genannt werden kann. Das Werk besteht aus drei Bänden von 539, 689 und 740 Seiten. Es erschien in Pest in den Jahren 1863—1865. Es sind darin die Ergebnisse der Landesaufnahmen, Vermessungen und Positionsbestimmungen, der Höhenmessungen, orographischen und geologischen Untersuchungen, die hydrographischen und meteorologischen, die mineralogischen, botanischen und zoologischen Verhältnisse unseres Vaterlandes geschildert. Das ganze Werk zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste Theil besteht aus vier Hauptabschnitten, von welchen der erste die geographische Lage, Grösse und horizontale Gliederung behandelt. Der zweite Hauptabschnitt ist der ausführlichste und enthält eine specielle Schilderung der orographischen Verhältnisse. Der dritte Abschnitt giebt eine allgemeine Skizze der geologischen Verhältnisse, eine Uebersicht der Vertheilung und Verbreitung der Mineralien und im Anhang eine gedrängte Darstellung der in Ungarn beobachteten Erdbeben. Der vierte Hauptabschnitt behandelt die Hydrographie, in welcher die Quellen, Flüsse und Seen des Landes in grosser Ausführlichkeit beschrrieben sind.

Im zweiten Theile des Werkes werden die meteorologischen,

botanischen und zoologischen Verhältnisse des Landes geschildert. Das Werk ist leider nur in ungarischer Sprache erschienen, und bloß einzelne Bruchstücke daraus hat der Verfasser in der österreichischen meteorologischen Zeitschrift und in der österreichischen Revue in deutscher Sprache veröffentlicht. Die letzteren haben hingereicht, dem Verfasser auch im Auslande die Anerkennung der ersten Grössen auf dem Gebiete der vergleichenden Erdkunde zu erwerben.

Die meisten ungarischen Schriftsteller beschränkten sich auf die Geographie des Inlandes. In Bezug auf die allgemeine Geographie und auf die Geographie des Auslandes hat die ungarische Literatur fast nur Lehrbücher aufzuweisen. Erst in jüngster Zeit erschien ein grösseres Handbuch in drei Bänden. Es wurde von KARL BALLAGI und PAUL KIRÁLY, meistens nach KLÖDEN und DANIEL verfasst.

Die geographischen Handbücher wurden zum Theile durch die Reisebeschreibungen ersetzt, welche von Zeit zu Zeit in ungarischer Sprache erschienen. Es waren grösstentheils politisch gebildete Männer, welche die westlichen Culturstaaten bereisten und dann ihre Erfahrungen dem Publicum mittheilten. Wir besitzen aus älterer und neuerer Zeit solche Reiseschilderungen über Deutschland, Frankreich, England, Spanien, Italien, Amerika u. s. w. In Bezug auf Nordamerika erschienen werthvolle Reisewerke von ALEXANDER FARKAS von Bölön (1830—31), von HARASZTY (1836), Professor KARL NENDTVICH (1856), JOHANN XANTUS (1859 und 1860), AUREL KECSKEMÉTHY (1876). PAUL HUNFÁLVY veröffentlichte ein Reisewerk über die Länder am Baltischen Meere (1871), in welchem besonders die staatlichen, socialen und ethnographischen Verhältnisse jener Länder geschildert werden. Besondere Erwähnung verdienen noch die überaus prächtig ausgestatteten, mit Karten und Illustrationen reich geschmückten Reiseprachtwerke von Graf EMANUEL ANDRÁSSY, PAUL ROSTY und FORRAY, die sich auf Ostindien und Amerika beziehen, und das ethnographisch werthvolle, auch in deutscher Bearbeitung erschienene Werk des Barons GABRIEL PRÓNY über die Nationalitäten Ungarns.

Es wurden auch einzelne ausländische Reisewerke ins Ungarische übersetzt, so namentlich Cook's Reise von FORSTER. Superintendent JOHANN KIS gab eine Sammlung der merkwürdigsten Reisen heraus (Nevezetes utazások tárháza), von welcher in den Jahren 1814—1819 im Ganzen zwölf Bände erschienen sind. In neuerer Zeit werden in den ungarischen Tagesblätter und wissenschaftlichen Journalen die Ergebnisse aller wichtigen Reiseforschungen mit mehr oder weniger Ausführlichkeit veröffentlicht. Namentlich enthält die ungarische Revue (Budapesti



Szemle) ziemlich ausführliche Schilderungen der Forschungsreisen in den Polargegenden, in Afrika, Australien und Asien, welche grösstentheils von JOHANN HUNFALVY bearbeitet wurden.

Durch ihre Forschungen auf unbekannten Gebieten haben sich besonders zwei ungarische Reisende Verdienste erworben, nämlich LADISLAUS MAGYAR und HERMANN VÁMBÉRY, deren Werke auch im Auslande bekannt sind. Auch ANTON REGULY und CSOMA von KÖRÖS sind zwei berühmte ungarische Reisende, die sich besonders mit linguistischen und ethnographischen Forschungen befassten. In neuerer Zeit hat ein junger Gelehrter, GABRIEL BÁLINT, in Russland und in der Mongolei auf dem Gebiete der Linguistik mehrjährige Studien gemacht, deren literarische Verwerthung zu gewärtigen ist.

Zur Förderung und Verbreitung der geographischen Kenntnisse in Ungarn trugen in jüngster Zeit besonders folgende Umstände bei: die Systemisirung einer ordentlichen Lehrkanzel für allgemeine und vergleichende Geographie an der Budapester Universität, ferner die ungarische geographische Gesellschaft in Budapest und der ungarische Karpathenverein.

Für die Statistik bestand an der Universität schon seit lange ein ordentlicher Lehrstuhl, die Geographie als solche aber war an derselben nicht vertreten. Es ist das Verdienst des ehemaligen ungarischen Cultus- und Unterrichtsministers weiland Baron JOSEF von EÖTVÖS, den Lehrstuhl für Geographie creirt zu haben. Auf Antrag der philosophischen Facultät wurde im Jahre 1870 Dr. JOHANN HUNFALVY in Anerkennung seiner Leistungen auf dem Gebiete der Geographie zum öffentlichen ordentlichen Professor der Geographie an die Budapester Universität berufen. Die Anzahl der Zuhörer des neuen Professors vermehrte sich rasch und in den letzten Jahren betrug sie 80 bis 120. Mehrere von HUNFALVY's Zöglingen wirken bereits als Professoren an den Mittelschulen des Landes. Auch an der neuerrichteten Klausenburger Universität besteht ein Lehrstuhl für Geographie, und daselbst fungirt als ordentlicher Professor ADOLF TERNER.

Die ungarische geographische Gesellschaft wurde im Jahre 1872 in's Leben gerufen. Schon im ersten Jahre zählte sie 295 Mitglieder. Am Schlusse des Jahres 1873 betrug die Anzahl der Mitglieder 318, im Jahre 1874 stieg sie auf 360, im Jahre 1875 auf 375, im Jahre 1876 auf 426 und im Jahre 1877 auf 454. Das sind die ordentlichen Mitglieder, die jährlich einen Beitrag von fünf Gulden zahlen. Ausserdem zählte die Gesellschaft elf gründende Mitglieder, die ein für alle Mal wenigstens hundert Gulden einzahlten, ferner sechs auswärtige correspondirende und 28 Ehrenmitglieder.

Die Gesellschaft hielt seit ihrer Gründung im Ganzen 34 Siz-

zungen, in welchen 64 verschiedene Vorträge gehalten wurden, und zwar von folgenden Mitgliedern: Gabriel Bálint, Anton Berecz, Dr. Florian Cherven, Mauritius Déchy, Dr. Béla Erödi, Attila De Gerando, Dr. Ignatz Goldziher, Dr. Johann Hunfalvy, Paul Hunfalvy, Johann Jablonszky, Dr. Ivor Kaas, Dr. Kepes, Paul Király, Daniel Laky, Michael László, August Molitor, Bartholomäus Ónody, Leopold Palóczy, Julius Payer, Franz Pulszky, Ludwig Sámi, Dr. Josef Szabó, Josef Szinnyi, Josef Takácsy, Adolf Terner, Stefan Tomsits, August Tóth, Stefan Türr, Hermann Vámbéry, E. Verebélyi, Johann Visontay, Dr. Graf August Zichy, Graf Edmund Zichy.

Präsidenten der Gesellschaft sind die Herren Dr. Johann Hunfalvy, Dr. Hermann Vámbéry und Michael Gervay; Secretäre sind die Herren Anton Berecz und Béla Erödi. Zu den Ehrenmitgliedern gehören unter Andern Philipp Herzog von Coburg und Dr. Ludwig Haynald, Erzbischof von Kalocsa.

Die Sitzungen, in welchen Vorträge gehalten werden, sind beim Publicum beliebt und daher auch gut besucht, namentlich erscheinen gewöhnlich auch viele Damen.

Die Präsidenten statten abwechselnd jährlich einen Bericht über den Fortgang der geographischen Entdeckungen und Forschungen ab. Die übrigen Vorträge behandeln verschiedene Gegenstände aus dem Gesamtgebiete der Geographie. Sie werden in der Zeitschrift der Gesellschaft (Földrajzi közlemények) veröffentlicht, von welcher bis jetzt fünf Bände erschienen sind. Darin sind 87 grössere Abhandlungen und 433 kürzere Notizen, Berichte, Anzeigen und Recensionen von Büchern enthalten. Unter den grössern Abhandlungen befinden sich mehrere, die auf selbständigen Forschungen beruhen. Wir wollen beispielsweise nur einige dem Titel nach anführen: Reise von Peking durch die Mongolei nach Urga vom Grafen AUGUST ZICHY. — Die niederländischen Colonien und das niederländische Colonialsystem von eben demselben; — die Silbergruben im Staate Nevada von AUGUST MOLITOR; — über die Csango-Ungarn in der Bukovina von MICHAEL LÁSZLÓ; — die Dardanellen und verschiedene andere Artikel über einzelne Gegenden der Türkei von BÉLA ERÖDI; — Besteigung des Monte-Rosa von der Südseite; Reise auf den Montblanc; Bericht über Ausflüge in der Hohen Tatra von MOR. DÉCHY; — die Wüsten im Norden von Bochara und andere Mittheilungen aus Centralasien von VÁMBÉRY; — Skizzen aus Centralasien von ÓNODY; — Reisenotizen aus Serbien von DR. JOSEF SZABÓ u. s. w.

Wir bemerken schliesslich noch, dass sich im vorigen Jahre im Schoosse der geographischen Gesellschaft auch eine ungarische afrikanische Gesellschaft gebildet hat.



Der ungarische Karpathenverein entstand im Jahre 1873, und zählt jetzt schon über 1500 Mitglieder, die einen jährlichen Beitrag von zwei Gulden zahlen. Er verfolgt beiläufig dieselben Ziele wie die Alpenclubs in andern Ländern und hat schon anerkennenswerthe Arbeiten geleistet. Durch Anbahnung von Gebirgswegen, Errichtung von Schutzhütten in entlegenen Gebirgsgegenden hat er besonders die Hohe Tátra für Touristen zugänglich gemacht. Das Jahrbuch des Vereins, von welchem bereits vier Bände in ungarischer und deutscher Sprache erschienen sind, enthält die Verhandlungen und Mittheilungen der Vereinsmitglieder. Auch hat der Verein bereits eine Karte der Hohen Tátra herausgegeben.

So wird auch in Ungarn an der Popularisirung und Verbreitung der geographischen Kenntnisse rüstig fortgearbeitet.

---

## DIE BIBLIOTHEK DES JOHANN VITÉZ.

Nach einem academischen Vortrage WILHELM FRANKÓI's.

Die aus Constantinopel heimgesandten Reste der Corvina-Bibliothek haben die Aufmerksamkeit und die Studien mehrerer Forscher neuerdings jenem Zeitraume der ungarischen Geschichte zugewendet, als unser Vaterland unter König Matthias eine weder vorher, noch später wieder erlangte glänzende Stellung unter den Staaten Europas eingenommen hat. Unter diesen Studien ragen durch ihren fesselnden Stoff und ihre theilweise ganz überraschenden Ergebnisse die Arbeiten des verdienstvollen Historikers WILHELM FRANKÓI hervor, der jüngst, angeregt durch einige Corvina-Bände, die literarische Wirksamkeit und die Bibliothek des Johann Vitéz zum Gegenstande interessanter Forschungen gemacht hat. FRANKÓI hat das Bewusstsein, durch seine Darstellung eine alte Versäumniss unserer Fachmänner und unseres Volkes gut zu machen. Man hat — wie er richtig hervorhebt — so oft von den Ueberresten der Corvin'schen Bibliothek die Rede war, stets nur den Gründer derselben gepriesen, jedoch es unterlassen, dessen zu gedenken, der als Erzieher des Königs Matthias in diesem den Sinn für Wissenschaft und Kunst geweckt hatte, ihn, als derselbe den Thron bestieg, zu seinen culturfördernden Thaten anspornte und ihm hiebei selbst mit glorreichem Beispiel voranging.

Dies war JOHANN VITÉZ von ZREDNA, erst Bischof von Grosswardein, dann Erzbischof von Gran. Nicht die Lebensgeschichte dieses Mannes, sondern dessen Stellung in der wissenschaftlichen Welt und seine auf die Gründung einer Bibliothek gerichteten Bestrebungen bilden den Gegenstand von Dr. W. FRANKÓI's Vortrage, dessen Gedankengang und wesentlichste Ergebnisse wir in Folgendem kurz zusammenfassen wollen.

JOHANN VITÉZ hatte in Italien studirt und erhielt, nachdem er von dort zurückgekehrt war, während der letzten Regierungsjahre des Königs Sigmund eine Anstellung in der königlichen Kanzlei, wo er die Formen des Humanismus einbürgerte, welche Piero de Salutati, Poggio und Filelfo in Italien, Aeneas Sylvius in der kaiserlichen Kanzlei herrschend gemacht. Auch er hat, wie



diese Männer, die unter dem Einfluss der täglichen Bedürfnisse des politischen Lebens entstehenden Actenstücke mit den Schönheiten der ciceronianischen Beredtsamkeit ausgestattet und so zu gesuchten literarischen Producten gemacht. Die durch VITÉZ concipirten Briefe, von denen indess nur ein geringer Theil erhalten geblieben ist, stehen sowohl hinsichtlich der Schönheiten des Stils, als auch in Betreff der Fülle classischer Citate ganz auf der Höhe der gleichartigen Producte der Humanisten.

Gleichwohl fand seine literarische Bedeutung bei Albert und Uladislaus I. keine grosse Anerkennung. Um so besser wusste ihn Johann Hunyady zu würdigen, der, so wie er zum Gubernator des Landes gewählt war, sich beeilte, ihn zum Bischof von Grosswardein zu ernennen und ihn als seinen Kanzler zu gewinnen. Hunyady's Ehrgeiz genügten die Triumphe des Schlachtfeldes nicht; er wollte auch im geistigen Leben seiner Zeit als Factor gelten und war stolz darauf, ein Maecenas des Humanismus und seiner Vertreter zu sein. Allerdings hatte er in jungen Jahren wenig gelernt, und später nahm das unausgesetzte Lagerleben und die Vertheidigung des Landes die ganze Arbeitskraft des gewaltigen Mannes in Anspruch. Als er jedoch Gubernator des Landes geworden war, erkannte er es als seine Pflicht, die Unterlassungen seiner Jugendjahre gut zu machen und sich die Bildung anzueignen, die seine Stellung und seine Zeit erforderten. Er fing an zu lernen und machte bald solche Fortschritte, dass er die Classiker zu verstehen und deren Schönheiten zu geniessen im Stande war. Im Jahre 1448 lebt und webt er schon vollständig in dem lebhaften Treiben des Humanismus und steht bereits mit den grössten Humanisten der Zeit in Verbindung. Charakteristisch ist diesbezüglich ein Brief Poggio Bracciolini's, des berühmten Secretärs der römischen Curie, an den Gubernator von Ungarn, den Cardinal Mai schon im Jahre 1844 entdeckt und publicirt hat, der aber weder bei uns, noch im Auslande zur Genüge gewürdigt worden ist.\*

Es ist unzweifelhaft, dass bei diesen Studien VITÉZ der Meister und Leiter Hunyady's gewesen sei, der ihm mit inniger Freundschaft zugethan war, ihm die Leitung der Erziehung seiner Kinder anvertraute und ihm diese auf seinem Sterbebette empfahl. VITÉZ stand damals mit den Humanisten in engster Verbindung. Mit Aeneas Sylvius kam er oft zusammen und wechselte er Briefe. Sie leisteten einander wechselseitig grosse Dienste und Aeneas Sylvius spricht in seinen historischen Werken mehrmals mit dem Ausdruck aufrichtiger Verehrung von VITÉZ. — Zu dessen vertrauten Freunden gehörte auch Georg Feuerbach, Professor

\* Der Brief steht im *Spicilegium Romanum*, Rom, 1844, X. S. 248-250.

der Astronomie an der Wiener Universität, der über die Theorie der Cometen und über die Sonnenfinsternisse epochemachende Werke schrieb. Dieser theilte Vitéz seine Entdeckungen mit und sandte ihm die Instrumente, die er construirt oder verbessert hatte. Seine Instruction über den Gebrauch der Sonnenuhr ist an Vitéz gerichtet, und seine Tabellen zur Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse waren unter der Benennung «Wardeiner Tabellen» bekannt. Vitéz wollte ihn mit glänzenden Anerbietungen dazu bewegen, dass er sich in Grosswardein niederlasse. Er erreichte jedoch seinen Zweck nicht. Erfolgreicher waren seine Bemühungen bei Peuerbach's berühmtem Schüler Johannes Regiomontanus, der sich längere Zeit am Hofe des Vitéz aufhielt und dort mehrere wichtige Werke ausarbeitete, die er ihm dann dedicirte.

Vitéz wurde unterdessen (1465) zum Graner Erzbischof ernannt. Er beeilte sich, seine hohe Stellung und seine reichen Einkünfte zur Förderung der wissenschaftlichen Bildung Ungarns zu verwerthen. Er errichtete eine Universität in Pressburg, für deren Lehrstühle er die ausgezeichnetesten Professoren zu gewinnen trachtete. Obgleich aber die bedeutendsten Fremden, die es ihm zu gewinnen gelang, durch die Academia Istropolitana in Anspruch genommen waren, wusste er doch um sich einen gelehrten Kreis in seinem Graner Palast zu bilden, den er, wie Bonfin schreibt, mit Werken der Malerei und Bildhauerkunst geschmückt, mit Bädern, Winter- und hängenden Gärten ausgestattet hatte. Hier hielten sich bei ihm ausser Regiomontanus der Astronom Martin Ilkus, der Theolog Gatti, die Humanisten Galeotti, Martius und Brandolini u. A. auf. Galeotti konnte mit Recht von ihm schreiben, «er habe die Musen, die damals in der ganzen Welt verbannt waren, zu sich herangelockt und Ungarn zum Wohnort der Musen der Neuzeit gemacht.» Seine Freigebigkeit zur Unterstützung der Wissenschaft erstreckte sich aber nicht allein auf die Gelehrten und Künstler, die er nach Ungarn gerufen hatte, sondern auch auf die berühmtesten Humanisten des Auslandes. Dankbar hiefür widmeten ihm mehrere grosse Gelehrte Werke und schickten ihm Bücher zum Geschenk. Sie wussten, mit welcher Vorliebe, ja Leidenschaft er Bücher sammelte.

Seine Zeitgenossen, die über sein Leben und seine Wirksamkeit schreiben, versäumen es nie, die reiche Bibliothek zu erwähnen, die er gesammelt hatte. Aber was ist aus den durch Vitéz gekauften glänzenden Codices geworden?

Diese Frage haben unsere Geschichtsforscher bisher einstimmig damit beantwortet, dass die Vitéz'sche Bibliothek vollständig verloren gegangen sei. Nur zwei eifrige Büchersammler, Nicolaus Jankovics und Ludwig Farkas, rühmten sich Codices zu besitzen,



die aus der Bibliothek des VITÉZ stammen. Ludwig Farkas besass einen Codex des Johannes Scholasticus, an dessen Ende die Worte standen: «*Finivi legendo et signando die 26 Septembris 1470. Jo*», und von diesem *Jo* glaubte er, dass es entweder den Namen des Erzbischofs JOHANN VITÉZ oder seines Neffen, des Fünfkirchener Bischofs Johann Cezinge (des auch als Dichter berühmten Janus Pannonius) bedeutet.

Diese Auslegung ist bisher mit spöttischem Lächeln aufgenommen worden. Als jedoch im Sommer des vorigen Jahres die durch den Sultan geschenkten corvinischen Codices anlangten, sah man mit nicht geringer Ueberraschung, dass sich in zweien derselben am Ende von derselben Hand geschriebene Anmerkungen aus den Jahren 1467 und 1468 fanden. Unter einer dieser Anmerkungen fanden sich die Buchstaben *Jo. Ar.* Die verschiedensten Combinationen tauchten darüber auf, wen dieses *Jo. Ar.* bedeute. PULSZKY deutete diese räthselhaften Anfangsbuchstaben auf Joannes Aretinus, CSONTOSY auf Joannes Argyropulos. Kurze Zeit später wurde bei Gelegenheit des Ausflugs der Historischen Gesellschaft nach Pressburg in der Bibliothek des Szt.-Antaler Klosters auf der Insel Schütt ein angeblicher Corvina-Codex vorgezeigt, auf dessen letztem Blatte wieder eine von derselben Hand geschriebene Bemerkung vorkommt, und zwar in folgender Form:

*Visa et emendata aliquantulum Strigonii 1457. Jo. E. W.*

*In certa autem parte Waradini completus et signatus. 1458.*

Jetzt konnte man keinen Augenblick mehr darüber in Zweifel sein, dass die Anfangsbuchstaben *Jo. E. W.*: *Joannes Episcopus Waradiensis* (Johann Bischof von Grosswardein) bedeuten, und dass auch die oben erwähnten Codices aus der Bibliothek des Bischofs JOHANN VITÉZ stammen und von seiner Hand emendirt seien. Aber daraus, dass VITÉZ'sche Codices aus Constantinopel zurückgekommen sind, konnte man auch schliessen, dass die Bibliothek des VITÉZ, wenigstens zum Theil, der Bibliothek des Königs Matthias einverleibt worden sei, und dass man daher die Bücher des VITÉZ unter den Corvina suchen müsse.

Der Blick der Forscher wendete sich zunächst der Wiener Hofbibliothek zu, welche die grösste Zahl Corvina besitzt. Und die durch Kollár, Denis und Endlicher herausgegebenen Verzeichnisse führten auch auf die Spur mehrerer solcher Codices, die entweder mit dem Wappen des VITÉZ, oder mit Anmerkungen des Emendators «*Jo.*» versehen sind.

«Ich eilte — sagt hier der Vortragende — nach Wien und sah entzückt die prachtvolle Ausstattung der Vitéz-Codices, welche sich mir im Pergament und in der Miniatur, im Einband und in

den Spangen darbot. Mit Pietät betrachtete ich die Emendationen und Anmerkungen von der Hand, welche die Rechte der beiden grossen Hunyady oft freundschaftlich gedrückt hat ! » Hier tauchte jedoch eine neue Frage auf. Vier von den Wiener VITÉZ-Codices sind zu Anfang dieses Jahrhunderts aus der Bibliothek des Salzburger Erzbisthums nach Wien gekommen. Wie sind dieselben von Gran, wo sich die Bibliothek des VITÉZ befunden, nach Salzburg gelangt? Die Antwort auf diese Frage war nicht allzuschwer zu finden. Es ist bekannt, dass der Nachfolger des VITÉZ, der Schlesier Johann Beckensloer, im Jahre 1476 mit Schätzen der Graner Metropolitankirche, im Werth von mehreren hunderttausend Gulden, entflohen und sich dem Feinde des Königs Matthias, Kaiser Friedrich, anschloss, der ihn zum Lohn für seinen Verrath zum Erzbischof von Salzburg ernannte. Unter den geraubten Schätzen befanden sich auch die glänzend ausgestatteten Codices.

Hiemit war jedoch die Reihe der Ueberraschungen noch nicht zu Ende. FRAKNÓI erfuhr in Wien, dass Napoleon zahlreiche Codices des Salzburger Erzbisthums im Jahre 1802 nach Paris bringen liess, von wo sie 1815 nach München kamen, da ein Theil des Territoriums des einstigen Salzburger Erzbisthums zu Baiern geschlagen worden war. FRAKNÓI wendete sich daher an die königliche bairische Hofbibliothek und von da erhielt er die Mittheilung, dass drei glänzende Livius-Codices das von ihm bezeichnete VITÉZ-sche Wappen führen.

Auf Intervention des königl. ungar. Unterrichtsministers und des gemeinsamen auswärtigen Ministeriums schickten die Vorstände sowohl der Wiener, als auch der Münchener Hofbibliothek mit ausgezeichnete Liberalität diese VITÉZ-Codices nach Budapest, wo dieselben — es sind im Ganzen fünfzehn Handschriften als unbezweifelbare Bestandtheile der VITÉZ-Bibliothek zu betrachten — von den Fachmännern, in erster Reihe von dem unermüdeten FRAKNÓI selbst, eingehend studirt wurden.

Diese Handschriften verdienen nun in doppelter Hinsicht Aufmerksamkeit, und zwar theils wegen ihrer glänzenden Ausstattung, theils wegen der eigenhändigen Anmerkungen ihres einstigen Besitzers. Durch erstere ist VITÉZ als Büchersammler und Kunstfreund, durch letztere als Gelehrter und Humanist charakterisirt.

Was die Ausstattung anbelangt, so sind die Münchener Codices die glänzendsten; sie gehören zu den schönsten Producten des Vespasiano Bisticci und werden nur von fünf oder sechs, durch Attavante hergestellten Corvina-Codices an Glanz übertroffen. Sie gehören zu den grössten, die man kennt (38 und 35 Cm.). Das Pergament ist rein, die Schrift regelmässig, die Ueberschriften der Capitel sind mit strahlenden goldenen Lettern geschrieben.



Im Texte kommen zahlreiche prächtig ausgestattete Initialen und Marginalien vor. Aber der grösste Luxus ist auf den doppelten Titelblättern entwickelt; auf dem einen Blatte kommen architektonische denkmalartige Zeichnungen vor, und das andere Blatt ist mit Randbildern reich eingefasst, in welchen historische und mythologische Vorgänge und Gestalten, Thiere, Blumen, Arabesken mit einander abwechseln.

In einem Wiener Codex (Plautus) sind zwei Brustbilder zu sehen, die ohne Zweifel keine Phantasiegestalten sind. Das eine, mit einem alten strengen Gesicht, ist wahrscheinlich JOHANN VITÉZ selbst, das andere mag Johann Cezinge oder ein anderer Verwandter von VITÉZ sein. Auf diesem Codex steht ausser dem VITÉZ'schen Wappen (Löwe, Lilie und zwei Sterne) an der Spitze des Titelblattes das Landeswappen. Die silbernen Spangen eines andern Wiener Codex (Cicero) stellen abwechselnd ebenfalls das VITÉZ'sche und das Landeswappen dar. «Dies ist — sagt FRANKÓI — eine Kundgebung des patriotischen Gefühls und des nationalen Bewusstseins. VITÉZ wünschte, dass diese Meisterwerke sein Andenken aufbewahren; aber er legte auch darauf Gewicht, dass die Nachwelt wisse, der durch Generosität und Kunstgeschmack ausgezeichnete Kirchenfürst sei ein Ungar gewesen. Der Humanismus hatte eine kosmopolitische Richtung eingebürgert. Argyropylos und Theodorus Gaza sehnten sich aus Florenz und Rom nicht nach ihrem unterdrückten Vaterlande zurück, und ebenso wenig fühlten Bonfini und Galeotti in Ofen und Gran die Bitterniss des Heimwehs. Doch der ungarische Kirchenfürst konnte, wie sehr er sich auch in das Studium der Werke des Alterthums vertieft hatte, nicht einen Augenblick vergessen, dass er ein Ungar sei.»

Indess kaufte VITÉZ diese kostbaren Handschriften nicht deshalb, um damit seinem Palast Glanz zu verleihen, sondern er wnsste sie auch zu geniessen und wollte sie auch verwerthen. Da sie aber aus den italienischen Ateliers gewöhnlich fehlerhaft hervorgingen, so pflegte er sie mit grosser Sorgfalt selbst zu emendiren. Bisher sind *sieben* Codices bekannt (drei in der Wiener Hofbibliothek, zwei unter den aus Constantinopel gekommenen, einer im Sz.-Antaler Kloster und einer im ungarischen Nationalmuseum), in denen er eigenhändig verzeichnete, wie und wann er die textkritische Arbeit vollendet habe. Dazu hat er immer Zeit gefunden, selbst in den bewegtesten Tagen. So z. B. beginnt er die Homilien des Papstes St. Leo 1457 in Gran zu corrigiren, wohin Ladislaus V. ihn als Gefangenen geführt hatte, und vollendet diese Arbeit im folgenden Jahre zu Grosswardein. Die Briefe des Plinius emendirte er im Sommer 1464 in Ofen, wohin er wegen der Krönung des Königs Matthias gekommen war.

In der Emendation geht er mit der grössten Gewissenhaftig-

keit und Fachkenntniss vor. Anerkennend spricht hievon der grösste Bibliograph des vorigen Jahrhunderts, Denis, der einen seiner Codices beschreibt, ohne zu ahnen, wer der Besitzer und Emendator desselben gewesen. Doch VITÉZ begnügte sich nicht damit, einen correcten Text herzustellen. Er wollte seine Bücher auch leicht benützbarmachen. Zu diesem Zwecke beschrieb er die Ränder der Blätter eigenhändig mit Noten, welche in kurzen Schlagworten den Inhalt bezeichnen. Diese sind auch deshalb interessant, weil sie darthun, was seine Aufmerksamkeit zumeist erregt hatte. So z. B. können wir in einem Tacitus-Codex nachweisen, dass er hauptsächlich darauf Rücksicht nahm, was den Kirchenfürsten, den Astronomen und den Ungar interessiren konnte. Er bezeichnete nämlich alle Stellen, in denen von Christus, von den Juden, von Wundern, von Sternen und von Pannonien die Rede ist.

FRAKNÓI erklärte noch am Schlusse seines Vortrages, es sei seine Absicht, die humanistische Wirksamkeit und die Codices des VITÉZ in einem grössern Werk darzustellen, in welchem er Facsimiles der interessantesten und glänzendsten Blätter der Codices beilegen wird. Mit Schmerz werde er sehen, wie die Ueberreste der VITÉZ'schen Bibliothek, die seit vier Jahrhunderten in allen Theilen Europas zerstreut waren, jetzt, nachdem sie für einige Tage hier beisammen waren, wieder zurückwandern werden, theils in ein entlegenes bescheidenes Kloster, theils in die glänzenden Hallen der Wiener und Münchener Hof-Bibliothek. «Indess wird mich, so schliesst er, das Bewusstsein trösten, dass diese Denkmäler des wissenschaftlichen Geistes und Kunstgeschmacks des grossen ungarischen Kirchenfürsten von nun an verkündigt werden, dass es eine Zeit gab, wo unser Vaterland die Culturröhe der mächtigsten Reiche Europas theils erreicht, theils überflügelt hatte.»

---



## LITERATUR.

### **Wesselényi Ferencz nádor és társainak összeesküvése, 1664—1671.**

Irta PAULER GYULA. (Die Verschwörung des Palatins Fr. Wesselényi und seiner Genossen, 1664—1671, von JULIUS PAULER.) Budapest, 1876, Verlag der Academie, 2 Bde.

Die Wesselényi'sche Verschwörung ist nur ein Glied in jener langen Reihe von Kämpfen, die zwischen Ungarn und Oesterreich oder besser gesagt zwischen Ungarn und der Dynastie Habsburg mehr als drei Jahrhunderte hindurch — wenn auch nicht immer mit den Waffen — wütheten und als deren gedeihlichen Abschluss wir den Ausgleich von 1867 betrachten können. Aeusserlich begann dieser Kampf mit der Rivalität Ferdinands I. und Johannis von Zápolya um die Krone, nach dem Tode Ludwigs II., Königs von Ungarn und Böhmen, in der Schlacht von Mohács, 1526; doch zeigte sich schon hier sehr oft eine der tiefer liegenden Ursachen: der grosse Gegensatz zwischen ungarischem Wesen und Deutschthum, zu dessen Vertretern die Habsburgischen Könige nur in zu grossem Maassstabe sich machten. Die Reformation trug auch das Ihrige dazu bei, dass die, wenigstens in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts noch grösstentheils protestantischen Ungarn, die katholische Weltmacht der Habsburger mit scheellen Augen ansahen, mit Recht fürchteten. Endlich musste das Bestreben der Habsburger, gleich allen anderen Monarchen jener Zeit, die königliche Macht auf Kosten der mittelalterlichen feudalen, aber constitutionellen Verhältnisse besser zu begründen, dem Ideale, der Kaisermacht der alten Welt näher zu rücken, in Ungarn, wo seit dem XV. Jahrhunderte — im Gegensatze zum westlichen Europa, wie in Polen — die Adelsmacht sich immer mehr entwickelt hatte, ohne Unterschied der Religion eine heftige Opposition erwecken. Ein Hauptargument, das die besonnensten Politiker Ungarns fast ohne Ausnahme zu Vertheidigern der Union Oesterreichs mit Ungarn machte, die Unmöglichkeit, Ungarn ohne äusseren Beistand gegen riesig anschwellende feindliche Mächte — damals im XVI. und XVII. Jahrhundert die Türkei — als Staat zu erhalten: wurde sehr abgeschwächt, wenn nicht ganz paralysirt durch den Umstand, dass die Habsburger von Ferdinand I. bis auf Leopold I. den grössten Theil des Landes nicht erhalten, das Verlorene nicht wieder gewinnen konnten. Vierzehn Jahre nach

der Wahl Ferdinands I. zum König von Ungarn fiel Ofen, die Hauptstadt, in die Gewalt Solimans II. Neuhäusel, Raab, Komorn wurden Grenzfestungen, während in Oberungarn schon auf vier Stunden von Kaschau das türkische Gebiet begann. Das Königreich Ungarn bildete einen schmalen Landstrich von der oberen Theiss angefangen, längs der Karpathen und der Grenzen der österreichischen Erbländer bis zum Adriatischen Meer, der fortwährend, selbst in Friedens- besser gesagt Waffenstillstands-Zeiten von den Türken angegriffen und geplündert wurde, ohne dass unsere Könige, beschäftigt mit Handeln des Westens, auch im Bewusstsein ihrer Ohnmacht, etwas zu einer *wirksamen* Vertheidigung gethan, ja auch nur den Ungarn erlaubt hätten, sich selbst zu schützen. Sie wollten eben — im XVII. Jahrhundert — um jeden Preis den Frieden mit der Türkei erhalten. Jener Theil Ungarns hingegen, der mit Siebenbürgen nach dem Falle Ofens dem Sohne Zápolya's blieb und den Türken huldigte, erfreute sich eines verhältnissmässig sehr ruhigen Gedeihens, so dass es sehr vielen Ungarn das klügste Mittel schien, sich mit den Türken, wenn auch mittelst Zahlung eines Tributs, auszugleichen und mit Aufopferung eines von den Deutschen sehr wenig respectirten Phantoms der Unabhängigkeit, sich eine friedliche Existenz, im Innern eine freiheitliche, nationale Entwicklung zu sichern.

Die den Türken sich zuneigenden Ungarn huldigten also blos Opportunitätsrücksichten, denn zwischen den beiden Völkern bestand keine eigentliche Sympathie. Die Zahl der ungarischen Renegaten ist verschwindend klein gegen die der Slaven, die ihre Religion änderten. Doch ging die türkische Herrschaft hauptsächlich nur auf Raub aus; mischte sich in die inneren Angelegenheiten der Gehuldigten wenig und liess vorzüglich dem Protestantismus freien Spielraum zur Entfaltung. Aber dieser verhältnissmässig günstige Zustand war precär; eine Laune des Serails, die Willkür eines Pascha's oder Beg's konnte die Früchte von Jahrzehnten friedlicher Entwicklung vernichten. So traf in den Jahren 1657—1662 der Zorn des Padischahs Siebenbürgen zu wiederholten Malen, weil sich Fürst Rákóczy wider den Willen der Pforte in die polnischen Handel mischte. Um die Unabhängigkeit Siebenbürgens war es geschehen. Ungarns grösster Mann in dieser Zeit, Graf Niklas von Zrinyi, der Urenkel des gleichnamigen Helden von Szigeth, ein durchaus edler und ritterlicher Charakter, der bedeutendste magyarische Dichter bis in's XIX. Jahrhundert, ein glücklicher und kühner Krieger, begriff vollkommen die Gefahr eines Türkenbundes und sein Hauptstreben ging dahin, Ungarn im Innern so weit zu kräftigen, dass es das Türkenjoch abschütteln oder doch wenigstens abschwächen könne, in welchem Falle sich dann auch gegen Oesterreich eine viel kräftigere Haltung und Politik befolgen liesse. Seine Ansichten theilte vollkommen sein Bruder und Nachfolger im Banat Croatiens, Graf Peter von Zrinyi, ein Riese an Gestalt und Kraft, ein furchtloser Krieger, jedoch beschränkter, unselbständiger Kopf, sehr oft der Spielball seiner Leidenschaften oder der Intriguen seiner Frau und Umgebung. Ihre Hoffnungen schienen in Erfüllung zu gehen, als im Sommer 1663 die Türkei Ungarn und



Oesterreich angriff. und in ganz Europa sich eine Bewegung gegen die drohende Türkengefahr kundgab. Aus dem Reiche kamen Hilfstruppen; vorzüglich thätig zeigte sich der Rheinische Bund, dessen Haupt, der Kurfürst von Mainz, Schönborn, in lebhaftem Verkehr mit den Zrinyi's stand, die sich auch die Sympathie und Freundschaft mehrerer deutscher Fürsten — wir nennen nur den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen — erwarben. Selbst Ludwig XIV. sandte dem Kaiser 6000 Mann, und der Krieg, der sich anfänglich für die Christen unglücklich anliess — Neuhäusel, die stärkste Festung und Schutzwehr des nordwestlichen Ungarns, ja Mährens, fiel in Feindes Hand — führte zur Schlacht von Sct. Gotthard (den 1. August 1664), in der Montecuccoli mit Hilfe der Franzosen den Grossvezier Ahmed Köprili auf's Haupt schlug. Diesen Sieg benutzte das Wiener Cabinet aber nur, um schnell den Frieden von Vasvár zu schliessen (10. August), der alle Eroberungen, auch Neuhäusel, in den Händen der Türken liess, also nicht nur das Los Ungarns nicht erleichterte, sondern dasselbe nur noch härter, nur noch trostloser machte. Bis in die höchsten Kreise Ungarns drang die Ueberzeugung, dass der Wiener Hof, der bisher Ungarn nicht schützen *konnte*, dasselbe auch nicht schützen *wolle*, da er nur mit dem *schwachen*, von den Türken gepeinigten Lande nach Willkür verfahren könne. Dies war die unmittelbare Ursache der Wesselényi-Zrinyi-Nádasdy'schen Verschwörung, deren Catastrophe — die Hinrichtung Zrinyi's, Frangepan's und Nádasdy's — allbekannt, deren Details aber bis auf die jüngste Zeit unaufgeklärt waren.

Die eigentliche Verschwörung zählte nur wenige Mitglieder; den Palatin Wesselényi, den Judex Curiae Nádasdy, den Banus von Croatia Peter Zrinyi — Niklas starb, bevor das allgemeine Missvergnügen eine greifbare Form erhalten hatte — die drei ersten Würdenträger des Landes, dann die Frau des Wesselényi: Marie Széchi, Michael Bory, Franz Nagy, Mathias Szuhay, Paul Szepeßy und noch Einige. Aber selbst unter diesen Wenigen herrschten die verschiedensten Ansichten, abgesehen von Reibungen und Eifersüchteleien rein persönlicher Art. Zrinyi verabscheute die Türken und suchte das Heil Ungarns im innigen Anschluss an Frankreich, dessen Gesandter in Wien, der bekannte schlaue Diplomat Gremonville, ihm auf alle Weise schmeichelte und den ewig Geldbedürftigen auch materiell unterstützte. Es wurde der Plan entworfen, ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß zwischen Ungarn und Frankreich zu schliessen und einen französischen Prinzen auf den Thron Ungarns zu erheben: Ludwig XIV. wollte aber keine ernste Action mit Oesterreich wegen Ungarns. Er begnügte sich die Hoffnungen der Ungarn zu nähren, um Leopold I. Verlegenheiten zu bereiten; auch dachte er sich ihrer in Polen zu bedienen, wo der regierungsmüde Johann Kasimir, der letzte Wasa, den Thron einem Candidaten Frankreichs zu verschaffen suchte, in seinen Plänen aber durch Fürst Lubomirsky, das Haupt der österreichischen Partei, vielfach gehindert wurde. Gremonville bemühte sich also mit Hilfe des Palatins und der Ungarn, Lubomirsky aus dem Wege zu schaffen, wozu er aber bei denselben wenig

Geneigtheit fand. Ueberhaupt neigte sich Wesselényi der altgewohnten ungarischen Malecontentenpolitik zu; er suchte Ungarn durch einen Vertrag mit der Pforte zu sichern und näherte sich Gremonville nur zu dem Zwecke, um mit französischem Gelde bei den käuflichen Türken zu reussiren; der geriebene Diplomat durchschaute ihn aber und brachte durchaus keine Opfer, ja als sich Ludwig XIV. hinsichtlich der spanischen Erbschaft anfangs 1668 mit Leopold I. verständigte, auch seine Zwecke in Belgien durch den Aachener Frieden (1668) erreichte: liess er die Ungarn ganz fallen und eröffnete ihnen dies in ziemlich Schroffer, unverblümter Weise. Auch bei der Pforte misslangen die durch Wesselényi mit Hilfe des Siebenbürger Fürsten Apaffy unternommenen Versuche, ein Bündniss gegen Oesterreich zu Stande zu bringen. Die Pforte — mit der Belagerung Candia's beschäftigt — fand sich nicht bewogen, den eben mit Oesterreich geschlossenen Frieden zu brechen.

Wesselényi starb (1667, den 31. März), ohne noch das Fehlschlagen seines Planes zu sehen. Sein Nachfolger in der Leitung der Verschwörung, Graf Nádasdy, ein ehrgeiziger, aber auch berechnender, kluger, tollkühner Gewaltmassregeln abgeneigter Mann, der in der Verschwörung nur ein Mittel zur Erlangung grösserer Macht und höheren Ansehens, besonders der Palatinus-Würde sah, liess jetzt die Angelegenheit fallen; nicht so Zrinyi, der nun das Wiener Cabinet für einen Krieg gegen die Türken zu gewinnen hoffte, hiebei — gleichsam reumüthig — seine und seiner Genossen bisherige Schritte entdeckte, doch aber auch noch auf Frankreich hoffte, gegen ein Bündniss Polens mit Oesterreich intriguirte und sich endlich, -- da er in Wien gar keine Geneigtheit für seine Pläne, gar keine Rücksichten für sich, gar kein Mitgefühl für die Gefahren Ungarns fand, Ende 1669 — auf Andringen seiner Umgebung — an die Türken wandte, um, wie Wesselényi wollte, mit denselben einen modus vivendi zu vereinbaren. Die Pforte, die eben Candia bezwang, aber schon wegen der Kosaken an der Schwelle eines polnischen Krieges stand, sah nicht ungern die Spaltungen in Ungarn zwischen König und Nation, traute aber ihrem alten Feinde Zrinyi nicht, und wollte noch keinen Krieg mit Oesterreich. Zrinyi's Agent, ein croatischer Grenzzofficier, Bukovatzky, nahm alle Schmeicheleien und Versprechungen der Türken für baare Münze, und setzte in seinen Berichten seinem Herrn die baldigste und ausgiebigste Türkenhilfe in Aussicht. Zrinyi, eben so leichtgläubig wie sein Bote, verbreitete allseitig die Nachricht von seinem Bunde mit dem Sultan, und suchte im allgemeinen Schrecken vom Wiener Cabinet für sich und das Land einige Concessionen zu erpressen. Der Wiener Hof, der bis dahin die ungarische Bewegung, obwohl er fast alle Fäden derselben kannte, wenig beachtete, gerieth in Schrecken, suchte Zrinyi mit Unterhandlungen und zweideutigen Versprechungen hintanzuhalten, bis er eine kleine Armee gesammelt hatte, und wandte sich auch um Hilfe an die deutschen Fürsten, besonders an Brandenburg und Sachsen. Der Kurfürst von Sachsen wollte nicht glauben, dass Zrinyi ein Verräther sei und rieth zur Verständigung mit ihm, und in Berlin musste der kaiserliche



Gesandte Goës die vorwurfsvolle Antwort hören: dass nun die Katholiken rebelliren — Zrinyi war Katholik — es möge also der Kaiser gegen die Protestanten gerechter sein. Keiner gab Hilfe, welche sich auch als überflüssig erwies. Zrinyi war gänzlich unvorbereitet, als 5-6000 Mann kaiserlicher Truppen gegen sein Schloss Tschakathurn zogen; auch wollte er den für ihn scheinbar äusserst günstigen Gang der Unterhandlungen mit dem Hofe, durch einen kriegerischen Zusammenstoss nicht compromittiren und eilte, anstatt zum Schwert zu greifen, mit seinem Schwager und Genossen Franz Markgrafen Frangepani, einem 27jährigen jungen Mann, italienischen und croatischen Dichter, nach Wien, wo man ihn mit Aufmerksamkeiten empfing und bewog, dass er seinen Schwiegersohn Franz Rákóczy, der mit dem meistentheils protestantischen Adel der oberungarischen Comitате zu den Waffen gegriffen hatte, beschwichtigte: dann aber behandelte man ihn als Gefangenen und machte ihm vor einem aus Deutschen zusammengesetzten Gerichte, nach österreichischem, nicht nach ungarischem Recht den Process. Er starb am 30. April 1671 auf dem Blutgerüst in Wiener Neustadt, mit seinem Schwager Frangepan, dem letzten seines berühmten Geschlechtes, als Held, — während in Wien, zur nämlichen Stunde, auch Nádasdy seinen Antheil an der Verschwörung durch Henkershand büsste. Noch fiel das Haupt Franz Bónis' in Pressburg und den 16. Juli ebendasselbst das Haupt des Nicolaus Drabicius, eines ehemaligen Predigers der mährischen Brüder, eines Freundes von Amos Comenius, weil er in einem mystischen Werke: *Lux in Tenebris*, die katholische Religion und das Haus Habsburg aufs heftigste geschmäht hatte. Viele Theilnehmer der Bewegung flüchteten nach Siebenbürgen, viele büssten mit Gefängniss und Verlust ihrer Güter ihre Theilnahme an der Verschwörung oder Opposition gegen den König. Deutsche Truppen — unter dem bekannten Reitergeneral des 30jährigen Krieges Spork — besetzten Oberungarn ohne Widerstand. Man glaubte in Wien, mit der ungarischen Constitution aufräumen, willkürliche Steuern ausschreiben und den Ungarn, wie man damals populär sagte, «böhmische Hosen anziehen» zu können (1671). Die weiteren Schritte Oesterreichs zur Amalgamisirung Ungarns, der verzweifelte Widerstand der Nation, der, mit kurzen Unterbrechungen fortdauernd, erst nach 40 Jahren (1711) im Frieden von Szathmár seinen Abschluss fand, gehört nicht mehr zur Geschichte der Wesselényi'schen Verschwörung und liegt ausser dem Bereiche des vorliegenden Werkes.

Dies Werk nun selbst — um über den Resultaten desselben nicht seines Verdienstes zu vergessen — gehört zu den vortrefflichsten Arbeiten der ungarischen historischen Literatur und würde auch jeder Literatur des Auslandes zur Ehre gereichen. Der Verfasser beherrscht ein gewaltiges Quellenmaterial, das er theilweise zum ersten Male ausnützt, und hat bei der Behandlung des interessanten Stoffes seinen Blick stets auf die gesammten politischen Bewegungen der Zeit gerichtet. Dieser universalhistorische Gesichtspunkt lässt ihn die vielbesprochene, aber auch oft schief aufgefasste und missverstandene Action Wesselényi's und seiner Gefährten im

rechten Zusammenhänge mit den grossen Fragen und Interessen der Zeit auffassen und richtig beurtheilen. Dabei gewinnt er für seine Darstellung einen welthistorischen Hintergrund von grossartiger Weite und Perspective, durch welchen die behandelte Episode an Bedeutung und Interesse gewinnt, da sie nun als ein Moment jener gewaltigen Bewegungen erscheint, welche das XVII. Jahrhundert aus rein politischen Gesichtspunkten zu einer der anziehendsten und lehrreichsten Epochen der neueren Geschichte machen. Zu dieser Gediegenheit und Neuheit des dem Werke zu Grunde liegenden Quellenmaterials, zu dieser bedeutenderen und umfassenderen Auffassung des Stoffes und seines Zusammenhanges mit den grossen Ideen des Jahrhunderts, gesellt sich als dritter Vorzug des PAULER'schen Buches die künstlerische Gliederung des Materials und die geschmackvolle Darstellung, welche das Buch zu einer ebenso anziehenden und fesselnden, als lehrreichen Lectüre machen. Die Erzählung ist überall klar und einfach, die Charakteristik der Personen plastisch und scharf umrissen; die Reflexionen des Verfassers drängen sich nirgends unkünstlerisch in den Vordergrund, sondern ergeben sich zwanglos aus den Thatsachen selbst. PAULER suchte objectiv zu sein, d. h. den Leser in die Lage zu versetzen, dass er sich auf Grund des fleissig zusammengetragenen und übersichtlich geordneten Materials selbst ein Urtheil bilden könne. Dies ist ihm in vortrefflichster Weise gelungen, und ein wesentlicher Vorzug des Werkes beruht mit auf diesem glücklich eingenommenen Standpunkte seines Verfassers. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, dass PAULER's Werk einer deutschen Uebersetzung würdig wäre und dass es auch in deutscher Sprache des Beifalles der Fachmänner und des gebildeten Publikums gewiss sein könnte.

**A magyar nyomdászat történelmi fejlődése** (Geschichtliche Entwicklung des ungarischen Buchdruckes) 1472—1877, von Dr. ALADÁR BALLAGI (Budapest, Franklin-Verein, 1877).

Der Verfasser will sich, wie schon der Titel verräth, auf die Geschichte jener Buchdruckereien in Ungarn beschränken, durch welche *magyarische* Druckwerke gefördert wurden, und in der That bringt er aus der Zeit der Reformation und Gegenreformation in Ungarn zahlreiche, dem umschriebenen Programm entsprechende Daten. Indess war es ihm doch wohl nicht möglich sich ausschliesslich auf solche allein zu beschränken. Es ist in der Natur der Sache begründet, dass sowohl in der Anfangsperiode, als auch in der neueren und neuesten Zeit Manches berührt werden musste, was ausserhalb des Rahmens einer Geschichte des «magyarischen» Buchdruckerwesens liegt. Wahr ist es jedoch, dass der weitaus überwiegende Theil der vorliegenden Monographie dem enger begrenzten Titel genau entspricht. Und dieser Theil ist es eben, der auf beinahe ausschliesslich magyarischen Quellen beruhend, Vieles darbietet, was für den auswärtigen Leser ebenso neu, wie interessant ist.



Die erste Buchdruckerei in Ungarn ist bekanntlich im Jahre 1472 zu Ofen von ANDREAS HESS eingerichtet worden, den der Ofner Propst und kön. Vicekanzler LADISLAUS GERÉB aus Venedig dahin berufen hatte. Diese Buchdruckerei, aus welcher nebst einigen anderen Werken auch die bekannte «Chronica Hungarorum» hervorgegangen ist, war indess nur von kurzem Bestand, worauf der Bedarf an Druckwerken für Ungarn eine Zeit lang in ausländischen Buchdruckereien gedeckt wurde. An aus Ungarn stammenden Buchdruckern fehlte es indess auch schon damals nicht. So arbeiteten: SIMON GARAY 1491 in Venedig, BASAY (Ungarus) 1494 in Cremona, NICOLAUS BAKATÁR in Pilsen, — sämmtlich in eigenen Officinen. — Das erste magyarische Druckwerk, der Gesang von der rechten Hand des heiligen Königs Stefan, verliess 1484 bei ANTON KOBURGER in Nürnberg die Presse. Doch dieses Werk ist verloren gegangen oder verborgen; die ungarische Bibliographie hat nur das Andenken daran und die erste Strophe aufbewahrt. — Das erste noch vorhandene Druckwerk in ungarischer Sprache ist von der Wittwe GABRIEL PERÉNYI'S, CATHARINA FRANGEPÁN, unter die Presse gegeben worden. Sie hatte nämlich die Briefe des heil. Paulus durch den Erzieher ihres Sohnes, den Mönch BENEDICT KOMJÁTI, ins Ungarische übersetzen und 1533 in Krakau in Octavformat drucken lassen. — Zwei Jahre später gab der Békésér Prediger EMERICH OZORAI seine im protestantischen Geist gehaltene Streitschrift über Christus und den Antichrist gleichfalls in Krakau unter die Presse. Eben dort erschienen 1536 und 1538 zwei Bücher von STEFAN GÁLSZÉCSY, im letzteren Jahre eine Chronik von ANDREAS FARKAS, und 1538—46 vier verschiedene Werke von STEFAN SZÉKELY. — Krakau spielte zu jener Zeit überhaupt eine namhafte Rolle in der Culturgeschichte Ungarns. Es war ein wichtiger Punkt des ungarischen Handelsverkehrs, und seit 1492 wurde die Krakauer Universität von zahlreichen ungarischen Studenten besucht, die dort eine besondere Burschenschaft bildeten. Nur Wien konnte zu Anfang des 16. Jahrhunderts einigermaßen mit Krakau wetteifern. Indess sind in Wien bis 1550 nur vier, in Krakau dagegen sechzehn Werke in ungarischer Sprache gedruckt worden.

Das Fortschreiten der Reformation in Ungarn machte indess die Aufstellung von Buchdruckereien im Lande zu einem immer dringenderen Bedürfniss. Im Jahre 1526 wird eine Handpresse in Hermannstadt, 1534 eine in Kronstadt und 1546 in letzterer Stadt bereits eine Papiermühle errichtet. Eine solche mag die Stadt Bartfeld schon früher besessen haben. Wenigstens trägt das Papier von dortigen Urkunden aus dem Jahre 1532 das dem ungarischen Landeswappen entnommene Doppelkreuz auf einem gekrönten Schilde als Wasserzeichen. — 1536 oder 1537 errichtet THOMAS NÁDASDY, Banus von Croatien, später Palatin von Ungarn, auf seinem Gut zu Ujsziget (griechisch: Neanesos, in Urkunden: Insola nova) bei Sárvár im Eisenburger Comitat eine Druckerei für Werke in ungarischer Sprache, deren erster Leiter nicht bekannt ist. Der Nachfolger desselben war BENEDICT ABÁDI, nachmals Seelsorger in Szegedin. — Das orthographische System der unter dessen Leitung gedruckten Werke verräth polnischen

Einfluss. So z. B. kommen bei ABÁDI die Consonanten ly und ny, wie im Polnischen, als l' und n' vor. Auch war die Form der Buchstaben die gleiche, wie die in Krakau.

Von 1542—50 tritt im magyarischen Buchdruckereiwesen eine Pause ein und die ungarischen protestantischen Schriftsteller lassen ihre Werke wieder in Krakau drucken. ABÁDI's Druckerei war eingegangen und der Leiter derselben studirte dann in Wittenberg.

Die nächste magyarische Buchdruckerei, die nach jener Pause in's Leben trat, war die, welche KASPAR aus Helta in Siebenbürgen (HELTAI GÁSPÁR) im Verein mit dem Buchdrucker GEORG HOFFGREFF in Klausenburg errichtete, und durch welche die typographische Kunst in Ungarn zum ersten Mal auf eine höhere Entwicklungsstufe gebracht wurde. Diese Druckerei, später von der Witwe und dem Sohn HELTAI's fortgeführt, blieb lange in Flor und soll dann in den Besitz des Klausenburger ref. Collegiums übergegangen sein. Das Uebergewicht der Protestanten in Siebenbürgen sicherte, wie dieser, so auch noch zwei anderen Druckereien, in Kronstadt und Hermannstadt, den Fortbestand. Vorübergehend waren auch in Karlsburg und in Abrudbánya Buchdruckereien in Betrieb.

Im eigentlichen Ungarn gab es wohl mehr Druckereien, diese waren aber nicht von so stetiger Dauer, wie die in Siebenbürgen. In Ungarn konnten die Buchdrucker lange nicht festen Fuss fassen und wanderten von Ort zu Ort, wie heutzutage die Wandercomödianten. Der ref. Prediger HUSZÁR GÁL errichtete 1558 in Ungarisch-Altenburg, 1561 in Debrezin, später in Komjáti die erste Presse. — Ein vagirender Buchdrucker war auch RAFAEL HOFFHALTER, ein polnischer Edelmann, der eigentlich SKRZETUSKI hiess und vermuthlich ein geheimer Agent der Reformirten Europa's war. Er hatte die Buchdruckerkunst im Auslande erlernt, kam unter dem angenommenen deutschen Namen nach Wien, und wanderte von dort nach Ungarn. Nach seinem Tode übernahm sein Sohn RUDOLF die Druckerei, mit der er nach einander in Debrezin, Grosswardein, Nedelic (auf der Murinsel), Alsó-Lendva und dann wieder in Grosswardein arbeitete. — PETER BORNEMISZA, ev. Superintendent A. C., der fruchtbarste ungarische Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, der die Electra des Sophokles ins Ungarische übersetzte und in Wien, als er dort studirte, 1558 herausgab, druckte später seine umfangreichen Werke selbst, musste aber, verfolgt, von Ort zu Ort wandern. So arbeitete seine Presse von 1573—84 zuerst in Sempte, dann in Detrekő, schliesslich in Rárbok. — BORNEMISZA hatte seine Postillen bereits 1569 als «Prediger des JOHANN BALASSI» geschrieben, konnte jedoch den ersten Band derselben erst vier Jahre später unter die Presse geben. Diese Zwischenzeit verbrachte er jedoch nicht unthätig. Er wanderte im Lande herum, um Patrone zu werben, denn «der Druck des Werkes würde mehr als tausend Gulden kosten, da es nahezu dreihundert Bogen sind». Man kann sich denken, welche Mühe es ihn kostete, diese für jene Zeit so beträchtliche Summe zusammen zu bringen. Was sich durch Uebersetzung, durch Vorstellung des heiligen Zweckes erreichen lässt, versuchte



er Alles und — siegte endlich über die Hindernisse. Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Brief, den er an den Stadtrichter und die Bürger von Tyrnau richtete, und der erst kürzlich im dortigen Archiv entdeckt worden ist. In diesem Schreiben (Datum Posony 20. Sept. Anno d. 1569) sagt BORNEMISZA unter Anderem: «Weil es nach dem Willen Gottes des Herrn zum gemeinen Wohl dient, haben viele Fromme, nicht allein unter den Herren, sondern auch vom Adel sich erboten ihr Scherflein beizutragen, Manche sogar fünfzig Gulden. Darum flehe ich auch Ew. Gnaden um Unterstützung an.» Diese Bitte unterstützt er dann mit religiösen Vorstellungen, und schliesslich beruft er sich darauf, dass sein Manuscript wirklich vorhanden sei, dass der und der es gesehen habe, und dass er es nächstens nach Tyrnau bringen werde.

In Gebiete der ungarischen Krone bestanden im 16. Jahrhundert insgesamt 28 Buchdruckereien, die alle durch die Reformation ins Werk gesetzt wurden und in deren Interesse arbeiteten. In Nedelic wurden kroatische, in Agram lateinische und croatische, in Eperies, Szervesty und Warasdin lateinische, in Kronstadt lateinische, deutsche und walachische (rumänische), in allen übrigen Officinen aber zumeist magyarische Werke gedruckt. Die katholischen Schriftsteller, die übrigens die Minderzahl bildeten, waren genöthigt ihre Schriften in Wien unter die Presse zu geben. Eine einzig überraschende Ausnahme bildet in jenem so unduldsamen Zeitalter eine katholische Streitschrift von JOHANN SZILVÁSI, die in Klausenburg bei den HELTAI'schen Erben gedruckt wurde.

Als der Katholicismus, der in Ungarn bereits in äusserster Gefahr schwebte, sich aufzuraffen begann, stand Cardinal FRANZ FORGÁCH an der Spitze der Bewegung, in welcher jedoch sein unversöhnlicher Hass Alles auf die Spitze stellte. Die Werke des übertrieben schroffen Standpunktes und der rohen Gewalt milderte indess eine dem Cardinal zur Seite stehende Partei, an deren Spitze der erzbischöfliche Vicar NICOLAUS TELEGDI sich befand. Dieser ausgezeichnete Mann, der erste ausgezeichnete ungarische Schriftsteller der Katholiken, kaufte 1577 die seit vierzehn Jahren unbenutzt gebliebene Buchdruckerei der Wiener Jesuiten um tausend Gulden an und stellte sie in Tyrnau auf. Schon im nächstfolgenden Jahre erschienen da die von TELEGDI herausgegebenen Evangelien, auf deren Titelblatt folgende Schlusszeilen stehen: «Nyomtattatott Nagy Szombatban, Az Felséges Romai Chaszarnac kegyelmes engedelméből, vgyan azon Telegdi Miklós házánál. M.D.LXXVIII. Estendoeben.» (Gedruckt zu Tyrnau, mit allergnädigster Bewilligung Sr. Majestät des römischen Kaisers, im Hause eben desselben Nicolaus Telegdi. 1578.) Mit dieser «allergnädigsten Bewilligung» war die Präventivcensur eingeführt, und diese wurde dann in Ungarn thatsächlich ausgeübt, wo eben der Arm der Gewalt hinreichte. Mit Hilfe dieser und anderer ähnlicher Massregeln wollte man die protestantischen Buchdruckereien unmöglich machen; es wurde aber damit nichts weiter erreicht, als dass die eine kath. Druckerei in Blüthe kam. In derselben sind ausser einigen grösseren, werthvolleren Werken von TELEGDI u. A. die ersten

ungarischen Kalender, und die von ZACHARIAS MOSSÓCZI redigirte erste ungarische Gesetzssammlung erschienen.

Nach dem Tode TELEGI's (1586) ging die Tyrnauer Druckerei in den Besitz des Graner Domcapitels über, und 1615 schenkte der Graner Erzbischof FRANZ FORGÁCH sie den Jesuiten. Eben derselbe errichtete eine neuere mit schönen Buchstaben ausgestattete Officin in Pressburg, von der jedoch ein grosser Theil 1644 nach Tyrnau gebracht und der dortigen Druckerei angeschlossen wurde. Von da an ward Tyrnau der Mittelpunkt der ungarischen katholischen Literatur. Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts entstanden in Kaschau und in Csik-Somlyó zwei weitere kath. Druckereien, von denen die Kaschauer im Besitz der Jesuiten, die andere im Besitz der Franciscaner war. Also im ganzen 17. Jahrhundert dienten nur vier Druckereien dem katholischen Interesse, alle übrigen waren in protestantischen Händen. — Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatten im Ganzen nur mehr zehn Druckereien bestanden; doch mit der Literatur der Glaubensstreitigkeiten nahm auch das Presswesen einen neuen Aufschwung. Neben der kath. Buchdruckerei in Pressburg bestand dort auch eine protestantische, als deren Leiter der «typotheta haereticus», GOTTFRIED GRÜNDER genannt wird. Eben dort mag auch eine städtische Buchdruckerei existirt haben, da es in einer Aufzeichnung heisst: «A. 1678. den 13. November dem Johan Zerwekh Buech Trukhern von 4 Riess Pestilenz Consilium zu Trukhen zalt 12 Thl. 4 Sch.». — Neue Druckereien entstanden in Trentschin, Sillein, Nagy-Enyed, Odenburg und Agram. Die HONTERUS'sche Druckerei in Kronstadt, die schon in Verfall gerathen war, wurde von MICHAEL HERMANN wieder hergestellt, und producirte von 1644 bis 1691 viel. — Mit der Klausenburger rivalisirte die Debreziner, die 1630 in den Besitz der Stadt überging und 1633 dem Typographen MELCHIOR FODORIK verpachtet wurde, unter Anderem unter der Bedingung, dass er es nicht wagen solle, ohne Wissen und Willen der Stadtprediger und des Stadtraths ein Pasquill oder gar ein theologisches Werk herauszugeben. Hiermit war also die Censur auch auf protestantischer Seite eingeführt.

Im 17. Jahrhundert begannen England und die Niederlande — Deutschland in dieser Beziehung weit überflügelnd — auf die Culturbestrebungen Ungarns einen grossen Einfluss zu üben. Damals wurden die Lettern von den Niederlanden nach Ungarn geholt, und die Elzevierlettern kamen in beiden Ländern fast gleichzeitig in Gebrauch. Die Stadt Debrezin pflegte, durch die Prediger angeeifert, junge Leute zum Erlernen der Buchdruckerkunst nach Belgien zu schicken. Im August 1681 reiste der Buchdrucker STEFAN TÖLTÉSI auf Kosten der Stadt dorthin, um die Schriftgiesserei zu erlernen. Er entsprach den an ihn geknüpften Hoffnungen und nachdem er dort auch Lettern schneiden gelernt hatte, bereicherte er die Debreziner Druckerei mit neuer, von ihm selbst geschnittener Schrift. Gleichzeitige Briefe, aus welchen diese Daten geschöpft sind, enthalten noch die Angaben, dass man damals ungarische Werke in 200 Exemplaren zu drucken pflegte, und dass der Einband nicht mehr in mit der Druckerei verbundenen



Werkstätten, sondern schon durch selbständig arbeitende Buchbindermeister besorgt wurde. — 1704 verwüsteten die bei Debrezin lagernden deutschen Truppen nebst der Bibliothek des Collegiums auch die Buchdruckerei; mit der Zerstörung dieser letzteren erlitt die Stadt, wie es in einer Aufzeichnung des dortigen Notärs heisst, einen Schaden von 4000 fl. — Das gleiche Schicksal erlitt der im Debreziner Stadthause verborgene Letternvorrath der Sárospataker Buchdruckerei. Der Tross der Söldlinge fand die Buchstaben und streute dieselben, um sie unbrauchbar zu machen, nach allen Seiten umher. Allem Anschein nach hatte HERBEVILLE's Heer in dem «calvinistischen Rom», wie Debrezin genannt wurde, mehr eine religiöse, als eine politische Mission.

Was die erwähnte Sárospataker Buchdruckerei anbelangt, so war dieselbe von SUSANNA LORÁNTFFY, Gemahlin des Fürsten GEORG RÁKOCZY I., im Jahre 1650 errichtet worden und war, wenn sie auch nur kurze Zeit bestand, gleichwohl von grosser Wirkung, besonders in Bezug auf die Hebung und Verbreitung der pädagogischen Literatur. — Das eben genannte fürstliche Paar gab auch der vom Fürsten GABRIEL BETHLEN 1620 in Karlsburg errichteten Buchdruckerei einen neuen Aufschwung, indem es dort zahlreiche ungarische und walachische Bücher drucken liess. Ja, die fromme Fürstin SUSANNA LORÁNTFFY mengte sich auch selbst in die Glaubensstreitigkeiten der Zeit. Sie verfocht nämlich mit allem Eifer einer gläubigen Seele die Unumstösslichkeit einiger Glaubensartikel in ihrem Werke, das sie unter dem Titel: Moses und die Propheten 1641 in Karlsburg herausgab, und welches in Siebenbürgen fast mit Andacht aufgenommen wurde. Um so schneidender war der Spott einiger ungarischen Schriftsteller, die sie durch verletzende Epigramme lächerlich zu machen suchten. Der Verdacht fiel auf einen kurz vorher aus Siebenbürgen entflohenen Jesuiten Namens CASPAR RAJKI. Und der Gegner war schliesslich in seiner Schonungslosigkeit so weit gegangen, dass der verletzte Fürst einen seiner Hofherren ANDREAS BOGÁTI zum Wiener Hof entsandte und mit drohendem Ton verlangte, dass die Spottschrift confiscirt und der Verfasser ernürrt und bestraft werde.

In Oberungarn, das sich schon im XVI. Jahrhundert eines lebhaften Handels, einer entwickelten Industrie und eines allgemeinen Wohlstandes erfreute, waren die Verhältnisse für die Entwicklung der Buchdruckerkunst sehr günstig. So kann denn neben den Druckereien der Fürsten von Siebenbürgen, — von welchen die Sárospataker durch die deutschen, die Karlsburger durch türkische und tartarische Heerscharen 1658 verwüstet wurden, — mit Recht die Bartfelder Officin erwähnt werden, die unter der Leitung des DANIEL GUTGESELL, was Rührigkeit und hübsche typographische Ausstattung anbelangt, seit 1579 eine hervorragende Rolle spielte, 1598 in den Besitz des JACOB KLÖSZ, und später in den der Stadt überging. — Auch in Leutschau, das unter den sechs kön. Freistädten Oberungarns im 17. Jahrhundert die Metropole war, brachte es die durch den Bartfelder Buchdrucker JACOB KLÖSZ etablirte Offizin unter der Leitung des DANIEL SCHULZ und des LORENZ BREWER zu grösserer Bedeutung. Des Letzteren

Sohn, JOHANN BREUER, der 1664 als Doctor der Medizin vom Ausland nach Hause gekommen war, stellte es sich zur Aufgabe, seine Druckerei zur vortrefflichsten der Welt zu machen. In der That versichert MELZER in seinen «Biographien berühmter Zipser», dass die deutschen und niederländischen Lettern denen BREUERS an Eleganz weit nachstanden. — Ihren Papierbedarf konnte die Leutschaner Druckerei aus einer heimischen Mühle decken. Der Leutschauer Arzt SAMUEL SPILENBERGER hatte nämlich 1613 zu Teplitz ( in der Nähe der Stadt Poprád [Deutschendorf] ), eine Papiermühle errichtet, die heute noch besteht.

Der Verfall, in den die Buchdruckerkunst im 17. Jahrhundert in technischer Beziehung allenthalben gerathen war, machte sich auch in Ungarn bemerkbar. Eine Ausnahme bildet seit 1640, ausser der BREUERschen Druckerei in Leutschau, die des ABRAHAM KERTÉSZ von Szenz in Grosswardein. Weit übertraf diesen später NICOLAUS TÓTFALUSI-KISS, den PETER BOD «Phoenix Daciae», NICOLAUS JANKOVICH den «ungarischen Elzevier», und FRANZ TOLDY den «Grossmeister unserer älteren Buchdruckerkunst» nennt. In Belgien, wo er studirt und sich in der Typographie ausgebildet hatte, erlangte er europäischen Ruf. Er erhielt nicht allein aus Schweden und Italien (von der päpstlichen Druckerei), sondern auch aus den in dieser Kunst fortgeschritteneren Ländern Belgien und Frankreich Aufträge. Die polnischen und deutschen Juden bestellten bei ihm ihre hebräischen Lettern, die Armenier und Georgier liessen sich von ihm ihre ersten Druckereien einrichten. Aber all der Ruhm befriedigte seine Wünsche nicht. Es zog ihn in seine Heimat zurück, wo er seine durch ihn (in Amsterdam) gedruckte Bibel um billigen Preis verbreitete. Von ganzer Seele Protestant und Ungar, lehnte er den Ruf des Grossherzogs von Toscana ab, um sich der Sache seines Vaterlandes und seines Glaubens zu widmen. Doch sein Aufenthalt in Klausenburg wurde ihm zur Hölle. Unterdrückt, von den calvinischen Geistlichen verfolgt, durch einen Schlaganfall gelähmt, war er bereits ein lebendig Todter, als im Jahre 1702 der Tod ihn erlöste. TÓTFALUSI war der letzte Repräsentant der gepriesenen oder verfolgten, jedoch immer gelehrten und begeisterten ungarischen Buchdrucker. Seine Nachfolger sind einfach Speculanten, die mit der Druckerei nur geschäftliche Zwecke im Auge haben. — Nach TÓTFALUSI stieg die Zahl der ungarischen Druckereien im Verlauf des 18. Jahrhunderts auf sechsundvierzig. Doch in technischer Beziehung verfiel die typographische Kunst, um sich erst im gegenwärtigen Jahrhundert allmählig auf die Höhe der Zeit zu erheben.

Die ungarische Buchdruckerkunst war übrigens nicht allein für die Cultur des eigenen Landes, sondern auch für die östlichen Länder ein wichtiger Factor. Die Einrichtung der Druckereien des Orients ist zum grossen Theil von Ungarn ausgegangen. Von TÓTFALUSI haben wir bereits erwähnt, dass er den Armeniern und Georgiern die ersten Druckereien eingerichtet habe. Auch die erste Buchdruckerei in Constantinopel ist das Werk eines Ungars. Bekanntlich hatten Sultan BAJAZET II. und SELIM I.



den Türken den Gebrauch der Typographie verboten und wurde dieses Verbot erst im 18. Jahrhundert überschritten. Damals hatten nämlich MEHEMET, der Pariser Gesandte ACHMETS III., und sein Sohn SEID diese Kunst bewundern und würdigen gelernt, und sie beschlossen, dieselbe um jeden Preis in ihrem Vaterlande heimisch zu machen. Als sie nach Constantinopel zurückkamen, wurden sie mit einem gelehrten Ungar bekannt, der es übernahm ihren Plan auszuführen. Der ursprüngliche Name dieses Ungars ist verloren gegangen; man weiss von ihm nur, dass er ein Agent FRANZ RÁKÓCZY's II. bei der Pforte gewesen, Renegat geworden sei und nebst dem Namen IBRAHIM den Beinamen BASMADSCHI oder Buchdrucker angenommen habe. Dieser IBRAHIM nun erhielt 1727 die Bewilligung, eine Druckerei zu errichten, welche er dann bis zu seinem 1746 erfolgten Tode leitete.

Auch die rumänische Literatur hat ihre ersten belebenden Impulse von der ungarischen Buchdruckerkunst erhalten. Die rumänische Sprache war in Siebenbürgen schon 1650, also um 90 Jahre früher als in der Moldo-Walachei selbst, in Kirche und Schule eingeführt. Die vierzehn rumänischen kirchlichen Werke, welche im 16. Jahrhundert erschienen, sind ohne Ausnahme in Kronstadt gedruckt worden. — Fürst GABRIEL BETHLEN liess um 1617 das Wort Gottes in's Rumänische übersetzen. GEORG RÁKÓCZY I. errichtete 1640 in Karlsburg eine rumänische Druckerei, deren Zweck es war, «die mit Superstitionen erfüllten Walachen» mit den protestantischen Glaubensartikeln bekannt zu machen. Das erste Product dieser Druckerei «Evangelia cu tilcu» (Evangelien mit Anmerkungen) ist 1641 in Quart erschienen. Im Jahre 1648 erschien auf Kosten GEORG RÁKÓCZY's ein «Noul testament» (Neues Testament), das bereits vier Jahre früher fertig war; denn in einem, Tokaj 27. August 1644 datirten Brief RÁKÓCZY's an seine Gemahlin SUSANNA LORANTFFY heisst es unter Anderem: «Dem walachischen Geistlichen, der das neue Testament in die walachische Sprache übersetzt hat, lass fünfzig Gulden und Tuch auf einen Dolmány geben». — Diese und Viele ähnliche Thatsachen widerlegen zur Genüge die in dem rumänischen Werke «Documenta istorice», und von J. BRATIANO in der Pariser «Opinion nationale», wie auch im Bukarester «Romanulu» ausgesprochene Beschuldigung, die Fürsten von Siebenbürgen hätten den Rumänen die ungarische Sprache aufnöthigen wollen. Im Gegentheil, es ist ihnen indirect die heutige rumänische Literatur zu verdanken, indem sie, von protestantischem Eifer beseelt, zu ihrer Zeit der rumänischen kirchlichen Literatur die ersten belebenden Impulse gaben.

## SITZUNGSBERICHTE.

### I. PHILOLOGIE UND SPRACHWISSENSCHAFT.

Bericht von Dr. G. HEINRICH.

Der Pflege philologischer und sprachwissenschaftlicher Studien und Forschungen dienen in unserem Vaterlande die I. Classe der Academie der Wissenschaften, die ungarische philologische Gesellschaft und theilweise — in der Pflege der Literaturgeschichte — die Kisfaludy-Gesellschaft. Es herrscht auf diesem weiten Felde wissenschaftlicher Wirksamkeit in jüngster Zeit reger Eifer und manches Tüchtige ist geleistet worden, was die Wissenschaft merklich gefördert hat und auch zu weiterer Arbeit anregt. Besonders auf dem engeren Felde ungarisch-philologischer und linguistischer Thätigkeit, — also auf den Gebieten der ungarischen Literaturgeschichte und der uralaltaischen vergleichenden Sprachforschung — hat die ungarische Wissenschaft der Gegenwart sehr Bedeutendes geschaffen, was dem Auslande vollständiger zugänglich gemacht werden sollte, als dies bisher geschehen ist. PAUL HUNFALVY hat im ersten Hefte dieser «Berichte» die Leistungen der ungarischen Sprachforschung von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart in übersichtlicher Darstellung besprochen; zwei Artikel des nächsten Heftes sollen in ähnlicher Weise ein Bild dessen geben, was in unserem Vaterlande auf dem Gebiete der classischen Philologie und der ungarischen Literatur-Geschichtsschreibung geleistet worden ist. Der vorliegende Bericht darf sich demnach vollständig auf das beschränken, was die laufende Wirksamkeit unserer gelehrten Gesellschaften im ersten Viertel dieses Jahres zu Tage gefördert hat.

In erster Reihe sind hier jene Studien von Bedeutung, welche sich auf die ungarische Sprache selbst beziehen und deren Grammatik und Geschichte zu fördern bestimmt sind. Die moderne, wissenschaftlich-methodische Bearbeitung des Sprachstoffes hat bezüglich des Ungarischen (wie auch z. B. beim Deutschen) erst allmählig Platz gegriffen. Die alte, principlos herumtappende Methode, welche die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprache nicht beachtete und ihre Schlüsse nicht auf klar formulierte Lautgesetze basirte, sondern momentanen und ganz zufälligen Einfällen folgte, hat auch im Ungarischen bis auf die jüngste Zeit hin geherrscht. Erst die Wirksamkeit PAUL HUNFALVY's und JOSEF BUDENZ', die einerseits



durch rastloses Studium der verwandten Sprachen, andererseits durch tactvolle Anwendung der auf dem Felde der arischen Sprachen erprobten Methode eine wahre ungarische Sprachwissenschaft erst geschaffen haben, vermochte die Bestrebungen unserer Landsleute in die einzig richtige Bahn zu leiten. Um diese beiden Begründer der ungarischen Sprachwissenschaft hat sich eine täglich wachsende Schaar begeisterter und talentvoller Schüler gesammelt, von denen Manche bereits Mittelpunkte weiterer kleiner Gelehrtenkreise geworden sind.

Die jüngere Schule ungarischer Sprachforscher hat sich unter der thätigen Mitwirkung und theilweisen Leitung von PAUL HUNFALYI und JOSEF BUDENZ ein eigenes Organ, die Monatsschrift *«Magyar Nyelvőr»* (Ungarischer Sprachwart) geschaffen, deren Redaction, im Auftrage der linguistischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, Professor GABRIEL SZARVAS führt. Die überaus lebendig und anregend geschriebene und geleitete Zeitschrift hat in diesem Jahre ihren *siebenten* Jahrgang begonnen und erfreut sich einer stets wachsenden Beliebtheit und eines erfreulich zunehmenden Einflusses. Die Zeitschrift hatte ursprünglich, wie ihr Name andeutet, einer beschränkteren Aufgabe zu genügen. Eingeklemt zwischen deutsche und slavische Sprachterritorien, selbst vielfach durchflochten von fremden Sprachinseln, fortwährend beeinflusst durch die grossen Literaturen seiner westlichen Nachbarn — hat das Ungarische bezüglich seiner Frische, Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit vielfache Einbussen erlitten. Das gesunde Sprachgefühl des Volkes in rein ungarischen Gegenden, also z. B. im Tieflande der Theiss, ist zwar nicht geschwunden, — wohl aber haben die Gebildeten und Gelehrten, also eben die Schöpfer der Literatur, in Folge ihrer vielfachen, oft von frühester Kindheit auf gepflegten Vertrautheit mit zwei oder drei und noch mehr Sprachen, das lautere Bewusstsein von dem Geist und Charakter des Ungarischen theilweise verloren. Hiezu trat noch die täglich wachsende Uebersetzungsliteratur, welche nur in Ausnahmefällen künstlerischen Intentionen folgt, und der mächtige Einfluss des Journalismus, dessen rapide, nervöse Thätigkeit ein genaues Erwägen des einzelnen Wortes oder Ausdruckes nicht gestattet. So haben denn falsche Wortbildungen, fremdartige Wendungen, unmagyarische Ausdrücke, und zwar Latinismen, Germanismen und Slavismen aller Art, in unserer Sprache immer mehr Raum gewonnen und allgemach den echten Charakter der Sprache in seinen Grundlagen zu verletzen gedroht. Diesen fremden Eindringlingen sollte der *«Sprachwart»* gegenübertreten, und einerseits auf das Schlechte, Unmagyarische, sprachlich Incorrecte der üblichen Schriftsprache aufmerksam machen, andererseits aber stets auf das Richtige hinweisen und dasselbe theils in theoretischen Erwägungen, theils in Beispielen (aus der Volkssprache und den alten guten Schriftstellern) hervorheben.

Dies also der ursprüngliche Zweck des *«Sprachwart»*, dem die Zeitschrift niemals untreu geworden ist. Doch hat sie allmählig ihre Aufgabe erweitert und ist mit der Zeit zu einer tüchtigen ungarisch-

sprachwissenschaftlichen Zeitschrift von universellem Charakter geworden. SZARVAS hat es verstanden, für die Angelegenheiten der vaterländischen Sprache in den denkbar weitesten Kreisen Interesse zu wecken: aus allen Gauen des Landes werden ihm volksthümliche Redensarten, Sprichwörter, Volkslieder und Volksmärchen, dialectische und locale Eigenthümlichkeiten des Ungarischen zugesendet; er hat gleichzeitig die jüngeren Kräfte zur Bearbeitung eines historischen Wörterbuches der ungarischen Sprache um sich versammelt und das Verständniss der heutigen Sprache durch fleissig geförderte Studien über die älteren Entwicklungsstufen des Ungarischen erst recht ermöglicht; er hat ferner selbst der etymologischen Erklärung des ungarischen Wortbestandes seine Aufmerksamkeit zugewendet und besonders jene fremden (arischen) Sprachen eingehend und streng wissenschaftlich zu durchforschen begonnen, welche auf das Ungarische von grösserem Einflusse waren und denen besonders ein wesentlicher Theil des ungarischen Wortschatzes entstammt, also vor Allem das Deutsche und die slavischen Sprachen; er bringt endlich in seiner Zeitschrift auch zahlreiche theoretische Artikel über ungarisch-grammatische und -syntactische Fragen, mit denen er und seine Genossen allmählig das solide Material zusammentragen, aus dem mit der Zeit die ungarische Grammatik den Anforderungen der fortschreitenden Sprachwissenschaft gemäss aufgebaut werden kann. Die Bedeutung der Wirksamkeit von Professor SZARVAS liegt jedoch nicht blos darin, dass er die wissenschaftliche Behandlung des Ungarischen in vielseitigster Weise und stets auf wissenschaftlicher Grundlage angebahnt hat und noch fortführt, sondern, wie bemerkt, vor Allem auch darin, dass er diesen Bestrebungen den Charakter einer Nationalangelegenheit zu erwerben und denselben das lebhafteste, werththätige Interesse aller Gebildeten zu verschaffen gewusst hat.

Nun hat Professor SZARVAS jüngst Gelegenheit genommen, die in seiner Zeitschrift und in seinen sonstigen Schriften zur Geltung gebrachten wissenschaftlichen Grundsätze in einer grösseren kritischen Studie anzuwenden. Gegenstand derselben war das grosse *Wörterbuch der ungarischen Sprache*, welches die Academie in den fünfziger und sechziger Jahren herausgegeben hat. Das Wörterbuch der Academie ist erst vor fünf Jahren zum Abschlusse gekommen; die ersten Anfänge und die Principien desselben gehen jedoch bis in die vierziger Jahre, also in eine Zeit zurück, wo von ungarischer Sprachwissenschaft kaum noch gesprochen werden konnte. JOHANN FOGARASI und der (bereits verstorbene, auch als Dichter wohlbekannte) GREGOR CZUCZOR haben das Werk ausgearbeitet, welches als erster Versuch einer umfassenden lexicalischen Registrirung des ungarischen Sprachstoffes nicht ohne Verdienst ist, in Folge der ihm zu Grunde liegenden unzulänglichen und falschen Principien jedoch wissenschaftlich überaus mangelhaft erscheint. Schon früher haben manche unserer Gelehrten, vor Allem PAUL HUNFALVY, auf die Mängel des Werkes hingewiesen, ohne mit ihren abweichenden Ansichten durchdringen zu können. SZARVAS deckte nun in seiner eingehenden Kritik die Unhaltbarkeit jener Principien auf und illustrierte sein



Urtheil mit zahlreichen schlagenden Beispielen. Die Verfasser des Wörterbuches begnügten sich nicht mit der Sammlung des Sprachstoffes und der Erläuterung desselben aus der Literatur, sondern verlegten sich auch auf die etymologische Erklärung der Wörter, wobei sie bald aus falschem Patriotismus möglichst Alles als echtmagyarisch nachweisen und daher aus dem Ungarischen erklären wollten, bald aber ganz principlos das Griechische oder Hebräische, auch das Chinesische oder sonst eine entlegene Sprache zur Vergleichung herbeizogen.

Auch im Einzelnen gingen die Bearbeiter des grossen Wörterbuches oft fehl. Sie wollten in ihrem Werke die «philosophische Geschichte» der Sprache liefern, was zu lauter willkürlichen Deutungen und Erklärungen führte, und beachteten viel zu wenig den Sprachgebrauch des Volkes und der besten Schriftsteller. Die Stämme der Hauptwörter suchten sie im Nominativ, während SZARVAS mit Recht darauf hinweist, dass nicht jener Casus, sondern die mit dem Possessiv-Suffix gebildete Form der Hauptwörter den Stamm aufweist; also z. B. *ló* (das Pferd), *fél* (der Theil) sind Nominative; die Stämme liegen in *lov-am* (mein Pferd), *fel-em* (mein Theil). Dasselbe gilt vom Zeitwort, wo unsere Lexicologen die Stammform in der dritten Person Singularis des Präsens Indic. suchten, während sie nach SZARVAS im Particip des Präsens liegt; also z. B. *tesz* (er thut), *visz* (er trägt) und *tev-ő* (thuend), *viv-ő* (tragend) u. s. w. Diese Mängel benachtheiligen sehr wesentlich das grosse Werk, welches übrigens als erste umfassende Sammlung des ungarischen Wortschatzes und als reiche Fundgrube zahlreicher trefflich gewählter und überaus fleissig gesammelter Beispiele aller Art jedem unentbehrlich ist, der sich mit dem Ungarischen beschäftigt oder diese Sprache vollständig kennen will.

Speciell mit dem Ungarischen befasste sich ein Vortrag JOSEF BÁNÓCZI'S über *das ungarische Wort elme* (der Geist); doch gehört diese Studie mehr in das Gebiet der Geschichte der Philosophie als der Grammatik, da der Verfasser nicht so sehr den Ursprung oder die Etymologie des Wortes, als vielmehr den Gebrauch und die Bedeutung desselben bei unseren philosophischen Schriftstellern in alter und neuer Zeit untersucht. BÁNÓCZI weist nach, in welchem Sinne das Wort zu verschiedenen Zeiten gebraucht wurde und dass es seiner ursprünglichen und ersten Bedeutung nach am meisten dem englischen *mind* und dem Kant'schen *Gemüth* verwandt sei.

Ein Vortrag von EUGEN ABEL beschäftigte sich mit den aus Constantinopel zurückgelangten *Corvina-Handschriften* und zwar hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte des wissenschaftlichen Werthes der einzelnen Handschriften. Der Vortragende hat die einzelnen Codices einer eingehenden Collation unterzogen, welche zu bestimmten, abschliessenden Ergebnissen geführt hat, welche auch dem Auslande vermittelt zu werden verdienen, was im nächsten Hefte dieser «Berichte» geschehen soll.

Dem Gebiete der classischen Sprachen und Literaturen gehört ein Vortrag von CARL SZÁSZ über *Homer und dessen Gedichte* an. Der Vortragende, dem die ungarische Literatur eine treffliche Uebersetzung des

Nibelungenliedes und von Goethe's lyrischen Gedichten verdankt, gab eine Darstellung des gegenwärtigen Standes der Homerischen Frage und hierauf einige Uebersetzungsproben in ungarischen Alexandrinern. Die theoretische Auseinandersetzung hat nur den Zweck einer Einleitung; Hauptsache ist die Uebertragung, für welche Szász nicht den antiken, im Ungarischen leicht nachzunehmenden Hexameter beibehielt, sondern der auch von Anderen bereits versuchten Einkleidung der Homer'schen Gedichte in die populärste Form der ungarischen epischen Dichtung, in den sogenannten ungarischen Alexandriner (der mit dem ursprünglichen französischen Vers dieses Namens blos die Zahl der Silben gemein hat) den Vorzug gab. Die Proben, welche Szász aus seiner Uebersetzung vortrug, fanden lebhaften Beifall.

Aehnlichen Charakters war der Essay ANTON ZICHY's über *Lessing*, den derselbe in der Academie vorgelesen hat. Der Vortragende hat schon seit längerer Zeit Lessing's «Nathan den Weisen» übersetzt und wird seine Uebertragung wohl schon demnächst der Oeffentlichkeit übergeben. Als Einleitung zu dieser Uebersetzung ist jener Vortrag über Lessing gedacht, in welchem ZICHY eine allgemeine, sehr sympathisch gehaltene Charakteristik des grossen deutschen Schriftstellers und Dichters entwarf. In dem Jahrhundert seit Lessing's Tode hat Deutschland gewaltige Bewegungen erlebt: die Entwicklung der deutschen Philosophie am Schlusse des vorigen und am Beginne dieses Jahrhunderts, die Blüthe der deutschen Dichtung in Goethe und Schiller, die politische Bewegung der Nation, welche schliesslich zur Begründung der deutschen Einheit führte. Nach all' diesen grossen Ereignissen lebt Lessing noch, wirkt sein Geist noch lebendig fort. Dies ist nur aus der gewaltigen und wahren Grösse des Mannes zu erklären, dessen allumfassende Wirksamkeit ZICHY mit dem seine Darstellung beleuchtenden lateinischen Satze schliesst: *Vanissimum proverbium esse puto: ex omnibus aliquid, ex toto nihil; quia qui non est ex omnibus aliquid, est ex toto nihil.*

Dem Kreise orientalischer Studien entstammt die tüchtige Arbeit CARL POZDERS über die *Dialecte der persischen Sprache*, welche Professor HERMANN VÁMBÉRY der Academie vorgelegt hat. POZDER ist einer der begabtesten und fleissigsten Schüler VÁMBÉRY's, und hat jüngst auch durch eine gelungene metrische Uebertragung von Firdusi's lyrischen Gedichten in der «Allg. Philolog. Zeitschrift» die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Professor VÁMBÉRY stellte, als er die Arbeit seines Schülers vorlegte, in einer kurzen Einleitung den heutigen Standpunkt der persischen Sprachwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung des Altpersischen dar und hob den Unterschied hervor, der zwischen den Ansichten der Zeit Anquetil du Perron's und Richardson's und dem heutigen Standpunkte dieser Wissenschaft obwaltet. Er weist auf die Entdeckungen der neueren Zeit, auf die Dialecte von Wahan, Ruschan und Gulab, sowie auf den Galtscha- und Jagnabi-Dialect hin. Hierauf skizzirte er POZDER's Abhandlung. In der Einleitung derselben handelt der Verfasser kurz über die Entwickelung



lung des Alt-, Mittel- und Neupersischen; dann kennzeichnet er die in seine Abhandlung aufgenommenen sieben Mundarten, deren zwei kurdische sind, und vergleicht dieselben in Hinsicht der Laut- und Formenlehre stets mit dem Neupersischen; auch giebt er, wo es nur möglich, Sprachproben in Prosa und Versen. Auf diese Weise bearbeitet er die tatische Mundart, die im Norden Persiens, in Baku und dessen Umgebung gesprochen wird; das Talisch und Gilani, das man in den Provinzen gleichen Namens spricht; am ausführlichsten behandelt er das Masenderani, auch giebt er die meisten Proben von diesem Dialecte, da ihm in dieser persischen Mundart der ganze Diwan (Gedicht-Sammlung) eines Volksdichters zur Verfügung stand. Die gebrische Mundart sprechen die Anhänger der Lehre Zoroaster's; diese Mundart bewahrt die Formen der ältern Sprache am treuesten. Nachdem der Verfasser sich weitläufiger über die Kurden geäußert, behandelt er die Mundart der Kurmandschi und Sasah; zuletzt giebt er eine vergleichende Wörtersammlung der bearbeiteten Dialecte. — Die Abhandlung des jungen Gelehrten berechtigt nach VÁMBÉRY's Urtheile zu den schönsten Hoffnungen.

Das wichtigste Organ allgemein-sprachwissenschaftlicher Studien sind die im Auftrage der ungarischen Academie von PAUL HUNFALVY herausgegebenen *Nyelvtudományi közlemények* (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen), von denen bereits der 14. Band im Erscheinen begriffen ist. Der universelle Charakter dieser Zeitschrift ist auch aus dem jüngst erschienenen ersten Hefte des 14. Jahrganges ersichtlich, welcher im Ganzen vier Abhandlungen enthält: 1. Neue Wissenschaften neue Vorurtheile, und Ein Beitrag zur Geschichte der finnisch-ugrischen Völker von PAUL HUNFALVY. — 2. Mozes Xorenáci über die ogundurischen und uigurischen Bulgaren von ANTON EDELSPACHER. — 3. Die Assimilation der Consonanten im Magyarischen von SIGM. SIMONYI. — 4. Die Tropen bei Aeschylus und Sophokles von WILH. PECZ. — Alle vier Abhandlungen sind gleichzeitig im Separatabdrucke erschienen. Die Abhandlung SIMONYI's enthält die trefflich geordnete Zusammenstellung aller Erscheinungen des Ungarischen, welche auf der Assimilation der Consonanten beruhen; W. PECZ giebt ebenso eine vollständige Sammlung und nach den Objecten des Vergleichs durchgeführte Gruppierung sämtlicher Tropen der Aeschyleischen und Sophokleischen Tragödien. Die beiden ersten Studien verdienen aus dem Gesichtspunkte unserer ausländischen Leser eine eingehendere Besprechung, welche wir im nächsten Hefte dieser Berichte nachtragen wollen.

Während die *«Nyelvtudományi közlemények»* nur streng fachwissenschaftliche Arbeiten von grösserem Umfange und ausschliesslich neue Ergebnisse sprachwissenschaftlicher (oder sehr verwandter) Studien veröffentlichen, reflectirt eine jüngere Zeitschrift: *Egyetemes philologiai Közlöny* (Allgemeine philologische Zeitschrift), herausgegeben von den Universitäts-Professoren GUST. HEINRICH und EMIL THEWREWK, auch auf das Interesse und die Bedürfnisse des grösseren Publicums und sucht die Ergebnisse der Wissenschaft der Schule und der jüngeren Generation zu vermitteln.

Die Zeitschrift, welche soeben in ihren zweiten Jahrgang getreten ist, hat bereits eine ansehnliche Zahl begabter Mitarbeiter um sich versammelt, von denen die griechische und lateinische, die ungarische und deutsche, die französische und theilweise auch die orientalischen Sprachen und Literaturen studirt und durchforscht werden. «Egyet. philolog. Közlöny» sucht besonders die Lehrer an Gymnasien und Realschulen, welche an diesen Anstalten die classischen und die modernen Sprachen unterrichten, einerseits mit dem Stande der sprachwissenschaftlichen und philologischen Forschungen des Auslandes bekannt zu machen, andererseits aber auch zu eigenen, selbständigen Studien und Forschungen anzuregen. Die Zeitschrift kann auch insofern als Organ der ungarischen «Philologischen Gesellschaft» gelten, als die meisten, in den Sitzungen der letzteren verlesenen Arbeiten in den Heften derselben publicirt werden.

Ueber die Wirksamkeit der Philologischen Gesellschaft selbst und über die Arbeiten der Ungarn auf dem Gebiete der classischen Philologie soll ein selbständiger Artikel unseres nächsten Heftes berichten.

## II. GESCHICHTE UND GEOGRAPHIE.

Bericht von Dr. H. MARCZALI.

Historische und geographische Studien, besonders aber die ersteren, so weit sie sich auf die vaterländische Geschichte beziehen, erfreuen sich in Ungarn regster Theilnahme. Das geschichtliche Material erfährt von Jahr zu Jahr neue Bereicherungen; Quellen und Documente aller Art werden mit lebhaftem Eifer gesammelt und veröffentlicht; die Bibliotheken und Archive des Landes mit rastlosem Fleiss durchforscht. Nicht geringer ist aber, besonders in jüngster Zeit, auch die auf die intensive Bearbeitung und historische Durchdringung des vorhandenen und täglich anwachsenden Materials gerichtete Bewegung, welche stets weitere Kreise zieht und immer erfreulichere Erfolge erzielt. Die zweite Classe der Academie der Wissenschaften und die Historische Gesellschaft wetteifern mit einander nach beiden Richtungen hin: jene in universellerem Geiste, da sie historische Studien aller Art in ihren Kreis einbezieht, und überdies sich auch mit staatswirthschaftlichen und staatswissenschaftlichen Aufgaben befasst; — diese mit alleiniger Beschränkung auf die vaterländische Geschichte, aber hier alle Richtungen und Felder des nationalen Lebens umfassend. Ihnen schliesst sich als Pfliegerin geographischen Wissens und Forschens die ungarische geographische Gesellschaft an, deren Ursprung und bisherige Wirksamkeit an anderer Stelle dieses Heftes (S. oben S. 111) charakterisirt ist.

Der Umfang und die Vertiefung der geschichtlichen Studien ist im Allgemeinen in erfreulichem Zunehmen begriffen. Als ein besonders wich-



tiges Moment darf hier wohl die Thatsache betont werden, dass die Aufmerksamkeit der Forscher sich von den Sturm- und Drangzeiten der Freiheitskriege (in alter und neuer Zeit) immer mehr jener Epoche einer friedlichen Entwicklung in cultureller und nationaler Beziehung zuwendet, welche das achtzehnte Jahrhundert erfüllt. Doch werden neben dieser Richtung auch die älteren Perioden unserer Geschichte nicht vernachlässigt, wie auch aus dem folgenden Bericht über die jüngsten Arbeiten unserer Fachmänner erhellt.

Die Urgeschichte, die Nachrichten von der Einwanderung der Ungarn in ihr gegenwärtiges Vaterland behandelte THEODOR BOTKA in seinem Vortrage über *das Millenarium*. Er sucht die in den gleichzeitigen Schriftstellern enthaltenen Daten über die Namen und die innern politischen Verhältnisse des Volkes zu bearbeiten. Als das Jahr der Einwanderung bestrebt er sich das Jahr 884 nachzuweisen. In seiner Darstellung stützt er sich vornehmlich auf die sogenannte Pannonische Legende des Methodius (herausgegeben von DÜMLER).

Für die Geschichte Ungarns im zwölften und dreizehnten Jahrhundert brachte Dr. H. MARCZALI mehrere neue Daten bei. Dieselben beziehen sich auf den Zustand Ungarns zur Zeit des zweiten Kreuzzuges, unter den rasch auf einander folgenden Königen, 1161—73, und auf den Mongoleneinfall. Ferner theilte er die Resultate seiner Forschungen in den Archiven von Berlin und Dresden für das Zeitalter des Königs Matthias und der Jagellonen mit, die auf das Verhältniss der sächsischen Herzoge zu Ungarn, 1468—1490, über den Streit Matthias mit Brandenburg um den Besitz Sagans, und den Process der Fugger gegen Ungarn, 1525, neues Licht verbreiten.

Besonderer Aufmerksamkeit erfreut sich gegenwärtig, theilweise unter dem Einflusse der heimgekehrten Corvina-Bände, die ungarische Renaissance, das Aufblühen des geistigen Lebens und der Literatur, das in unserm Vaterlande an die Person des grossen Königs Matthias geknüpft erscheint. Mit einer der hervorragendsten Gestalten dieser Epoche, JOHANN VITÉZ, dem Erzbischof von Gran und Erzieher des Königs, beschäftigt sich gegenwärtig WILHELM FRANKÓI, aus dessen eingehender Abhandlung die auf die Bibliothek des hochsinnigen Prälaten bezüglichen neuen und wichtigen Ergebnisse oben in umfassenderem Auszuge mitgetheilt sind.

Einem verwandten Kreise war der Stoff einer interessanten Vorlesung von JOHANN CSONTOSI's entnommen. Gegenstand derselben war ein Incunabel zu Pressburg mit dem Wappen der Rovere, von denen Papst Sixtus IV. abstammte, und dem Ungarns. Nach CSONTOSI's Untersuchung hatte derselbe der «Corvina» angehört, eine Hypothese, welcher FLORIAN RÓMER entgegengetreten ist.

Einen wichtigen Zweig der unter dem Einflusse dieser Renaissance und unter den Stürmen der Reformation rasch emporblühenden Literatur, die Historiographie, behandelte MICHAEL ZSILINSZKY in einem Vortrage über die Chroniken Székely's und Heltai's. Im Gegensatz mit den natio-

nenalen Chronisten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts bietet das Zeitalter der Reformation eine Anzahl von ungarischen Weltchroniken. Die älteste von diesen ist die von STEFAN SZÉKELY. Sie zeichnet sich durch eine streng protestantische Tendenz aus, wurde aber bald von der HELTAI's verdrängt.

Eine interessante Episode aus der inneren Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts beleuchtete ÁRPÁD KÁROLYI aus den Acten des Wiener Archives. Es ist dies die Erwerbung der Herrschaft Késmárk durch Sebastian Thökölyi, den unadeligen aber gewandten und thatkräftigen Ahnen des Grafen Emerich Thökölyi, des Führers im Freiheitskriege gegen Leopold I. Es galt besonders den Intriguen des königl. Gouverneurs Ruber zu trotzen, der selbst Anspruch erhob auf die schönen Güter Hieronymus Lasky's, besonders auf die Burg in Késmárk.

Für die Geschichte des Zeitalters des dreissigjährigen Krieges von Wichtigkeit sind die Untersuchungen ALEXANDER SZILÁGYI's über den Reichstag von Kaschau 1644 und die auf ihn folgenden Friedensverhandlungen. Wir hoffen auf diesen Vortrag, der besonders über das Verhältniss Georg Rákóczy's I. zu Torstenson viel Neues bietet, demnächst ausführlicher zurückzukommen.

Die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist, wie wir schon hervorgehoben, der Gegenstand besonderer Beachtung. Wir können hier bemerken, dass die Academie, auf Antrag WILHELM FRAKNÓI's beschloss, geeignete und tüchtig vorgebildete Historiker mit der Abfassung von, auf die Geschichte dieses Zeitalters bezüglichen Monographien zu betrauen. Die Geschichte der Regierung Carl's II. (VI.), Josef's II. und Leopold's II., ferner die des Erziehungswesens und der Verwaltungs-Institute im achtzehnten Jahrhundert sind bereits in Aussicht genommen.

Die das achtzehnte Jahrhundert berührenden Vorträge der letzten Monate beziehen sich auf das Schlussviertel des Jahrhunderts. Professor J. H. SCHWICKER las über den *Antheil Ungarns am bairischen Erbfolgekrieg 1778—1779*. Der Verfasser verarbeitet in dieser Studie die jüngst von ADOLF Ritter von ARNETH publicirten Actenstücke und Briefe Maria Theresia's und ihrer Söhne Josef's II. und Leopold's II. Nach einer Darlegung der Entstehungsgeschichte des Krieges und des damit verbundenen diplomatischen Notenwechsels behandelt der Verfasser das Verhalten Ungarns, das in Folge der Constitution dem Verlangen des Hofes langsamer nachkam, als dieser wünschte. Maria Theresia unterliess es daher auch den zur Zeit fälligen Reichstag einzuberufen, sondern lud einige ungarische Grosse nach Wien, um mit ihnen wegen der von Ungarn zu leistenden Kriegs-Subsidien zu berathen. Die Folge übertraf die Erwartungen des Hofes, denn während Josef zur Ergänzung der ungarischen Regimenter nur 8000 Mann verlangt hatte, stellte Ungarn 13,000 Mann.

Graf ANTON SZÉCHEN las über die Memoiren des Grafen *Valentin Eszterházy (1740—1806)*, eines Lieblings der Königin Marie Antoinette. Der Graf, der dem in Frankreich eingebürgerten Zweige der berühmten



ungarischen Familie angehörte, musste sich 1790 auf Wunsch des Hofes mit Lafayette in Verbindung setzen, emigrierte 1791, und nahm von da an allen Schritten der Emigrirten, besonders am Hofe von St. Petersburg, lebhaften Antheil.

Die preussisch-ungarischen Verhältnisse 1789—1790 bildeten den Gegenstand einer Vorlesung von Dr. H. MARCZALI. (Ein ausführliches Resumé findet sich oben S. 28.)

Grosses und gerechtes Aufsehen erregten die Aufsätze WILHELM FRANKÓ'S über die *Verschwörung des Martinovics und seiner Genossen*. Wir lernen ausser dem Führer noch den rauhen, ehrgeizigen Soldaten Laczkovics und den begeisterten edlen Verfechter der Josefinischen Reformen Hajnóczy kennen. In der Abhandlung über die Censurverhältnisse in den Jahren 1792—97 sind besonders die Angaben über die «*Literae ad Imperatorem*» von MARTINOVICS wichtig. Dieselben zeigen die Genialität, den scharfen und weiten politischen Blick, zugleich aber in den Anklagen gegen Josef II. und Leopold II., seine Wohlthäter, die ganze Charakterlosigkeit dieses ausserordentlichen Mannes.

Das Gebiet der Culturgeschichte berührt ARNOLD IPOLYI in seinem, von wahrhaft historischem Geiste durchwehten Vortrag über die *Entwicklung der Industrie in Ungarn*.

B. BLASIUS ORBÁN schildert das im Széklerlande besonders im siebenzehnten Jahrhunderte frisch blühende industrielle Leben und weist darauf hin, wie wünschenswerth, ja in culturhistorischer Beziehung nothwendig es wäre, die Gewerbegeschichte der Székler zum Gegenstande einer eingehenden wissenschaftlichen Darstellung zu machen.

Hierher gehört noch PAUL HUNFALVY'S Studie *Ueber die Geschichtsschreibung der Rumänen*, welche die Werke von HADSEN und SINKAY behandelt und besonders ihre ganz unqualificirbaren nationalen Präntentionen geisselt. SINKAY behauptet z. B., dass die Rumänen an der Donau in gerader Linie von den Ramnes des Romulus herkommen. Die Ergebnisse von HUNFALVY'S Arbeiten werden wir demnächst in einem grösseren Auszuge mittheilen.

Unmittelbar die brennenden Tagesfragen berührte die Denkrede ARNOLD IPOLYI'S über den *Grafen Anton Prokesch-Osten*, welche der Verfasser bisher zur Hälfte vorgetragen hat.

Graf Anton v. Prokesch-Osten war auswärtiges Mitglied der Ungarischen Academie, und ist hiezu wegen seiner Verdienste als Gelehrter überhaupt, insbesondere aber wegen des Dienstes gewählt worden, den er der ungarischen Wissenschaft durch seinen bedeutenden Antheil an der Entdeckung und Rückerwerbung der Ueberreste der Corvin'schen Bibliothek geleistet hat. An diese Thatsache anknüpfend, bei welcher Bischof Ipolyi seinerzeit mit Prokesch in Konstantinopel persönlich in Berührung kam, charakterisirt der Redner den Gefeierten als Gelehrten, als Schriftsteller und als Diplomaten. Er spricht zunächst von dessen biblischen, classischen, egyptologischen und insbesondere numismatischen Studien, von denen besonders seine Arbeiten auf dem letzteren Gebiete zu neuen und wichtigen Resul-

taten von wissenschaftlicher Bedeutung geführt haben. Der Redner geht dann auf die literarische Thätigkeit Prokesch's über, die eine der vielseitigsten war. Seine Werke liegen in nahezu dreissig Bänden vor. Mehrere sind wiederholt aufgelegt worden. Vieles ist im Manuscript zurückgeblieben und wird durch den Sohn des Verewigten herausgegeben werden. Er war beinahe auf sämmtlichen Gebieten der Wissenschaft und Literatur thätig.

Mit so vielseitiger Gelehrsamkeit ausgerüstet, war Prokesch-Osten vom Schlage jener ausgezeichneten Staatsmänner, die vom Ende des vorigen Jahrhunderts an aus den Reihen der grossen Schriftsteller und Reisenden, der Archäologen, Orientalisten und Philologen hervorgegangen sind. Nicht die Schule, nicht die Geburt, sondern das Leben und die Wissenschaft haben ihn auf die diplomatische Laufbahn gebracht, ohne dass er sich für dieselbe besonders vorbereitet hätte. «Nicht er hat die Laufbahn gesucht, die Laufbahn bedurfte seiner.» Es war zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes, als er auf seiner orientalischen Reise mit Ottenfels, dem damaligen Internuntius bei der Pforte, zusammentraf. Er theilte diesem seine Erfahrungen mit, die er in Griechenland gemacht. Der Gesandte, der durch die unfähigen und ungeschickten Consulats-Agenten immer schlecht und mangelhaft informirt worden war, bat ihn um weitere Berichte. Diese erregten seine Aufmerksamkeit so sehr, dass er es für angezeigt hielt, sie Gentz und Metternich zu schicken. Auch Metternich's Aufmerksamkeit fesselten sie dermassen, dass er, wie er an Gentz schrieb, sich entschloss, den historischen Theil dieser Berichte durch die Zeitungen veröffentlichen zu lassen, damit Europa die Wahrheit erkenne. Von da an bewegte sich Prokesch mehrere Jahre hindurch als politischer Agent zwischen den kämpfenden Parteien. Ipolyi führt dies des Weiteren aus und skizzirt dann die übrigen Hauptmomente in der diplomatischen Laurbahn seines Helden.

Nach der erwähnten ersten diplomatischen Mission in die Heimat zurückgekehrt, wurde Prokesch vom Hofe mit Auszeichnung empfangen, und schloss mit dem Herzog von Reichstadt, dem Sohne Napoleon's, den idealen edlen Freundschaftsbund, der sie Beide so schön charakterisirt. In Folge des Ausbruchs der italienischen revolutionären Bewegungen wurde er in die Romagna und in die päpstlichen Delegationen, und nach der im hellenischen Freiheitskampfe eingetretenen Wendung als Gesandtschafts-Vertreter nach Griechenland gesendet, um bei der Begründung der Unabhängigkeit und des Königreiches mitzuwirken. Dann folgte seine Mission zum Vicekönig von Egypten, und schliesslich, nachdem er einige Jahre Präsidial-Gesandter des deutschen Bundes gewesen, seine Wirksamkeit als Internuntius bei der Pforte.

In dem auf diesen letzten Abschnitt im Leben seines Helden bezüglichen Theile seiner Rede sagt Ipolyi über die orientalische Frage: «Dieser Name oder vielmehr dieses fliegende Wort wurde, wie Prokesch in seinen Aufzeichnungen bemerkte, zuerst auf dem Congress in Verona ausgesprochen, während man bis dahin nur von orientalischen Angelegenheiten gesprochen hatte. Seitdem hat sie die Gestalt angenommen, die er sogleich



mit den Worten charakterisirte: Was man orientalische Frage nennt, ist bloß eine Frage zwischen Russland und dem übrigen Europa. Er hatte Recht, und so wie er diese Frage gleich von Anfang an richtig auffasste, so verfolgte er die Entwicklung derselben fortwährend mit grosser Aufmerksamkeit. Er hing mit inniger Theilnahme am Orient und glaubte an dessen Regeneration — wenn auch nicht auf Grund der damals fragmentarisch begonnenen, oder durch die Zwangslage erzwungenen Reformen. Er sah den Dingen auf den Grund. Sein Scharfblick konnte sich nicht vor den grossen Lehren der Geschichte verschliessen. Den Verfall, die schlechte Wirthschaft, die Corruption lernte er nicht bloß oberflächlich, sondern gründlich kennen, er erkannte sie in ihrem Ursprung, in ihrem Wesen als Hinterlassenschaft des Byzantinismus. Sowie das tapfere Heer der Sultane von Ikonium aus seinen Zelten in die Paläste des goldenen Horns übersiedelte, ergriff die Verderbniss dieses gestählte tapfere Volk ebenso, wie sie vorher die heldenmüthigen Hellenen und die weiterobernden Römer an diesem Orte ergriffen hatte, welcher der Sitz der verfallenen Macht und des Reichthums, der Ränke und der tüppigsten Lüste Asiens und Europas, des Orients und des Occidents war. Wie die Griechen und Römer, und nach diesen die Bulgaren und Slaven, so fielen auch die Türken dieser Verderbniss zum Opfer. Sie herrschte da gleichsam als eine ansteckende Krankheit, als eine locale Epidemie. Von den Divans der Padi-schahs und ihrer Vezire, und von ihren verderbten griechischen und armenischen Agenten bis zur letzten slavischen Hütte des Balkans war der Fluch der byzantinischen Corruption allenthalben verbreitet. Die älteren Schriftsteller, wie der weniger slavenfreundliche Fallmerayer, und die neueren, wie der Slavophile Siegfried Kapper, haben die Diagnose des ererbten Uebels erkannt und in ihren Schriften bezeichnet. — Andere haben bereits erkannt, dass auch Russland mit der Religion und dem Absolutismus von Byzanz das Uebel ererbt hat, und dass dieses auch an Russland seine auszehrende Wirkung übt; nur dass es da, zu einem System entwickelt und zur zweiten Natur geworden, im strengen Militarismus und im Absolutismus, im Cäsaropapismus und in der vollständigen Unterdrückung der Freiheit erstarrt, den grossen Körper auch noch in der Krankheit eine Zeit lang zusammenhält. Aber Prokesch hat schon damals weiter blickend prophezeit, dass Russland, sobald es einmal bis Byzanz vordringt und, wie einst Rom, es zum Sitz seiner Herrschaft und Macht wählt, eben so zerfallen werde wie Rom.

«Prokesch war in Constantinopel ebenso an seinem Platz, wie überall, und vielleicht besser als irgend ein Anderer. Er kam gerade zur rechten Zeit an die Stelle Bruck's, der in der kritischsten Zeit, während des Krimkrieges, es für das Wichtigste hielt zu berechnen, wie viel Millionen Profit der Triester Lloyd durch die Störung des türkischen Handelsverkehrs einbüsst; — der die energischere Politik, welche er angekündigt hatte, damit initiirte, dass er die bereits im Einschlummern begriffene traurige Angelegenheit der ungarischen Emigration neuerdings auflärmte, und bei

dem Smyrnaer Fall Kosta's einem amerikanischen Schiffscapitän gegenüber eine vollständige Niederlage erlitt, für die er sich aber nur die zweifelhafte Genugthuung verschaffen konnte, dass ein Pascha abgesetzt oder versetzt wurde. Nach dem grossen orientalischen Kriege bemühte sich Prokesch, die Gemüther wieder zu beschwichtigen und zu beruhigen. Der Sieg der Westmächte bei Sebastopol war nicht nur ein Sieg über Russland, sondern auch über die Pforte, auf welcher die Wucht dieses Sieges schwer lastete. Die Intriguen Russlands feierten keinen Augenblick. An Mentschikoff's und Ignatieff's fehlte es dort niemals. Andererseits war die Pforte einem ganzen Heer mit einander wetteifernder Diplomaten preisgegeben, die es für ihre traditionelle Aufgabe hielten, mehr auf den Tod und das Erbe des kranken Mannes zu lauern, als dessen Zustand zu verbessern. Sie waren mehr Todtenbeschauer, als was sie hätten sein sollen, Aerzte, die darnach streben, die Gesundheit des Patienten herzustellen. Unter so viel Byzantinern war er der einzige Römer.

«Aber die Politik, die er vertrat, strebte nur nach Erhaltung des status quo. Die Politik Oesterreichs hatte, wie seit langer Zeit gewöhnlich, so auch damals, keine neue schöpferische Idee, keine zielbewusste Action. Sie war dahin gelangt, dass sie ewig nur den Eiertanz der Beiseitigung von Conflagrationen aufführte. Der grosse Zweck, welcher der Monarchie dunkel vorschwebte, und welchem gemäss diese, besonders die alte traditionelle Politik Ungarns acceptirend, nach dem Osten hätte gravitiren müssen, trat zwar schon in den Vordergrund, war aber wegen der neuerdings zur Unabhängigkeit gelangten kleinen Staaten nicht leicht zu realisiren. Als wir dazu noch in der Lage waren, wussten wir unsern Einfluss nicht geltend zu machen, und jetzt waren wir nicht im Stande, es zu thun. Der türkische Orient hätte unsern Einfluss suchen und anstreben müssen. Er kannte uns aber nicht und konnte uns nicht in Rechnung ziehen. Als er uns endlich erkannte, unsere Stimme hörte, unsere Sympathie vernahm, war es schon zu spät. Vorläufig und vielleicht für immer die einzige Frucht dieser Berührung war die Rückerwerbung der Corvina. Doch davon ein anderes Mal.

«Indem jedoch damals die Pforte am wenigsten von Oesterreich zu befürchten hatte und dieses auf sie die geringste Pression ausübte, fand Prokesch bei ihr die rückhaltloseste Aufnahme. Keines Menschen Rath wurde lieber gehört, bereitwilliger angenommen, als der seinige. Seine wohlwollende, hilfreiche Persönlichkeit machte Prokesch bei der Pforte zur persona gratissima. Hinter seinem Rücken arbeiteten die Ränke der Russen und der westlichen Grossmächte, aber sein Rath war wichtig und oft auch entscheidend. Dies war die Ursache, dass wir in unserer Mission (in Angelegenheit der Corvina) und deren Erfolg seinem Einflusse viel, ja noch mehr zu verdanken hatten, als wir selbst davon wahrnahmen, dass wir mehr erreichten, als wir gehofft hatten; und schliesslich haben wir vielleicht dadurch das Ziel erreicht: die Rückerwerbung der Ueberreste von der Bibliothek des Königs Matthias.»



Ueber diesen Gegenstand wird IPOLYI demnächst einen besonderen Vortrag halten.

Von allgemeinem staatswissenschaftlichen Interesse sind die Vorlesungen von Professor Jul. Kautz und von Leo Beöthy. Beide theilten nur Bruchstücke aus grösseren Werken mit. Kautz las über die *Geldeinheit und die Weltmünze*, schilderte mit grossem wissenschaftlichen Apparate die auf Herstellung einer allgemein giltigen Währung zielenden Theorien seit Thomas von Aquino, sowie die practischen Versuche, besonders die lateinische Münzconvention.

Der Vortrag Beöthy's behandelt *die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft*, besonders auf den beiden Stufen, auf welchen sich zuerst eine führende Individualität entwickelt, und wo zuerst die auf Leitung eines Ganzen zielenden Institute erscheinen.

Die *geographische Gesellschaft*, unter der Leitung von Professor Joh. Hunfalvy und Professor Hermann Vámbéry, setzt sich das Erwecken und Nähren des geographischen Interesses zum Zweck. Sie bemüht sich das Land selbst besser zu erforschen, besonders aber den Verkehr mit dem durch den Fortschritt der Wissenschaft neugebotenen Stoffe zu vermitteln. Die Jahresberichte der Präsidenten über die Fortschritte der Wissenschaft sind Muster klarer und inhaltsvoller Resumés. Die Vorlesungen MAURUS DÉCHY's über seine Besteigung des Mont-Blanc und des Monte Rosa bieten werthvolle Beiträge zur Kenntniss der Hochalpen.

### III. NATURWISSENSCHAFTEN.

Bericht von Dr. I. FRÖHLICH.

Diejenigen unserer Leser, welchen der im ersten Jahrgange dieser «Berichte» erschienene Artikel C. Szily's: «Unsere Thätigkeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften» bekannt ist, wissen, dass die Pflege und Förderung der Naturwissenschaften und der Mathematik in unserem Vaterlande hauptsächlich von der III. Classe der ungarischen Akademie der Wissenschaften, von der ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, und der ungarischen Geologischen Gesellschaft angestrebt wird. In demselben Sinne, jedoch mit geringeren Mitteln und im engeren Rahmen wirkt der südungarische Naturwissenschaftliche Verein in Temesvár, der Klausenburger Verein der Aerzte und Naturforscher und theilweise der ungarische Karpathenverein, endlich auch der Budapester Zweigverein des letzteren und der geologische Zweigverein in Schemnitz.

Die Mehrheit der ungarischen Naturforscher beschäftigt sich mit beschreibender Naturwissenschaft; dabei wird sowohl von Seite der Corporationen als auch der einzelnen Gelehrten besonders die Erforschung der vaterländischen Fauna und Flora, der Mineralogie, Geologie und der me-

teorologischen Verhältnisse Ungarns gefördert; daher sind auch die ungarischen literarischen Erzeugnisse in dieser Beziehung weit zahlreicher als literarische Producte in den übrigen Zweigen der Naturwissenschaft.

In jeder der oben erwähnten Gesellschaften finden zu bestimmten Zeiten Fachsitzungen statt, in welchen die Mitglieder, oder auch Fremde, Vorträge oder Anzeigen über neue Forschungen oder deren Resultate halten, welche dann in den Organen dieser Vereine im Auszuge oder vollständig mitgetheilt werden. Doch giebt es ausser diesen Vereinsorganen noch einige Fachblätter, deren wir am Schlusse dieses Berichtes gedenken wollen.

In Folgendem wollen wir nun die während des verflossenen Quartals in den Vereinen gehaltenen Vorträge, ferner die neuerschienenen vaterländischen literarischen Producte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften in sachlich gruppierter, leicht übersichtlicher Darstellung zur Anzeige bringen; wir werden uns jedoch nicht genau an das erwähnte Zeitintervall binden, sondern eventuell auch Anachronismen begehen, wenn wir voraussetzen können, dass die berührten Gegenstände dem auswärtigen Leser nicht bekannt sein dürften.

Wir beginnen unsere Rundschau mit Arbeiten und Vorträgen aus dem Gebiete der *Zoologie*. Hier nehmen zwei, auf Veranlassung und im Auftrage der ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft entstandene und im Verlage derselben erschienene Monographien unstreitig den ersten Platz ein. Es sind dies erstens: *«Ungarns Spinnen-Fauna»* von OTTO HERMANN (Band II. Das System, mit ungarischem und deutschem Texte). Dieser Band enthält eine allgemeine und eine specielle Einleitung; letztere erläutert die Systeme Clerck's, Thorell's und Simon's und zeigt deren Anwendung auf Ungarn. Sodann gibt der Verfasser die Genera der Spinnen Ungarns in systematischer Reihenfolge und zwar in Unterordnungen, Familien und Unterfamilien, Genus und Species. (Die Anzahl der Genera ist 82.) Hieran schliesst sich der Versuch einer übersichtlichen Darstellung der Spinnenthätigkeit nach ihren Hilfsmitteln und Bedingungen (biologisches System). Die fachliche Arbeit des Verfassers ist klar und systematisch und dürfte in fachwissenschaftlichen Kreisen günstig aufgenommen werden. Der descriptive Theil (Band III) wird im Laufe dieses Jahres erscheinen und das verdienstliche Werk zum Abschlusse bringen.

Die zweite Monographie ist: *Die in Ungarn beobachteten Rotatorien* von Dr. S. BARTSCH, mit vier Steindruck-Tafeln, in ungarischem Text. Die Arbeit zerfällt in zwei Theile; der erste allgemeine Theil giebt nach einer einleitenden historischen und literarischen Orientirung die genaue Beschreibung des ganzen Körpers und der einzelnen Organe der Rotatorien; darauf folgt die Gruppierung und Eintheilung der beobachteten Rotatorien in das System. Der specielle Theil enthält die Beschreibung der einzelnen (zusammen 39) Genera, welche in sechs Familien geordnet sind. Am Schlusse giebt der Verfasser die Beschreibung der von ihm zuerst bestimmten sechs Species.

Professor PASZLAWSZKY hielt in der Fachsitzung der Naturwissenschaft-



lichen Gesellschaft am 20. Februar l. J. einen kurzen Vortrag über einen ungewöhnlich grossen eiförmigen *Hülsenwurm*, der in der Leber eines kürzlich im Ofner Militärspital verstorbenen 21jährigen Menschen (aus Cservenska, Bács) gefunden wurde. Die grössere Peripherie des Eies betrug 35, die kleinere 27 Centimeter. — In der Leber desselben Kranken ist auch ein kleineres, hühnereigrosses Exemplar des Hülsenwurmes gefunden worden. — Nach der makro- und mikroskopischen Bestimmung entsprechen diese Exemplare dem «*Echinococcus hominis*». — Derselbe Verfasser hielt auch im Saale des chemischen Landes-Institutes einen populär-wissenschaftlichen Vortrags-Cyclus «*über die Verwandtschaft der Thiere*».

Indem wir uns zur *Botanik* wenden, begegnen wir auch hier einer Monographie der ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft: «*Chemische und pflanzen-physiologische Untersuchung der charakteristischen Tabaksorten Ungarns*», von TH. KOSSUTÁNYI. Erster Theil. Mit ungarischem Text. Der Verfasser untersuchte 150 verschiedene ungarische Tabaksorten, war jedoch im Laufe der Untersuchung genöthigt, von seiner beabsichtigten Beobachtungs-Methode abzugehen, da der Tabak, sobald er abgelesen, sich in einer fortwährenden, wenn auch sehr langsamen Gährung befindet. Daher enthält dieser erste Theil die Resultate der Bestimmung des Amniak-, Nicotin-, Salpetersäure-Gehaltes, und der Untersuchung der gewonnenen rohen Asche, dann die daraus folgenden Schlüsse. Ferner wurde der Einfluss der Bodenbeschaffenheit, der Art des Bebauens, der Gährung auf die Güte und Geniessbarkeit des Tabaks untersucht. Der zweite Theil wird die vom Stadium der Gährung unabhängigen Bestandtheile, also besonders die Asche, analytisch untersuchen. — Derselbe Verfasser sandte der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft noch eine zweite Arbeit über denselben Gegenstand ein, welche in der Fachsitzung dieser Gesellschaft am 17. October v. J. unter dem Titel: «*Der gegenwärtige Stand und die Zukunft des ungarischen Tabakes*» vorgelesen wurde und im Organ der Gesellschaft erschienen ist. Der Verfasser hebt besonders den jetzigen Verfall des ungarischen Tabakes im Gegensatze zu seiner früheren Güte und Beliebtheit hervor; er ist der Ansicht, dass die unzweckmässige Bebauung, die unrichtige Behandlung und die Unerfahrenheit der bei der Manipulation Betheiligten wesentliche Ursachen dieses Rückganges seien.

In derselben Sitzung machte V. BORBÁS kurze floristische Mittheilungen, insbesondere über die *Flora des Pester Comitates*. — Im Verlaufe einer Untersuchung der Flora Südungarns berührte Borbás auch das Pester Comitatus in einzelnen Excursionen, und gelangte dabei in den Besitz einiger noch nicht mitgetheilten Pflanzengattungen dieses Comitatus, welche auch in anderen vaterländischen Gegenden nicht häufig sind, und daher zur charakteristischen Flora des Pester Comitatus und der Hauptstadt gerechnet werden können. Verfasser giebt nun die Specification solcher Daten, welche er in seinen, von Seite der Akademie herausgegebenen Publicationen noch nicht erwähnt hatte.

In den Bestrebungen auf dem Gebiete der *Mineralogie und Geologie*

begegnen sich mehrere ungarische Gesellschaften und entfalten im Vereine mit der k. ungarischen Geologischen Anstalt eine rege und erspriessliche Thätigkeit.

Auch hier finden wir eine von der ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft veranlasste Monographie: «*Die Eisensteine und Eisenhütten-Erzeugnisse Ungarns*», mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten chemischen und physikalischen Eigenschaften des Eisens, von Ritter A. v. KERPELY, mit drei Tabellen, vier Steindrucktafeln und elf Holzschnitten. Ungarischer Text. Von der in zwei grosse Abschnitte zerfallenden Arbeit umfasst der erste die Zusammensetzung der Eisensteine und sonstigen Schmelzmaterialien, so wie die aus diesen Ergebnissen gezogenen Schlüsse und Rathschläge. Der zweite Abschnitt bezieht sich auf die chemische Untersuchung der Hüttenerzeugnisse, mit besonderer Berücksichtigung der Festigkeit der einzelnen Eisensorten und der Beziehungen zwischen Festigkeit und chemischer Beschaffenheit derselben; endlich wieder Schlüsse und Rathschläge und einige Beobachtungen über die Texturverhältnisse des Eisens. — Für deutsche Leser dürfte es von Interesse sein, wenn wir hinzufügen, dass vor Kurzem die vom Verfasser veranstaltete deutsche Uebersetzung dieser Arbeit bei Lehmann & Wentzel in Wien erschienen ist.

In einer Akademiesitzung am 22. Januar l. J. wurde eine Abhandlung des Klausenburger Professors Dr. A. KOCH verlesen: «*Der Aranyhegy bei Tordos und seine Mineral-Einschlüsse*». Der Aranyhegy besteht aus verwittertem Trachyt und hat als Einschlüsse Glimmer, Augit, Amphibol und Granaten. Ausserdem besitzt er als Ausscheidung zwei Mineralarten, die durch den Verfasser als neue erkannt wurden. Die eine bildet dunkle glänzende Tafeln, die an Brookit erinnern, aber andere Dimensionen besitzen. Dieser Umstand, verbunden damit, dass das Mineral aus Titan und Eisen besteht, trennt es von jenem; es wurde von dem Verfasser Pseudobrookit genannt. Das zweite Mineral ist ein Silikat, welches dem Augit nahe steht, aber durch die Form sich unterscheidet. Es steht auch dem Babingtonit nahe, ohne mit demselben übereinzustimmen. Professor Koch nannte dieses zu Ehren seines gewesenen Lehrers Professor Szabó, Szaboit.

Vorträge über *petrographisch-geologische Studien aus der Schemnitzer Gegend*, nach einem grösstentheils von ihm selbst gesammelten Materiale, mit Berücksichtigung der geologischen Verhältnisse, hielt Professor SZABÓ in zwei Sitzungen der Geologischen Gesellschaft. Um den schwierigen Gegenstand sicher zu begründen, ging der Verfasser von Durchbrüchen aus, namentlich constatirte er a) dass der Basalt von Giesshübel und vom Calvarienberg durch einen Biotitquarz-Trachyt bricht, mithin jünger als dieser ist; b) am Berg Szitna constatirte er den Durchbruch von Augit-Trachyt durch den Biotitquarz-Trachyt, mithin ist dieser älter als der Augit-Trachyt. An der Grenze, wo diese zwei Typen bei der Eruption sich berührten, fand er Tridymite ausgebildet. c) Die Spalte des Schemnitzer Thales, in welcher die Stadt liegt, ist durch die Eruption von Augit-Trachyt



gebildet, der in der Tiefe ansteht und beiderseits den älteren Biotitquarz-Trachyt gehoben hat.

Nun wendet sich Vortragender zur Besprechung der Rhyolithfe. Angefangen von dem Glashüttner Thale geht er in das Hliniker und von da in das Eisenbacher Thal. Sodann wendet er sich nördlich von Heiligenkreuz an der Eisenbahn gegen Kremnitz, wo die Einschnitte gute neue Aufschlüsse bieten. Seine Ergebnisse sind, dass der Rhyolith das älteste Glied der Trachytfamilie sei, welches während der späteren Trachyt-Aufbrüche vulkanische Modificationen erlitten hat. — Ferner behandelte er die Umstände der Trachytbildung aus einem sogenannten Kalksteine. Dieses Gestein sieht wie ein verkieselter Kalkstein aus, geht aber, in der Natur beobachtet, successive in einen Trachyt über, so dass einige der trachytischen Minerale schon in dem Kalkstein zu finden sind. Der Vortrag wurde mit Dünnschliffen und Gestein-Exemplaren illustriert. Gudd, ein englischer Geolog, besuchte vor drei Jahren Schemnitz und sprach sich für das Metamorphosiren der Triasgebilde in crystallinische Gesteine aus. Der Vortragende hat die Richtigkeit dieser Ansicht nun auch petrographisch constatirt.

In der ersten der erwähnten Sitzungen theilte Dr. TH. POSEVITZ, Volontair an der k. ungarischen Geologischen Anstalt, seine Beobachtungen über einen *quaternären See bei Igló* (in der Zips) mit. Nach Vorausschickung der orographischen und hydrographischen Verhältnisse weist der Vortragende darauf hin, dass in dieser Gegend in der Diluvial-Periode ein grosser See gewesen sei. Beweise hierfür seien die zahlreichen Geschiebe daselbst und die ebene Gestalt des ganzen Thales. Er erklärt die Entstehung dieses Thales aus der Natur des Gesteins und erörtert schliesslich, wie das Alter desselben bestimmt werden könnte.

In derselben Sitzung zeigte und erläuterte der k. ungarische Geolog v. ROTH eine neue *Cardiumart* aus den Congerien-Schichten. Der Fundort, woher diese, vom Vortragenden *Cardium cristagalli* genannte, neue Art stammt, befindet sich bei Ó-Kurd (Tolnaer Comitát), daher von der Fünfkirchner Gebirgs-Insel etwas weiter hinaus nach Norden zu gelegen, wo die älteren Neogenschichten, die dieses Inselgebirge umranden, bereits unter der Decke jüngerer Bildungen verschwunden sind. Diese neue Art, welche bei Kurd in glimmerigem Sand nicht selten ist, und zwar mit wohlerhaltener Schale, brachte H. Böckh, vorherrschend in Steinkernen, von mehreren Fundorten, die rings um das Fünfkirchner Gebirg herum am Rande desselben liegen. Interessant ist die Schalenverzierung dieser Art, welche in hohen, hahnenkammähnlichen Lamellen besteht, ähnlich denen, wie sie das rezente *Cardium constatum*, das gegenwärtig an den Westküsten Afrika's lebt, besitzt. So wäre die Anzahl der aus diesen Schichten bekannten Cardien abermals um eine neue Art bereichert.

*Beiträge zur fossilen Flora des Mecsekgebirges* (Baranyaer Comitát) lieferte M. STAUB in der Sitzung der Geologischen Gesellschaft am 6. Februar l. J. Der Vortragende erinnert an Professor Julius Kovács, welcher

der Erste in Ungarn war, der ein phytopaläontologisches Werk schrieb. Derselbe wurde 1850 von der Geologischen Gesellschaft zur Untersuchung der Hegyalja entsendet, und stiess dort auf einen reichen Fund fossiler Flora. Seine Arbeit hierüber erschien erst 1856 im ersten Heft des Organs der Geologischen Gesellschaft. Seitdem haben nur Ausländer die ungarische fossile Flora studirt, und jetzt ist Vortragender wieder der erste Ungar, der mit einer Arbeit auf diesem Felde hervortritt. — Nach einer kurzen Geschichte seiner betreffenden Studie auf seinen Gegenstand übergehend, sagt er, das Material, welches er den Geologen Bökh, Hofmann und Roth verdanke, habe 36 Arten geliefert, deren wohlerhaltener Zustand die Bestimmung möglich machte. Diese 36 Arten entfallen auf 23 Ordnungen, worunter die der Schmetterlingsblüthler am meisten vertreten ist. Der Vortragende bespricht die 36 Arten, unter denen sich vier neue befinden, und giebt eine Vergleichung ihrer Verbreitung in den übrigen schon bekannten Tertiärfloren. Zum Schlusse versucht er aus der Vergleichung der climatischen Bedingungen ihrer analogen lebenden Arten das tertiäre Landschaftsbild des heutigen Mecsekgebirges auszuführen.

*Eine geologische Skizze der Hohen Tatra* war das Thema einer Vorlesung, welche der k. ungarische Geolog J. v. MATTYASOVSKY in der am 12. Februar l. J. abgehaltenen Sitzung der Budapester Section des ungarischen Karpathenvereines vortrug. In anziehender und klarer Darstellung skizzirte der Vortragende in populär-wissenschaftlichem Stile die Geologie der Hohen Tatra, wozu er der Aufforderung der Budapester Section um so bereitwilliger folgte, als die neuesten Ergebnisse der geologischen Durchforschung dieses Hochgebirges — welches ganz geeignet ist, dem blasirtesten englischen und deutschen Alpen-Touristen neue Reize zu bieten — noch nicht zur ausführlichen Veröffentlichung gelangt sind. Diesem Umstande sei auch das Mangelhafte jener touristischen Broschüren und Aufsätze, welche sich besonders in letzterer Zeit erfreulich vermehren, zuzuschreiben, dass der geologische Theil derselben unbedeutend, ja zumeist nur eine Wiederholung ganz irriger und veralteter Beobachtungen ist, denen entgegenzutreten die Pflicht eines jeden Fachmannes sei. Vortragender bespricht zunächst behufs leichteren Verständnisses in grossen Zügen die Entstehungstheorie des Erdballs, dann die Entstehungsarten der Gebirge im Allgemeinen und geht dann über zur geologischen Skizzirung der «hohen Tatra». Er illustriert seinen Vortrag durch drei Zeichnungen, und zwar durch die südliche Ansicht der «Hohen Tatra», eine geologische Karte dieses Gebietes, welche Vortragender nach den Aufnahmen der k. k. geologischen Anstalt in Wien auf die vom ungarischen Karpathenvereine publicirte Karte übertrug. Die dritte Zeichnung giebt einen deutlichen Durchschnitt der «hohen Tatra» von Süd nach Nord, der das grosse und kleine Kohlbach-Thal durchquerend über die Lomnitzer Spitze bis nach Zsdjár reicht. Diesen interessanten Durchschnitt fertigte Vortragender ebenfalls nach lehrreichen Skizzen des Wiener Geologen Dr. Guido Stache an. Auf der geologischen Karte der Hohen Tatra finden wir 25 Formationsglieder vertreten. Den



Hauptstock bildet Granit, der stellenweise auch Gneiss einschliesst und der für eine jüngere Bildung zu halten ist, als derjenige Gneiss, der den Granit im südwestlichen Gebiete mantelförmig umgiebt. Hierauf folgen, das Gebirg bandförmig umsäumend, die Sediment-Gebilde der Dyas, Trias, des Lias, Jura, der Kreide, des Tertiär und Diluviums. — Ausführlicher bespricht Vortragender die in die Diluvial-Periode fallende Gletscherzeit der Hohen Tátra. Die vielfach bezweifelte Existenz einstiger Gletscher im Tátra-Gebirge hält Vortragender für erwiesen und weist, Vergleiche ziehend mit den hinterlassenen Spuren der zurückgetretenen Gletscher der Alpen, in der Hohen Tátra mehrfache untrügliche Gletscherspuren nach. — Als Beispiel einer Seiten-Moraine führt Vortragender die terrassenförmigen Schuttmassen im Felkaer Thale an, welche an beiden Thalgehängen regelmässig vom einstigen Tátra-Gletscher abgelagert wurden; die südliche Umrandung des Csorbaer Sees hingegen bezeichnet Vortragender als eine End-Moraine.

Im Zusammenhange mit diesen Bestrebungen erwähnen wir noch, dass Herr A. v. SEMSEY der k. ungar. Naturwissenschaftlichen Gesellschaft die Summe von 1200 Gulden mit der Bestimmung gespendet hat, *es solle irgend ein wichtigerer, bisher wenig oder gar nicht studirter Gebirgsbezirk unseres Vaterlandes in geologischer und petrographischer Beziehung, mit besonderer Berücksichtigung der Bergbau-Verhältnisse, untersucht werden.* Die Generalversammlung der Gesellschaft (am 15. Januar l. J.) beschloss darüber einen offenen Concours auszuschreiben, was bereits geschehen ist.

In der Academie-Sitzung am 18. Februar l. J. legte Professor JENDRASSIK unter dem Titel: *«Arbeiten aus dem physiologischen Institute der Budapester Universität»* drei Untersuchungen auf dem Felde der Physiologie vor. In der ersten erforscht Jendrassik die Ursachen der Strömungen, welche unter dem Einflusse des constanten electrischen Stromes in den quergestreiften Muskeln entstehen. Die an ganzen oder an grösseren Faserbündeln von parallelgefaserten Muskeln mit freiem Auge wahrnehmbaren, als Pörrer'sches Phänomen bekannten Strömungs-Erscheinungen lassen sich auf Gestalt- und Lageänderungen zurückführen, welche die im Muskel eingeschlossenen, mit Blut und Lymphe erfüllten Gefässe in Folge der in ihnen unter dem Einflusse des constanten Stromes entstehenden endosmotischen Strömungen erleiden, wobei die Muskelfasern selbst durch ihr passives Nachgeben auf lokale Verschiebungen dazu beitragen können, dass jenes Phänomen in auffälliger Weise wahrnehmbar wird. Die im Innern der Muskelfaser selbst bei grosser Stromdichte auftretenden Strömungen mit den sie begleitenden Veränderungen in der Querstreifung sind aber zunächst bedingt durch die an den Polen ausgeschiedenen electrolytischen Producte, unter deren Einflusse die wechselseitige Einstellung und Gruppierung der festeren Fleischtheilchen sich eben so abändert, wie bei Einwirkung bestimmter chemischer Substanzen oder auch beim Auftreten einer freien Säure bei der Erwärmung des Muskels auf 40 Grad Celsius und bei der Muskelstarre. Indem aber so die den Polen zunächststehenden Schichten in eine neue Stellung sich zusammenschieben, wird nach der Längsrich-

tung des Muskelrohres das bis dahin bestandene Gleichgewicht zwischen den übrigen Schichten gestört, die nun dem von sämtlichen Nachbartheilen auf sie einwirkenden Seitendrucke nachgebend, in Strömung gerathen.

Dasselbe Beobachtungsobject behandelt die Arbeit Dr. C. MEZEY's: *«Beiträge zur Histologie der quergestreiften Muskelfaser.»* Sowohl die an todtten Muskeln ausgeführten Untersuchungen, als auch das Verhalten der noch lebenden Faser unter dem Einflusse eines constanten Stromes ergaben, dass die Annahme von irgendwelchen membranösen Zwischenschichten innerhalb des Sarcocolemma, die mit letzterem in bleibendem Zusammenhange ständen, durchaus irrig sei, da der Faser-Inhalt mehr aus festeren Theilen besteht, die in einem flüssigeren Medium beweglich, wechselseitig auf einander einzuwirken und sich so nach Verschiedenheit der sie betreffenden Einflüsse in verschiedener Weise zu ordnen vermögen.

Die dritte Untersuchung: *«Ueber die Diathermansie der Augenmedien»* von Professor F. KLUG bestimmt die Wärme-Absorption dieser Medien in Bezug auf die Sonnenwärme und künstlicher, von einem erhitzten dunkeln Blechcylinder ausgehender Wärme, und constatirt deren bedeutende Absorptionsfähigkeit. Die Arbeit bestimmt in ihren Details die genauen Werthe der Absorptionsfähigkeit der Hornhaut, der Augenlinse und des Glaskörpers.

Zum Schluss erwähnen wir hier noch die ungarische Uebersetzung von EDUARD SMITH's Werk: *«Ueber Nahrungsmittel»*, welche im Auftrage der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft und in deren populär-wissenschaftlichem Verlage erschien.

In Bezug auf die Arbeiten über *Chemie* erwähnen wir an erster Stelle die von der ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in ihrer diesjährigen Generalversammlung preisgekrönte Arbeit von Professor FODOR: *«Untersuchung der Bodenluft»*, welche in hygienischer Beziehung besonders wichtig ist. Diese Monographie wird im Verlage der Gesellschaft erscheinen, worauf wir dieselbe ausführlicher besprechen werden.

Die *Analyse der Stubnoer Wässer* hat Professor NENDTICH bereits vor acht Jahren gemacht, doch theilte er die Resultate seiner Beobachtungen erst am 18. Februar l. J. in einer Akademie-Sitzung mit. Er beschreibt die schöne Lage des noch primitiven Badeortes Stubno, der nur aus der Umgegend frequentirt wird, obgleich das Bad mit Teplitz, Trenčín u. A. wetteifern könnte. Wir beschränken uns auf die in diesem letzteren Umstande enthaltene Charakteristik der Stubnoer Thermen, und erwähnen nur noch, dass die Analyse sich auf drei dortige Quellen bezieht, die sich nur wenig von einander unterscheiden.

In der nächsten Sitzung dieser Corporation legte Professor THAN die *Analyse der Margitquelle von Luhi*, ausgeführt durch Dr. ILOSVAY, vor. Nach derselben gehört diese Quelle zu den alkalischen Sauerlingen. Ihr Hauptbestandtheil ist kohlensaures Natrium und Kohlensäure mit einer sehr geringen Quantität von Erdalkalien und Chloriden. Dieses Wasser



hält die Mitte zwischen dem Biliner und Giesshübler, enthält jedoch viel weniger freie Kohlensäure.

Ueber einen Gegenstand von allgemeinem Interesse sprach Professor WARTHA in der Fachsitzung der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 19. December v. J., als er die *Kohlenoxyd-Frage bei eisernen Oefen* behandelte. Er hob hervor, dass sowohl unter dem gebildeten Publikum, als auch hie und da selbst in wissenschaftlichen Kreisen die Ansicht verbreitet sei, dass durch die Wände eiserner Oefen das Kohlenoxyd in einer die Gesundheit gefährdenden Menge ausströme. Er beweist im Verlaufe des Vortrages auf Grund von Untersuchungen anerkannter Autoritäten, dass die Furcht vor dem Kohlenoxyd unbegründet und jene Ansicht irrig sei.

Ebenfalls von nicht geringer Wichtigkeit ist die Untersuchung, welche W. PILLITZ angestellt, und deren Auszug derselbe unter dem Titel: *Ueber condensirten Most* in der Fachsitzung der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 21. November v. J. und in deren Organ mittheilte. Es gelang Pillitz eine Methode zu finden (siehe auch: Zeitschrift für analytische Chemie, 1876), mittelst welcher der Most so sehr condensirt wird, dass sein fast fester Extract nur ein Sechstel des früheren Volumens und ein Viertel des früheren Gewichtes besitzt. Dieser Extract löst sich in warmem Wasser und hat dann alle Eigenschaften seines früheren Zustandes. Durch Hinzufügung von in Gährung versetzten Gährungsstoffen lässt er sich zur Weinbereitung benützen, und der auf diese Weise bereitete Wein unterscheidet sich gar nicht von dem aus frischem Most gewonnenen Wein. Der condensirte Most hat dabei den grossen Vortheil, dass er sich sehr lange aufbewahren lässt und leicht transportirt werden kann.

Den Bericht über die Thätigkeit in der *Physik und Meteorologie* beginnen wir mit den *Inclinations-Bestimmungen in Budapest und im südöstlichen Theile Ungarns* vom Director der k. ungarischen meteorologischen Centralanstalt, Dr. GUIDO SCHENZL.

Der Inhalt dieses Vortrages ist im Wesentlichen folgender:

Bei der Erforschung der magnetischen Verhältnisse unserer Erde handelt es sich bekanntlich nicht bloß darum, die absoluten Werthe der Bestimmungs-Stücke dieser Kraft für eine bestimmte Epoche mit möglichster Schärfe angeben zu können, sondern auch um die Ermittlung der täglichen, jährlichen und seculären Aenderungen, denen der Erdmagnetismus unterworfen ist. In beiden Hinsichten ist die Einführung des Weber'schen Erd-Inductors zur Bestimmung der magnetischen Inclination als ein wesentlicher Fortschritt für den practischen Magnetologen zu bezeichnen.

Vortragender bespricht zunächst die ihm bekannten älteren Messungen vom Jahre 1848 und 1857 von Fritsch und Dr. Kreil, welche aber von einander so sehr abweichen, dass daraus weder der absolute Werth für eine der genannten Epochen, noch eine seither vorgegangene Aenderung der Inclination mit einiger Sicherheit erkannt werden kann. Der Grund liegt theils in den verschiedenen Aufstellungsorten (Sternwarte am Blocksberge und Rosenhügel), theils in den verschiedenen Messungs-Methoden.

Auch die Messungen, welche der Verfasser in den Jahren 1863 bis 1872 mit einem Nadel-Inclinatorium angestellt hat, zeigen nicht den gewünschten Grad der Uebereinstimmung, um darauf weitere Schlüsse bauen zu können. Anfangs Juni 1873 wurde an der k. ungarischen meteorologischen Centralanstalt ein Erd-Inductor nach W. E. Weber aufgestellt, dessen Leistungen während der fünf Jahre 1873—1877 dazu dienen können, um wenigstens vorläufig einige, die magnetische Neigung betreffende Fragen beantworten zu können.

Die erste betrifft den absoluten Werth der Inclination für eine bestimmte Epoche. Aus 12 Bestimmungen im zweiten Semester des abgelaufenen Jahres ergab sich hierfür  $62^{\circ} 33' 4$ .

Die zweite Frage betrifft die sogenannten secularen Aenderungen. Die Vergleichung der Beobachtungen vom Jahre 1877 mit jenen von 1873 ergibt eine Totalabnahme von  $6' 8$ , somit eine jährliche Abnahme von  $1' 7$ . Aus den Beobachtungen von Prag, Wien, München ergibt sich ferner mit grosser Sicherheit, dass die jährliche Abnahme für die Epoche 1850 . . .  $2\cdot3$  Minuten betragen habe, demnach in Mittel-Europa immer kleiner wird, eine Thatsache, die schon von Hansteen und Weber erkannt wurde und in neuester Zeit von Smirnow hervorgehoben wird. Daraus lässt sich weiter schliessen, dass beiläufig in 67 Jahren die Abnahme ganz aufhören und die Inclination ihren kleinsten Werth mit  $61^{\circ} 37'$  erreichen wird, um dann wahrscheinlich wieder zuzunehmen.

Ferner ist uns ein Mittel an die Hand gegeben, um die mittleren Werthe der Inclination für die Periode 1848—1877 mit viel grösserer Genauigkeit zu bestimmen, als dies durch Beobachtungen mit dem Nadel-Inclinatorium möglich war. Die Durchführung zeigt, dass die Bestimmung von Fritsch 1848 um  $11\frac{1}{2}$  Minuten zu klein, jene von Kreil 1857 um 12 Minuten zu gross gewesen sei.

Ferner bieten die Beobachtungen mit dem Erd-Inductor ein Mittel, um die Constanten des Lamont'schen Reise-Apparates zur Inclinations-Bestimmung mit viel grösserer Schärfe zu bestimmen, als bisher möglich war.

Es wurden nun auch diese Constanten für die Jahre 1864—1876 neu berechnet und mit diesen die Inclinations-Werthe für 25 Stationen im südöstlichen Ungarn gefunden, welche in einer Tabelle zusammengestellt und durch eine Karte, welche die Linien gleicher Inclinationen enthält, anschaulich gemacht wird.

Schliesslich erwähnt Vortragender eine Inclinations-Bestimmung zu Nagybánya in einem Schachte von 64 Klafter Tiefe, aus welcher hervorzugehen scheint, dass die Neigung der Magnethadel unter der Erde kleiner wird, während die horizontale Kraft grösser wird. Aehnliches hat Carl Kreil in Wieliczka gefunden.

In derselben Sitzung bespricht C. GALGÓCZY die *wahrscheinlichen Ursachen der Trockenheit des Alföld* (ungarisches Tiefland). Im Eingange seines Vortrages weist Verfasser darauf hin, dass die Trockenheit des



Clima's in Ungarn, insbesondere aber im Alföld seit neuerer Zeit zugenommen habe. Die Hauptursache hiervon sieht die öffentliche Meinung in der Trockenlegung der Sümpfe und besonders in der Regulirung der Theiss. Vortragender führt gegen diese Annahme verschiedene Gründe an, und findet seinerseits den Hauptgrund der erwähnten Erscheinung in der Abholzung der Wälder auf den Gebirgen. Die Trockenheit nimmt im Alföld zu, weil auch in den Gebirgen grössere Trockenheit herrscht, namentlich in dem Theile der Karpathen, der die Alfölder Ebene deckt. Dazu kommt, dass die Gebirgslinie, die das Alföld von der sarmatischen Ebene trennt, sehr schmal und die Umgebung desselben die waldloseste der ganzen Karpathengegend ist. Längs dieser Linie dehnen sich Gebiete aus, die grosse Steinfelder und Felsenmassen zeigen. Auf Grund der vom k. ungarischen meteorologischen Institut gesammelten Daten ist nachgewiesen worden, dass die im untern Theile des Alföld vorwiegend herrschenden Südwinde viel Regen über diesen kahlen Bergsattel auf die sarmatische Ebene hinübertreiben, während die im obern Theile herrschenden Nordwinde wenig Regen bringen und vielmehr von austrocknender Wirkung sind. — Im Weiteren wird auch die Bodenwirthschaft des Alföld als eine Ursache der Trockenheit dargestellt. Auf Grund statistischer Daten ist nachgewiesen, dass von den circa 11.000,000 Joch das Alföld 5.300,000 Joch Aecker, 2.500,000 Joch Weide, 1.400,000 Joch Wiesen und nur 600,000 Joch, also blos 5 Percent, Wald sind. Die Aecker stehen ein Drittel des Jahres hindurch als trockene Stoppelfelder da, und die Weide vermag nur wenig vom Regen in sich aufzunehmen. Als Heilmittel empfiehlt Verfasser die Bewaldung des oben hervorgehobenen Gebirgstheiles und der Nyir und eine entsprechende Aenderung der Bodenwirthschaft im Alföld.

Professor KRUPÉR zeigte in einer Academie-Sitzung am 18. Februar l. J. eine von ihm *neu construirte Präcisions-Waage*. Er bemerkt, dass sie sich von den andern Waagen dieser Art wesentlich unterscheide, indem sie nicht auf einer Säule, sondern auf vier Füßen ruht. Die ganze Vorrichtung ist in einem horizontalen Körper angeordnet, welcher den Waagbalken umschliesst, bedarf keiner Befestigung auf einer Unterlage, und hat doch eine solche Festigkeit, dass der Körper, der im Ganzen nicht 20 Kilo wiegt, dennoch auf beiden Seiten je 20 Kilo tragen kann, ohne eine Erschütterung zu erleiden. Dieser Apparat, der leicht zerlegt und wieder zusammengestellt werden kann, hat keine metallenen, sondern einen optischen Zeiger, eine Visirvorrichtung und zwei Scalen, an welchen das Gewicht abgelesen werden kann. Die neue Waage ist für den Inspector der Staats-Central-Aichungs-Commission zum Gebrauch bei der Revision der Gewichte in den Aichungsämtern bestimmt, und wird durch die oben genannte Commission auf der Pariser Weltausstellung zur Exposition gebracht werden.

*Die Meteore als Träger des Lebens* betitelte sich ein von P. HORTSY in der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 21. November v. J. gehaltener Vortrag, in welchem der Verfasser die widersprechenden

Ansichten Thomsen's und Zöllner's über diese Frage vergleicht und zu dem Schlusse kommt, dass die Uebertragung organischen Lebens von einem Weltkörper auf den andern durch Vermittelung der Meteore unmöglich sei.

Eine kurze Mittheilung über den *Meteorfall*, welcher am 1. October v. J. bei *Alexinac in Serbien* stattfand, machte Professor SZABÓ in der Academiesitzung am 22. Janur l. J. Es fielen sechs grössere und mehrere kleinere Steine, im Ganzen 120 Pfund. Ein Stück davon, sammt den Daten über diesen Meteorfall, hatte er zu Neujahr erhalten.

Einen vom Vortragenden construirten *Apparat zur Regelung des Gasdruckes* zeigte A. SCHULLER in der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 19. December v. J. Um zu irgend einem Zwecke constante Temperatur zu erzielen, muss man den Druck des brennenden Gases, gewöhnlich Leuchtgas, constant erhalten. Der vorgezeigte Apparat entspricht dieser Anforderung insoferne, als derselbe die Druckänderungen des Leuchtgases auf  $\frac{1}{1000}$  ihres ursprünglichen Werthes reducirt.

In der Fachsitzung derselben Gesellschaft am 20. Februar l. J. legt Professor SZILY eine Arbeit von C. ANTOLIK *Ueber das Gleiten des electrischen Funkens* vor. Der Verfasser hatte vor einigen Jahren eine eigenthümliche Methode entdeckt, die vom electrischen Funken durchlaufene Bahn und die durch mechanische Wirkung der Lufterschütterung entstandene Russfigur auf berussten Glasplatten zu fixiren (siehe auch: Poggendorf's Annalen der Physik und Chemie, 1874, 1875). — Herr Antolik hat nun eine Fortsetzung seiner Studien vorgelegt. Die Schlussfolgerungen, zu welchen er gelangte, sind folgende: 1. Längs des electrischen Funkens existiren zwei aus dissociirten Gasen bestehende Materienströmungen von entgegengesetzter Richtung, die nach den entgegengesetzten Electroden streben und den beiden entgegengesetzten Electricitäten als Leiter dienen. — 2. Die positive Electricität und die mit derselben gleitenden dissociirten Gase bewegen sich längs des Funkens schneller, als die negative Electricität und der dieser entsprechende Materienstrom. — 3. Längs des Funkens ist eine Ausgleichungsstelle, wo die beiden Electricitäten sich neutralisiren. — 4. Der Weg der positiven Electricität längs des Funkens ist um 0.2 grösser, als jener der negativen Electricität.

Zum Schlusse erwähnen wir nur noch, dass die Generalversammlung der ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft beschloss, es seien im gegenwärtigen Jahre 2000 Gulden auf die Förderung solcher wissenschaftlicher Arbeiten zu verwenden, welche die Erforschung und dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechende Beschreibung der *physikalischen und meteorologischen Verhältnisse des Landes* bezwecken, oder auch solche Werke zu unterstützen, welche das angestrebte Ziel fördern. Die Gesellschaft hat daher schon den offenen Concurs in diesem Sinne ausgeschrieben.

Zu den am Eingange dieses Berichtes erwähnten, von Vereinen unabhängigen naturwissenschaftlichen Zeitschriften gehören: «*Természettudományi Füzetek*» und «*Műgyetemi Lapok*».



Erstere (*Naturhistorische Hefte*) können als Organ der betreffenden Fachabtheilungen des ungarischen National-Museums betrachtet werden, da dieses Institut die Herausgabe besorgt. Wir verzichten hier auf eine nähere Besprechung der bisherigen Leistungen dieser vierteljährlich erscheinenden Hefte, da dieselben ungarischen und deutschen Text haben, und letzterer die Uebersetzung der ungarischen Arbeiten vollständig oder in genügendem Auszuge enthält.

Die Tendenz und Bestrebungen der «*Polytechnischen Zeitschrift*» (Monatshefte aus dem Gebiete der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Theorie der technischen Wissenschaften, herausgegeben von E. Hunyady, J. König, St. Kruspér, C. Szily, J. Stoczek und V. Wartha, und jährlich abwechselnd von einem der Herausgeber redigirt, ist aus C. Szily's oben angeführtem Artikel hinlänglich bekannt; doch ist deren Text ungarisch und haben auch diese «Berichte» den Inhalt dieser Zeitschrift bisher nicht mitgetheilt, so dass es angemessen erscheint, die vor uns liegenden zwei Bände (Jahrgang I [1876] und II [1877]) kurz zu besprechen.

Es enthalten dieselben zusammen 24 mathematische, 18 mathematisch-physikalische, 19 naturwissenschaftliche selbstständige Arbeiten, ferner eine grosse Menge kleinerer Mittheilungen und Notizen, endlich eine bedeutende Anzahl gestellter und zum grössten Theil gelöster neuer Aufgaben.

Wir geben in Folgendem die wichtigsten dieser Arbeiten nach alphabetisch geordneten Namen der Verfasser, und fügen bei uns bekannt gewordenen Publicationen derselben in fremden Zeitschriften, die letzteren in Klammern bei.

A. ABT: Die Geschwindigkeit der Wellenbewegung in weichen Schnüren. (Neue Annalen der Physik und Chemie, 1877.)

C. ANTOLIK: Ueber electrische Rauchfiguren. (Dasselbst, 1877.)

A. ENNEPER: Ueber einige bestimmte Integrale.

Br. R. EÖTVÖS: Neue Methode zur Untersuchung der Capillar-Erscheinungen.

St. FÖLSER: Kegelschnitte in Central-Projection. — Schnittlinien der Kegel- und Cylinderflächen zweiten Grades in Central-Projection.

J. FRÖHLICH: Bemerkungen zu Maxwell's electro-magnetischer Lichttheorie. (Pogg. Annalen der Physik und Chemie, 1877.) — Die Polarisirung des gebeugten Lichtes. (Neue Annalen der Physik und Chemie, 1877.) — Zur Theorie der dynamo-electrischen Maschine von Gramme. — Einführung des Principes der Erhaltung der Energie in die Theorie der Diffraction. (Neue Annalen der Physik und Chemie, 1873.)

E. HERRMAN: Specifische Wärme und Wärme-Capacität. (Pogg. Annalen, 1875.)

E. HUNYADY: Anwendung der Determinanten in der Geometrie. — Zur Lösung der Apolloni'schen Aufgabe. (Crelles Journal, 1877.) — Ueber eine besondere Gestalt Bedingungsgleichung der sechs Punkte an einem Kegelschnitte. — Die quadratische Gleichung der conjugirten Durchmesser.

J. KÖNIG: Ueber eine allgemeine Lösung der Gleichungen  $n$ -ten Grades. — Allgemeine Theorie der linearen Congruenz-Systeme mit mehreren

Unbekannten. — Neuer Beweis des Multiplications-Theoremes der Determinanten.

J. KONT: Ausgleichung der Electricitäten im Funken und Seiten-Influenz der Isolatoren.

J. A. KRENNER: Der Ehrenfriedersdorfer Plinian.

ST. KRUSPÉR: Biegung des Waagebalkens unter Belastung.

B. LENGYEL: Das Spectrum des Hydrogens.

DR. NAGY: Ueber Geradführung. — Ueber gesättigte Dämpfe.

M. RÉTHY: Herleitung des zweiten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie aus mechanischen Principien. — Zur Theorie der Propeller-Schraube. — Verallgemeinerung des thermo-dynamischen Satzes von Clausius und Boltzmann, wenn das Potential zugleich eine Function der Geschwindigkeit ist.

A. SCHOLZ: Die am Kegelschnitt liegenden sechs Punkte und das Hexagrammum mysticum. — Ein Satz über die Determinanten. — Die am Kegelschnitt liegenden sechs Punkte und der Chasles'sche Satz.

A. SCHULLER: Gasdruck-Regulator für Leuchtgas. — A. SCHULLER und V. WARTHA: Calorimetrische Untersuchungen. (Neue Annalen der Physik und Chemie, 1877.)

A. SZATHMÁRY: Messung der Schallgeschwindigkeit mittelst der Methode der Coinciduren. (Ibiden, 1877.)

C. SZILY: Zur Theorie der Propeller-Schraube. — Ueber die dynamische Bedeutung der in der mechanischen Wärmetheorie vorkommenden Grössen. (Pogg. Annalen, 1877; Carl's Repertorium, 1876; Philosophical Magazine, 1876.) — Ueber eine neue Form des d'Alembert'schen Principis und dessen Anwendung auf die Electro-Dynamik.

C. THAN: Untersuchungen über chemische Energie. (Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft, 1877.)

A. VÉSZ: Integration einer partiellen Differential-Gleichung erster Ordnung.

V. WARTHA: Einfluss des Druckes auf die Verbrennungsprocesse. — Das specifische Drehungsvermögen der Dextrose.

Kennzeichnen nun obige Arbeiten den wissenschaftlichen Standpunkt und die gegenwärtige Thätigkeit der heutigen ungarischen mathematischen und streng naturwissenschaftlichen Generation, so zeigen andere Bestrebungen, dass man dabei auch das Studium des früheren wissenschaftlichen Zustandes unseres Vaterlandes auf diesen Gebieten der Vergessenheit zu entziehen sucht. Hierher gehören Studien zur Geschichte der Mathematik, von denen wir folgende als besonders werthvoll hervorheben: C. SZILY: Die ungarischen arithmetischen Lehrbücher im XVI. Jahrhundert: die älteste ungarische Arithmetik. — B. SZÜTS: Anfänge der ungarischen mathematischen Literatur. — F. SZÜTS: Dugonics und das erste ungarische Lehrbuch der Mathematik.

Grösseres Interesse unserer deutschen Leser dürfte erregen eine Mittheilung von J. FÖRDÖS: *Ueber eine Beobachtung der Abnahme des Luftdruckes in hohen Bergen im Jahre 1615* von DAVID FRÖLICH aus Käsmark. In Otto Guericke's Werk: *Experimenta nova (ut vocantur), Magdeburgica de Vacuo Spatio* (Amsterdam, 1672) bildet diese Beobachtung das achte Capitel des V. Buches und hat die Ueberschrift (in wörtlicher Uebersetzung): «Die Beobachtungen David Frölich's in den ungarischen Karpthen, welche,



wie es scheint, beachtenswerthe Daten liefern über die Höhe der Luft und die Beschaffenheit der Luftschichten».

Hierher gehört endlich folgende Mittheilung C. SZILY's: In der Sammlung deutscher Abhandlungen der Berliner Academie 1790—1791, Anhang, befindet sich auch die Abhandlung eines Ungars unter dem Titel: *«Beschreibung und Anwendung eines mathematischen Instrumentes für die Mechaniker zur unmittelbaren Vergleichung der Circulbogen»*. Von PAUL SIPOS. — Der Secretär der Academie und Astronom BODE bemerkte unter einem, der Ueberschrift hinzugefügten Stern: *«Her Sipos, ein geborner Siebenbürger . . . . ersuchte mich . . . . obigen Aufsatz der Academie vorzulegen. Nachdem dies geschehen, gingen die Vota der Herren Mitglieder der mathematischen Classe dahin: dass die Academie diese Speculationen, als die Früchte eines trefflichen geometrischen Kopfes, in ihren deutschen Abhandlungen aufnehmen wolle, ohne jedoch dessen mechanische Constructionen als geometrische Lehrsätze zu betrachten»*.

In dieser Richtung fortgesetzte Studien und Mittheilungen werden mit der Zeit die Abfassung einer Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in Ungarn ermöglichen.

#### IV. KISFALUDY-GESELLSCHAFT.

Bericht von Dr. ADOLF DUX.

(Johann Kriza. — Szekler Volkspoesien. — Neue Beiträge zur Biographie Petőfi's. — Kritische Bemerkungen zu Herder's und Byron's Uebersetzungen spanischer Romanzen. — «Bahrgericht», Ballade von Johann Arany. — *Anhang*: Jahressitzung der Petőfi-Gesellschaft.)

Seit dem Zeitpunkt, bis zu welchem unser letzter Bericht sich erstreckt, sind im Kreise dieser Gesellschaft zwei Sitzungen\* gehalten und in diesen zwei Vorträge verlesen worden, welche beide als werthvolle Bausteine zur ungarischen Literaturgeschichte zu bezeichnen sind. Wir reproduciren dieselben daher im Wesentlichen und beginnen mit PAUL GYULAI's Denkrede über JOHANN KRIZA, die nebst einer Charakterskizze des genannten Szekler Dichters den Process der seit ungefähr vier Jahrzehnten in der ungarischen Literatur vollzogenen Wandlungen in kurzen markigen Zügen schildert.

Vor vierzig Jahren begannen sich in der ungarischen Literatur die Erscheinungen eines neueren Entwicklungsstadiums zu zeigen. Während die Ideen und Wünsche der Demokratie die Schutzwälle der aritischen Verfassung zu stürmen anfangen, neigte sich die ungarische Poesie immer mehr der Volkspoesie zu, um aus dieser neue Kraft zu schöpfen, — und in fernen Umrissen erschien die Gestalt PETŐFI's. In den Lärm dieser Bewegung

\* Jänner und Febr. 1878. Die letztere war die übliche festliche Jahresversammlung der Gesellschaft.

menge sich von Siebenbürgen her die Stimme zweier lyrischen Dichter: MICHAEL SZENTIVÁNI's und JOHANN KRIZA's, beide Unitarier. An ihren Gedichten spürte man den Hauch der Volkspoese, die Luft der Szekler Berge, und dies war es hauptsächlich, wodurch sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen. Nach einigen Jahren brach ihre poetische Laufbahn ab. SZENTIVÁNI starb schon 1842 und KRIZA wurde ungefähr um dieselbe Zeit durch seine Obliegenheiten als Lehrer und Geistlicher, wie durch Familiensorgen von der Poesie abgezogen. Zwanzig Jahre darauf aber, 1863, betrat er wieder die literarische Arena, jedoch diesmal nicht mit seinen eigenen Gedichten, sondern mit einer Sammlung der Szekler Volkspoesen, die unter dem Titel: «Vadrózsák» (Wilde Rosen) erschien. — Die erwähnten zwei Hauptmomente trennt eine lange Reihe von Jahren, aber beide sind Kundgebungen eines und desselben Geistes. Als Dichter war KRIZA ein Vorläufer der Richtung, welche die ungarische Poesie auf der Basis der Volkspoese noch nationaler zu machen strebte; als Sammler der Szekler Volkslieder und Balladen diente er derselben Richtung.

KRIZA's Gedichte, die in dem Klausenburger Almanach: «Remény» (Hoffnung), im «Athenaeum» und in einigen siebenbürgischen Blättern zerstreut erschienen und heute noch nicht gesammelt sind, obgleich mehr als eines seiner Lieder im Volksmunde lebt, zeigen einen zweifachen Charakter. Als Sonett- und Epigramm-Dichter steht er unter dem Einfluss der älteren Schule; an seinen Uebersetzungen, Oden und Liedern spürt man den Hauch des neueren Geistes. Von KAZINCZY hatte er Sonette und Epigramme schreiben gelernt, obgleich bei letzteren auch VÖRÖSMARTY auf ihn von Einfluss war. Seine Epigrammdichtung ist reich an Einfällen und Gefühl; mit seinem Spott geisselt er treffend die Verkehrtheiten der Gegenwart, und mit Wärme hängt er an den grossen Erinnerungen der Vergangenheit, aber er erreicht weder KAZINCZY's geistreiches Wesen und Feinheit, noch VÖRÖSMARTY's tiefe Erregtheit und Formvollendung. — Als Uebersetzer wandelte er nicht auf breit getretenen Pfaden; er übersetzte nur für diejenigen, die um das Original sich nicht kümmernd, die Uebersetzung wie ein Original geniessen wollen. Er trachtet nicht fremde Wendungen in die ungarische Sprache zu verpflanzen; er verdolmetscht das Original in ungarischem Geist. Was er von Hugo, Lamartine, Heine, Rückert übersetzte, ist Alles trefflich wiedergegeben, aber am schönsten hat er einige Lieder von Burns übersetzt. Als ob der Schotte und der Szekler in geistiger Verwandtschaft mit einander stünden, als ob das Leben und die Poesie der beiden Gebirgsvölker nur einander copiren würden. Niemand war mehr, als KRIZA, berufen Burns' sämtliche Gedichte ins Ungarische zu übersetzen; doch wie manches Andere, so hat er auch dies bald wieder aufgegeben. In seinen letzten Lebensjahren begann er Milton's «Verlorenes Paradies» zu übersetzen. Dem Unitarier-Bischof ziemte es wohl, sich mit diesem Meisterwerk des puritanischen Dichters zu beschäftigen; er hinterliess jedoch nur einige Fragmente davon und auch diese in einer mehr improvisirten als durchdachten Ausarbeitung. — Oden hat er nur wenige, aber sehr gute geschrieben. —



Seine gelungensten Producte sind seine Lieder; er schöpfte seine Begeisterung aus dem Leben und der Poesie des Volkes, und das specifisch ungarische Lied schwebte ihm als Ideal vor. Seine Heimat, der Háromszéker Stuhl, ein Theil der (ehemaligen) Militärgrenze, hatte ihm ihre Eindrücke tief eingeprägt. Der Szekler Militärgrenzer unterschied sich in Vielem vom ungarischen. Er stand unter zweierlei Behörden, unter der militärischen und der Civilbehörde. Heute bebaute er seinen Acker, morgen rückte er zum Militärdienst aus; in der einen Woche nahm er die Befehle seiner militärischen Vorgesetzten entgegen, in der andern leistete er wieder seinen gewählten Beamten Gehorsam. Da die freien Szekler die Rechte des ungarischen Adels geerbt hatten, so beklagten sie die Institution der Militärgrenze als eine Rechtsverletzung und dachten mit Kummer an den blutigen Conflict bei Mádfalva im Jahre 1764, nach welchem sie sich dem Militärdienst unterziehen mussten (s. oben S. 52). In KRIZA's Knabenzeit lebten die Erinnerungen an den französischen Krieg noch frisch im Andenken der Grenzer, und das an poetischen Momenten reiche Leben der Militärgrenze begeisterte KRIZA zu einigen schönen Liedern, die nun die einzigen Denkmale der Militärgrenze in der ungarischen Poesie sind. In einem Liede schildert er den Abschied der Szekler Grenzer, als Kaiser Franz sie gegen die Franzosen zu Felde schickte. In einem anderen Liede klagt ein Grenzer, während er seinen Acker pflügt, dass der Krieg seinen Vater, der Gram seine Mutter dahingerafft, und morgen die Mannschaft wieder ausmarschiren müsse. In einem dritten schönen Liede klagt ein verwundeter Grenzer, auf fremder Erde im Schatten eines Baumes liegend, über die Widerwärtigkeiten des Militärdienstes und träumt von der fernen Heimat. KRIZA's Liebeslieder sind grösser an Zahl, und während die Quelle seiner Soldatenlieder eine gewisse melancholische Stimmung ist, sind die Liebeslieder von heiteren Gefühlen durchzogen. Ihr Rhythmus ist eintönig; um so reichere Abwechslung bieten sie in den Sujets und in der Stimmung. Sie behandeln die Hauptmomente des Szekler Volkslebens und der einfachen Herzensromane: Neckerei, die aus Zärtlichkeit entspringt, Kummer, der sich nicht zur Verzweiflung erhebt, Eitelkeit, die von der Liebe geadelt ist, Spott, den das Herzleid eingiebt, aber Selbstgefühl mässigt. In diesen Liedern wechseln naive Sentimentalität, sanfter Humor mit einander ab; doch heftige Leidenschaft lässt darin nirgends ihre Stimme vernehmen.

So vielversprechend begann KRIZA seine poetische Laufbahn, aber 1843 verstummte er schon. Die Lebenssorgen zogen ihn von der Poesie ab. Der Geistliche der mit bescheidenen Einkünften bedachten Kirche musste Unterricht geben und in den Redactionen der Klausenburger Blätter mitarbeiten, um seine zunehmende Familie erhalten zu können. Er blieb aber dennoch bis an sein Ende ein Dichter, denn nicht nur wer Gedichte schreibt, sondern Jeder ist es, der das Leben edel auffasst und vollbringt. Die Poesie ist der gemeinsame Schatz der Menschheit und der Dichter unterscheidet sich von den übrigen Menschen nur in der productiven Fähigkeit, nicht zugleich im Fühlen und Denken. Der Dichter drückt in seinem Werke nur

aus, was die Menschen fühlen, denken, thun, und es ist schwer zu entscheiden, was mehr sei, ein gelungenes poetisches Werk oder ein edel vollbrachtes Leben. Die ewigen Quellen der Poesie, Religion, Patriotismus, Liebe, Familienleben, versiegten in KRIZA nie. Er liebte sein Vaterland, fühlte dessen Leid und Freud mit und cultivirte die Interessen desselben in seinem beschränkten Wirkungskreise getreu. Er liebte seine Frau und Kinder, führte ein glückliches Familienleben und suchte gegen Schicksalsschläge Trost in der Religion. Als Geistlicher, später Bischof seiner Kirche, wendete er den Angelegenheiten der Kirche und Schule stets treue Sorgfalt zu. Er brachte seine Confession mit den englischen und amerikanischen Glaubensgenossen in Verbindung und verschaffte ihr deren geistige und materielle Unterstützung. Er begründete die erste unitarische kirchliche und wissenschaftliche Zeitschrift: «Keresztyén magvető» (Christlicher Säemann). Und trotz seiner beschränkten materiellen Umstände übte er auch Wohlthätigkeit aus; von Zeit zu Zeit nahm er die Töchter armer Geistlichen und Schullehrer in sein Haus zur Erziehung und brachte sie dann in guten Häusern unter oder verheirathete sie. Die Poesie des christlichen Geistes und des edlen Familiensinnes umschwebte sein einfaches Haus. Das sind die Gedichte des verstummten Dichters.

So waren KRIZA's poetische Träume mit dem Leben verschmolzen, und als er 1863 seine Sammlung von Volkspoesien herausgab, realisirte er damit nur einen Wunsch seiner Jugendzeit. Er hatte früher als die Kisfaludy-Gesellschaft ausgesprochen, wie wichtig es sei, die Denkmale der Volkspoesie der Vergessenheit zu entreissen, und besass schon eine fertige Sammlung, als JOH. ERDÉLYI erst im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft zu sammeln begann. Noch zu Anfang des Jahres 1843 veröffentlichte er eine Einladung zur Pränumeration auf die «Vadrózsák», jedoch vergebens. Das Unternehmen scheiterte an der Theilnahmslosigkeit, und den eifrigen Sammler nahmen andere Angelegenheiten in Anspruch. Als jedoch 1859 in der ersten Sitzung des «Siebenbürgischen Museumvereins» einige alte Szekler Balladen vorgelesen wurden und man hiebei auf den noch nicht ausgebeuteten Schatz hinwies, ward KRIZA zu neuem Eifer entfacht. Er erinnerte sich seiner alten Sammlung und begann aufs Neue zu sammeln. Graf EMERICH MIKÓ machte sich anheischig, die Kosten der Herausgabe auf sich zu nehmen. KRIZA bereicherte seine frühere Sammlung mit neuen Beiträgen, eiferte seine Freunde und geistlichen Berufsgenossen im Szeklerlande zum Sammeln an und arbeitete für sie eine Anweisung aus; die Studenten veranlasste er gleichfalls zu sammeln, ja im Sommer machte er selbst einen Ausflug nach dem Szeklerlande, um die zarteren Schattirungen des Szekler Dialectes zu studiren. — So erschien nach einigen Jahren der erste Band der «Vadrózsák».

Diese Sammlung verrieth im Inhalt wie in der Redaction einen Fortschritt. ERDÉLYI hatte (in seiner Sammlung ungarischer Volkspoesien) nur Lieder, Balladen und Märchen gesammelt; KRIZA nahm auch Tanzsprüche, Kinderlieder, Räthsel, Redensarten und andere Eigenthümlichkeiten der



Volkssprache und Poesie auf; ERDÉLYI theilte die Volksmärchen nur dem Inhalte nach getreu mit, ohne die Form zu berücksichtigen; KRIZA bemühte sich, auch die Eigenthümlichkeiten der Erzählungsweise des Volkes wiederzugeben; ERDÉLYI übergab den Dialect, KRIZA gab diesen bis auf die feinsten Details wieder, ja er schloss seiner Sammlung eine ganze Abhandlung über den Dialect der Szekler und ein Dialect-Wörterbuch an. Wie werthvoll auch diese Sammlung in sprachwissenschaftlicher Beziehung sei, der poetische Werth derselben ist noch grösser. Die alten Szekler-Balladen, die KRIZA theils in seiner Sammlung, theils in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, erheben ihn zu einem ungarischen Percy. Fürwahr die Balladen-Sammlung des englischen Bischofs kann für die Engländer nicht von grösserem Werth sein, als die des ungarischen Unitarier-Bischofs für die Ungarn. Er hat die ungarische Volkspoesie von einer Seite als stark gezeigt, die bis dahin als die schwächste gegolten hatte.

Dass wir schöne Volkslieder besitzen, haben wir schon früher gewusst, aber wir konnten nicht leugnen, dass wir arm an Volksballaden seien. Wir haben zwar auch schon vor KRIZA einige schöne Volksballaden gekannt, doch es waren nur solche, die das Tragische der Alföldler «Armen Bursche» behandeln; die alten Szekler-Balladen hingegen entrücken uns in die Welt der Märchen, in die Zeit des Ritterthums und berühren hie und da auch historische Erinnerungen. Unser dreihundertjähriger Kampf mit den Türken scheint gar keine Spur in unserer Volkspoesie zurückgelassen zu haben, und siehe da, einige alte Szekler-Balladen bieten poetische Momente dieses Kampfes dar, die uns die spanischen Romanzen, die Kämpfe mit den Mauren in Erinnerung bringen. — In unseren bis dahin bekannten Romanzen fehlte der tiefe Schmerz, das Dämonische der Verzweiflung, das subjectiv Wunderbare, jenes Element der Balladenpoesie, welches dieser Kunstgattung ein so mystisch-poetisches Colorit verleiht. Die tragische Catastrophe der alten Szekler-Balladen erscheint mehr als einmal in solcher Gestalt, ja zuweilen vibriert in ihnen auch religiöser Mysticismus. Ausserdem sind sie in den meisten Fällen frei von der lyrischen Athmosphäre, die den Alföldler Balladen oft eigen ist und in welcher die Umrisse verschwimmen. In den Szekler-Balladen ist die Handlung rasch, voll lebhafter Bewegung, die Macht der Leidenschaft tönt aus ihnen und der Zauber des Erhabenen umgibt sie; wenn sie aber von längerer Ausdehnung sind, so beginnen sie epische Formen anzunehmen, als wären sie Episoden eines verloren gegangenen epischen Werkes.

Und ausser den poetischen Vorzügen haben sie auch literargeschichtlichen Werth. Sie bestätigen die Ansicht, dass die ungarische Poesie ursprünglich nur den Reiz des Rhythmus gekannt habe und Alles darin, was an Reim und Metrum erinnert, nur etwas Zufälliges war. Die zehn- und zwölfsilbigen Zeilen ohne Reim und Strophe, denen wir in den alten Szekler-Balladen so oft begegnen, mögen die Form unserer ältesten epischen Dichtungen gewesen sein. In solchen Zeilen mögen unsere alten Sänger unsere verloren gegangenen Epen vorgetragen haben. — Die Entdeckung

der alten Szekler-Balladen rief in der ungarischen Literatur eine lebhafte Bewegung hervor, sie eiferte nicht allein die Sammler im Szeklerlande, sondern auch die in Ungarn zu grösserer Thätigkeit an, und auch da entdeckte man in einigen früher nicht beachteten Gegenden manche Dichtungen, die den alten Szekler-Balladen gleichen. Einige Jahre später konnte die Kisfaludy-Gesellschaft in ihrer neueren Sammlung den Lesern eine ganze neue Gruppe alter Szekler- und altungarischer Balladen bieten.

KRIZA konnte seine Dichterlaufbahn nicht besser fortsetzen und beschliessen, als mit der Herausgabe seiner Volksliedersammlung. Als Dichter und Sammler hat er einem und demselben Geist gehuldigt, dem Geist der neueren ungarischen Poesie. «Aber verdient dieser Geist — fragt GYULAI — die Begeisterung, die wir auf ihn verschwenden? War das Streben, welches unsere Dichtkunst durch die Volkspoesie nationaler und ursprünglicher, natürlicher und lebhafter zu machen wünschte, nicht mehr nachtheilig als nützlich? Seit vierzig Jahren dauert der Streit zwischen Dichtern und Kritikern. Oft wurde vorgebracht, dass dieses Streben uns von den europäischen Richtungen losreisse, uns in unserer Nationalität erstickte. Aber ist denn dies nicht ebenfalls eine europäische Tendenz? Ist Burns zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht am Arm der schottischen Volkspoesie aufgetreten, waren nicht Walter Scott, Moore, ja in gewisser Beziehung auch Byron von der Volkspoesie getragen? Hat Herder nicht verkündigt, nur die Volkspoesie ist die ursprüngliche Dichtkunst, achtet auf die Volkslieder sämtlicher europäischer Nationen, das sind eure Meister! Hat nicht Goethe das deutsche Lied und die Ballade auf Grund der deutschen Volkspoesie geschaffen? Haben sich die französischen Romantiker nicht gleichfalls der Volkspoesie zugeneigt, und hat nicht Beranger die einfache Chanson zur Ode und Elegie erhoben?»

«Hundert Jahre sind vergangen, seit unsere Poesie neu aufgelebt ist und eine neue Entwicklung angetreten hat. Wir haben die Kämpfe der «französischen», der «classischen» und der «deutschen» Schule durchgemacht und uns der nationalen Richtung zuzuneigen begonnen. Diese Schulen haben in unsere Poesie viele neue Ideen und Kunstgattungen verpflanzt, unsere Prosodie entwickelt, die classischen und westeuropäischen Versformen eingebürgert, unsere Sprache schmiegsamer gemacht, unsern ästhetischen Sinn gefördert. Aber wenn wir diese Errungenschaften würdigen, so können wir die Würdigung noch weniger den Dichtern versagen, die unsere nationale Versform in Theorie und Praxis festgestellt und auf ein künstlerisches Niveau gebracht haben. Wenn wir BERZSENYI bewundern, der die classische Ode zu einer so hohen Stufe erhoben, so müssen wir PETŐFI noch mehr bewundern, der das ungarische Lied geschaffen hat. Wenn wir uns freuen, als KÖLCSEY aus der deutschen Poesie die Ballade zu uns verpflanzte, so müssen wir ARANY mit Freuden begrüßen, der die ungarische Ballade auf der Basis der Volkspoesie geschaffen hat. Wenn wir darin eine Entwicklung des nationalen Geistes gesehen haben, dass VÖRÖSMARTY, die alte und die neue Sprache mit einander verschmelzend, das Nationale mit



dem Künstlerischen in Einklang brachte und unser Epos zu den nationalen Traditionen zurückführte, können wir ARANY's Dichtung geringer schätzen, der das ungarische Epos in Form und Gehalt noch nationaler gemacht und aus der älteren und der Volkssprache neue Schönheiten geschöpft hat? Unsere Poesie wird sich entwickeln, die älteren Bestrebungen werden durch neuere in den Hintergrund gedrängt werden, aber nichts wird mehr die tiefen Spuren des Nationalgeistes daraus verwischen können, und wenn — so schliesst GYULAI im Hinblick auf die auch von uns in den «L. B.» nachgewiesene Schwächung des nationalen Geistes in den neuesten Erscheinungen der ungarischen Lyrik, — wenn die philosophische Anschauung unsere Poeten müde, der kosmopolitische Geist sie greisenhaft macht, so wird unsere Poesie zu ihrer Erfrischung und Verjüngung immer wieder zur Quelle der Volkspoesie zurückkehren.»

Der zweite der erwähnten literargeschichtlichen Vorträge bringt neue *Daten zur Biographie und Charakterschilderung* PETŐFI's. Der Verfasser ist dessen vieljähriger Freund, der Maler SAMUEL ORLAI-PETRICS, der seine werthvollen Aufzeichnungen zur Veröffentlichung vorbereitet. Der ersten Partie derselben, die in der Sitzung vom 30. Januar durch PAUL GYULAI vorgelesen wurde, entnehmen wir im Nachstehenden die wesentlichsten und, wie wir glauben, auch für weitere Kreise interessanten Details:

SAMUEL ORLAI-PETRICS war vom Jahre 1839 angefangen bis zum 19. Juli 1849 mit PETŐFI fast ununterbrochen beisammen; oft wohnten oder reisten sie mitsammen. Die Beiden waren mit einander verwandt, und so hatte unser Gewährsmann ausser seiner persönlichen unmittelbaren Erfahrung auch noch durch Mittheilungen aus dem Kreise der Familie Gelegenheit, einzelne Beiträge zum Lebensbilde des Dichters zu sammeln. So erzählt er Folgendes aus dessen Kindheit. — Als PETŐFI vier Jahre alt war, kam ein Verwandter nach Félegyháza und war bei PETŐFI's Vater zu Gast. Dieser hatte an seinem Alexander, der ihm erst nach fünfjähriger kinderloser Ehe geboren worden, seine grosse Freude. Er liess den Kleinen am Tische sitzen, gab ihm ein kleines Gläschen, damit er ebenfalls Wein trinken könne und wies ihm seinen Platz neben dem Gast an, welcher der Grossvater unseres Gewährsmannes war. «Während des Essens — erzählte nun dieser — bemerkte mein Grossvater, dass sein Glas immer leer wird, ohne dass er so viel davon getrunken hätte. Sein Verdacht fiel auf seinen kleinen Nachbar, und ihn insgeheim beobachtend, ertappte er den kleinen Schlingel in der That dabei, wie derselbe den Wein des Gastes in sein Gläschen goss, und dies mit einer Geschicklichkeit, dass ausser dem Interessirten Niemand es bemerkte. Mein Grossvater, der die Strenge des alten Petrovics (so hiess PETŐFI's Vater) kannte, wollte den Streich nicht verathen, konnte jedoch ein Lächeln nicht unterdrücken, als sein Blick dem des ertappten Knaben begegnete. Alexanders Vater wurde hiedurch aufmerksam, und einen losen Streich vermuthend, liess er so lange nicht nach mit Fragen, bis er erfuhr, was vorgefallen sei. Mein Grossvater vermochte den alten Petrovics nur nach langem Zureden davon abzuhalten, dem gelieb-

ten Sohn das Höschen durchzuklopfen. Nachdem der Frieden hergestellt war, zeigte sich der kleine Alexander vom Genuss des wegstibitzten Weines zum Ergötzen Aller in grossem Maasse angeheitert. — Beim Frühstück klagte, wie mein Grossvater erzählte, PETŐFI's Mutter darüber, dass dieser den seltsamen Geschmack habe, den Caffee bitter, ohne Zucker zu trinken; sie knüpfte daran die Prophezeiung, dass auch sein Leben so bitter sein werde, wie sein Caffee.»

Des Weiteren entnehmen wir der Erzählung unseres Gewährsmannes folgende Einzelheiten: «Ende Juni 1839 nahm mein Oheim Peter Salkovics mich von Oedenburg, wo ich eben die «Rhetorik» absolvirt hatte, und seinen Bruder Carl, dem ich im Gymnasium um eine Classe voraus war, auf die zweimonatlichen Ferien zu sich nach Ostfiasszonyfa. «Dort werdet ihr, sagte er, auch ALEXANDER PETROVICS (bekanntlich der ursprüngliche Familiennamen PETŐFI's) finden. Er ist zuletzt in Schemnitz in die Schule gegangen, aber er hat sich so viel mit den dort weilenden deutschen Schauspielern herumgetrieben, dass er ihretwegen die Schule vernachlässigte. Die Professoren haben ihm darüber einen Verweis gegeben, und weil dies nichts fruchtete, ihn mit Ausschliessung aus der Schule bedroht. Auch sein Vater, den um diese Zeit materielle Verluste ruinirt hatten, wurde von der Auf-führung seines Sohnes benachrichtigt und entzog ihm nun seine Unter-stützung. Doch anstatt seinen Vater um Vergebung zu bitten, verliess er die Schule und kam, nachdem er sich einige Zeit herumgetrieben hatte, nach Pest, wo er beim Nationaltheater kleine Dienste verrichtete. Mein Bruder Michael, der von Stuhlweissenburg oft nach Pest geht und dann das Nationaltheater zu besuchen pflegt, begegnete ihm da und nahm ihn zu sich nach Stuhlweissenburg; von dort schickte er ihn zu mir. Wenn ich sehen werde, fuhr mein Oheim fort, dass er sich die Schauspieler-Narrheit aus dem Kopfe schlägt, so ist es meine Absicht, ihn studiren zu lassen, und dann schicke ich ihn im Herbst mit Euch zusammen nach Oedenburg. Es wäre Schade ihn der Schule zu entziehen, denn er ist ausserordentlich begabt. Er spricht gut deutsch, versteht die lateinischen Classiker so gut, wie die ungarischen Schriftsteller, zeichnet hübsch, hat eine sehr schöne Handschrift, spielt ein wenig Clavier und macht auch Gedichte.» —

«Mein Oheim Peter Salkovics war Ingenieur und wohnte in Ostfiasszonyfa in einem bequemen Hause. Als unser Wagen in den langen Hof einfuhr und das Gekläffe der Jagdhunde unsere Ankunft signalisirte, kam die aus zahlreichen Mitgliedern bestehende Familie zu unserem Empfang heraus, und darunter ein hagerer junger Mann, mittelgross, mit braunem Gesicht und mit struppigem braunen Haar; das Weissse seiner funkelnden Augen war roth unterlaufen; über seiner trotzig aufgeworfenen Lippe begann der Bart eben erst zu sprossen; sein langer Hals ragte zwischen den abfallenden Schultern unverhältnissmässig hervor; er trug einen Rock und Beinkleider aus grauem Leinenzeug. Ich zweifelte nicht, dass dies ALEXANDER PETŐFI sei, und er machte auf mich mit seinem ernsten, kalten Gesicht einen unangenehmen Eindruck. Erst als mein Oheim uns



gegenseitig mit den Worten vorstellte: seid gute Freunde, und über PETŐFI's Lippen und sein nervöses Gesicht ein freundliches Lächeln glitt und er mir die trockene Hand reichte, zerstreute sich der unangenehme Eindruck; die erste im vertraulichen Gespräch verflossene Stunde verwischte denselben vollständig und bildete den Anfang unserer stets unwandelbaren und innigen Freundschaft.»

«Einmal trübte Amor unser gegenseitiges Verhältniss. Ich hatte als armes Studentchen nicht die Mittel Clavierspielen zu lernen und begleitete daher meinen Discant mit Guitarregeklimper. — Mein Oheim hielt offenes Haus und die Gesellschaft, die bei ihm von Zeit zu Zeit versammelt war, verlangte zuweilen, dass ich ein Lied singe. Bei einer solchen Gelegenheit war auch ein liebes Mädchen aus dem nahen Dorfe Gönye, Rosa T., zugegen, für die in PETŐFI's Herz eine Neigung erwacht war. Nachdem die Gesellschaft sich entfernt hatte, fiel PETŐFI über mich leidenschaftlich her und drohte mir meine Guitarre zu zerschmettern, wenn ich es noch einmal wagte, vor diesem Mädchen zu singen. Nach langem Zureden gelang es mir ihn zu beruhigen, dass es mir nicht eingefallen sei, mit meiner ziwirndünnen Stimme seine Hoffnungen zu zerstören.»

An diesen Vorfall anknüpfend theilt der Verfasser ein Gedicht mit, welches PETŐFI bald darauf an ihn richtete und das sich nicht unter den gesammelten Gedichten PETŐFI's befindet. Es ist im sapphischen Versmaass geschrieben und lautet in wörtlicher Uebersetzung: «Bezaubernd klingt dein Lied, o Freund Petrics, es schwebt über dem Meer der freudigen Gefühle dieses Herzens, und ich vergesse meinen Gram, wenn du singst. — Singe! Wäre ich reich, so würde ich deinen Gesang mit Gold reichlich belohnen; aber das Schicksal ist mir nicht hold. Nur die Dichtkunst war es, was der arme Knabe von ihm erhalten konnte. — So sei denn mein Gedicht dein Preis und Lohn, und wenn das Verhängniss mich aus deinen Armen reisst, so schwebe, wenn du dies liest, Dalma im Geist vor dir. — Am 4. September 1839.»

Damals nannte er sich Dalma. Sein ungarisches Gefühl konnte sich mit seinem serbisch klingenden Familiennamen Petrovics nicht befreunden. «Wäre ich vor zweitausend Jahren geboren worden, so hätte ich ein Römer sein mögen; jetzt aber ist es mir am liebsten, dass ich ein Ungar bin», sagte er einmal. Lange schwankte er in der Wahl eines Namens. Er nannte sich Sió, unter welchem Namen er im Juli und August 1841 Schauspieler war, dann Homonnai, Borostyán, bis er endlich bei dem Namen PETŐFI blieb.

«PETŐFI kam über eine Kleinigkeit leicht in Feuer, beruhigte sich aber bald und konnte zuletzt herzlich lachen. — Oft erging er sich in Träumereien und dann bezeichnete er es als den Gipfel seiner Wünsche, dass er sich in einer schönen Gegend eine Ritterburg bauen könne. Einen Flügel dieser Ritterburg wies er mir zur Wohnung an. — Für Burgruinen hatte er grosse Vorliebe und oft phantasirte er von deren Vergangenheit. Ich besitze heute noch ein kleines Heft, in welches er die Namen

der Ruinen Ungarns und deren kurze Geschichte eigenhändig eingeschrieben hat.» —

«Die Ferienzeit ging zu Ende und wir erwarteten die Rückkehr unseres Oheims — der, mit einer Vermessung beschäftigt, abwesend war — damit er wegen unserer Abreise Verfügung treffe. Anstatt seiner kam jedoch ein Brief, der dem Schicksal PETŐFI's eine unerwartete Wendung gab. Der Brief war an meine Tante gerichtet. Diese gutherzige sanfte Frau hatte Alexander sehr lieb, verfertigte Wäsche für ihn, und hatte ihm von ihrem ersparten Gelde einige Gulden zugesagt, damit er sich in Oedenburg die nöthigsten Kleider anschaffen könne. Kein Wunder daher, dass der Brief, dessen Inhalt wir später kennen lernten, sie verstimmte. Gegen ihre Gewohnheit verschwieg sie uns den auf uns bezüglichen Theil desselben, liess aber den Brief auf dem Clavier liegen, wahrscheinlich um so von der persönlichen Mittheilung enthoben zu sein; denn sie wusste, dass PETŐFI sich täglich unzählige Mal zum Clavier begab, und setzte daher voraus, dass er die für ihn bittere Nachricht selbst lesen werde. Und so war es auch. Alexander rief mich aus der Kanzlei, wo ich eben beschäftigt war, in das Clavierzimmer und sagte: «Höre, was der Onkel schreibt», und hiermit las er mir folgende paar Zeilen vor: «Samuel und Carl schicke nach Oedenburg, Alexander aber gieb ein Paar Gulden; er soll gehn, wohin es ihm beliebt, aus ihm wird ohnehin nichts als ein Comödiant.» — Ich konnte vor Schrecken nicht gleich reden, Alexander aber wurde bleich. Endlich fragte ich ihn, was er jetzt thun werde. — «Ich habe meinen Entschluss schon gefasst, antwortete er, ich gehe mit Euch nach Oedenburg und werde Soldat.» — Einige Tage später fuhren wir Drei nach Oedenburg, und einen Tag nach unserer Ankunft ging PETŐFI früh Morgens in die Caserne und stellte sich uns noch an demselben Tage als Soldat vom Regiment Goldner, im Frack mit grünen Aufschlägen und gelben Knöpfen vor.»

«Den Winter verbrachte PETŐFI in Oedenburg. Sein Leben floss da eintönig dahin; exercieren, die Caserne reinigen, aus deren Hof er den Schnee hinausschaffen musste, und Wachestehen war seine Beschäftigung. Während des Wachestehens beschrieb er das Schilderhäuschen voll mit Gedichten. Seine freie Zeit verbrachte er grösstentheils bei mir, wo er mit mehreren meiner Mitschüler bekannt wurde. — Von meinen drei Stubengenossen bekam einer und der andere öfter von zu Hause Esswaaren und Näscherien, und dann veranstalteten wir stets eine kleine Gasterei, an der PETŐFI jedesmal theilnehmen musste; er übertraf uns da alle an lustiger Laune. Bei einer solchen Gelegenheit trat er mit einem in Papier gewickelten Packet ein. «Da habt ihr — sagte er — ich will euch auch einmal tractiren», und er wickelte aus dem Papier einen Laib Commissbrot. Wir verzehrten denselben und rühmten dessen Schmackhaftigkeit.»

«Im Winter dieses Jahres gab Franz Liszt auch in Oedenburg ein Concert. PETŐFI konnte dasselbe nicht versäumen, hatte aber keine Hoffnung, von seinem strengen Hauptmanne die Erlaubniss zu bekommen, dass er für den Abend aus der Caserne ausbleiben dürfe. Er wohnte dem Con-



cert in Civillkleidung bei und hatte in Folge dessen eine strenge Strafe zu erleiden, die er aber um den Preis des seltenen Genusses gern erduldete.»

Im Frühling marschirte PETŐFI mit andern Recruten nach Pressburg, von da nach Graz und dann im Juni nach Karlstadt. — Im November 1840 trat unser Gewährsmann in's Papaer Lyceum ein, und Anfangs März 1841 traf zu seiner Ueberraschung PETŐFI bei ihm ein. »Er war abgemagert, hatte blaue enge Beinkleider, Schnürstiefel, einen Uniform-Brack und eine flache Mütze aus weissem Tuch an, wie die Soldaten sie beim Abschied zu tragen pflegen. Ein Knotenstock und eine über die Schulter gehängte Tasche aus grober Leinwand war Alles, was er mitbrachte. — Der Freude über den unerwarteten Besuch folgte bald Sorge nach. Ich fragte ihn nach seinem Ziel. «Ich habe kein Ziel, — sagte er; — in Oedenburg habe ich gehört, dass du hier seist, und ich bin zu dir gekommen. Ich besitze noch ein paar Gulden, die ich mit meinem Abschied zugleich bekommen habe.» Dann erzählte er mir das Elend, das er in Karlstadt ausgestanden. Da erfuhr ich, dass er während des Herbstmanövers Blut zu speien angefangen habe und so in's Spital gekommen sei, wo er, um sich zu zerstreuen, den Arzt um Bücher bat. Diese Berührung bot Gelegenheit dazu, dass der gebildete und gutherzige Arzt ihn näher kennen lernte und ihn einmal vertrauensvoll fragte, ob er nicht Lust habe frei zu werden, er passe nicht hierher. — «Mir ist es alles eins, ich habe auch anderswo nichts zu hoffen» — antwortete PETŐFI. Der Arzt sagte nichts darauf, aber nach einigen Tagen erschien er mit einigen höher gestellten Officieren im Spital, die ihn superarbitrirten, und in deren Gegenwart der Arzt erklärte, dass PETŐFI dienstuntauglich sei. Kurze Zeit darauf wurde er nach Oedenburg transportirt, wo er seinen Abschied erhielt.»

PETŐFI blieb nun in Pápa. Petrics theilte seine Kleider und seine Wohnung mit ihm, verschaffte ihm eine Schreiberstelle bei einem Advocaten und erwirkte ihm die einstweilige Aufnahme in die Schule, obgleich das Schuljahr zur Hälfte überschritten war. Von seinem Vater erhielt er die gehoffte Unterstützung nicht, und er musste sich mit dem Wenigen begnügen, was er von dem Advocaten für seine Schreiberdienste bekam. Die Schule besuchte er regelmässig. Seine auffallende Individualität erregte bei seinen Collegen Aufsehen. Im Gefühle seiner Armuth zog er sich zurück, benahm er sich schroff.

«So lebte er ungefähr drei Wochen. Da kam ihm eines Morgens der tolle Einfall, sich in seine abgelegte Militäruniform zu kleiden und so in die Schule zu gehen. Ich erschrak vor dieser Absicht, hauptsächlich aus dem Grunde, weil damals eben ein Professor Vorträge hielt, den die Schüler mit Pfeifen, Kukuksrufen und allem erdenklichen Schabernack bis aufs Blut ärgerten, und der alte mürrische Professor nur auf die Gelegenheit lauerte, sich für die vielen Unbilden an einem bei der That ertappten Studenten zu rächen. Ich machte PETŐFI daher aufmerksam, dass die unbändigen Jungen, wenn sie ihn in einem solchen Aufzug erblicken, Lärm machen, den Vor-

trag des Professors stören werden, und dieser seine Rache an ihm ausüben werde. Aber alles Zureden war vergebens, PETŐFI antwortete: diese Kleidung ist ehrenhaft, ich habe viel darin gelitten und schäme mich vor Niemand darin zu erscheinen. — So disputirend gingen wir nach dem Collegium, wo wir in Folge der verschwendeten Zeit zu spät ankamen. Die Vorlesung hatte bereits begonnen. Ich öffnete die Thüre und trat in den Saal; ich glaubte, PETŐFI sei draussen geblieben und werde es nicht wagen mir nachzukommen. Ich täuschte mich, denn einige Minuten später ging die Thüre auf und er trat ein. — Die Störenfriede sassen, um ihren Muthwillen ungehinderter treiben zu können, gewöhnlich rückwärts in der Nähe der Thüre; als nun diese ihn erblickten, brachen sie in unbändiges Gelächter aus, und der alte Professor fragte, den finstern Blick auf ihn gerichtet: «Wer ist der Mensch dort!» und als er ihn erkannte, fuhr er ihn mit aller Wuth an, drohte ihm für diese Ruhestörung mit Ausstossung, und befahl ihm sich sofort aus dem Saale fortzupacken. — Als ich nach der Vorlesung in unsere Wohnung kam, war PETŐFI bereits damit beschäftigt seine kleine Umhängtasche zu packen. — «Ich habe dir es gleich gesagt», sprach ich gereizt, «dass dies die Folge deiner Laune sein werde.» Sowie ich aber genauer sah, was er that, fragte ich ihn ahnungsvoll, was er vorhabe. — «Ich verlasse Pápa», antwortete er, «ich taue nicht für die Schule.» Vergebens bat ich ihn diese Absicht aufzugeben; Alles, was ich erreichte, war, dass er die Reise auf den andern Tag aufschob. Die Militäruniform mit Ausnahme der Mütze, die ich zum Andenken behielt, verkaufte er einem Hausirjuden und so wurde seine Reisezehrung um einige Groschen vermehrt. — Den andern Tag, an einem heitern Frühlingsmorgen, Mitte April, hängte er sich die Leinwandtasche um, nahm den Knotenstock in die Hand, den er mitgebracht hatte, und machte sich auf den Weg, in der Absicht nach Pressburg zu gehen.»

«PETŐFI hat in Asszonyfa, Oedenburg, während der Zeit seines Militärdienstes und dann während des kurzen Aufenthaltes in Pápa zahlreiche Gedichte verfasst, die er bald in seinem starken Gedächtniss mit sich herumtrug, bald in ein Heft schrieb, bald wieder zerriss und mit Weglassung einiger, mit der Umarbeitung anderer auf's Neue abschrieb, berechnend, ein wie starkes Bündchen sie im Druck geben würden. Gedichte, die ihm durchaus nicht gefielen, verbrannte er ohne Erbarmen. Als ich bei Gelegenheit eines solchen Autodafé's mein Bedauern ausdrückte, machte er die humoristische Bemerkung: Du hast wahrhaftig recht, es ist mehr Spiritus darin als ich geglaubt habe, sieh nur, wie gut es brennt. — Das tiefe Gefühl, das bald darauf in so reicher Quelle hervorbrach, schien damals in ihm noch zu schlummern. Es hatte sich ihm noch nicht der Farbenreichtum erschlossen, der die Kämpfe seines leidenschaftlichen Herzens mit so bezaubernder Weichheit und den Grimm seiner zornigen Seele mit so hinreissender Kraft schilderte. Damals gab er den Bewegungen seines Gemüthes noch selten Ausdruck. Er schrieb über Burgruinen, über historische Helden, zeichnete Genre-Bilder, dichtete Volkslieder und flocht in die



bereffenden Gedichte seine Gedanken ein, die etwa unter der Einwirkung der besungenen Gegenstände in ihm entstanden waren. Seine Gedichte waren damals mehr lebhaft erzählend und beschreibend, als von Gefühlen getragen. Indess fesselte er schon damals die Aufmerksamkeit der Leser mit seiner Beherrschung der Sprache, die er bei grosser Einfachheit und Verständlichkeit mit eben so viel Leichtigkeit zu handhaben wusste. Die Form seiner damaligen Gedichte war grösstentheils noch die der alten Schule; oft schrieb er in Hexametern oder in andern classischen Versformen. — Ueberraschend ist die rapide Entwicklung, die nach seinem Austritte aus dem Militärdienst bei ihm in seinem Denken, Fühlen und in der freien Form sich einstellte.»

Dies im Wesentlichen der Inhalt des in der «Kisfaludy-Gesellschaft» verlesenen Theiles der Erinnerungen Orlai-Petrics'. Dieselben werden, wie wir erfahren, in der «Budapesti Szemle» veröffentlicht und da auch noch weiter fortgesetzt werden.

In der eben erwähnten Sitzung hielt WILHELM GYÖRY einen Vortrag über «*die Romanzen vom Fall Granada's*», die er zugleich in seiner Uebersetzung mittheilte. — GYÖRY, von dem die ungarische Literatur bereits eine umfassende Abhandlung über den Ganzul-Romanzen-Cyclus besitzt, bot in seiner hier erwähnten Arbeit einige Vorbemerkungen über die historischen Thatsachen, die den Romanzen vom Fall Granada's zum Grunde liegen, und dann über das Werk, welches den grössten Theil dieser poetischen Producte für die Nachwelt aufbewahrt hat: «*Guerras civiles de Granada*» von Gines Perez de Hyta. Diesem Werke sind die Romanzen entnommen, die der Verfasser, Hyta, als «*muy antiquo y bueno*» bezeichnet, und auf deren treffliche ungarische Uebersetzung wir hier selbstverständlich nicht weiter eingehen können. Nur einige kritische Bemerkungen reproduciren wir, die GYÖRY gelegentlich über einzelne Stellen in den Uebersetzungen Herder's und Byron's macht. Es handelt sich hierbei um die Romanze, in welcher der Mohrenkönig vom Fall Alhama's Nachricht erhält. Eine dieser Bemerkungen wendet sich gegen den Ausdruck «*traurig*» in Herder's Strophe:

«Durch die Stadt Granada ziehet  
*Traurig* hin der Mohren König,  
 Dorther von Elvira's Pforte  
 Bis zum Thor der Vivarambla.»

Im Original lautet die Strophe:

«Paseabase el rey moro  
 Por la ciudad de Granada  
 Desde la Puerta de Elvira  
 Hasta la de Vivarambla.»

Da kommt nichts vor, was mit «traurig» übersetzt werden könnte; denn «pasearse», «dar un paseo» bedeutet nicht «traurig dahin ziehen», sondern vielmehr «sorglos dahin ziehen». Die Absicht des Dichters ist, nach der Ansicht Györy's, hier gerade die, die Sorglosigkeit des Königs Boabdil in's Licht zu stellen, der in seiner schönen Stadt so lange leichten Sinnes einen Spazierritt machte, bis der rasch vordringende Feind die für unbezwinglich gehaltene Festung Alhama einnahm. — Die andere Abweichung, in welcher sich Györy's Auffassung von der Herder's unterscheidet, betrifft die Strophe:

«Hast ermordet die Bencerajen,  
 Sie die Blüthe von Granada;  
 Hast die Fremden abgewiesen  
 Aus der reichen Stadt Cordova.»

Das Original lautet:

«Mataste los Abencerrages  
 Que eran la flor de Granada,  
 Acogiste advenedizos  
 De Cordova la nombrada!»

Die Uebersetzung der ersten zwei Zeilen entspricht dem Original vollkommen, die der dritten jedoch steht mit demselben im Widerspruch. Das spanische «acogiste» (von «acoger») bedeutet nämlich nicht «abgewiesen», sondern «bei sich aufnehmen.» Auch ist das Wort «advenedizos» nicht einfach mit «Fremde», sondern mit «Hergelaufene» wiederzugeben. — Györy fasst diese Strophe als einen Vorwurf gegen den König auf, der die edlen Abencerragen ermorden liess, und auf den Rath der Hergelaufenen aus Cordova hörte. Das Epithet «la nombrada» bei Cordova fasst Györy als eine ironische Lobpreisung auf.

Byron sei jedenfalls treuer in der Wiedergabe der Zeile: «Acogiste advenedizos», die er mit «And were strangers *received* by thee» übersetzt. Dagegen sei eine andere Zeile in der Uebersetzung des Letzteren geradezu geeignet Lächeln zu erregen. Ueber den Fall Alhama's sagt Györy in Bezug hierauf, sind zwei Romanzen auf uns gekommen; nämlich die hier in Rede stehende, und eine andere, in welcher Boabdil den «Alcaide» oder Festungscommandanten von Alhama gefangen nehmen und ihm, damit Jemand für den grossen Verlust bestraft werde, den Kopf abschlagen lässt. Lord Byron hat diese beiden Romanzen zu einer verschmolzen. Dies ist noch hinzunehmen, insofern es nicht unmöglich ist, dass ihm ein spanischer Text vorlag, der ohne gehörige Kritik die beiden verschiedenen Gedichte als ein Stück gab. Gegenstand der Bemerkung ist jedoch etwas Anderes. In der ersten Romanze macht ein greiser «Alfaque» dem König Vorwürfe; in der andern Romanze aber wird der «Alcaide» zum Tod



verurtheilt. Beide Ausdrücke sind dem Arabischen entnommen, und bedeutet «*Alfaque*» so viel wie Geistlicher, — «*Alcaide*» aber Festungscommandant; es sind einfache Substantiva und werden daher im Spanischen mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben. Lord Byron schreibt jedoch «*Alfaque*» mit grossem A und betrachtet dieses Wort, wie aus seinem Text klar hervorgeht, als einen Eigennamen oder Familiennamen. Lord Byron übersetzt nämlich das spanische «*Alli habló un viejo alfaqui*» (wörtlich: «da sprach ein alter Alfaqui») mit: «*Out then spake old Alfaqui*». Im Englischen kann dies nur so gesagt werden, wenn «*Alfaqui*» als Eigennamen genommen wird; während wenn das Wort richtig («*Geistlicher*») aufgefasst wird, es heissen müsste: «*Out then spake an old alfaqui*». — Byron behält nun diesen «*Alfaqui*» consequent in der zweiten Romanze bei, und lässt anstatt dem des Verbrechens beschuldigten «*alcaide*», dem alten Geistlichen, dem «*Alfaqui*», für den Fall *Alhama's* den Kopf abschlagen. Dass aber das Commando einer so wichtigen Festung einem alten Geistlichen anvertraut worden wäre, ist selbst vom König Boabdil («*el chico*» (der Kleine) nicht vorauszusetzen.»

Was die übrigen Vorkommnisse in der «*Kisfaludy-Gesellschaft*» während des hier behandelten Zeitraumes anbelangt, so ist aus der festlichen Jahresversammlung, in welcher Gyulai die Denkrede über *Kriza* hielt, noch Folgendes zu erwähnen: Der Präsident der Gesellschaft, MORITZ LUKÁCS, eröffnete die Versammlung mit einer Rede, die eine gedrängte Uebersicht über die Geschäfte der Gesellschaft seit deren vierzigjährigem Bestande enthielt. Hierauf las Graf ANTON SZÉCSEN eine umfassende Studie über Dante und declamirte KARL SZÁSZ eine Ballade von Johann *Arany*, die wir in möglichst getreuer Uebersetzung vollständig mittheilen:

### **Bahrgericht.**

Im Radwaner Wald, auf finstern Grunde,  
Da fand man Benjamin Barczy todt,  
Einen Dolch in der Brust, in tiefer Wunde.  
«Beim Himmel! Hier ist Rache Gebot,  
Eines Mörders Gewaltthat schuf diese Noth!»

Der Vater lässt in sein Schloss ihn tragen,  
Ihn niederlegen im kühlen Saal,  
Er lässt ihn nicht waschen, kein Schaubett ragen,  
Und auf einfacher Bahre, mit blutigem Mal  
Ihn Tage lang ruhn, im Herzen den Stahl.

Zur Wache bestellt er vier Hellebardiere.  
«Lasst Keinen herein, und Keinen hinaus!»  
«Wenn Mutter und Schwester sich nah'n dieser Thüre?»  
«So weist sie zurück, nehmt Keinen aus;  
Weh' Jedem, der mir nicht gehorcht im Haus!»

Die Frauen irren, in Thränen gebadet,  
Durch ihre Gemächer, verstört das Gesicht;  
Er aber sendet sein Siegel und ladet,  
Die ein Argwohn traf, zum Bahrgericht,  
Wo als Kläger das Blut aus der Wunde bricht.

Der Saal ist mit schwarzen Tüchern umhangen,  
 Selbst Mittags dringt die Sonne nicht ein;  
 Um die Bahre stehen in düsterem Prangen  
 Der Schöff, ein Mönch, Crucifix, und in Reih'n  
 Flammende Lichter mit fahlem Schein.

«Lasst die Feinde herein, wenn er Feinde besessen!»  
 Der Vater nennt sie und alle nahn  
 Der Leiche mit Schritten, fest und gemessen;  
 Doch die Wunde ruht und sagt nicht an,  
 Dass Der oder Jener das Grause gethan.

«Wer denn? ... so der Alte mit finstrer Stimme,  
 Nicht floss unser Blut je ungerächt;  
 Den Mörder! ... und müsst' ich mit meinem Grimme  
 Vernichtend treffen mein eigen Geschlecht; —  
 Von Allen, die athmen, ist Keiner gerecht!»

«Lasst kommen nun seine jungen Genossen!»  
 Man thut es viel stolzen Jünglingen kund,  
 Die nahen voll Schmerz, dass sein Blut nicht geflossen  
 In offener Schlacht, in der Helden Bund, —  
 Noch öffnet die Wunde nicht ihren Mund.

«Lasst nun ein, die mir und den Meinen dienen,  
 Das Gesinde, die Fröhner, Gross und Klein!»  
 Sie betrachten den Todten mit Trauermienen,  
 Dem Alle sie Klagen und Thränen weihn, —  
 Noch quillt nicht das Blut bei diesen Reihn.

«So sei die Mutter, die Schwester entboten!»  
 Des Mädchens Schluchzen von Ferne schon hallt,  
 Die Mutter sinkt klagend über den Todten;  
 Der aber bleibt fühllos, starr und kalt.  
 In der Wunde noch immer das Blut nicht wallt.

«Jetzt komm' Abigail, die schöne Traute,  
 Die heimlich kosend er Bräutchen genannt!»  
 Mit blitzendem Aug auf den Dolch sie schaute,  
 Das Antlitz Stein, wie von Zauber gebannt.  
 Da quillt das Blut aus des Wundmals Rand.

Sie weint nicht, sie klagt nicht, sie presst ihre Hände  
 Sich an den Kopf, denn es hämmert darin,  
 Als wollt' es zersprengen die knöchernen Wände.  
 Gelähmt von Entsetzen ist jeglicher Sinn ...  
 «Unselige! du bist die Mörderin!»

Sie hört es zweimal mit Zittern und Beben,  
 Dann stammelt sie zagend im Anblick der Bahr':  
 «Ich habe ihm nicht den Tod gegeben,  
 Ich schwör' es bei Gott und der himmlischen Schaar!  
 Wohl aber reicht' ich den Dolch ihm dar.»

«Er wusste, dass nichts von ihm mich trenne,  
 Dass ihm ich in Liebe zu eigen bin,  
 Und quälte mich doch, dass ich's laut ihm bekenne,



Wo nicht, so wollt' er dem Leben entfliehn; —  
Da gab ich zum Scherz den Dolch ihm hin.» —

Und wie von einem Dämon gezwungen,  
Reisst sie den Dolch aus der rothen Fluth,  
Hält lachend und weinend ihn hoch geschwungen,  
Enteilt und kreischt, wie der Habicht in Wuth, —  
Und Keiner hat sie zu halten den Muth.

Draussen schämt sie sich nicht die Häuser entlang  
Auf offener Gasse zu tanzen und singen.  
«Einmal war ein Mädel — sie lustig sang —  
Das wusst' mit dem Liebsten so umzuspringen,  
Wie's die Katze pflegt mit der Maus zu vollbringen.»

Schliesslich ist zu erwähnen, dass, wie alljährlich in diesen Fest-sitzungen, so auch diesmal das Resultat der vorjährigen Preisausschreibung und der Neuwahlen kundgemacht wurde. Der Preis war auf eine kurze komische oder humoristische poetische Erzählung ausgeschrieben, ist jedoch wegen Unzulänglichkeit der Concurrenzarbeiten nicht ausgefolgt worden. — Zu internen Mitgliedern wurden gewählt: Professor ALEXANDER IMRE, CORNEL ÁBRÁNYI jun., und Graf GÉZA ZICHY; zum externen Mitglied: Dr. FAUST PÄCHLER, Custos der k. k. Hofbibliothek in Wien, in Anerkennung seiner trefflichen Uebersetzung von Vörösmarty's epischem Gedicht «Cserhalom». (S. oben S. 82.)

\* \* \*

A n h a n g. Gelegentlich führen wir noch an, dass die «*Petőfi-Gesellschaft*», die im vorigen Jahre in's Leben getreten ist und sich damals mit einer feierlichen Versammlung im grossen Festsale der Akademie introducirte, ebenda am 7. Januar l. J. ihre zweite Festsitzung hielt. Diese wurde vom Präsidenten MORIZ JÓKAI mit einer Eröffnungsrede eingeleitet, in welcher er an die im vorigen Jahre mit Sensation colportirte Petőfi-Legende anknüpfte, und dieselbe wieder beleben zu wollen schien. Allerdings erwähnte er, dass die Legende, Petőfi lebe vielleicht noch, von einem gemeinen Betrüger (Manasses) durch eine greuliche Parodie verunziert worden sei, auch könne er den Glauben, dass Petőfi noch lebe, nicht theilen; aber er könne ihn auch nicht widerlegen. «Ob er noch lebe, kann ich nicht mit meiner Ueberzeugung bestätigen; aber ich halte es für meine Pflicht, uns Gewissheit zu verschaffen, wenn diese auch eine verneinende sein sollte.» So die viel ventilirte Frage offen haltend, schloss der Redner mit einem Dank an das Publikum für die Theilnahme, die es bisher gegen die Petőfi-Gesellschaft an den Tag gelegt hat.

Hiernach las der Secretär THOMAS SZANA den Jahresbericht. Er bezeichnete darin als Mission der Gesellschaft, «die belletristischen Kräfte in möglichst grosser Anzahl zu vereinigen und so unsere gefährdete schöne Literatur zu sichern». In Weiterem führte er die bisherigen Publicationen der Gesellschaft an; es sind dies die Gedichte von ALEXANDER ENDRÖDY und

Graf GÉZA ZICHY; «A nyomoruság iskolája» (die Schule des Elends), Roman in einem Bande, von ARNOLD VÉRTESI; ein Band humoristischer Erzählungen von ALEXANDER BALÁZS; und ein soeben erschienener Band Novellen von MORIZ JÓKAI. Nach Aufzählung der im Laufe des Jahres in den Sitzungen der Gesellschaft gehaltenen Vorträge und der neu hinzugekommenen Mitglieder weist der Vortragende schliesslich darauf hin, dass das Organ der Gesellschaft: «A Petőfi-társaság lapja» die Schwierigkeiten des Anfangs überwunden habe und seine Wirksamkeit nun mit umso grösserem Eifer fortsetzen werde und dass die Verlagsunternehmung der Gesellschaft auch in Zukunft nur Originalwerke bringen werde.

Nach dem Secretariatsberichte folgten die nachstehenden Vorträge: 1. Krisztus Rómában (Christus in Rom), Legende von Dr. ANTON VÁRADI, vom Verfasser wirkungsvoll vorgetragen. Die Dichtung schildert, wie Christus und ein Apostel in unscheinbarer Hülle durch Rom wandelnd die Lehren und die Einfachheit des Heilands an der Stätte seines Statthalters auf den Kopf gestellt finden. — 2. «A hazajáró lélek» (der umgehende Geist eines Verstorbenen), Gedicht von Graf GÉZA ZICHY, vorgetragen von Josef Komócsy. Eine Allegorie des patriotischen Gefühls, das den blutenden Türken beispringen möchte und, daran verhindert, an der Zukunft verzweifelt. Der Geist Franz Deák's fösst dem Verzweifelnden Zuversicht ein. — 3. «A Petőfi Polyákja» (der Polak Petőfi's), Skizze von NIKOLAUS K. PAPP, vorgelesen von Alex. Balázs. «Der Polak» ist General Bem und die Skizze schildert, mit bereits bekannten, aber geschmackvoll zusammengestellten Daten das Verhältniss der Liebe und Verehrung, das zwischen Bem und seinem Adjutanten obwaltete. Der tapfere General nannte den grossen Dichter: «Mon fils Sándor», und dieser, der ihm Gespräche, Zuschriften und einigemal auch seine eigenen Gedichte in französischer Sprache zu verdolmetschen pflegte, hing an seinem General mit kindlicher Verehrung. Die Skizze erstreckt sich bis auf das Ende und Begräbniss Bem's in Aleppo, der dort bekanntlich zum Islam übergetreten war und in den letzten Jahren seines Lebens mit chemischen Versuchen, namentlich mit Salpeter-Erzeugung sich beschäftigt hatte. — Die 4. Nummer des Programms bildete *eine poetische Epistel an Nikolaus Szemere*, den ewig jungen Anakreon, von LUDWIG BARTÓK, von diesem selbst vorgelesen. — Als 5. Nummer folgte «Idegen földön» (Auf fremder Erde), Erzählung von ARNOLD VÉRTESI, der sein Werk selbst vorlas. Der Gegenstand der Erzählung ist eine Phantasmagorie, mit der ein in die Fremde verschlagener kranker Ungar sein einsames Leben beschliesst. Der arme Antonio, so heisst derselbe, hat in seiner Jugend bessere Tage gesehen, hat im Freiheitskriege als Oberlieutenant mitgefochten, wurde dann in die österreichische Armee eingereiht, entfloß in Italien zu der italienischen Armee, wird am Fuss verwundet und fristet später sein Leben mit dem Schuhmacher-Handwerk das er zu seinem Glück zu Hause erlernt hatte. Nach Jahren der Arbeitsamkeit und Zurückgezogenheit stirbt er an einem Brustleiden und in seiner letzten Stunde zieht sein ganzes vergangenes



Leben an seinem geistigen Auge noch einmal vorüber. — «A gyermek» (Das Kind), Gedicht von ALEX. ENDRÓDY, vorgelesen von Eduard Paulay, bildete den letzten der Vorträge. Das «Kind», um das es sich hier handelt, ist ein sterbender Knabe in einer vom Feinde verwüsteten türkischen Ortschaft. Es möchte noch leben, zum Manne heranwachsen, um dereinst Rache zu üben, verschmachtet aber aus Mangel an Speise und Trank, und wird von einem Engel zu Gott emporgetragen, dessen die Rache ist. — Karl Eszaky schloss sodann die Sitzung mit einigen warmen Worten.

## KLEINE MITTHEILUNGEN.

### WAS HERR VON HELLWALD VON UNGARN UND MAGYAREN ZU ERZÄHLEN WEISS.

Es war in den fünfziger Jahren, als der sonst verdienstvolle und wissenschaftlich gebildete deutsche Geograph, Herr Dr. HEINRICH BERGHAUS, ein Werk herausgab unter dem Titel: «Was man von der Erde weiss!» — Damals hatten der österreichische Absolutismus und das BACH'sche Regime den Culminationspunkt erreicht: die Magyaren waren niedergeschmettert und geknebelt, und so mancher Ehrenmann in Oesterreich und Deutschland glaubte auch seinerseits ihnen einen Fusstritt geben zu müssen. Auch Herr Dr. HEINRICH BERGHAUS hielt sich für verpflichtet und berechtigt, in dem erwähnten Werke den Magyaren tüchtig den Text zu lesen, sie als geistige Kannibalen zu schildern, welche mit unerhörter Grausamkeit die deutschen, slavischen, rumänischen u. s. w. Einwohner des Landes verfolgten und verthilgten. Herr BERGHAUS scheint es nicht gewusst zu haben, dass fremde Colonisten und Ansiedler in keinem europäischen Lande zum Schutze ihrer Eigenartigkeit, ihrer Sprache, Nationalität, Religion, ihrer Sitten und Gebräuche so ausgedehnte Privilegien erhielten und zum Theil bis auf den heutigen Tag bewahrten, wie in Ungarn. Die siebenbürger Sachsen z. B. hatten ihre mittelalterlichen Privilegien bis zur Zeit der jüngsten österreichischen Reaction unversehrt bewahrt; sie durften sich nicht nur auf dem sogenannten Königsboden, der ihnen verliehen war, nach Belieben einrichten und verwalten, sondern sie konnten sich im ganzen Lande ansiedeln, Haus und Grund erwerben, Gewerbe und Handel treiben, wo es ihnen beliebte; sie konnten auch den ungarischen Adel erwerben. Aber keinem Ungarn, Székler oder Walachen war es gestattet, sich in ihren Städten anzusiedeln, dort Haus und Grund zu erwerben, oder auch nur Mitglied ihrer Zünfte zu werden!

Nun, wo giebt oder gab es ein Land, in welchem der aus der Fremde eingewanderte «Gast», Colonist, mehr Rechte genießt oder genossen hätte, als die Angehörigen derjenigen Nation, welche das Staatswesen begründet hat? Aber trotzdem, oder vielleicht eben deshalb wird auch jetzt noch häufig über die Tyrannei der Magyaren gejammert und das «Erwürgen»

der Sachsen, Slaven, Serben, Rumänen u. s. w. beweint. Herr von LÖHER in München weiss haarsträubende und rührselige Dinge über «das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn» und über «die Zertrümmerung des ungarischen Sachsenlandes» zu erzählen; was die Russen in den Ostseeprovinzen und in Polen, oder was die Deutschen in Preussen, Pommern, Posen und in dem neuerworbenen Elsass-Lothringen, oder was die Serben in den rumänischen Districten ihres Landes gethan und thun, darüber weiss Herr von LÖHER kein Sterbenswörtchen zu berichten. — In Ungarn und Siebenbürgen ist die deutsche Sprache und Literatur in allen Bürgerschulen, Gymnasien und Realschulen ein obligater Lehrgegenstand für alle Schüler ohne Ausnahme, — das scheint denn doch nicht eben das geeignetste Mittel zu sein zum «Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn»!

Wo vom «Erwürgen» die Rede ist; wo es einen Zweifel zu lösen, eine Frage zu entscheiden, ein Problem zu erörtern, einen «Kampf um's Dasein» giebt, da ist natürlich Herr FRIEDRICH von HELLWALD gleich bei der Hand; er muss dabei sein und seine Orakelsprüche zum Besten geben. Wie könnten die Russen und Engländer, die Russen und Türken in Asien oder Europa sich auseinander setzen, sich gegenseitig bekriegen oder Frieden schliessen, wenn Herr von HELLWALD nicht mitrathen und thaten würde? Ohne ihn kann nun einmal in dieser armseligen Welt nichts geschehen. — Wie düster und öde wäre es am geistigen Horizonte der Menschheit, wenn Herr von HELLWALD sich ihrer nicht erbarmt und nicht die neue Leuchte an der «blaugoldigen Himmelsglocke» angezündet, nämlich die «Culturgeschichte» geschrieben hätte? Und wie schlimm stünde es mit der monistischen Weltanschauung, wenn er nicht in jeder Nummer des «Ausland» die Weisheitssprüche HÄCKEL's, VOGT's, MOLESCHOTT's und BÜCHNER's verkündete? . . . Die Welt stand in der That schon am Rande des Abgrundes, der sie schier zu verschlingen drohte; da schnallte ein österreichischer Officier den Säbel ab, ergriff die Feder . . . und die Welt ist gerettet! Wenigstens die europäische Welt und Menschheit ist gerettet und befreit von allen «allophylen» Elementen.

Zur Erbauung und Kräftigung dieser europäischen Menschheit schrieb in jüngster Zeit Herr von HELLWALD auch sein geographisches Hausbuch: «*Die Erde und ihre Völker*» (Verlag von W. Spemann in Stuttgart), das heisst er brauchte dieses Werk nicht einmal zu schreiben; die Scheere genügte ihm, um die Papierschnitzel zurecht zu machen für den Setzer; der Verleger besorgte die Bilder, und so kam das Opus zu Stande, das allsogleich die Runde durch die Welt machte, ja sogar in's Englische &c. übersetzt wurde. O! Ihr Ritter und Peschel, wie sauer liasset ihr's Euch werden! und doch brachtet Ihr kein solches Werk zu Stande!

Im zweiten Bande des erwähnten Werkes schildert von HELLWALD Seite 257 bis 263 *die Völker des ungarischen Staates*, welche er als ehemaliger österreichischer Officier, der sich einige Zeit auch in Ungarn aufgehalten hat, natürlich perfect kennt. Wir wollen aus seiner Darstellung nur einige besonders lehrreiche Proben mittheilen. Von den Croaten wird behauptet, dass



sie «vorwiegend griechisch-katholisch» sind, worüber sich die Herren Croaten sehr verwundern dürften. — Die ungarischen Ruthenen, heisst es, sind in kirchlicher Beziehung dreifach gespalten, nämlich *«griechisch-katholisch, griechisch-unirt (sic!) und Schismatiker»*. — Die armen Ruthenen und die «allophylen» Magyaren wussten es bis zum heutigen Tage nicht, dass es einen Unterschied giebt zwischen den Griechisch-Katholischen und Griechisch-Unirten; erst Herr von HELLWALD musste es ihnen sagen. Zu welcher Confession eigentlich die «Schismatiker» gehören, das weiss hierzulande Niemand. — Auch das ist eine neue und ganz wunderbare Entdeckung des Herrn von HELLWALD, dass es «im Westen und Osten der Karpathen viele Ortschaften und Städte giebt, in denen die Racen derart sich gemischt haben, dass ein Grundton nicht mehr zu erkennen ist, man müsste denn diesen im jüdischen Elemente suchen ... und in denen die Volkssprache immer ein verdorbenes Deutsch.» — Köstlich ist ferner folgende Schilderung: «Obwohl nun das Betyärenthum abnimmt, und die Zeit der Betyärenromantik zu Ende ist, so ist doch das Betyärenthum in Ungarn deshalb nicht gänzlich auszurotten, weil es seinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magyarischen Bauernfamilien findet. Am Tage bearbeitet der Bauer sein Feld, am Abend schwingt er sich auf sein Pferd oder setzt sich mit seinen Genossen in den Korbwagen, nimmt seine Waffen zu sich und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magyar, verstockt im orientalischen Fanatismus, ruhig seinen Tschibuk; der deutsche Räuber ist zerknirscht oder religiös gefasst; der Walache giebt sich wilder Verzweiflung hin; der Serbe stimmt ein Nationallied an.» — Man traut seinen Augen nicht, wenn man solche Proben einer bodenlosen Unwissenheit und selbst mangelhaften Denkens zu lesen bekommt! Ein wahrhaft famoser Kerl übrigens der magyarische Bauer! ... bei Tage arbeitet er, bei Nacht geht er auf Raub aus; er benöthigt nicht einmal der Ruhe, des Schlafs! Unter dem Galgen raucht er den Tschibuk, den er sich wahrscheinlich von Herrn von HELLWALD entlehnt, denn sonst ist der Tschibuk ihm gänzlich unbekannt, im gewöhnlichen Leben raucht er seine makrapipa, eine kleine Thonpfeife mit kurzem Rohr. — Aber von HELLWALD begeht hier auch eine Blasphemie gegen die Deutschen, da er es wagt von *deutschen Räubern* zu sprechen, die unter dem Galgen stehen ....!

Dann weiss von HELLWALD viel zu erzählen von der Rohheit und Verwilderung des ungarischen Volkes und von dem Mangel an jedweder Schulbildung desselben. Alles dieses bezieht sich, nach seiner Meinung, besonders auf die Magyaren. Auch die 17 Lehrer, welche 1870 angeblich im Zempliner Comitath wirkten, ohne selbst schreiben zu können, waren nach HELLWALD's Meinung Magyaren. — Nun was den Volksunterricht anbelangt, so lässt er, leider, noch Manches zu wünschen übrig. Aber so schlimm ist es denn doch nicht, wie von HELLWALD behauptet, und namentlich unter dem magyarischen Volke ist der Mangel an Schulbildung durchaus nicht so gross, wie es obige Schilderung darstellt. Wer nur einigermassen die Verhältnisse und Zustände Ungarns kennt, weiss es, dass der Volks-

unterricht unter den Protestanten Ungarns so ziemlich auf derselben Stufe steht, wie in andern protestantischen Ländern Europas. Ganz anders sind die Verhältnisse unter den Anhängern der griechisch-orientalischen und griechisch-katholischen Kirche. Dort hat man erst in neuester Zeit angefangen, dem Volksunterrichte mehr Aufmerksamkeit zu widmen, und zwar in Folge des Drängens der ungarischen Regierung. Die Magyaren sind bekanntlich zur Hälfte Protestanten, zur Hälfte römisch-katholisch. Eben dasselbe gilt von den Deutschen. Im Allgemeinen ist es also mit dem Volksunterricht am besten bestellt bei den Deutschen und Magyaren, hierauf folgen die Slovaken. Am schlechtesten dagegen sind daran die Ruthenen, Rumänen und Serben, die Alle zum Theil griechisch-katholisch, zum Theil griechisch-orientalisch sind. Wenn es demnach im Zempliner Comitate 17 Lehrer gab, die selbst nicht schreiben konnten, so waren das sicher Ruthenen, nicht aber Magyaren! Wenn im Allgemeinen die Zustände des Volksunterrichtes noch nicht so günstig sind, wie es gewünscht werden muss, so tragen verschiedene staatliche, socielle und confessionelle Umstände die Schuld daran; dass aber dafür weder die Magyaren, als herrschendes Volk, noch die ungarische Regierung seit 1867 verantwortlich gemacht werden können, das weiss Jeder, der die neuere Geschichte Ungarns kennt. Die Volksschulen in Ungarn und Siebenbürgen sind bis zum heutigen Tage grösstentheils confessionelle Schulen, auf welche der Cultus- und Unterrichtsminister keinen unmittelbaren Einfluss auszuüben befugt ist. Darum ist es auch ein Unsinn, wenn man von der gewaltsamen Magyarisirung der siebenbürger Sachsen spricht. Alle sächsischen Volksschulen sind confessionelle Schulen *und es giebt derzeit vielleicht keine einzige derselben, in welcher die ungarische Sprache auch nur als Lehrgegenstand gelehrt wird!* Giebt es z. B. in Brasilien eine deutsche Colonie, in deren Schule die portugiesische Sprache nicht gelehrt wird? Diese Frage möge Herr von Tschudi beantworten. Nicht einmal in den Gymnasien der siebenbürger Sachsen bildet die ungarische Sprache einen obligaten Lehrgegenstand!

Im Allgemeinen ist es um den Volksunterricht in Ungarn und Siebenbürgen nicht gar so arg bestellt, wie von HELLWALD meint. Es giebt derzeit in runder Zahl 15,400 Volksschulen, folglich entfällt eine Schule durchschnittlich auf 870 Einwohner, während in Niederösterreich auf 1500, in Oberösterreich auf 1480, in Galizien auf 2250 Seelen eine Volksschule entfällt. Von den 2,129,000 conscribirten schulpflichtigen Kindern in Ungarn und Siebenbürgen besuchen durchschnittlich über 70, bei den Magyaren und Deutschen 80—90 Procent die Schule. Viel besser steht es ja auch anderwärts nicht!

Die Magyaren sind den statistischen Ausweisen des Herrn KLUN und den anthropologischen Deductionen des Herrn von HELLWALD zufolge auf den Aussterbeetat gesetzt. \* Auch die siebenbürger Sachsen sind im

\* Seit einem Jahrhundert und darüber lässt man die Magyaren aussterben. Das prophezeite man ihnen unter der Regierung MARIA THERESIA's, als ihre Zahl auf zwei Millionen geschätzt wurde. Als man ihre Zahl auf zwei ein halb bis drei



Kampfe um's Dasein auf den Aussterbeetat gesetzt», wie es von HELLWALD demonstrirt. Es thut ihm leid um die siebenbürger Sachsen, denn sie gehören zu dem arischen Stamme. Die Magyaren dagegen müssen verschwinden, weil «die europäische Cultur und Civilisation blos für Europäer passt», nicht aber für Türken, Tataren und Magyaren. Von HELLWALD weiss das viel besser, als ELISÉE RECLUS, der im dritten Bande seiner «Nouvelle Géographie Universelle» sich beiläufig in folgender Weise äussert: «Man hat oft behauptet, die Herrschaft der Welt müsse den Völkern der arischen Race zufallen, und die übrigen Völker-Familien hätten keine andere Bestimmung als unter das Joch gebeugt zu werden. Es ist jedoch für die Zukunft der Menschheit gut, dass in Europa selbst, und zwar in einem vitalen Theile des Continents sich eine nicht-arische, wenngleich in Folge der Kreuzungen den übrigen Europäern eng verwandte Nation befindet, welche daselbst die Führerrolle spielt. Den hochmüthigen Prätionen der Indo-Europäer gegenüber antworten die Magyaren mit dem Hinweis auf ihre Geschichte. Sie haben schwere Niederlagen erlitten; doch wer von ihren Nachbarn kann es wagen zu behaupten, dass er ihnen an Intelligenz, Tapferkeit und Liebe für das Vaterland und die Freiheit überlegen sei? — Welches werden die künftigen Schicksale der Magyaren sein? Mit Spannung sieht man den grossen Veränderungen entgegen, welche im Gleichgewichte der Donauländer Europas bevorstehen; wie aber auch die politische Gruppierung der Völker des Orients sich gestalten möge, die Nation, welche in der von den Karpathen eingeschlossenen weiten Arena angesiedelt ist, wird stets den grössten Einfluss ausüben in dem von derselben eroberten und behaupteten Gebiete.»

**Nachtrag.** Im «Ausland» behandelt v. HELLWALD die orientalische Frage als Cultur-Frage, und äussert sich in Nr. 5 [1878] unter andern folgendermassen: «So lange die Sultane in Stambul thronen, wird das Türkische das national-politische Idiom bleiben, zu dessen Erlernung die griechischen und slavischen Unterthanen sich eben bequemen müssen. Nur wird der Culturhistoriker diesen Zustand nicht anders auffassen, als die gegenwärtige Herrschaft des Magyarischen im heutigen Reiche der Ungarn, welche, nebenbei gesagt, so eben ein englischer Ethnologe als echte Türken nachweist. \* Die politische Nothwendigkeit mag eine solche Herrschaft des Tür-

Millionen stellen musste, da befürchtete man ihr Aussterben in naher Zukunft. Nach einigen Decennien fand man aber vier Millionen Magyaren, und nun schien ihr Aussterben unausbleiblich. Endlich erhob sich die Zahl derselben auf fünf Millionen, und so muss denn ihr Aussterben ganz sicher sein. Die Zeit jedoch, wenn man den letzten Magyaren begraben wird, ist noch nicht ganz bestimmt. Wenn wir nicht irren, so prophezeite PALACKY in seinem Testamente, dass es nach Tausend Jahren keinen Magyaren mehr geben wird!

\* HENRY HOWORTH im «Geographical Magazine» vom August und November 1877. — Ist uns bis zur Stunde noch unbekannt, doch wünschten wir in diese Darstellung Einsicht zu nehmen.

*Der Herausgeber.*

kischen, wie die des Magyarischen erheischen; zu dem *Culturwerthe dieser Sprachen wird man ein breites Fragezeichen machen müssen*. Dabei ist das Magyarische noch im Besitze einer Literatur, mit welcher das Türkische, hinsichtlich seines Gehaltes sich nicht messen kann, und besitzen die Magyaren eine Anzahl hochangesehener Gelehrten und Forscher auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, wovon in der Türkei gar keine Spur vorhanden. *Dennoch wird wohl Niemand, der nicht durch magyarische Brillen schaut, die politische Herrschaft des Magyarischen, des Idioms nur eines Drittels von der Gesamtbevölkerung des ungarischen Staates, als culturell segensbringend begrüßen können.*

Wie wir in der Note eingestanden haben, kennen wir noch nicht HENRY HOWORTH's Materialien, aus denen er die Ungarn oder Magyaren als echte Türken nachweist. Wir selbst haben einige Untersuchungen auf diesem Felde angestellt, konnten aber zu einem solchen Resultate nicht gelangen. Es will uns bedünken, der englische Ethnologe ist in demselben Falle, wie auch andere Ethnologen, die über gewisse Nationalitäten deswegen so leicht und so apodiktisch urtheilen, weil sie ihnen und ihren Lesern sehr ferne und unbekannt sind. Es lässt sich überhaupt über das sehr Nahe und ziemlich Bekannte viel schwerer schreiben, als über das Fernliegende und mehr Unbekannte; und HÄCKEL hat gewiss seine Geschichte der Schöpfung der Welt mit weniger Mühe und in kürzerer Zeit geschrieben, als ein RANKE die Geschichte der Deutschen schreiben könnte. Bis auf vollständigere Kunde über die Genauigkeit des englischen Ethnologen müssen wir schon von HELLWALD bei dem Glauben belassen, dass die Ungarn echte Türken sind; es kann das für ihn auch kein wichtiger Umstand sein, denn ob «short corned cattle» oder nicht «short corned», haben doch beide, nach seiner Ueberzeugung, dasselbe Schicksal. Einige Thatsachen wollen wir jedoch erwähnen, die auch von HELLWALD nicht ganz unbekannt sein dürfen.

Die mannigfachste Blutskreuzung im Lande der Ungarn ist geschichtlich beglaubigt und ist auch vor unseren Augen in vollem Zuge; eben so bekannt ist das Schwanken und der Wechsel der Nationalitäten allhier. Ganze Ortschaften ja Gegenden slavisirten, romanisirten, magyarisirten sich; zahlreiche Individuen und Familien, namentlich im Tieflande, wohin der Zug der Bevölkerung gerichtet ist, werden vom Magyarenthum absorbirt. Familiennamen, wie Horvát, Német, Oláh, Tót (Croat, Deutsch, Walach, Slave), die sehr häufig sind, bestätigen dasselbe. In Ungarn oder Siebenbürgen geborene und hier erwachsene slavische und rumänische Schriftsteller behaupten, und nicht ganz mit Unrecht, dass nur ein minimier Theil des ungarischen, sehr zahlreichen Adels echt magyarischen Ursprungs sei: und doch war gerade, namentlich der Mittel- und Kleinadel die Hauptstütze der magyarischen Nationalität. Diese Thatsachen vor Augen haltend, fragt man sich mit Befremden: das heutige Magyarenthum wäre also das echte Türkenthum? Dem englischen Ethnologen müssen aber diese Thatsachen unbekannt geblieben sein, oder er argumentirt so: weil in den



heutigen Magyaren sehr wenig oder auch gar kein Türkenblut zu bemerken sei, gerade deswegen sind sie echte Türken! Diese neue Logik ist übrigens nicht ganz neu. Auch MAX MÜLLER hat die von ihm so getauften «turanschen Sprachen» deswegen für verwandte erklärt, weil sie einander so unähnlich sind.

Die abstracten Zahlen können nicht so viel beweisen wie die concreten. Von HELLWALD behauptet, dass das Magyarische das Idiom nur eines Drittels der Gesamtbevölkerung des ungarischen Staates ist. Indem wir das annehmen, wollen wir doch die andern zwei Drittel der Gesamtbevölkerung in concrete Zahlen umsetzen, weil sie ja nur als solche in Rechnung kommen können. Es schadet aber auch nicht, wenn wir die drei Drittel genauer bestimmen. Hiebei dürfen wir uns selbstverständlich nicht magyarischer Statistiker bedienen, weil diese parteiisch sein könnten. Nach dem «Statistischen Handbüchlein für die österreichische Monarchie» (herausgegeben von der k. k. Direction der administrativen Statistik. Erster Jahrgang, vierte Auflage. Wien, 1861) war die Bevölkerung der zur ungarischen Krone gehörenden Länder 13.667,888 Seelen, von denen auf Croatien und Slavonien 862,858, auf die gesammte Militärgrenze aber 1.062,072, zusammen 1.924,930 entfielen. Nach der allerneuesten Zählung hatten die Länder des ungarischen Staates 15.171,357 Seelen. Wir wollen aber das Nationalitätenverhältniss nur nach dem «Statistischen Handbüchlein» in Anschlag nehmen. Nach diesem gab es unter den 13,667,888 Seelen 4.939,734 Magyaren. Dürfen wir für heute fünf Millionen Magyaren annehmen? Ich glaube ja, und zwar um so mehr, weil genau rechnende magyarische Statistiker sechs Millionen finden. Im Jahre 1860 standen also 4.939,734 Magyaren 8.726,194 Nichtmagyaren entgegen. Diese Nichtmagyaren waren aber 1.484,948 Deutsche, 2.416,824 Rumänen, 3.828,512 Böhmen (Czechen), Slovaken, Croaten und Serben. (Die Israeliten, die damals 411,703 Seelen zählten, sind nicht unter die Nationalitäten gerechnet.) Da man nun einmal eine Amtssprache wählen musste, was hätte wohl von HELLWALD selbst unter diesen Verhältnissen gethan? Hätte er wohl zuerst damit begonnen, das *von* vor seinem Namen auszuradiren, weil er keine Geschichte anerkennen will? Nun dann hätte es auch keine ungarische Geschichte mehr gegeben, und dann hätte er so gehandelt, wie die geschichtslosen «Cultur-Menschen überhaupt handeln. Wenn er aber den geschichtlichen und statistischen Verhältnissen einige Berechtigung zuerkannt hätte, so würde er eben das gethan haben, was wirklich geschehen ist.

Seit 1861 hat sich Einiges ereignet, was den Magyaren doch kaum übel genommen werden wird. Croatien, Slavonien und die dahin gehörende Militärgrenze haben eine eigene Verwaltung und Gesetzgebung erhalten; ihre Verwaltungs- und Gesetzes-Sprache ist das Croatisch-Serbische. Die Einwohnerzahl dieser Theile beträgt heute 1.838,123. Diese Zahl von den 15.171,375 (welche die letzte Volkszählung constatirt hat) abgezogen, bleiben für Ungarn, Siebenbürgen und die hieher einverleibte Militärgrenze 13.333,234

Einwohner. Nehmen wir an, dass die Zahl der Magyaren seit 1860 sich absolut nicht vermehrt hätte, so würden doch den 4.939,734 Magyaren nicht mehr die vollen 8.726,194 Nichtmagyaren entgegen stehen, sondern um 391,600 weniger. Können wir aber, wenn auch nur einen sehr geringen Zuwachs der magyarischen Bevölkerung annehmen, so muss sich die Bilanz noch mehr zu ihren Gunsten neigen. Wir dürfen aber ohne alle Uebertreibung behaupten, dass gegenwärtig einerseits über fünf Millionen Magyaren, andererseits 8.300,000 Nicht-Magyaren stehen. Das eine Drittel ist also um etwas Bedeutendes grösser, und die beiden andern Drittel sind um so viel geringer geworden, als sie von HELLWALD annimmt.

Allein welchen *Culturwerth* hat die Sprache des einen grossen Drittels? fragt von HELLWALD. Man hätte meinen sollen, eine jede Sprache sei ein Metall, das jede Prägung annehmen kann; dass also für das künstlerische und wissenschaftliche Auge nicht das Metall, sondern die Prägung den Culturwerth enthält. Nach von HELLWALD's Ueberzeugung ist dies aber nicht der Fall, und diese Ueberzeugung theilen sehr viele Gelehrte und Ungelehrte. Denn mit dem Begriff «Cultur» fängt die neueste Zeit und die fortgeschrittenste Wissenschaft denselben Missbrauch an zu treiben, den man in vorigen Jahrhunderten mit dem «Evangelium» getrieben hat. Unter dem Banner der «Cultur» werden schaudererregende Ungerechtigkeiten begangen, — denn die «Cultur» kennt gar keine Ungerechtigkeit, sie scheint sich bereits auf eine solche Höhe emporgeschwungen zu haben, wo blos das «jus fortioris» herrscht und die Stimme des Gewissens nicht mehr gehört wird.

— **Ungarische Gedichte in französischer Uebersetzung.** Herr AMADÉ SAISSY, seit Kurzem Privatdocent der französischen Literaturgeschichte an der Budapester Universität, hat jüngst den verdienstvollen Versuch gemacht, eine Anzahl ungarischer Gedichte (von Alex. Petöfi, Johann Arany, K. Szász, Gr. G. Zichy, Aug. Greguss und P. Gyulai) ins Französische zu übersetzen. Diese Uebersetzungen erschienen zuerst in der von G. HEINRICH und E. THEWREWK herausgegebenen «Allgemeinen Philologischen Zeitschrift» und haben vielfach Anerkennung gefunden, da sich SAISSY schon in diesen ersten Proben als begabten, sprach- und formgewandten Uebersetzer erwiesen hat, der die Schwierigkeiten seiner Aufgabe mit Glück zu überwinden versteht. Als Probe seiner Bestrebungen in dieser Richtung theilen wir eine bisher noch nicht veröffentlichte Uebersetzung Saisy's mit, die jüngste Ballade ARANY's, welche oben S. 174 in deutscher Uebersetzung verglichen werden kann:



**L'ordalie du cadavre.**

Ballade d'ARANY JÁNOS, traduite par A. SAISSY.

Non loin de Radvány, dans la forêt épaisse,  
On trouva mort Bárcezi Beneu;  
Un long poignard au coeur a tari sa jeunesse.  
— «En vérité, voici la preuve devant Dieu,  
«La force meurtrière a frappé dans ce lieu!»

Le père, en son château, fait porter la victime;  
Dans la grand-salle, simplement,  
Ni paré, ni lavé, tel qu'au moment du crime,  
Le cadavre étendu repose tout sanglant....  
Le jour succède au jour et le cadavre attend!

A ses hallebardiers qui veillent en silence:  
— «Ici nul n'entre, nul ne sort!» —  
— «Si la soeur vient gémir, si la mère s'avance,  
«Faut-il?...» — «Pour toutes deux je le défends encor,  
«A celui qui, vivant, mon ordre enfrent... La mort!»

Etouffant ses sanglots, la douleur féminine  
Erre au château, voilant ses pleurs;  
Et le père en scellant «l'Ordalie», examine  
Ceux qu'un louche soupçon poursuit, voutour rongeur...  
Le cadavre en saignant sera l'accusateur.

De funèbres drapeaux on voile la grand-salle,  
Le jour s'arrête sur le seuil.  
Près du corps, l'envoyé de la cour prévôtale,  
Cierges et crucifix autour du prêtre en deuil,  
De livides reflets éclairent le cercueil!

— «S'il eut des ennemis, qu'ils affrontent l'épreuve!» —  
Le père alors les désignant  
Ils entrent... Que faut-il pour que le sang s'émeuve?  
C'est en vain, tour à tour qu'ils passent frissonnant...  
— «Ni ceux-ci... ni ceux là!... Où chercher maintenant!...

«Alors qui?... Le sang noble a souillé cette terre,  
«Au sang noble il faut un vengeur;  
«Ici le meurtrier!... Nul ne peut se soustraire,  
«L'ordre dut-il frapper jusqu'à mon propre coeur!  
«Tout vivant est suspect à ma sombre douleur!...

«Vous qui l'avez aimé, venez, je vous convie!» —  
Elle entre la foule des peux...  
Ils pleurent tous de voir leur compagnon sans vie,  
Car il n'est pas tombé sur le champ glorieux...  
Et le fils de Bárcezi ne saigne pas pour eux!...

— «Ici mes serviteurs, Barcz, mes serfs, mon village,  
«Accourez tous jeunes et vieux!» —  
Et chacun sent couler des pleurs sur son visage  
En voyant le fils mort près du père anxieux!...  
La blessure pourtant ne pleure pas pour eux...

— «La soeur, la mère aussi!» — La fille qui succombe

Pousse des cris de désespoir;

La mère, sur l'enfant, gémissante colombe

Se jette!... Ses baisers ne peuvent l'émouvoir...

La blessure est glacée et le sang reste noir.

— «Qu'elle vienne à la fin Kund Abigel, la belle

«Qu'en secret son amour choisit!...»

Son oeil sur le poignard s'attachant, étincelle,

Son visage est de marbre et son pied se raidit...

La blessure s'émeut, le sang... rouge... jaillit!

Sans pleurs, sans un hélas! sans une seule plainte,

Son front saisi s'est incliné...

Quel éclair de terreur sous cette horrible étreinte!...

Dans son étonnement la foule a frissonné....

— «O fille! C'est donc toi... qui l'as assassiné? —

On l'accuse deux fois, et son pied s'enracine...

Enfin ses lèvres s'entrouvrant:

— «Je ne l'ai pas tué!... Toi puissance divine,

«Multitudes des cieus, entendez mon serment!...

«Qu'ai-je fait?... J'ai donné le poignard seulement.

«Il possédait mon coeur plein d'un amour fidèle,

«J'aimais, il devait le savoir...

«Mais... il exige encor... un «Oui» qui le rappelle,

«Si «Non»... Il se tuera! Vraiment... quel désespoir!...

«En riant, je donnai l'arme... je voulais voir...»

Elle arrache le fer de l'artère béante,

Ses yeux se fixent égarés;

Elle pleure elle rit, l'arme est encor sanglante;

Avec les cris stridents des faucons éfarés

Elle s'élance..... et tous s'arrêtent éplorés.

Elle erre dans la rue, elle court et sautille,

Elle danse en chantant, et sans honte, elle rit

De son joyeux refrain: »Jadis la jeune fille

«Se jouait d'un jeune homme épris,

«Comme le chat, de la souris!»

— **Ungarische Zeitschriften und Zeitungen.** Nach einem trefflichen statistischen Ausweise des ungarischen Bibliographen JOSEF SZINNYEI sen. erschienen im Jahre 1878 im Ganzen 284 ungarische Zeitungen und Zeitschriften, gegen 268 im Vorjahre, also mit einem Zuwachse von 16 Nummern. Von diesen sind

	1877	1878	Differenz
1. Politische Tagesblätter . . . . .	17	19	+ 2
2. Politische Wochenblätter . . . . .	26	24	— 2
3. Illustrierte Blätter . . . . .	2	2	—
4. Kirchen- und Schulblätter . . . . .	25	22	— 3
5. Belletristische Blätter . . . . .	12	12	—
6. Humoristische Blätter . . . . .	5	8	+ 3
7. Fachzeitschriften . . . . .	53	57	+ 4
8. Nicht-politische Provinzblätter . . . . .	61	63	+ 2
9. Inseraten-Blätter . . . . .	7	6	— 1
10. Zeitschriften . . . . .	53	63	+ 10
11. Vermischte Beilagen . . . . .	7	8	+ 1
Zusammen . . . . .	268	284	+ 16.



Von diesen Blättern erscheinen 140 in der Hauptstadt Budapest, 144 in 71 verschiedenen Orten der Provinz. Im Vorjahre waren in Budapest 128 und in 71 Provinzstädten 139 Zeitschriften erschienen; überdies war eine Zeitung im Auslande (Wien) herausgegeben worden.

Zur Charakteristik der Entwicklung der ungarischen Journalistik mögen überdies noch folgende Daten dienen: die erste ungarische Zeitung erschien am 1. Januar 1780 in Pressburg («Magyar Hirmondó», d. h. «Ungarischer Courier»); in Budapest trat die erste ungarische Zeitung am 2. Juli 1806 ins Leben («Hazai Tudósítások», d. h. «Vaterländische Nachrichten»). Im Jahre 1830 gab es bereits 10 Journale in ungarischer Sprache; im Jahre:

1840 . . 26	1868 . . 140
1847 . . 33	1869 . . 163
1848-49 86	1870 . . 146
1850 . . 5	1871 . . 164
1854 . . 20	1872 . . 198
1861 . . 52	1873 . . 201
1862 . . 65	1874 . . 208
1863 . . 80	1875 . . 246
1864 . . 70	1876 . . 240
1865 . . 75	1877 . . 268
1866 . . 81	1878 . . 281
1867 . . 80	

Ausser diesen *ungarischen* Zeitungen und Zeitschriften erschienen im Jahre 1878 noch folgende Journale in fremden Sprachen: 96 deutsche (85 im Vorjahre), 52 slawische (42), 15 rumänische (13), 4 italienische (4), 1 hebräische (1); (im Jahre 1877 war auch eine französische Zeitung erschienen). Zusammen 168, gegen 146 im Vorjahre (+22).

Auf dem Gebiete der ungarischen Krone erscheinen demnach gegenwärtig Alles in Allem 452 verschiedene Zeitungen und Zeitschriften.

## REVUE UNGARISCHER ZEITSCHRIFTEN.

**Budapesti Szemle.** (Budapester Revue. Im Auftrage der ungarischen Academie der Wissenschaften, herausgegeben von PAUL GYULAI. VI. Jahrgang. 1878.)

31. Heft. (Januar-Februar): ALEXANDER IMRE, Der Einfluss der italienischen Poesie auf die ungarische. I. — LAD. NAGY, Disraeli als Schriftsteller. (Nach Stephen Leslie.) — GEORG SZATHMÁRY, Ungarn, II. — A. L., Die heutigen Verhältnisse in den Staaten des Westens, II. — CARL VADNAY, Der schlimme Nachbar. Roman. I. — *Gedichte*: Unter den Eichen, von JOH. ARANY; Aus Heine's Liedern, von EMERICH MAJTHÉNYI. — Musikalische Revue (Carmen und Paul et Virginie), von LUDWIG ÉRDY. — JOH. ASBÓTH, Die russische Invasion in der europäischen Türkei. — *Literatur*.

32. Heft. (März-April): ANTON PÓR, Enea Silvio de Piccolomini's Verhältniss zu Ungarn. — ALEX. IMRE, Einfluss der italienischen Dichtung auf die ungarische, II. — LAD. LOSONCZY jun., Ceremonielle Regierungsform. (Nach Herbert Spencer.) — LUCAS EISENSTÄDTER, Ueber den modernen Socialismus. — CARL VADNAY, Der schlimme Nachbar. Roman. II. — *Gedichte*: JOH. ARANY, Bahrgericht; W. KÁLLAY-BETHLEN, Die Elsässerin. — JOH. ASBÓTH, Das Testament Peter's des Grossen. — *Literatur*.

**Nyelvtudományi Közlemények.** (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen, herausgegeben durch die linguistische Commission der ungarischen Academie, redigirt von PAUL HUNFALVY. XIV. Band. 1878.)

1. Heft: PAUL HUNFALVY, Neue Wissenschaften, neue Vorurtheile, nebst einem Beitrag zur Geschichte der finnischen Völker. — ANTON EDELS-PACHER, Moses Xorenaci «über die ogundurischen und ogurischen Bolgaren». — Dr. SIGMUND SIMONYI, Die Assimilation der Consonanten im Magyarischen. — WILHELM PECZ, Die Tropen des Aeschylus und Sophokles.

**Archaeologiai Értesítő.** (Archäologische Zeitschrift. Monatsschrift der archäologischen Commission der ungarischen Academie. Herausgegeben von der ungarischen Academie der Wissenschaften, redigirt von Dr. EMER. HENSZLMANN u. BARON ALB. NYÁRY.) XII. Band. 1878.

1. Heft. (Januar): E. HENSZLMANN, Jahresbericht über die Thätigkeit der provisorischen Commission für ungarländische Kunstdenkmäler. — WILH. FRANKÓI, Das älteste ungarische Reiter-Siegel. — E. HENSZLMANN, Reise-notizen. — *Feuilleton* (Numismatische und spragistische Beiträge; Vaterländische gelehrte Anstalten und Funde; Ausland; Bibliographie).

2. Heft. (Februar): FRANZ GEDULY, Bericht über die Thätigkeit der Commission für den Bau der Ofner Festungs-Hauptkirche im Jahre 1877. — E. HENSZLMANN, Reisenotizen. — WOLFG. DEÁK, Einige vaterländische Siegel. — *Archäologische Literatur* (Denkbuch zur Säcularfeier des Stuhl-weissenburger Bisthums, von Dr. B. CZOBOR). — *Feuilleton* (Numismatisches, von L. THALLÓCZY; Pressburg und die Academia Istropolitana, von ST. RAKOVSKY; Vaterländische Anstalten und Funde. Ausland, Archäologie. Bibliothek.)

**Földtani Közlöny.** (Geologische Zeitschrift. Herausgegeben von der ungarischen geologischen Gesellschaft. Im Auftrage des Ausschusses redigirt von den Secretären BÉLA INKEY und ALEXANDER SCHMIDT.) VIII. Jahrgang. 1878.

1. Heft. (Januar-Februar): Dr. JOSEF SZABÓ, Petrographische und geologische Studien aus der Umgegend von Schemnitz. — *Literatur*: Ueber Lössbildung, von B. INKEY. — Natron-Orthoklas von Pantellaria. — *Vermischtes*: Die Verdichtung der Gase. — Festlandpflanzen aus der Silur-Periode. — Wie gelangt das Strandgeröll auf den Meeresgrund? — *Vereinsangelegenheiten*. (Berichte über die beiden letzten Sitzungen des Budapest Central- und des Schemnitzer Zweigvereins.)

**Természettudományi Közlöny.** (Naturwissenschaftliche Zeitschrift. Monatsschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Herausgegeben von der kön. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Redigirt von KOL. SZILY und JOSEF PASZLAVSZKY.) XI. Band. 1878.

1. Heft: KOL. SZILY, Ungarn und die Naturwissenschaften. — Lehrfreiheit auf deutschen Universitäten (Rectorrede von HELMHOLTZ). — *Kleinere Mittheilungen* (Aus dem Bereiche der Zoologie, Botanik, Landwirthschaftslehre, Astronomie, Physiologie, Physik). — Vereinsangelegenheiten. — Meteorologische und erdmagnetische Aufzeichnungen in Budapest vom December 1877.

2. Heft: OTTO HERMAN, Kleinere Vögel. — PAUL HOJTSY, Die Meteo-re als Träger des Lebens. — Culturgeschichte und Naturwissenschaft, Vortrag von DUBOIS-REYMOND. — *Kleinere Mittheilungen* (Zoologie, Astro-nomie, Botanik, Physik, Chemie). — Vereinsangelegenheiten u. s. w., wie 1. Heft.



3. Heft: PAUL PLÓSZ, Rolle und Schicksal des Eiweisses im Organismus. — Culturgeschichte und Naturwissenschaft, Vortrag von DUBOIS-REYMOND (Schluss). — *Kleinere Mittheilungen* (wie Heft 1 und 2).

**Egyetemes Philologiai Közlöny.** (Allgemeine philologische Zeitschrift [Monatsschrift], redigirt von Dr. GUST. HEINRICH und EMIL THEWREW.) II. Jahrgang. 1878.

1. Heft: I. TÉLFY, Seekrankheit bei den alten Griechen. — EMIL P. THEWREW, Der Festus-Codex der Corvina. — Dr. A. HEINRICH, Strabo's Leben. — E. ABEL, Ueber Handschriften in ungarischen Bibliotheken. — K. POZDER, Firdusi als Lyriker. — Dr. A. BÁSZEL, Ueber Xenophon's Cyropodie. — JOH. WIGAND, Thrym's Lied, aus der Edda übersetzt, mit Anm. von G. HEINRICH. — K. WOLF, Römische Inschriften von Alberti-Irsa. — *Literatur*. — *Vermischte Kleinigkeiten*.

2. u. 3. Heft: E. ABEL, Ueber Corvina-Codexe. — Dr. AUR. TÖRÖK, Die Ausbildung des Farbensinnes. — Dr. A. BÁSZEL, Zweck und Tendenz von Xenophon's Cyropodie. — A. SAISSY, Poèmes hongrois traduits. (Zehn ungarische Gedichte ins Französische übersetzt.) — *Literatur*.

**Századok.** («Jahrhunderte». Monatsschrift der ungarischen historischen Gesellschaft. Redigirt von ALEX. SZILÁGYI.) XII. Jahrgang. 1878.

1. Heft: WILH. FRAKNÓI, Die Verschwörung des Martinovics und seiner Genossen, I. — THEOD. BOTKA, Millenarium, oder zur Tausendjahres-Feier des staatlichen Bestandes der ungarischen Nation, I. — ÁRP. KÁROLYI, Sebastian Tököly erwirbt Kesmark, I. — PAUL HUNFALVY, Rumänische Geschichtschreibung, I. — STEF. PETELEI, Hausbräuche der M.-Vásárhelyer Zünfte. — *Feuilleton* (Ungarische historische Gesellschaft. Vermischte Mittheilungen. Historische Bibliographie).

2. Heft: WILH. FRAKNÓI, Die Verschwörung von Martinovics und Genossen, II. — THEOD. BOTKA, Millenarium, oder zur Tausendjahres-Feier des staatlichen Bestandes der ungarischen Nation, II. — ÁRP. KÁROLYI, Sebastian Tököly erwirbt Kesmark, II. — P. HUNFALVY, Rumänische Geschichtschreibung, II. — *Feuilleton* (Ungarische historische Gesellschaft. Ungarische Academie der Wissenschaften. Provinzial-Vereine. Literarische Revue. Vermischte Mittheilungen. Historische Bibliographie).

3. Heft: WILH. FRAKNÓI, Die Verschwörung von Martinovics und Genossen, III. — THEOD. BOTKA, Millenarium, oder zur Tausendjahres-Feier des staatlichen Bestandes der ungarischen Nation, III. — ÁRP. KÁROLYI, Sebastian Tököly erwirbt Kesmark, III. — *Historische Literatur* (Anzeigen von FARKAS VARGA, Geschichte der Stadt Szegedin; AL. MÁRKI, Geschichte Sarkads; Slovenski Letopis. — *Feuilleton* (wie Heft 2).

**Figyelő.** (Der Beobachter. Monatsschrift für Literaturgeschichte, redig. von LUD. ABAFI.) IV. Band. 1878.

1. Heft: L. ABAFI, Ueber die Werke des Clemens Mikes. — SIGM. BODNÁR, Die kirchliche Lyrik des 16. Jahrhunderts. — JUL. HARASZTI, Sanct Hilarius. — L. ABAFI, Gabriel Fábián. — LUDW. IMRE, Ueber ein Gedicht des B. Lad. Amadé. — LUDW. THALLÓCZY, Das Akrostichon des Peter Alvinczi. — FR. BAYER, Zur Biographie Bacsányi's. — D. HORVÁTH, Franz Kazinezy's Briefe an Wolg. Cseréi. — Z. BEÖTHY, Paul Kovács. — L. ABAFI, Zur ungarischen Verslehre. I. Ein Brief Franz Kovács an Adam Horváth. — Franz Kölcsey's Correspondenz mit Ladisl. Ormós. — Literarhistorisches Repertorium von JOS. SZINNYEI sen. — *Kleinere Mittheilungen*.

2. Heft: LAD. FEJÉRPATAKI, Die ungarische Poesie unter den Árpáden. — L. ABAFI, Ueber die Werke des Clemens Mikes. — ALEX. JAKAB, Zur Biographie Michael Szentiváni's. — E. BÉKESI, Wer hat das «Mondolat»

geschrieben? — Dr. JOH. ANGYAL, «Divina Commedia». — L. ABAFI, Zur ungarischen Verslehre. II. Ein Brief Adam Horváth's an Franz Kovács. — JUL. NAGY, Eine unbekannte Dichterin. — KOL. THALY, Nachklang zu Abafi's Clemens Mikes. — Repertorium der Literatur von JOS. SZINNYEI sen. — Kleinere Mittheilungen.

3. Heft: ALEX. JAKAB, Deáki's Leben und literarische Thätigkeit. — LAD. FEJÉRPATAKI, Die Poesie unter den Árpáden. — L. ABAFI, Ueber Clemens Mikes' Werke. — M. E. OMPOLYI, Gerhard, der erste ungarische Scholastiker. — JUL. HARASZTI, Josef Kármán. — L. ABAFI, Zur ungarischen Verslehre. III. Adam Horváth's Brief an Joh. Földi. — Repertorium der Literatur von JOS. SZINNYEI sen.

**Magyar Könyvszemle.** (Ungarische Bücher-Revue. Herausgegeben von der Bibliothek des ungarischen National-Museums. Redigirt von Dr. WILH. FRANKÓI.) III. Jahrgang. 1878.

1. Heft. (Januar-Februar): WILH. FRANKÓI, Die Bibliothek des Joh. Vitéz. — G. VINCZE, Die literarische Thätigkeit der Pauliner im 14.—18. Jahrhundert. — JOH. CSONTOSI, Die Codices der Franziscaner-Provinzial-Bibliothek zu Pressburg. — Vermischte Mittheilungen. — Die ungarische Literatur im Jahre 1878. — Vaterländische nicht-ungarische Literatur. — Ausländische Werke von vaterländischem Interesse.

**Természettajzi Füzetek.** (Naturhistorische Hefte. Vierteljahrsschrift aus dem Gebiete der Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie. Herausgegeben vom ungarischen National-Museum. Redig. von OTTO HERMANN, JOH. FRIVALDSZKY und VICTOR JANKA.) II. Band. 1878.

1. Heft: Vorwort. — Dr. JOH. KÁROLI, Amphibia Hungariae. — JOH. FRIVALDSZKY, Coleoptera nova. — JOH. FRIVALDSZKY, Synopsis specierum generis Anophthalmus. — JOH. FRIVALDSZKY, Animadversiones. — ALEX. MOSCÁRY, Melifera nova. — Dr. SAM. BARTSCH, Astacus leptodactylus. Anatomische Studie. — VICTOR JANKA, Descriptiones plantarum novarum. — LUDWIG SIMKOVICS, Descriptiones plantarum novarum. — LUDWIG SIMKOVICS, Beiträge zur Flora des Banats. — Dr. AUG. KANITZ, Expositio Austriaco-Hungarica ad oras Asiae orientalis. — L. ROTH v. TELEGD, Cadium cristagalli aus den sogenannten Congerien-Schichten. — Verschiedenes. — Tauschverhältnisse.

**Műegyetemi Lapok.** (Polytechnische Blätter. Monatsschrift aus dem Bereiche der Mathematik, Natur- und technischen Wissenschaften. Redigirt und herausgegeben von EUGEN HUNYADI, JULIUS KÖNIG, STEFAN KRUSPÉR, COLOMAN SZILY, JOSEF SZTOCZEK und VINCENTZ WARTHA, Professoren am Polytechnicum.) III. Band, 1878.

1. Heft: MORIZ RÉTHY, Die Verallgemeinerung des thermodynamischen Satzes von Clausius und Boltzmann. — COL. SZILY, Das Princip der Energie in der Dynamik. — WILH. PILLITS, Ueber den Klosterneuburger Mostmesser. — *Literatur*: Anzeigen von D'ALEMBERT, Traité de Dynamique. — DOSTOR, Éléments de la théorie des déterminants. — Aufgaben.

**Magyar Nyelvőr.** (Ungarischer Sprachwart. Monatsschrift. Im Auftrage der sprachwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften redigirt von GABRIEL SZARVAS.) VII. Band. 1878.

1. Heft: SIGMUND SIMONYI, Szt, ezivakodik, szivárvány. — PAUL HUNFALVY, Orthographie. I. Das phonetische Princip. — IGNAZ FISCHER, Seltenere und dunklere Wortbildungs-Elemente. I. — GABRIEL SZARVAS, Das



Wörterbuch der ungarischen Sprache von Czuczor und Fogarasy. — COL. GÉRESI, Pusztaszer. — MAX ERNYEI, Die ungarische Sprache in der medicinischen Literatur. — Fragen der Redaction. — Sprachgeschichtliche Beiträge von KIRÁLY und KÖNNYE. — Ueberlieferungen der Volkssprache (1. Redeweisen. 2. Aggteleker Mundart. 3. Scherzreden. 4. Palóczyer Erzählungen. 5. Aberglauben. 6. Volksmärchen. 7. Räthsel. 8. Provincialismen. 9. Kinderreime. 10. Kinderspiele. 11. Ortsnamen. 12. Spitznamen. 13. Judenspottnamen. 14. Termini technici. 15. Schnellsprüche. 16. Volksromanzen. 17. Volkslieder. 18. Märchenlied).

2. Heft: Die Redaction: An die Lehrer der ungarischen Sprache. — PAUL HUNFALVY, Orthographie, II. Rückblick. — IGNAZ FISCHER, Seltener und dunklere Wortbildungs-Elemente, II. — GABRIEL SZARVAS, Das Wörterbuch der ungarischen Sprache, II. — LUDW. FIALOWSKY, Die naturgeschichtliche Nomenclatur, I. — SIGM. SIMONYI, Aus dem volkssprachlichen Material des «Sprachworts». — ALBERT LEHR, «Évad» in Gefahr. — Sprachgeschichtliche Beiträge (von Mehreren). — Fragen an die Mitarbeiter des «Sprachworts» (S. SIMONYI). — Volkssprachliche Ueberlieferungen. (Aehnlich wie im Heft 1.)

3. Heft: JOS. SZINNYEI jun., Végte, Véghetetlen. — PAUL HUNFALVY, Orthographie, III. Gegenwart und Zukunft. — SIGM. SIMONYI, Magyarisierung deutscher Wortausgänge. — GABRIEL SZARVAS, Das Wörterbuch der ungarischen Sprache von Czuczor und Fogarasy, III. — ALEX. BERNÁT, Ueber unsere Kunstausrücke. — LUDW. FIALOWSKY, Die Nomenclatur in der Naturgeschichte, II. — SIGM. SIMONYI, Die Mundart von Pécska. — Sprachgeschichtliche Beiträge von Könnye. — Antworten auf die Fragen in Band VII. — Volkssprachliche Ueberlieferungen. (Aehnlich wie im Heft 1.)

**Magyar Tanügy.** (Ungarisches Unterrichtswesen. Monatsschrift für Wissenschaft und Unterricht. Redigirt von Dr. MORIZ KÁRMÁN.) VII. Band. 1878.

1. Heft: Die Naturwissenschaft und die historischen Wissenschaften (Nach Ernest Rénan.) — Dr. MORIZ KÁRMÁN, Die Grundlegung der Paedagogik, II. Die Erziehungsarbeit. — Boeckh und der philologische Unterricht. 1. Der Nutzen des philologischen Studiums. 2. Die Methode des Sprachunterrichts. — Dr. WILH. GOLDZIEHER, Die Nothwendigkeit der Unterrichtsreform an den medicinischen Facultäten. — Schulturnen in Deutschland. (Nach J. C. Lion). — Der Schulbesuch und die Gesundheit. (Nach Baginsky.) — Die Special- und Fach-Lehranstalten in Europa.

\* \* \*

*Anmerkung der Redaction.* Die übliche «Ungarische Bibliographie» musste Raummangels wegen für das nächste Heft zurückgelegt werden.

## KUNSTGESCHICHTLICHE STUDIEN IN UNGARN.

### DIE KIRCHEN-KUNSTDENKMALE NEUSOHL'S UND DEREN RESTAURATION DURCH DEN BISCHOF ARNOLD IPOLYI.

Bei Gelegenheit der Wanderversammlung, welche die ungarische historische Gesellschaft im August 1874 in Neusohl (ung. Besztercebánya) abhielt, eröffnete der Präsident derselben, Bischof ARNOLD IPOLYI, die erste Sitzung mit einer Abhandlung über die Geschichte der Stadt Neusohl, in welcher die Entstehung und culturgegeschichtliche Entwicklung dieser Stadt dargestellt wurde. Im Hinblick auf die im vorigen Jahrhundert durch die Jesuiten restaurirten und ihres ursprünglichen Stils entkleideten Kunstdenkmale schloss der Redner seinen Vortrag mit den Worten: «Jetzt wieder, an der Schwelle einer besseren Zeit, bestreben wir uns mit unseren geringen Kräften, diese Denkmale wieder zur Geltung zu bringen, die verunstalteten wieder herzustellen. Durch unsere im Entstehen begriffenen Industrieschulen, vielleicht auch bald durch unsere Kunstsammlungen und Museen wird es uns, wie es unsere Absicht ist, vielleicht gelingen, in dieser Hinsicht etwas leisten zu können.»

Der Redner hat das so gegebene Versprechen eingelöst, indem er die in Aussicht gestellte Restauration zum grössten Theil ausgeführt, theils aber vorbereitet und der Ausführung nahe gebracht hat. Die kunstgeschichtliche Feststellung des Stils, in welchem die in Rede stehenden Kunstdenkmale ursprünglich prangten, und der Gesetze desselben, die bei der gegenwärtigen Restauration einzuhalten waren, — ikonographische und kunstkritische Erörterungen über einzelne bedeutende Schöpfungen, die zur Einrichtung und Ausschmückung der hergestellten Kunstdenkmale gehören, schliesslich die Geschichte und Beschreibung der eben vollzogenen Restauration selbst bilden den Gegenstand des von dem gelehrten Restaurator herausgegebenen Werkes: «A Besztercebányai egyházi műemlékek története és helyreállítása, Ipolyi



Arnold, beszterczébányai püspök által. (Budapest 1878, in Commission beim Verlagsbureau der ung. Academie.)\*

Diese Geschichte der Kunstdenkmale von Neusohl hat der Verfasser durch die bereits oben erwähnte Abhandlung über die Geschichte der Stadt selbst\*\* vorbereitet, in welcher er, an die ersten historisch bekannten Anfänge Neusohls anknüpfend, den Antheil präcisirt, den deutsches und ungarisches Element am Entstehen der oberungarischen Städte überhaupt und Neusohls insbesondere hatten. Nach der geschichtlichen Annahme haben die dortigen Ansiedelungen bereits zur Zeit des Königs Andreas II. (1205-1235) ihren Anfang genommen. Die Vermählung der Tochter dieses Königs, der h. Elisabeth, mit dem Landgrafen von Thüringen soll zu einem engeren Verhältniss zwischen beiden Ländern Anlass gegeben haben. Sowie mehrere von den Rittern seines ungarischen Gefolges sich in Thüringen niederlassen, so kommen von dort vornehme Gäste, Ritter, Bergwerksbesitzer und mit diesen Bergleute nach Ungarn. Diese gründen unter Anderem auch Neusohl. Sie betreiben den Bergbau der Umgegend, werden Besitzer der Colonien und Dörfer, und bald darauf bauen und bewohnen sie auch die Stadt. Aber hierbei darf eines wesentlichen, man kann sagen national-constitutionellen Factors nicht vergessen werden, welcher die Hauptbedingung des Entstehens und Bestandes unserer Städte bildete. Es ist dies die Autonomie und Freiheit, mit welcher der ungarische Staat den ersten Grund aller seiner blühenden Städte legte und ihrer Entwicklung den grössten Impuls gab. Eine jede erhielt, so wie sie nur in ihrem ersten geringen Umfang dastand, gemäss der liberalen ungarischen Verfassung und nach der Praxis des ungarischen Staatsrechts sofort das Municipalrecht, die volle Freiheit der Selbstverwaltung und Justizpflege, das Recht, die kirchlichen und weltlichen Behörden frei zu wählen, und andere Begünstigungen, kurz den Freiheitsbrief, das Privilegium. Die Urkunde, durch welche König Béla IV. den Grund zum Aufschwung der Stadt Neusohl legte, datirt vom Jahre 1255. — Ausser diesem national-constitutionellen Moment waren auch nationale Adelsfamilien auf die Gründung der Städte von

\* Dasselbe Werk auch deutsch: «Geschichte und Restauration der kirchlichen Kunstdenkmale in Neusohl, von ARNOLD IPOLYI, Bischof von Neusohl. Entworfen, gezeichnet und ausgeführt von FRANZ STORNO. Aus dem Ungarischen übersetzt von Dr. AD. DUX. Mit sieben Farben- und Steindrucktafeln und vierundfünfzig Holzschnitten. Leipzig, F. A. Brockhaus.» Preis 16 Mark, 20 Francs. — Das glänzend ausgestattete Prachtwerk gelangt in deutscher Ausgabe nur in wenigen Exemplaren in den Handel.

\*\* Auch deutsch erschienen unter dem Titel: *Geschichte der Stadt Neusohl*. Eine culturgeschichtliche Skizze von ARNOLD IPOLYI, Bischof von Neusohl. Aus dem Ungarischen übersetzt von Dr. ADOLF DUX. (Wien, 1875, Wilh. Braumüller.)

Einfluss. Die hierauf bezüglichen und viele andere Neusohl betreffende Daten finden sich in den Bruchstücken von alten Protocollen und Rechnungsbüchern der Stadt, in welchen unter Anderem die Namen der vornehmeren Bürger und Bewohner Neusohls, der Grund-, Bergwerks- und Hausbesitzer, der Gewerbetreibenden und Handwerksmeister aufbewahrt geblieben sind. Und da finden sich auch die Namen alter, reich begüterter, adeliger Familien, die von den übrigen durch die Bezeichnung «nobilis» oder «miles» unterschieden sind. — Wir sehen somit bei der Gründung und Entwicklung der Stadt ein Zusammenwirken gewisser nationaler und fremder eingebürgerter Elemente, dem wir später bei namhaften Kunsterscheinungen in anderer Gestalt wieder begegnen.

Der Nachweis des Antheils, den somit das heimische Kunstleben, die aus Ungarn stammenden Kunstkräfte an den restaurirten Denkmalen hatten, ist ein beträchtlicher Gewinn für die noch fragmentarische Kunstgeschichte Ungarns; und noch grösser ist die Bereicherung, welche die Geschichte des Landes im Allgemeinen durch die vorliegenden Darstellungen erfährt. «Wie im Leben der Völker überhaupt — sagt der Verfasser in der Einleitung — so giebt es auch in dem unseres Vaterlandes und unserer Nation Jahrhunderte, aus denen wir über die damalige Cultur, Kunst und Industrie kaum einige Blätter Aufzeichnungen, kaum einige Zeilen culturhistorische Daten haben; während aus denselben Jahrhunderten grossartige Kunstdenkmale auf uns gekommen sind, die auf den blühenden Zustand der damaligen Kunst und Industrie, des religiösen und gesellschaftlichen, des bürgerlichen und staatlichen Lebens volles Licht werfen.» Und in der That sind die in Rede stehenden Kunstdenkmale und deren Geschichte in Ipolyi's Werk so lebensvoll aufgefasst, dass auf alle die angeführten Momente volles Licht fällt.

Die Geschichte des einen dieser Kunstdenkmale, der Schloss- und Pfarrkirche, ist nicht vom ersten Anfang an bekannt. Aus verschiedenen Kunstdetails dieser Kirche lässt sich nur schliessen, dass der Bau derselben noch im romanischen Rundbogenstil des XIII. Jahrhunderts begonnen wurde. Und der Impuls hierzu ist von der Stadt Karpfen (ung. Korpona) ausgegangen. Man begegnet nämlich noch Ueberresten eines ursprünglich romanischen Baues auch in der Kirche dieser Stadt, die im XIII. Jahrhundert eine ton- und maassgebende Stellung einnahm. Die autonome Jurisdiction Karpfens als kön. Freistadt diente zahlreichen Städten zum Muster. Im Bunde der sieben Bergstädte spielte Karpfen als am weitesten südlich vorgeschobener Hauptort eine grosse Rolle. Seine Goldschmiede verfertigten die von den Bergstädten dem König, dem Tavernicus u. A. jährlich zum Geschenk gemachten Silberbecher. Seine Industrie und sein Handel blühten. Und der



heute noch wahrnehmbare ursprüngliche romanische Stil der Kirche von Karpfen diene der ganzen Gegend als Muster. Auch die aus dem XIII. Jahrhundert stammenden Kirchen der an der Strasse von Karpfen nach Neusohl liegenden kleineren privilegierten Städtchen und Ortschaften sind alle in ähnlichem Stil, wenn auch in kleinerem Maassstab gebaut.

Indess geht in Ungarn im XIII. Jahrhundert der romanische Rundbogenstil immer mehr in den gothischen Spitzbogenstil über, um mit dem Beginn des XIV. Jahrhunderts an den letztern die Herrschaft völlig abzutreten. Auch Neusohl folgte der mächtigen neuen Strömung, und so beschloss die in Aufschwung gekommene Stadt gleich zu Anfang des XIV. Jahrhunderts den Bau einer neueren grösseren, oder doch eine beträchtliche Umgestaltung und Erweiterung der bestehenden Kirche. Eine vom Jahre 1300 datirte päpstliche Bulle gewährt allen Jenen einen vollkommenen Ablass, die den Bau der hier in Rede stehenden Neusohler Kirche fördern oder dieselbe mit der gehörigen Einrichtung ausstatten und beschenken. Und dass die, wie es scheint, damals geplante Erbauung einer neuen, oder theilweise Umgestaltung der alten Kirche in der That auch bald in Angriff genommen ward, bezeugt eine aus Avignon 1323 datirte Bulle, in der Papst Johann XXII. neuerdings allen denjenigen Ablass gewährt, die zur Förderung des Neusohler Kirchenbaues beitragen und für die Seele des NICOLAUS SZÁSZ (Nicolai Záz), wenn sie einst von der Erde geschieden, das Gebet des Herrn und den englischen Gruss sprechen. Dieser Nicolaus Szász, dessen Erwähnung in der Bulle offenbar darauf hindeutet, dass er einer der Hauptfactoren des Kirchenbaues war, gehörte zu den Sprösslingen der mehrfach sich abzweigenden Familie Balassa, die aus dem Geschlecht des altungarischen Heerführers Bors stammt, und in deren Besitz Neusohl sammt der ganzen Umgegend sich befand. Die Sprösslinge der Familie der Balassa'schen Familienzweige Detre und Bytter waren nach Urkunden aus dem XIII. Jahrhundert Herren der Hauptorte in den Comitaten Neograd, Turóc, Liptau und Árva; und von 1222 angefangen bekleideten die hervorragenderen Mitglieder dieser Familie die Stelle des Obergespans des Sohler Comitats, welches auch die heutigen Comitate Turóc, Liptau und Árva und die grossen Sohler Krondomänen umfassend, eine ganze ausgedehnte Provinz bildete. Diese Obergespäne übten auf die Colonisirung ihres Gebietes mit Bergleuten den grössten und wohlthätigsten Einfluss aus. Sie erwirkten für die Colonien Privilegien, schufen Städte, stifteten Kirchen und Pfarren, förderten und veranlassten Bauten, und so steht die damalige Kunstgeschichte und Kunstbewegung in dieser Gegend mit einzelnen Sprösslingen dieser Familie in innigstem Zusammenhang.

Der Bedeutendste unter diesen war der Ritter Donch, welcher der Vater des eben erwähnten Nicolaus Szász gewesen zu sein scheint. Sein Leben und Wirken stellt den Ursprung der restaurirten Neusohler Kunstdenkmale in das hellste Licht, und so ist es wohl gerechtfertigt, dass wir das Bild dieses Mannes nach der Darstellung des Verfassers reproduciren.

Zu Anfang des XIV. Jahrhunderts, während des Streites der um den erledigten Königsthron kämpfenden Parteien, gehörte Ritter Donch nebst seinem Vater, dem Sohler Obergespan Dominik, zu der Partei der freien Königswahl. Mit den Honter Hunt-Pázmán's und den Neograder Balassa's vereinigt, hielten Donch und sein Vater das Gebiet der obern Berggegend und der dortigen Comitate besetzt. Von Karpfen, Dobronya und Sohl angefangen über Turócz, Liptau und Árva, bis zur Grenze des Landes hatten sie ganz Oberungarn sammt dessen Schlüssel, den Bergstädten, in ihren Händen.

Bald indess, mit dem Erstarken der Partei Carl Robert's, deren Truppen durch die Erstürmung Dobronya's die äussersten Grenzfestungen der anderen Partei genommen hatten, wurde diese und mit ihr Ritter Donch des Hochverraths beschuldigt. Doch so wie Carl 1307 zum König gewählt und bald darauf auch gekrönt worden war, huldigte ihm Donch als gesetzlichem König. Von nun an gehörte er zu dessen verlässlichsten Anhängern. Mit aller Hingebung und Aufopferung diente er der Sache des Königthums und der neuen Dynastie. Er wurde nicht allein eine der festesten Stützen desselben, sondern war als einer der ersten Staatsmänner auch einer der bedeutendsten Förderer der mit dem neuen Regime in den Vordergrund gelangten grossen politischen Reformen.

Er focht bereits mit in den Schlachten bei Rozgony, Komorn und Visegrád, mit deren siegreichem Ausgang er die Herrschaft Carl's definitiv begründen half. Im Feldzuge gegen den Bazarád-schen walachischen Aufstand zeichnete er sich durch unvergleichliche Tapferkeit und seine Treue gegen den König aus. Obgleich er gegen den Krieg gewesen war und anstatt die Insurgenten zu bekämpfen, es für angemessener gehalten hätte, die von Bazarád angebotene Huldigung anzunehmen, setzte er dennoch in der Schlacht sein Leben der höchsten Gefahr aus, um das des Königs zu retten.

Mit gleicher Treue begleitete er den König auf dessen Seereise, als dieser seinen Sohn Andreas nach Neapel führte, um ihn dort als König einzusetzen. Und vor dieser Reise war er in diplomatischer Mission in Frankreich und beim Papst Johann XXII. in Avignon gewesen.

Wie seine Familie, seine Ahnen und seine Vorgänger im Sohler Obergespannsamt, welches er seit 1317 als Nachfolger seines



Vaters bekleidete, so beschäftigte auch er sich vor Allem mit der Gründung und Organisirung der neuen Bergstädte und Colonien Oberungarns.

Das damalige Goldfieber, das eifrige Suchen nach Edelerzlagerstätten in dieser Gegend dauerte zu Anfang des XIV. Jahrhunderts noch immer fort. Die fremden Ankömmlinge und die reicheren Bewohner der vaterländischen Städte schürften noch immer allenthalben nach Gold- und Silbererzadern. Von einem Ort nach dem anderen wandernd, schliessen sie fortwährend neue Bergwerke auf. Nebst den früheren Hauptorten: Schemnitz, Neusohl und Karpfen, begann man damals, zu Ende des XIII. und zu Anfang des XIV. Jahrhunderts, in Kremnitz, Liptsch, Libethen, ja auch in Rosenberg, wie ein alter Chronist schreibt, «auf allen Seiten zu schürfen, zu graben und zu kratzen.» An den meisten Orten geschah dies mit geringem oder nur kurze Zeit anhaltendem Erfolg, wie in Karpfen, Liptsch u. s. w., wo keine Spur des einstigen Bergbaues mehr vorhanden ist und die Erinnerung daran sich höchstens in den Namen einzelner Plätze erhalten hat. Aber in jener Zeit sind diese Bergbaubestrebungen noch Anlass, dass Kremnitz, Liptsch, Rosenberg, Turócz-Sz.-Márton sich in die Reihe der kön. Freistädte des vorangegangenen Jahrhunderts erheben. Und jeder dieser Orte hat seine Erhebung zur Stadt dem Ritter Donch zu verdanken, welcher deren Grundherr und zugleich Obergespan war. Mehrere Urkunden nennen geradezu ihn als Denjenigen, durch den diese Städte ihre Privilegien erhalten haben.

Donch erkannte und würdigte den Aufschwung, welchen im vorangegangenen Jahrhundert die durch die letzten Könige aus dem Hause Árpád gegründeten Industrie- und Bergstädte genommen und dem Lande gegeben hatten. Er fuhr auch weiter fort die Grundholden auf seinen Besitzungen zu befreien, grössere Ortschaften durch Belehnung mit den dazu erforderlichen Rechten zu Städten zu erheben, Gewerbetreibende und Bergleute darin anzusiedeln. Sein Namen glänzt daher mit Recht unter den städtegründenden Civilisatoren und Reformatoren, die in unserem Vaterlande durch Befreiung ihrer Grundholden und der in ihrem Besitz befindlichen Ortschaften Verbreiter und Förderer des bürgerlichen und gewerblichen Lebens waren. Bis dahin hatten sich in der Regel nur die Sitze der Könige und des hohen Clerus, der Bischöfe, zu Städten mit bürgerlicher, gewerbetreibender Bevölkerung erhoben. Auf den Besitzungen der Magnaten hingegen sehen wir erst hier in der oberen Berggegend das erste Beispiel hiervon.

In allen durch ihn in's Leben gerufenen Städten erbaute Donch Kirchen im Stil der Zeit und schmückte sie aus, stiftete und dotirte er Pfarren und ward so der Verbreiter einer neuen

Kunstrichtung und eine der hervorragendsten Gestalten in der Kunstgeschichte Ungarns.

Seitdem er sich der legitimen Sache des Königs Carl angeschlossen hatte, war er im intimsten Verhältnisse mit den geistlichen Oberhirten und stand er mit der päpstlichen Curie in unausgesetzter Verbindung. Bei seinen Städtegründungen und Kirchenbauten folgte er dem Beispiel der Prälaten und den Anregungen, die er bei seinen diplomatischen Missionen in Avignon erhielt. Die Gelegenheit der Staatsgeschäfte, die er dort verrichtete, benützte er auch zu seinen Gunsten. Er hatte das Gelübde gethan, mit den Kreuzrittern nach dem heiligen Lande zu pilgern. Da ihn aber seine Stellung an der Erfüllung dieses Gelübdes verhinderte, so bat er davon entbunden zu werden, und machte sich anheischig, anstatt dessen andere fromme Werke zu vollbringen, Kirchen zu bauen u. s. w. Er erhielt die erbetene Enthebung.

Die Charakterschilderung dieses Mannes weiss der Verfasser auch noch durch dessen Bildniss zu ergänzen. Im Sanctuarium der durch Donch dotirten und neu aufgebauten Kirche zu Turóc-Sz.-Márton sind nach dem Abspringen und Abkratzen des Kalkanwurfes die Spuren eines alten Wandgemäldes zum Vorschein gekommen. Insoweit es noch zu erkennen ist, stellt es zwölf Gestalten, wahrscheinlich die Apostel, dar, welche zwei Seiten des Sanctuariums einnehmen, und zeigt ausserdem an beiden Enden der Reihe die Bildnisse der Donatoren, einen knieenden Ritter und dessen Gattin. Die Gestalt des Ritters ist charakteristisch genug, um uns in derselben das Bildniss Donch's erkennen zu lassen. Das Costume lässt über die Entstehungszeit des Bildes und die darin dargestellte Persönlichkeit kaum einen Zweifel übrig.

Die Kleidung der Ritter, der Vornehmeren, hat sich früher, wie in ganz Europa, so auch in Ungarn, Jahrhunderte hindurch nur wenig geändert. Der Hauptbestandtheil war ein der römischen Toga oder dem orientalischen Kaftan ähnliches Ueberkleid, das gewöhnlich bis über die Kniee, oft bis an die Knöchel reichte. Darüber trugen sie einen mit einer Spange, einer Nadel, einem Knopf oder einer Agraffe vorn oder an der Seite zusammengehaltenen Mantel, während die Beine mit stiefelartigen, hoch hinaufreichenden Strümpfen, den sogenannten Beinlingen, bekleidet waren. Erst im XIII. Jahrhundert beginnt auch diese Kleidung wesentlich geändert zu werden. Die bis dahin getrennten Beinlinge wurden an den Hüften zusammengenäht, so dass sie auch den Unterleib bedeckten, und in Folge dieser Erfindung der Beinkleider wurde das lange weite Ueberkleid zum Theil überflüssig. Anstatt dessen kam ein kurzer, engerer, nach dem Leib zugeschnittener Rock in Gebrauch. Zugleich trat an die Stelle des weiten



Mantels ein kurzer Kragen, von dem eine lange Kapuze herabhäng, welche als Kopfbekleidung die bis dahin gebräuchliche turbanartige Mütze oder den langen Hut ersetzen konnte.

Diese Mode, in Frankreich im Kreise des Hofes und seiner Ritter entstanden, verbreitete sich zu Anfang des XIV. Jahrhunderts rasch auch bei den italienischen, spanischen, englischen und deutschen Rittern; und unser Wandgemälde zeigt, dass sie zu derselben Zeit auch in Ungarn in Aufnahme kam. Dasselbe finden wir auch in der ungarischen Bilderchronik (siehe die illustrierte Emich'sche Ausgabe, von Franz Toldy herausgegeben) an den Abbildungen aus der Zeit der Anjou's, wo die Knappen, Ritter und Könige, alle in solchen kurzen Kleidern nach fränkischer Art dargestellt sind, während die älteren hunno-ungarischen Gestalten im orientalischen, kaftanartigen langen Kleide mit Mütze, Turban oder Kalpag abgebildet wurden. — Das Bildniss im Turóc-Sz.-Mártoner Wandgemälde stellt offenbar einen Mann in der hier erwähnten fränkischen Tracht dar. Da aber der Ritter Donch Turóc-Sz.-Márton zur kön. Freistadt erhob, dort die Kirche erbaute und, wie durch eine Urkunde von 1315 erwiesen ist, reich dotirte, so ist kaum zu zweifeln, dass das in dem gleichzeitigen Wandgemälde zu sehende Bildniss des Stifters oder Donators niemand Anderen als Donch darstellen könne.

Seine Tracht in dieser Abbildung und die Form der Kirche, beide weisen auf einen gleichen Ursprung hin. Betrachten wir die durch Donch erbaute Kirche, die heute noch in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten ist, so haben wir eine dreischiffige Kirche mit niederem Thurm und gedrücktem Spitzbogen vor uns. Ihre ungegliederten roh geformten Pfeiler und die wenig entwickelten Rippen ihres flachen Kreuzgewölbes, sowie ihre schmalen kleinen Spitzbogenfenster beweisen, dass sie eine der ersten beschränkten Schöpfungen des noch wenig entwickelten gothischen Stiles sei. Der charakteristischeste Bestandtheil derselben ist das aus dem Mittelschiff hervorgehende Sanctuarium, das sowohl von der halbkreisförmigen oder ein halbes Achteck darstellenden Apsis des romanischen, als auch von dem später üblichen dreiseitigen Abschluss des gothischen Sanctuariums abweicht, und einfach mit einer platten Rückwand abschliesst. Bemerkenswerth ist ferner, dass in dieser die Fensteröffnung angebracht ist, — ein Umstand, welcher darauf hinweist, dass die Disposition des Altars noch die der alten romanischen Periode war.

Diese Gestaltung des Turóc-Sz.-Mártoner Sanctuariums ist in der dortigen Gegend, wie auch in Neusohl und Umgebung noch in vielen anderen gleichzeitigen, mit dem Hinzuthun des Obergespans Donch und seiner Söhne gebauten Kirchen zu finden. Diese eigenthümliche Bauart aber war im XIV. Jahrhundert auch

bei vielen Kirchen Südfrankreichs in Gebrauch. Und so ist wohl anzunehmen, dass Donch von seinen Reisen nicht nur die Kleidermode mitgebracht habe, die seine Tracht in seinem Bildniss zeigt; ein ausgezeichnete Staatsmann, Reforme und Administrator, wie er war, ein Mann, der Städte gründete und in Flor brachte, Kirchen baute und dotirte, — hat er in Avignon, das zu seiner Zeit der Mittelpunkt einer bedeutenden Kunstbewegung war, sicherlich auch Anregungen zu seiner Bauthätigkeit erhalten.

Etwa anderthalb Jahrhunderte blieb die Neusohler Schloss- und Pfarrkirche unberührt in der frühgothischen Form, welche sie zu Anfang des XIV. Jahrhunderts erhalten hatte. Erst im letzten Viertel des XV. Jahrhunderts begann wieder eine grössere Bauthätigkeit, indem an den Seiten der Kirche neue Seitencapellen angebaut wurden, und die ganze Kirche in glänzendem spätgothischen Stil umgestaltet ward. Die erste dieser neuen Seitencapellen, von der wir durch die Urkunden Kenntniss erhalten, dürfte die an der südöstlichen Seite angebrachte Capelle sein, welche der Sohler Vicegespan VEIT MÜHLSTEIN um 1473 zu Ehren des h. Altarsacramentes (eine sogenannte Corpus-Christi-Capelle) erbauen liess, die aber heute Ignatius-Capelle heisst und letzteren Namen im vorigen Jahrhunderte von ihrem neueren zu Ehren des h. Ignatius geweihten Altar erhalten hat. Zu den ursprünglichen charakteristischen Kunstdetails dieser Capelle, oder vielleicht der Kirche selbst, gehörten die Ueberreste eines Portales (oder vielleicht eines Gruftgewölbes), die gegenwärtig draussen in der Wand der Kirche an der Seite der Capelle eingemauert sind. — Zu beiden Seiten dieses Portales sind charakteristische Sculpturwerke angebracht, die zusammen den englischen Gruss darstellen und zwar auf der einen Seite den knieend vorgeneigten, die heilige Jungfrau begrüssenden Engel, eine Lilie in der Hand, mit einem faltenreichen Mantel und einer Alba angethan; auf der anderen Seite die knieende Statue der h. Jungfrau, mit einem weiten und faltenreichen Ober- und Unterkleid, mit aufgelöstem Haar und auf das Pult eines mit gothischen Schnitzereien verzierten Bettschemels gestützt. Die ganze Gestaltung, sowie der künstlerisch ausgeführte, reiche und stark gebrochene Faltenwurf der Statuen gehört zu den edelsten und schönsten Werken der spätgothischen Kunst, und giebt einen klaren Begriff von der künstlerischen Vollendung, in welcher die damalige Umgestaltung und Ausschmückung der Kirche ausgeführt wurde. Das Wappen am Postament dieser plastischen Werke bietet einen interessanten Anhaltspunkt in Betreff des Stifters der Capelle. Unter dem Engel sind nämlich zwei Schildhalter angebracht, und auf dem durch sie gehaltenen Schilde ist die Figur eines Rades zu sehen, welches wahrscheinlich auf den Namen des Stifters, des Vicegespans MÜHLSTEIN hin-



weist. Auf dem unter der h. Jungfrau befindlichen ähnlichen Schilde ist ebenfalls eine Wappenfigur angebracht, die aber stärker abgewetzt und schwerer auszunehmen ist.

Eine andere unter den zu Ende des XV. Jahrhunderts angebauten Seitencapellen, die St. Barbara- und Hieronymus-Capelle, die auch heute noch unter diesem Namen besteht und ihre ursprüngliche Form am besten erhalten hat, ist, wie die auf sie bezüglichen Ablassbriefe von 1474 und 1491 darthun, durch die Familie PLATTH gestiftet, gebaut und vollendet worden. Ebenso nennt ein von 1480 datirter Ablassbrief die durch Johann Kálmán zu Ehren des h. Johannes des Täufers errichtete, mit der Kirche verbundene Capelle, während ein Ablassbrief von 1492 eine St. Michaels-Capelle erwähnt, für welche deren Stifter oder Patron, Michael Königsberger, den Ablass erwirkte. Im Ganzen waren den in den Urkunden vorkommenden verschiedenen Benennungen zufolge an die Kirche fünf oder sechs Capellen angebaut, die theils heute noch als solche erhalten, theils aber in der heutigen Sacristei und in den über derselben befindlichen capellenartigen, jetzt als offene Loge benützten Hallen zu suchen sind. An den Consolen des zierlichen stern- oder netzrippigen gothischen Gewölbes derselben sind die Bürger- oder Bergmannswappen der in den Urkunden genannten Stifter, der Königsberg, der Gurtaller u. A. angebracht.

Dies Alles wirft ein helles Licht auf die Kunstbewegung in den Städten, wo bürgerliche Patricier durch den damals blühenden Bergwerksbetrieb und Handel bereichert, die tonangebende Rolle spielten. Während bei unseren grösseren Cathedralen, Münstern und königlichen Kirchen die durch die Könige, Bischöfe und Aebte mit einem grösseren Kostenaufwand bewerkstelligten Umgestaltungen gewöhnlich von einem Guss waren und sich auf sämtliche Details der Kirche bezogen: — bestanden die durch den religiösen Eifer und den Kunstsinn einzelner reicherer Bürger bewerkstelligten Kirchenbauten zumeist in solchen Familiencapellen. In diesen beteten sie als in ihren Familienoratorien vor ihren eigenen Altären und Schutzheiligen. Bei ihren Lebzeiten waren sie die Patrone dieser Capellen, die Urheber des künstlerischen Schmuckes derselben und nach ihrem Tode wurden sie da begraben. Da standen ihre Grabdenkmale und das Patronat dieser Familien-Heiligthümer ging auf ihre Erben über, welche dann ihrerseits diese Capellen mit neuen Werken der Kunst ausstatteten.

Gleichzeitig mit dem Bau der Seitencapellen wurde auch das Sanctuarium in dem neuen glänzenden Stil umgestaltet; es wurde mehr gestreckt und erhielt eine dreiseitige Schlusswand. Für den Erbauer desselben wird Michael Königsberg gehalten.

Dieser grossmüthige, eifrige, kunstfreundliche, vornehme Bürger stammte aus einer der ältesten Familien Neusohls. Die

Protocolle der Stadt erwähnen seine Familie schon vom XIV. Jahrhundert an. Wie der Namen zeigt, der bald Königsberg, bald Königsberger geschrieben wird, war die Familie aus Königsberg (Ujbánya) im Barser Comitat nach Neusohl übersiedelt, wo sie von den Bergleuten dem damaligen Gebrauch gemäss nach dem Ort ihrer Abkunft genannt wurde. Unter König Mathias gehörten die Königsbergs neben den Ernuszt, Thurzó und den später mit denselben verschwägerten Fugger's zu den ersten Montanindustriellen jener Zeit. Aber Michael Königsberg erhob sich durch seinen Eifer und seine Religiosität, wie durch seinen Kunstsinn weit über jene fremden Unternehmer, die nur nach Gewinn trachteten. Alle Urkunden, die von ihm sprechen, geben Zeugniß von seinem gehobenen patriotischen Sinn für seine Vaterstadt, von der Freigebigkeit, Religiosität und den monumentalen Kunstbestrebungen, die er jederzeit an den Tag legte. Einen beträchtlichen Theil des grossen Vermögens, das er hinterliess, bestimmte er zu kirchlichen Zwecken. Und nach dem Tode Michael Königsbergs setzte dessen Sohn die Werke des Vaters fort.

Im XVII. und XVIII. Jahrhundert ist die Kirche im Stil der Zeit gänzlich umgestaltet worden, und nur die Capellen sind im Wesentlichen unberührt geblieben. Aber die alten Flügelschrankaltäre mit ihren reichen Sculpturen und Bildern sind hinausgeworfen worden und bloss die Barbara-Capelle hat ihren werthvollen Flügelschrankaltar beibehalten. Während nun die Kirche in ihrer umgestalteten Form im Ganzen zu wohl erhalten ist und zu grosse Kosten beanspruchen würde, um in ihrem ursprünglichen Stile wiederhergestellt zu werden, forderte die Barbara-Capelle mit ihrem meisterhaften Flügelaltar, mit ihrer edlen Form und den meisterhaften Statuen der Consolen ihres Gewölbes gleichsam zur Restauration heraus.

Auch die Geschichte dieser Kapelle ist grösstentheils nur durch Ablassbriefe erhalten geblieben. Die erste derartige Meldung von der Erbauung der Capelle stammt aus dem Jahre 1477. In einem Ablassbrief von 1478 wird der Neusohler Bürger Nicolaus Platth als Stifter der Capelle genannt. Dieser starb jedoch, nachdem er den Bau begonnen hatte, worauf dieser von seiner Witwe Dorothea fortgesetzt wurde.

Die Platth's gehörten ebenfalls zu den ältesten Familien von Neusohl und kommen schon in den frühesten, aus dem XIV. Jahrhundert stammenden Protocollen der Stadt vor. Nicolaus, der Stifter der Capelle, wird bereits von 1467 an als erster Rathsherr gleich nach dem Stadtrichter genannt. Eine Tochter desselben war die Gattin Georg Kegel's, der in einem von ihm 1477 erwirkten Ablassbrief als Patronatsherr der von seinem Schwiegervater gestifteten Capelle bezeichnet wird. Aber auch die Gattin des



Stifters, Dorothea, führte noch ungefähr dreissig Jahre nach dem Tode ihres Mannes das Patronat der Capelle, die sie mit Meisterwerken der Kunst reich ausschmückte.

Zu diesen gehören sechs Consolbüsten, von denen fünf erhalten geblieben sind und welche den h. König Ladislaus, den h. Adalbert, ersten Apostel von Ungarn, St. Hieronymus, St. Martin und St. Emerich darstellen. Die Stifter haben hier offenbar die Bildnisse von Heiligen anbringen wollen, die in irgend einer Beziehung zu Ungarn stehen. Zu diesen gehörten einerseits der h. Martin, der aus Sabaria in Pannonien stammte, und der h. Hieronymus, von dem man glaubte, dass er zu Strido in Slavonien geboren worden sei; während andererseits Adalbert, Ladislaus und Emerich zu den Heiligen des eigentlichen Königreichs Ungarn gehören. Die fehlende Büste muss also die des h. Königs Stefan gewesen sein, die denn auch bei der Restauration ausgeführt wurde. Diese Sculpturwerke geben nicht allein von dem religiösen Eifer und dem Patriotismus, sondern auch von dem Kunstsinn der Stifter Zeugnis. Offenbar Werke eines ausgezeichneten Bildhauers tragen sie das Gepräge der realistischen Richtung des damals in Aufschwung gekommenen deutschen Kunststils. Sie sind unverkennbar individualisirende Nachahmungen damaliger Volksgestalten.

Den werthvollsten Schmuck der Capelle bilden nebst diesen Sculpturwerken die Statuen, Reliefs und Gemälde des Flügelaltars, — eines der namhaftesten Kunstdenkmale dieser Art, die in Ungarn in auffallend grosser Menge zu finden sind, hauptsächlich in den oberen Gegenden des Landes, im Zipser, Sároszer, Turóczer, Sohler Comitat, wo die Kriege weniger Zerstörungen angerichtet und die vorwiegend zur evang. Confession sich bekennenden Bewohner nicht so Alles zerstört haben, wie die bilderstürmenden Calviner Niederungarns. Alle derartigen Werke wurden den namhaftesten deutschen Meistern zugeschrieben. So behauptete man, dass die Werke der Altäre von Bartfeld, Leutschau, Kirchdrauf und namentlich des hier in Rede stehenden Neusohler Schreinaltars von Veit Stoss und dessen Schule herrühren, und stützte diese Ansicht darauf, dass der genannte Meister seine Kunst die letzten zwei Jahrzehnte hindurch in Krakau, und so von dorthier auf Oberungarn seinen Kunsteinfluss ausgeübt habe. Nun aber reichen die Daten über die Bartfelder, Leutschauer und Neusohler Altarwerke bis 1464 zurück, also bis zu einer Zeit, wo Stoss noch nicht in Krakau war, — und andererseits von 1502-1520, in welchen Jahren er wieder in Nürnberg in Verhältnissen lebte, wegen deren er sich nicht mehr mit der Anfertigung unserer Werke beschäftigen konnte.

Mit grösserer Wahrscheinlichkeit wurden die Gemälde und Statuen unseres bedeutendsten derartigen Meisterwerkes, des

Kaschauer Schreinaltars, den damals in diesem Kunstzweig ausgezeichnetsten Meistern Wolgemuth und Riemenschneider zugeschrieben. Für Letzteren könnte nur die Vergleichung mit dessen ähnlichen Werken sprechen. Auf Wolgemuth hingegen würden mehrere an den Gemälden des Altars wahrzunehmende Nebenumstände hinweisen. Das Namenszeichen des Meisters, W., kommt auf den Bildern an mehreren Stellen vor, und ausserdem wäre auch sein Porträt an mehreren Gestalten der Bilder zu erkennen. Doch die Vergleichung mit den Werken Wolgemuth's spricht gegen die erwähnte Annahme. Die Kaschauer Altarbilder sind nicht allein viel besser als die bisher bekannten besten Gemälde Wolgemuth's, sondern weichen auch von dessen Manier und überhaupt von der Nürnberger fränkischen Schule ab.

Auch wenn wir in Betracht ziehen, wie viele Hundert grossartige Altarwerke, wie viele Tausend dazu gehörige Statuen und Bilder in jener Zeit bei uns allein hergestellt wurden, von der unvergleichlich grösseren Zahl zu schweigen, die für Deutschland angefertigt ward, — so werden wir überzeugt sein, dass selbst so langlebige und fruchtbare Künstler, wie Stoss und Wolgemuth, nicht die Urheber dieser zahllosen Werke sein konnten.

Wenn also die hier in Rede stehenden, bei uns oder anderwärts vorfindlichen Kunstdenkmale mit den Werken der beiden genannten Meister einige Aehnlichkeit aufweisen, so lässt sich daraus höchstens schliessen, dass die betreffenden Künstler in den Werkstätten Wolgemuth's oder Stoss' gelernt und gearbeitet haben, wie z. B. Albrecht Dürer, dessen Bruder Johann und viele Andere. — Aber in den in Ungarn befindlichen Werken machen sich auch noch andere Aehnlichkeiten und Einflüsse bemerkbar, und so kann vorausgesetzt werden, dass die betreffenden Meister auch noch anderswo gelernt und sich in ihrer Kunst geübt haben. Und da wir solche Werke in Ungarn in grosser Anzahl finden, so ist der Schluss gestattet, dass deren Urheber ihre Kunst auch bei uns und zwar selbständig ausgeübt haben.

Ungarn hat der Kunst niemals ermangelt. Schon in den ersten Jahrhunderten der ungarischen Geschichte begegnen wir den Namen kunstverständiger Mönche und anderer Künstler. In der Periode der Könige aus verschiedenen Häusern, namentlich in der Zeit der Anjou's, tritt die ihre neue Blüthezeit beginnende italienische Kunst auch schon bei uns auf und finden wir die Werke und Namen von Schülern der toscanischen Giotto'schen und der sienesischen Schule Simone's, von Ofen und Stuhlweissenburg angefangen bis nach Kirchdrauf allenthalben erwähnt. Nebst den Namen mehrerer damaligen Hofmaler der Könige, wie Heinrich, Bartholomäus u. A. kennen wir auch den des Johannes Aquila aus dem XIV. Jahrhundert und dessen grossartige Wandgemälde,



von denen es in neuerer Zeit gelungen ist, in unseren Kirchen eine ganze Reihe nebst seinem Namen und Bildniss zu entdecken. In anderen unserer Kirchen sind von den damaligen Gemälden und Schnitzwerken nur mehr Spuren erhalten geblieben; doch auch diese zeigen, dass die Kunst in Ungarn in ausgedehntem Betrieb stand. Unter unseren damaligen Kirchen, deren Zahl sich auf Tausende belief, war kaum eine, die nicht mit Wandgemälden geschmückt gewesen wäre.

Auch im späthgothischen Stil kommen zu Anfang des XV. Jahrhunderts, also ungefähr in derselben Zeit, in welcher dieser Kunstzweig mit den reichen Schnitzwerken, Statuen und Bildern der Schreinaltäre in Deutschland blüht, ähnliche Kunstschnöpfungen auch schon bei uns vor. Aus dem Kreise unserer Klöster sind die Namen zahlreicher Mönche auf uns gekommen, die in jener Zeit als Künstler thätig waren. So erwähnen die Chroniken unserer Pauliner- und Dominicanerklöster die Mönche Dionys, Vincenz, Lorenz, Zagor, Urban, Servet als Maler und Bildhauer an Orten, an welchen auch heute noch einzelne Ueberreste ihrer Werke zu finden sind.

Das erste bestimmtere Denkmal der Schreinaltarkunst ist bei uns der Altar der Kirche zu Szmrecsány im Liptauer Comitat, der mit der Jahreszahl 1412 bezeichnet ist. Diesem zunächst steht der Altar, welchen der Raaber Canonicus und Chordirector der königlichen Hofcapelle, Nicolaus von Szent-Benedek, im Jahre 1427 für die Klosterkirche zu Sz. Benedek an der Gran (im Barscher Comitat) durch den Maler Thomas aus Klausenburg (magister Tomas pictor de Kolosvár) anfertigen liess. — Der Kunst dieses Benedictinerklosters, die damals und dann noch ungefähr ein Jahrhundert hindurch in hoher Blüthe stand, ist die dortige monumentale gothische Kirche mit ihren zahlreichen Schreinaltären, Gemälden und Statuen zu verdanken. Zu den bedeutendsten Denkmalen der dortigen Kunst gehört das heilige Grab, das jetzt in Gran aufgestellt ist. In der Form der ein Kirchengebäude vorstellenden Reliquienschreine ausgeführt, die im Mittelalter auf den Altären ausgestellt zu werden pflegten, bemalt und mit Statuen geschmückt, ist dieses Werk eine der schönsten und seltensten Schöpfungen solcher Art. Ob aber der Maler Thomas von Klausenburg auch der Urheber dieses Werkes gewesen, oder ob es aus der das ganze Jahrhundert hindurch fortwährend blühenden Kunstschule des Klosters, oder vielleicht aus der Werkstätte eines kunstfertigen Benedictinermönches hervorgegangen sei, kann in Ermangelung von Daten nicht bestimmt werden. Gewiss ist, dass das Hauptkloster der ungarischen Benedictiner in Martinsberg, noch im XVI. Jahrhundert mit solchen polychromen geschnitzten Altären und hölzernen Statuen reich geschmückt war. Hierüber

besteht folgende charakteristische Aufzeichnung. Als Sinan Pascha im Jahre 1594 das befestigte Kloster zu Martinsberg erobert hatte, trat er in die Kirche und fragte beim Anblick der zahlreichen Gemälde und Statuen, was das für Dinge seien. Der protestantische Schlosshauptmann Zádori antwortete ihm, dass dies die Götter des Abtes seien. Der Pascha gerieth über diesen Götzendienst in Zorn, und auf seinen Befehl musste der Abt die Heiligenstatuen auf den Schultern aus der Kirche tragen. Hierbei kann es sich natürlich nur um die aus Holz geschnitzten Statuen der Schreinaltäre gehandelt haben.

Weitere hierher gehörige Daten sind: eine aus dem Jahre 1461 stammende Inschrift des ausgezeichneten Schreinaltars zu Zeben und eine Nachricht aus dem Jahre 1466 über einen ähnlichen Hauptaltar in Bartfeld, der indess nicht mehr vorhanden ist. Doch genügt die Jahreszahl 1466, um zu zeigen, dass dieser Altar ohne den Einfluss des Veit Stoss entstanden war, der erst 1477 nach Krakau zog und dort eine Werkstätte und Kunstschule gründete. — Bartfeld erfreute sich überhaupt auch schon vor 1466 einer lebhaften Kunstbewegung, welche um die Mitte des XV. Jahrhunderts begann und auch noch 1521 fort dauerte. In der hier umschriebenen Zeit errichtete nämlich die aufblühende Stadt an der Stelle ihres alten romanischen Münsters den dreischiffigen mit zwei Thürmen versehenen gothischen Dom und in diesem zwölf mit Sculpturwerken und Gemälden reich ausgestattete Flügelaltäre. Nebstbei wurde die Kirche aussen und innen mit grossen Wandgemälden geschmückt, deren jüngstes, welches die Bildnisse des heil. Christoph und der ungarischen heiligen Könige umfasst, mit der Jahreszahl 1521 bezeichnet ist. Eben damals baute die Stadt ihr merkwürdiges Stadthaus, dessen Gesimse sie mit einer ganzen Reihe von Schnitzwerken schmücken liess. Alles dies deutet darauf hin, dass in Bartfeld eine grosse Kunstthätigkeit herrschte, ja eine wahre Kunstschule bestand. Der erste Meister, mit welchem die Stadt über den Bau des gothischen Domes einen Vertrag abschloss, der Baumeister und Bildhauer Nicolaus, war ein Sohn und Bürger der Stadt. Später, wie es scheint, nach dem Tode des Nicolaus, übernahm der Kaschauer Baumeister Stefan Krom die Beendigung des Domes. Nachdem derselbe fertig war, schloss die Stadt 1466 einen Vertrag wegen Ausführung der Bilder des Hauptaltars; und erst 1486 begann sie durch den aus Anspach stammenden Steinmetz Johann Stemasig die Thürme ausbauen zu lassen.

Von den Urhebern der Zipser Kirchen-Kunstdenkmale, Altarschnitzereien und Bilder kann mit Entschiedenheit NICOLAUS von LEUTSCHAU genannt werden, dessen Namen sich auf zwei Bildern der Poprader Kirche befindet (*Nicolaus de Leuczia A. D. 1484*



*pinxit*), und der zu Anfang des XVI. Jahrhunderts auf der Höhe seiner Kunst gestanden zu haben scheint. — Die Zipser Kunstdenkmale weisen die Spuren eines noch älteren Meisters auf, dessen Namen jedoch nicht bekannt ist. Er ist der Urheber jenes Temperabildes des heil. Königs Stefan, das mit den Bildern des Nicolaus v. Leutschau zusammen bei Gelegenheit der kunstgeschichtlichen Ausstellung in Budapest 1876 zu sehen war. Dieses in älterem und besserem Stil mit Temperafarben in zartem Colorit ausgeführte Werk stellt den heil. König in würdiger, künstlerischer Auffassung dar und ist wahrscheinlich nach einer traditionellen Darstellung des Heiligen gemalt. Die feine und zarte Behandlung des Gesichts, des Bartes und Haares, sowie die glänzende Ausführung des farbenreichen Gewandes deutet auf die kölnische, die niederrheinische Schule. Mit aller Wahrscheinlichkeit kann angenommen werden, dass von demselben Meister die älteren Flügelbilder des Hauptaltars der Zipser Cathedrale herrühren, welche die ungarischen heiligen Könige, sowie die Heiligen des Hauses Anjou, den heil. Ludwig u. s. w. darstellen. Auch diese sind durch Adel in der Auffassung und im Ausdruck, wie durch farbenreiche Ausführung des Gewandes ausgezeichnet und erinnern ebenfalls an die kölnische und niederrheinische Kunstrichtung. Diesen Werken lässt sich auch ein noch erhaltener, den Tod der heil. Jungfrau darstellender Theil des alten Hauptaltarbildes in der Capelle zu Donnersmark anreihen. Auch da überrascht die zarte fast miniaturartige Malerei mit ihrem feinen Colorit und der Correctheit ihrer Zeichnung, sowie mit dem edlen, seelen- und anmuthsvollen Ausdruck.

Die Baukunst und Bildhauerei anbelangend, ist die Schule eines ausgezeichneten Künstlers der Zipser späthgothischen Meisterwerke in der Zápolya-Capelle der Zipser Cathedrale, sowie in der Capelle zu Donnersmark zu erkennen. Dies waren zwei so meisterhafte Schöpfungen, dass die Bauloge des Wiener St. Stefansdomes die Pläne davon in ihrer Sammlung bedeutenderer Baupläne bis zum heutigen Tage aufbewahrt. — Eine noch ältere und bedeutendere Bildhauer-, Steinmetz- und Bauschule bildeten die Mitglieder der Kaschauer Familie Krom. Der Steinmetzmeister Stefan Krom wird bei der Leitung der Arbeiten des Kaschauer Domes schon seit 1446 erwähnt, und im Jahre 1459 leitet sein Bruder August im Verein mit ihm den Bau des monumentalen Werkes. 1446 wird Stefan, wie bereits erwähnt, auch mit der Vollendung der Bartfelder Kirche betraut; und von ihm rühren, wie in Kaschau, so auch dort die mit Statuen reich geschmückten, meisterhaften Sanctuariumshäuschen her, die mit den besseren Werken dieser Art, wie den Stoss'schen und Kraft'schen, getrost den Vergleich aushalten.

In den Neusohler Protocollen von 1489 und weiter kommt ein bald als Baumeister, bald als Steinmetz bezeichneter Meister Stefan vor. In derselben Zeit, 1489, wird in eben diesen Protocollen ein Meister Stenczel als Baumeister, und 1503, also zu der Zeit, in welcher die Neusohler Schreinaltäre verfertigt wurden, der Maler Johann oder Hanus erwähnt. Ausserdem führen auch die Rechnungsbücher der benachbarten Stadt Altsohl im Jahre 1492 den Maler Johann Walach an, — vielleicht ein Mitglied der Künstlerfamilie, welcher der aus Nürnberg stammende berühmte Jacob Walach angehört. Auch noch früher wurde dort die Kunst gepflegt. Das städtische Protocoll von Altsohl führt nämlich 1465 und 1469 Zahlungen an, welche einem Maler für die Bemalung von Crucifixen und Statuen und für das Malen der Wappen an den Deckeln des städtischen Archivs ausgefolgt wurden.

Also Daten genug, welche beweisen, dass es im XV. Jahrhundert und im Anfang des XVI. in Neusohl und Umgebung, so wie in Leutschau, Bartfeld, Kaschau u. s. w. Künstler gab, in deren Werkstätten zahlreiche Gemälde, Sculpturen und architectonische Werke angefertigt wurden, deren Ueberreste wir in den dortigen Kirchen-Kunstdenkmälern begegnen. Diese Künstler haben ihre Ausbildung bei deutschen Meistern erhalten. Die aus den Jahren 1348—1523 stammenden Protocolle der Malerinnungen zu Breslau (s. Schulz, Geschichte der Breslauer Malerinnung) erwähnen zahlreiche ungarische Malergehilfen und Lehrlinge, die in den Werkstätten der dortigen, mit der Anfertigung von Schreinaltarbildern und Statuen beschäftigten Meister lernten und arbeiteten. Noch grösser dürfte die Zahl der ungarischen Gehilfen gewesen sein, die in den Werkstätten der berühmteren und gesuchteren ausländischen Meister, besonders jener in Nürnberg, ihre künstlerische Ausbildung anstrebten und erlangten. Die Zipser und Sároser haben wahrscheinlich in dem ihnen näher gelegenen Krakau gelernt und gearbeitet, während die Neusohler die Augsburger Meister aufgesucht haben mögen, da Neusohl mit Augsburg durch seinen Kupferhandel in reger Verbindung stand. Die Neusohler Häuser vermittelten nämlich diesen Handel bis Venedig hin durch die Augsburger Kaufherren, welche später, wie namentlich die mit den Thurzó's verschwägerten Fugger, die Neusohler ärarischen und städtischen Kupfergruben, Schmelzhütten und Hammerwerke pachteten. — Der Vater Albrecht Dürer's, der Békés-Gyulaer Goldschmiedeselle Ajtósi, der nach Nürnberg wandert und dort den Namen Dürer (Thürer, ajtó = Thüre) annimmt, ist also keine vereinzelte Erscheinung, sondern nur einer der Vielen, die, um sich in dem einen oder anderen Zweige der Kunst auszubilden, aus der Heimat in die Ferne zogen.



Es kamen aber auch fremde Künstler nach Ungarn. So liessen sich da zwei Söhne des Meisters Veit Stoss und Erben seiner Kunst nieder und errichteten an mehreren Orten Werkstätten zur Anfertigung von Bildern und Statuen für Schreinaltäre. Johann Stoss wohnte zuerst in Beregszász, wo zu seiner Zeit eben eine gothische Kirche gebaut wurde, und später zu Schässburg in Siebenbürgen, wo er 1530 starb. Einen zweiten Sohn des Veit Stoss, Martin, finden wir in Mediasch (Siebenbürgen) angesiedelt, wo er wahrscheinlich an den Werken der dortigen gothischen Kirche gearbeitet hat.

Bei der Mannigfaltigkeit der Kunstelemente und Kunstübungen, die sich somit in Ungarn, von den verschiedensten Seiten herbeigetragen, zusammenfanden, ist es leicht erklärlich, dass in den hier in Rede stehenden Kunstdenkmalen der Einfluss verschiedener Meister und Schulen sichtbar ist. Nur hie und da charakterisirt sich der vaterländische Meister durch einen den Gesichtstypen oder der Tracht der einheimischen Bevölkerung entnommenen Zug oder sonst durch ein nebensächliches Detail. Solche Spuren finden sich selbst in Meisterwerken, wie der Kaschauer Hauptaltar, der ohne Zweifel eine der hervorragendsten Schöpfungen dieser Art ist. Und sie finden sich auch in dem Neusohler Schreinaltar. Im Ganzen weist die plastische Ausschmückung dieses Altars auf die Technik der fränkischen, der Nürnberger Schule, insbesondere aber auf die der Wolgemuth'schen Werkstatt hin.

Die ausführliche Beschreibung des Altars und die damit verbundenen kunstgeschichtlichen Fingerzeige übergehend, die hier zu weit führen würden, berühren wir nur einen und den andern der erwähnten nationalen Züge. Solche finden sich unter Anderem in einem Hochrelief, welches das Martyrium der heil. Ursula und ihrer Gefährtinnen darstellt, wie sie auf einem Schiffe ankommend von den Hunnen überfallen werden. Während in früheren Abbildungen dieses Vorganges zur Darstellung der Hunnen mittelalterliche Henkersknechte oder Gestalten mit spitzen, die Heiden charakterisirenden Mützen angebracht wurden, tragen hier die Hunnen theils die türkische Tracht, theils den ungarischen pelzverbrämten Kalpag mit herabhängendem Zipfel.

In gleicher Beziehung ist ein grosses Sculpturwerk zu erwähnen, das in einer in späthgothischer Kunst ausgeführten offenen Halle an der südöstlichen Seite der Neusohler Schloss- und Pfarrkirche angebracht ist und die Passionscene Christi im Garten zu Gethsemane darstellt, im Hintergrunde aber anstatt Jerusalems das Bild der Stadt Neusohl zeigt. Auch mögen die in dem gestaltenreichen Werk vorkommenden Häscher mit der Pickelhaube,

dem kurzen Wamms und den hohen Stiefeln Abbildungen der damaligen Neusohler Stadtsoldaten sein.

An einem der Gewölbschlusssteine der Halle, in welcher dieses Werk sich befindet, ist das Wappen Michael Königsbergers gemeisselt, was unzweifelhaft darauf hinweist, dass auch dieses Werk zu denjenigen gehörte, mit welchen der treffliche Bürger Neusohls damals die Kirche schmückte. Allein ob es noch zu seinen Lebzeiten oder nach seinem Tode in den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts angefertigt worden sei, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Unzweifelhaft ist dieser Oelberg ein Werk fortgeschrittenerer Kunst und übertrifft weit die gleiche Darstellung am Zwickauer Flügelaltar Wolgemuth's.

Zu den erwähnenswerthesten Kunstgegenständen der Neusohler Kirche gehört auch ein künstlerisch geformtes metallenes Taufbecken, eine der schönsten Schöpfungen dieser Art. Dasselbe ist in den Formen des gothischen Stils gehalten. In kelchartiger Gestalt erhebt es sich auf einer sechsblättrigen Base, in deren durchbrochenem Relief Ungeheuer, geflügelte und sich windende Drachen und Schlangen, am Baume des Lebens nagend, als die bekannten Symbole der Erbsünde zu sehen sind. In der Mitte des von der Base sich erhebenden Schaftes bildet sich der Knauf, über welchem der reich gegliederte und mit Laubwerk in Relief geschmückte Schaft den Kelch des polygonen Beckens hält. In den durch gothische Spitzbogen und Fialen gebildeten Nischen stehen nacheinander und jede besonders, die Relief-Gestalten der Apostel. Am obern und untern Rande des Beckens ist in Relief eine auf das Sacrament der Taufe bezügliche Inschrift und am Knauf des Schaftes der Namen magister Jodocus und die Jahreszahl der Vollendung dieses Beckens, 1475, angebracht. Auf einer Seite des Beckens ist zwischen den Aposteln ein Wappen in Relief angebracht, dessen Schild, sowiedie darüber auf dem geschlossenen Helm sichtbare Wappenzier die hervorwachsende Gestalt eines Einhorns zeigt. Unter diesem befindet sich auf dem Schilde die Figur eines halben Mühlsteines. Letzterer Theil des Wappens könnte auf den bereits oben erwähnten Veit Mühlstein hinweisen, und dann wäre Jodocus der Name des Erzgiessers, der das Werk modellirt hat. An solchen Meistern kann es in Neusohl im XV. Jahrhundert keineswegs gefehlt haben, da diese Stadt schon damals wegen ihrer Kupfergruben und ihrer Metallindustrie berühmt war. Um jene Zeit wurden die grosse Glocke der Stadt und andere Glocken der Umgegend dort gegossen. Im Jahre 1496 erwähnen die städtischen Rechnungsbücher den Neusohler Glockengiesser Johann, und im folgenden Jahre sprechen sie auch schon von Kanonengiessern.

Gleichzeitig mit dem zu Anfang des XIV. Jahrhunderts



erfolgten Bau der Neusohler Kirche und mit der Umgestaltung derselben in frühgothischem Stil stiftete der Neusohler Bürger Peter Károly ein Spital nebst einer Kirche und Altarie. Ausser den urkundlichen Daten weisen auch die erhalten gebliebenen ursprünglichen Details der St. Elisabethkirche, von welcher hier die Rede ist, auf das XIV. Jahrhundert hin, in welchem in Ungarn der frühgothische Stil in Gebrauch war. Während jedoch die durch den Obergespan Donch hervorgerufene Kunstrichtung noch die einfachere und weniger organische, schwerfällige Bauform der Provence darbietet, in welcher das Sanctuarium mit einer geraden Schlussmauer und in der Mitte derselben mit einem oder zwei kleinen Fenstern gebaut wurde: — zeigt die Elisabethkirche mit dem dreiseitigen Abschluss des Sanctuariums, mit den drei hohen Spitzbogenfenstern zwischen den stark vorspringenden Strebe- Pfeilern eine systematischere Entwicklung der gothischen Kirchenbaukunst. Peter Károly und sein Baumeister folgten also bereits der entwickelteren, glänzenderen Richtung des gothischen Stils.

Dies sind die hauptsächlichsten Kunstdenkmale, deren Geschichte Bischof ARNOLD IPOLYI in seinem Werke bietet, und deren theilweise Restauration (in der Schloss- und Pfarrkirche die der Barbara-Capelle, und in der Elisabethkirche die der Anna-Capelle) er bis jetzt durchgeführt hat. — Die Beschreibung der Umgestaltungen, welche diese Baudenkmale in späteren Jahrhunderten, namentlich im XVII. und XVIII. Jahrhundert erfahren, sowie der künstlerischen Ausschmückung, die sie durch die Restauration erhalten haben, — enthält zwar ebenfalls eine Fülle von kunstgeschichtlichen Daten; doch ging es nicht gut an, diese von der Beschreibung der Details des Restaurationswerkes zu sondern, und so beschränkten wir uns bloß auf die Anzeige des eigentlichen historischen und kunstgeschichtlichen Theiles des uns vorliegenden bedeutenden Werkes.

Ein für die Geschichte Neusohls bedeutsames Moment liegt übrigens auch in der Restauration selbst, die nach Entwürfen des Künstlers Franz Storno mit wenigen Ausnahmen von einheimischen Kräften, theils sogar, wie die Schnitzereien und Stickereien, in den durch den edlen Verfasser in Neusohl in's Leben gerufenen Industrieschulen ausgeführt worden ist. — Von den Namen der ersten Bewohner und Gründer Neusohls sind mehrere, auch heute noch in den Namen der im Besitze der Stadt Neusohl befindlichen Dörfer oder Bergbau-Niederlassungen erhalten. Solche sind: Ulmanka oder Ulmannsdorf, Hermanecz, Henczmanova und Kinczlova oder Heinzmanns- und Kinzldorf, Rudlova oder Rudlsdorf, Sassova oder Saxendorf u. s. w.\* Diese slovakischen For-

\* Näheres in der Geschichte der Stadt Neusohl von ARNOLD IPOLYI.

men der ursprünglich deutschen Ortsnamen, die in alten Urkunden auch in Verbindung mit dem ungarischen *«falva»* (Dorf) vorkommen, wie Ulmannfalva, Hermannfalva u. s. w., — deuten auf eine nationale Veränderung hin, die sich in der Bevölkerung Neusohls im Lauf der Zeiten vollzogen hat und die fortschreitend auch in die Stadt selbst eingedrungen ist. Insofern aber diese Veränderung auch eine Verbauerung der einst so gewerbs- und kunstfleissigen Bevölkerung verräth, — ist es von nicht hoch genug anzuschlagender Bedeutung, dass durch die Restauration der schönen Kunstdenkmale die Erinnerung an eine glänzende Zeit wieder wachgerufen, und durch die Förderung, welche die beim Restaurationswerk beschäftigten Kräfte nothwendigerweise erhalten müssen, die Freude an Kunst und Gewerbe geweckt und angeregt wird.

Die Restauration der Neusohler Kunstdenkmale ist in der That, abgesehen von ihrer kunstgeschichtlichen und ästhetischen Bedeutung, auch ein Ausfluss des Strebens, der Wandlung entgegenzuwirken, von der die angeführte Veränderung der Ortsnamen ein vielsagendes Symptom ist, und die Stadt wieder auf das Niveau zu heben, auf dem sie einst stand und durch kunst- und gewerbfleissiges Leben ausgezeichnet war.

Dr. ADOLF DUX.



## OESTERREICH UND ELISABETH VON ENGLAND.

1563—1568. \*

Wie in den Jahren 1559—1561, so wurden auch in den Jahren 1563—1568 zwischen dem englischen und österreichischen Hofe Verhandlungen geführt, um eine eheliche Verbindung zwischen Elisabeth von England und Erzherzog Carl von Oesterreich herbeizuführen.

Diese Verhandlungen erregen durch die mannigfaltigsten politischen Combinationen, welche an dieselben geknüpft wurden, ein welthistorisches Interesse. Sie erscheinen zugleich als ein wichtiger Beitrag zur Religionsgeschichte des XVI. Jahrhunderts, indem die Frage, ob Carl Katholik und Erzherzog bleiben, oder ob er Protestant und hiedurch König von England werden wolle, für die Eheschliessung von entscheidender Bedeutung wurde.

König Philipp II. von Spanien, welcher von einem protestantischen England ein gefährliches Beispiel für seine eigenen Länder befürchten musste, setzte in den Jahren 1559—1561 all' seine Hoffnungen, Elisabeth und ihr Reich wieder zum alten Glauben zu bekehren, auf die Ehe mit einem österreichischen Erzherzoge. \*\* Aber schon früh hatte Philipp die Ueberzeugung gewonnen, dass die Heirat an dem Bekenntnisse Carl's scheitern müsse, weil er ein Katholik sei; \*\*\* und indem es Elisabeth gelungen war, die Franzosen, welche nichts mehr als die Verbindung Englands mit Spanien und dem Kaiserhause fürchteten, † mit der österreichi-

\* Nach bisher ungedruckten Quellen. — Auf Grund eines Vortrages, den der Verfasser in der II. Classe der ungarischen Academie der Wissenschaften am 8. April d. J. gehalten hat.

\*\* Philipp an Cardinal Pacheco in Rom, 22. August 1559. Ich verdanke die Kenntniss dieser und der folgenden mit M. bezeichneten Depeschen der gütigen Mittheilung des Herrn Universitäts-Professors MAURENBRECHER in Bonn.

\*\*\* Philipp an Ferdinand, Gent, 13. Juli 1559 leg<sup>o</sup> 811 f<sup>o</sup> 66 (M.).

† Bischof von Aquila an Philipp II., London, 19. Februar 1560, Simancas Estado leg<sup>o</sup> N<sup>o</sup> 813 f<sup>o</sup> 9 (M.). — Derselbe an Philipp, London, 27. Juni 1559, Simancas Estado leg<sup>o</sup> N<sup>o</sup> 812 f<sup>o</sup> 67 (M.).

schen Heirat zu schrecken und die Könige von Spanien und Frankreich mit einander zu entzweien, hatten die Heiratsverhandlungen im Sommer 1560 ihr Ende erreicht.

Das Scheitern dieses Eheprojectes weckte sofort in Frankreich den Unternehmungsgeist einer nach Einfluss und Macht ringenden Partei. Die Politik des staatsklugen Cardinals von Lothringen klammerte sich an dies Ereigniss, um sein durch den Tod des Königs Franz II. von Frankreich erschüttertes Ansehen wieder zu heben. Nicht Elisabeth, sondern seine eigene Nichte, Maria Stuart, die Wittwe jenes Franz II., erkor er zur Gemalin des Erzherzogs. Von jeher hatte der Cardinal der französischen Politik eine feindliche Richtung gegen England zu geben gewusst und er ersann jetzt einen wirksamen Plan, den Protestantismus jenseits des Meeres zu vernichten, den Katholicismus wieder aufzurichten und als Lohn hiefür sich den hervorragendsten Einfluss im Rathe Europas zu sichern. Herrschte Elisabeth in England, so verlor die Tochter seiner Schwester, so verlor Maria Stuart die nächsten Ansprüche auf die Krone von England, mit welcher sie sich, nach ihrer Ueberzeugung, mit mehr Recht als jene schmücken durfte. Bestieg hingegen Maria Stuart als Königin von Schottland den englischen Thron, so eröffnete sich für die Guisen die glänzende Aussicht, das Scepter über drei grosse Reiche zu schwingen.

Jetzt hofften die Guisen, durch eine Verbindung der schottischen Königin mit Erzherzog Carl von Oesterreich ihre ehrgeizigen Absichten zu erreichen, und in der That machte der Cardinal dem Kaiser Ferdinand I. bei einer Zusammenkunft in Innsbruck ein derartiges Anerbieten.\*

Elisabeth und ihr Staat waren bedroht, wenn der Cardinal diese Vermählung durchführte. Elisabeth müsste nicht Elisabeth gewesen sein, wenn sie nicht sofort mit der Schärfe ihres Geistes die Gefährlichkeit dieser Pläne durchschaut hätte. Die Gegensätze zwischen beiden Königinnen waren zu scharf. Wie konnte Elisabeth dulden, dass an ihrer Grenze eine Königin, welche Anrechte auf den englischen Thron behauptete, mit der sie früher oder später in Widerstreit gerathen musste, wie konnte Elisabeth dulden, dass an ihrer Grenze Maria Stuart sich durch die engste Verbindung mit Spanien, Oesterreich und Frankreich zu einer gefürchteten Macht erhebe!

Unter dem Eindrucke dieser Besorgnisse wird es gewesen sein, dass man in England neuerdings versuchte sich Oesterreich

\* Mignet, Histoire de Marie Stuart, Bd. I, p. 135. — Fronde, History of England, London, 1875, Bd. VII, pag. 78. — Calendar of state papers foreign series of the reign of Elizabeth 1563: p. 310 N<sup>o</sup> 681; p. 357 N<sup>o</sup> 772; p. 207 N<sup>o</sup> 455.



zu nähern, um die im Jahre 1560 abgebrochenen Heiratsverhandlungen mit dem Wiener Hofe wieder aufzunehmen; denn dass von England die erste Anregung ausging, bestätigt Cecil selbst.\*

Es scheint dem englischen Minister Cecil gelungen zu sein, durch seinen politischen Agenten in Deutschland, durch Mundt, die protestantischen Fürsten für diese Heirat zu interessiren, und nunmehr bietet sich unseren Augen ein ganz eigenthümliches Schauspiel. Während bisher Spanien, die katholischste Macht der Welt, diese Heirat im Dienste der katholischen Kirche zu fördern strebte, sind es jetzt protestantische Fürsten, welche, protestantischen Intentionen folgend, die Verwirklichung der englisch-österreichischen Verbindung wünschen. Wie Erderschütterungen jetzt noch dem Anschein nach untrennbare Länderstrecken im nächsten Augenblicke weit auseinander reissen, so wirkt mit gleich zersetzender und zerstörender Kraft das Interesse der Politik auf die Gestaltung der Völkergruppen. Weitgehende politische Entwürfe knüpften sich an diese Heirat. England und Oesterreich wollen sie als eine gewaltige Macht zwischen den Niederlanden und Spanien aufstellen, welche damals in Kampf miteinander lagen. Die Sympathien des protestantischen Deutschlands gehörten den Niederländern, und von der Heirat Elisabeth's mit Carl von Oesterreich erwartete man eine vollkommene Isolirung Spaniens. Zu gleicher Zeit hoffte man auch England in ein besseres Verhältniss zu Frankreich zu bringen.

Herzog Christoph von Württemberg, der zu den Habsburgern stets die intimsten Beziehungen unterhalten hatte, war es, welcher als einer der angesehensten protestantischen Fürsten eine Gesandtschaft wegen dieser Heirat nach England schickte. Er litt an einer förmlichen Vermittlungswuth, stets bereit Gesandtschaften zu schicken, und es scheint, dass man ihm nur einen solchen Gedanken nahe zu legen brauchte, damit er ihn sofort mit äusserster Lebhaftigkeit ergreife und verwirkliche. Mundt war es, welcher bei einer persönlichen Zusammenkunft in Stuttgart die Neigung des Herzogs für dieses Ehebündniss ausgeholt und ihn bald darauf von Strassburg aus aufgefordert hatte, die Förderung dieser Angelegenheit in die Hand zu nehmen.

Nachdem sich Christoph einmal entschlossen hatte, die Vermittlerrolle zu übernehmen, säumte er nun nicht länger, seinen Gesandten, Ahasverus Allinga, nach England zu schicken, und es ist gewiss, dass er dies ohne Wissen des Kaisers that,\*\* denn Ferdinand wollte jetzt nichts von der Heirat mit Elisabeth hören

\* Forschungen zur deutschen Geschichte, 5. Bd. p. 38.

\*\* Herzog Christoph an Ferdinand, 23. März 1564, kaiserliches Familien-Archiv. — Ich citire von nun an F.-A.

und dachte im Ernste daran, seinen Sohn mit Maria Stuart zu vermählen.

Für Elisabeth konnte es nicht gleichgiltig sein, dass von Neuem eine Gesandtschaft kam, ihre Hand für den Erzherzog zu verlangen. Elisabeth hatte schon einige Erfahrungen in diesen Freuden ihres Geschlechtes gesammelt, und es machte sie nicht wenig stolz, die Verehrung so vieler Freier, die sie alle wieder zurückwies, zu geniessen, denn leichter noch kann das Frauenherz der Liebe, als Frauenstolz den Huldigungen entsagen. Der Triumph der Eitelkeit wäre vollkommen gewesen, wenn diese Gesandtschaft unmittelbar vom Kaiser hergerührt hätte. Statt dessen stellte man vielmehr an Elisabeth das Ansinnen, englische Gesandte nach dem Continente zu schicken, um dort mit kaiserlichen Vertretern zu verhandeln, weil Ferdinand niemals zu überreden sein würde, Abgeordnete nach London zu senden. Damit war auch das Schicksal der Gesandtschaft entschieden. Nach vielen Worten wollte Elisabeth es von Allinga in der letzten Audienz als eine ganz besondere Gunst betrachtet wissen, dass sie ihm überhaupt, gegen ihren Willen, ihre Neigung zur Heirat zu erkennen gegeben habe. Die Liebe, sagte sie ihm, entstehe zumeist aus Musse, ich bin jedoch so überbürdet, dass ich gar keine Zeit habe auf Liebe zu sinnen. Bin ich bereit mich zu vermählen, so muss der Kaiser meine Hand fordern.

Nach diesem fast erfolglosen Resultate der Gesandtschaft schickte der Herzog dem Kaiser, welchen er erst jetzt von seinem Unternehmen unterrichtete, die gesammte Correspondenz und Allinga's Relation, und forderte ihn auf, einen freundschaftlichen Brief an Elisabeth zu richten.

Ferdinand antwortete ausweichend. Wenn er aber erwiederte, er müsse die berührte Angelegenheit so lange aufschieben, bis sein Sohn nach Wien zurückgekehrt sei, so hatte er damit nicht die Wahrheit gesagt. Vielmehr wurden noch am selben Tage nach Graz an Erzherzog Carl alle Documente gesendet, damit er sie lese und einen geeigneten Entschluss fasse.\*

Dies war Kaiser Ferdinands letzter Schritt in dieser Angelegenheit; er starb bald darauf, 25. Juli 1564. Die natürliche Vertretung dieser habsburgischen Interessen ging in die Hände des neuen Kaisers, Maximilian II. über, der an der englischen Heirat grosses Interesse nahm und sich 1560 dafür entschieden hatte, dass man Elisabeths Wunsch erfülle, den Erzherzog Carl nach London reisen zu lassen.\*\*

\* Ferdinand an Erzherzog Carl, Wien, 27. April 1564, F.-A.

\*\* Bischof von Aquila an Philipp II., London, 3. Februar 1560, Simancas Estado, leg.<sup>o</sup> N<sup>o</sup> 813 f.<sup>o</sup> 17 (M.).



Unterdessen hatten sich die englischen Zustände derart entwickelt, dass sie Elisabeth zwingen, wenigstens zum Scheine, um ihre Feinde niederzuschlagen, sich des Erzherzogs Carl zu bedienen. Maria Stuart war weniger als je geneigt, sich den Anordnungen Elisabeths zu fügen. Die Gefahren, welche von Maria Stuart drohen, und die eigenen Unterthanen, welche eine gesicherte Nachfolge fordern, glaubt Elisabeth am sichersten zu beschwören und zu beschwichtigen, wenn sie den Willen zeige, Erzherzog Carl zu heiraten.

Wie anders hatten sich indess die Verhältnisse gestaltet!

Früher betrieb der spanische König die Heirat seines Vetters mit Elisabeth auf's eifrigste, und jetzt sollte er, wenn wir den Worten Roger Strange's Glauben schenken dürfen, durchaus nicht geneigt sein, dieselbe mit gleicher Macht, wie vor wenigen Jahren, zu fördern.\* In der That, es gab Leute in England, welche behaupteten, der König von Spanien sei dieser Heirat nicht mehr gewogen, aus Furcht, der Erzherzog könnte zu mächtig werden und ihm die Niederlande entreissen.\*\* Das war eitel Gerede. Nicht mit absoluter Gewissheit, aber mit einiger Wahrscheinlichkeit möchten wir es wagen zu behaupten, dass Philipp für diese Heirat jetzt nicht mehr mit der gleichen Energie wie in den Jahren 1559—1561 auftrat. Ueber Wünsche und unwesentliche Unterstützung scheint man nicht hinausgegangen zu sein, vor Allem deshalb nicht, weil Philipp nicht mehr daran glauben wollte, durch die österreichische Heirat eine Lösung der englischen Verwicklungen herbeizuführen.\*\*\* Dagegen aber legte man in England den grössten Nachdruck auf Spaniens Unterstützung.† Hatte man auch nicht ernste Absichten, die Verbindung mit Oesterreich zu schliessen, so suchte man doch aus diesen Verhandlungen den Vortheil, sich die Hilfe Spaniens zu sichern oder jedes feindliche Vorgehen dieses Reiches dadurch zu hindern.

Anders war dagegen das Verhältniss zu Frankreich. Diese Krone wollte in keinem Falle einen österreichischen Prinzen auf dem englischen Throne sehen. Von einem Ausländer fürchteten sie die Vernichtung ihres Einflusses, und um Erzherzog Carl in den Augen der Engländer lächerlich zu machen, sprengten sie überall aus, der Erzherzog sei ein armer Fürst und habe kein Geld einen fürstlichen Hof zu halten.†† Catharina von Medici bot der 29jährigen Elisabeth sogar ihren 14jährigen Sohn, Carl IX.

\* Strange Roger an Baron Breuner, London, 4. Februar 1565, F.-A.

\*\* Relation des Schwekowitz, London, 4. Juni 1565, F.-A.

\*\*\* Schwekowitz, deutsche Relation, F.-A.

† Schwekowitz, deutsche Relation, F.-A.; und Schwekowitz an Maximilian, 24. Juni 1565, F.-A.

†† Relation des Schwekowitz, F.-A.

von Frankreich als Gemal an, was die Königin jedoch mit den Worten zurückwies: sie wolle nicht, dass man einst von ihr sage, der junge König habe seine Grossmutter geheiratet.

Während Elisabeth Frankreichs Anerbieten ablehnte, hatte Maria Stuart Darnley geheiratet, welches Ereigniss zwischen beiden Königinnen einen vollkommenen Bruch herbeiführte. Die englischen Protestanten fürchteten jetzt ein Wachsen des katholischen Einflusses, und nun war es Cecil, welcher Elisabeth zur Abwendung der Gefahren rieth, zu heiraten. Unter diesen Verhältnissen trat man mit dem kaiserlichen Gesandten Schwekowitz in nähere Verbindung, ja Elisabeth selbst erklärte demselben, dass sie entschlossen sei, sich zu vermählen, und dass er diesen ihren Willen dem Kaiser mittheilen möge. \* Auf eine schöne Jungfrau zeigend, sagte sie zum Gesandten: «Diese hier habe ich von ihrer Jugend an auferzogen, jede Nacht liegt sie in meiner Kammer; wenn aber der Erzherzog kommt, werde ich ihrer nicht mehr bedürfen.» \*\*

Allein die Franzosen ruhten nicht. Sie wandten sich jetzt an viele deutsche und italienische Fürsten, damit sie dem Kaiser vorstellten, wie Elisabeths Anerbieten nur Schein sei und er deswegen Carl nicht gestatten möge nach England zu reisen. \*\*\* Elisabeth aber suchten sie gegen Carl dadurch einzunehmen, dass sie ihr sagten, der Erzherzog werde bestimmt nicht kommen, † dass er noch päpstlicher gesinnt als sein Vater sei, dass er am Frohnleichnamstage mit der Procession in Wien herumgegangen, während Maximilian von einem Fenster aus zugesehen habe, †† ja dass diese Heirat nur beabsichtigt werde, um ihre Religion auszutilgen. ††† Damit hatten die Franzosen sehr geschickt einen Punkt berührt, der sowohl für Elisabeth als für den Wiener Hof von grosser Bedeutung war. Denn ob Carl Anglikaner und Gemal Elisabeths werden, oder Katholik und österreichischer Erzherzog bleiben solle, wird fortan die wichtigste Frage. War Elisabeth schon so weit gegangen, um ihren Entschluss, zu heiraten, kund zu geben, so erklärte sie nun, sie könne nimmer Einen heiraten, der nicht einen Glauben mit ihr bekenne; denn es sei unmöglich, dass zwei Personen von verschiedenem Bekenntniss friedlich und gütlich unter einem Dache wohnen könnten.<sup>1</sup> In Wien hingegen verstand man sich wohl gerne dazu, die eng-

\* Deutsche Relation des Schwekowitz, F.-A.

\*\* Dasselbst.

\*\*\* Schwewowitz an Maximilian, London, 2. Juli 1865, F.-A.

† Ibid.

†† Schwekowitz an Maximilian, London, 23. Juli 1565, Postscript F.-A.

††† Derselbe an Maximilian, London, 28. Juli 1565, F.-A.

<sup>1</sup> Derselbe an Maximilian, London, 6. August 1565, F.-A.



lische Landesreligion unangetastet zu lassen; dafür aber forderte man auch Unverletzlichkeit für den eigenen Glauben und machte es zur Bedingung, dass es dem Erzherzoge gestattet sei, an seinem Hofe Sänger und katholische Priester zu halten, welche nach katholischem Ritus den Gottesdienst begehen könnten.\*

Unterdessen erwartete man in Wien einen Abgeordneten der Königin. Der englische Gesandte Thomas Danett, welcher sich nach Wien begab, fand das Terrain schwieriger als er es sich gedacht. Weder wollte Elisabeth noch auch der kaiserliche Hof seine Forderungen mildern.

Erzherzog Carl, welcher noch vor einigen Jahren, gleich wie sein Bruder Maximilian, im Begriffe stand vom Katholicismus abzufallen, dieser ehemals ketzerisch gesinnte Erzherzog war in Folge spanischen Einflusses und energischen Auftretens Kaiser Ferdinands I. wieder ein so strenggläubiger Katholik geworden, dass er nunmehr nichts von einem Wechsel in der Religion hören wollte. Ihm, der keinen Gottesdienst versäumte, mochte es schon als zu weit gehend erscheinen, wenn er versprechen sollte, Elisabeth in der Ausübung ihrer Religion nicht zu stören, wenn er geloben sollte, sie auch nach der Heirat wegen ihres protestantischen Bekenntnisses nicht geringer zu schätzen und bedacht zu sein, dass ihr aus der Ungleichheit ihrer religiösen Anschauungen keine Unannehmlichkeiten erstehen mögen.\*\* Sollte er all' dies zugeben, so drang er, gleichsam als wollte er die Schmach der früheren Zugeständnisse dadurch tilgen, um so eifriger darauf, dass ihm und seinen Hofleuten gestattet sei, frei, in einer öffentlichen Kirche und nicht hinter verschlossenen Thüren, den katholischen Gottesdienst auszuüben.\*\*\*

Während aber in Wien die Verhandlungen über die Vermählung Elisabeths mit einem Misserfolge endigten, wurde fast zur selben Zeit in London von Niemand anderem als dem englischen Parlament eine grosse Demonstration in Scene gesetzt, um die Königin zur Heirat oder zur Bestimmung eines Nachfolgers zu zwingen.† Unter diesem Einflusse entschloss sich Elisabeth nach Danett's erfolglosem Wirken neuerdings, eine Gesandtschaft nach Wien zu schicken. Graf Sussex, der neue Gesandte, machte in Wien den besten Eindruck, schien nachgiebig, und konnte dies um so leichter sein, als er wirklich von dem Wunsche beseelt war, die Heirat seiner Herrin mit dem Erzherzog Carl in's Werk zu setzen.

Aber wird er sich eines Erfolges rühmen können? Man kann

\* Articuli una cum responsione desuper facta. Juni 1565. F.-A.

\*\* Responsum in negotio anglico. 14. Juli 1566. F.-A.

\*\*\* Responsum in negotio anglico. 14. Juli 1566. F.-A.

† Froude, history of England, Bd. VII, p. 449.

sich keine schwierigere Lage eines Diplomaten denken, als zwischen Parteien zu vermitteln, wo die eine die schwersten Forderungen stellt, nur um eine Annahme derselben zu vereiteln, und die andere zögert, sich Bedingungen zu unterwerfen, welche sie mit ihrem Gewissen in Widerspruch glaubt. Hatte schon Danett erfahren müssen, dass der Erzherzog nicht geneigt sei, von der katholischen Religion abzulassen, so konnte dies Elisabeth doch nicht bestimmen, von dieser ihrer Forderung zurückzutreten. Eifriger und ungestümer als je forderte sie den Uebertritt Erzherzog Carls. \* Wenn auch Kaiser Maximilian Sussex gegenüber den Standpunkt seines Bruders vertrat und sich auch dem Erzherzoge gegenüber den Anschein geben wollte, als liege es ihm ferne sein Gewissen zu beschweren, so hätte er es dennoch gerne gesehen, wenn Carl sich zu einem Religionswechsel entschlossen hätte. \*\* Aber Carl blieb allen Erwägungen unzugänglich. «Ich kann nicht weichen» — so antwortete er dem Kaiser — «von der heiligen, katholischen und apostolischen Religion, in der ich erzogen worden und aufgewachsen bin.» \*\*\*

Hatte sich aber der Erzherzog bisher fest gehalten, so dass er keinen Schritt zurückweichen wollte, und der spanische Gesandte in England ihm schon das Zeugniß ausstellte, dass er sich als wahren Sohn seines Vaters und als echten, christlichen Fürsten zeige, † so trat auf einmal nach den bisherigen Vorgängen ein unerwarteter Gesinnungswechsel ein. Es scheint als hätten auf Carl die Bedenken seines kaiserlichen Bruders, England nicht feindlichen Mächten, wie Frankreich, zu überlassen, †† Eindruck gemacht. Vielleicht mochten auch die Worte Sussex', dass die bedeutenderen Männer Englands, falls er zu ihnen komme, die Königin zwingen werden, ihn zu heiraten, mit seinen Stimmungswechsel hervorgerufen haben. †††

Hatte er sich bisher entschieden geweigert, nach England zu reisen, bevor nicht eine Entscheidung getroffen worden, so verlangte er jetzt nur von Elisabeth ein geheimes Versprechen, dass sie sein Gewissen nicht beschweren wolle, und ist bereit, die Fahrt zu ihr anzutreten, wenn er diese geforderte Erklärung von ihr besitze. <sup>1</sup>

\* Venezianische Depesche, Wien, 21. August 1567. Wiener Staats-Archiv.

\*\* Maximilian an Carl, Wien, 18. August 1567, F.-A.

\*\*\* Erzherzog Carl an Maximilian, 22. August 1567, F.-A.

† De Inglaterra a 8 de Novembre 1567 an Chantonay, den spanischen Gesandten in Wien. F.-A.

†† Maximilian an Carl, Wien, 18. August 1567. F.-A.

††† Venezianische Depesche, Wien, 16. October 1567, Staats-Archiv.

<sup>1</sup> Una memoriale pur la cesaria M<sup>ta</sup> dello che il conte di Sussex habbia da scriver per il Se<sup>or</sup> Cobham alla Ser<sup>ma</sup> regina. Oct. 1567. F.-A.



Hatte Carl sich kurz vorher noch gesträubt, in das Zugeständniss einer Privatecapelle zu willigen, so wollte er sich jetzt mit einer solchen begnügen, ja er schien bereit, englischen Unterthanen jede Theilnahme an seinem privaten Gottesdienste zu verbieten, wollte die Königin in ihre Kirche begleiten, nicht dulden, dass die Seinigen gegen die Landesreligion predigten, und glaubte Bedenken nur gegen die Forderung erheben zu müssen, er solle, falls die Ausübung seines privaten Gottesdienstes Unruhen erzeuge, denselben für einige Zeit einstellen. \* Aber Elisabeth wollte an ihrem Hofe weder eine Messe lesen lassen, was den Anordnungen Jesu zuwider sei, noch eine Privatcapelle dulden. \*\*

Waren auch Sussex' beste Absichten durch Elisabeth vereitelt, er musste gleichwohl als gehorsamer Unterthan handeln und den Kaiser von den Entschlüssen seiner Herrin verständigen. Mochte Maximilian, da er die Ehe Elisabeths mit seinem Bruder so gerne gesehen hätte, noch immer hoffen, mochte er nach Art der Menschen, welche sich selbst bei völliger Aussichtslosigkeit nur schwer von einer lieb gewordenen Idee trennen, noch immer nicht von der Unredlichkeit Elisabeths überzeugt sein, er ward von dem Eindrucke überwältigt und erblasste, als ihm Sussex die königlichen Beschlüsse mittheilte. \*\*\* Bald jedoch fasste er sich.

Indem Elisabeth weder eine Capelle, noch viel weniger eine öffentliche Kirche, mit Musik, Sängern und den übrigen katholischen Ceremonien bewilligen wollte, † und der Kaiser, gebunden durch seinen Bruder, von seinen Forderungen nicht zurückweichen konnte, so blieb jeder Verkehr ohne Erfolg. Am 21. Januar, 4 Uhr Nachmittags, fand die Audienz statt, in der Sussex vom Kaiser die entscheidende Antwort erhielt. ††

Langwierige und oft heikliche Verhandlungen hatten somit ein Ende erreicht.

Hatte Elisabeth im Jahre 1560 die Heirat gestört und nachher die Schuld davon auf den Kaiser Ferdinand zu wälzen gesucht, so müssen wir gestehen, dass auch diesmal sie es war, die dieselbe zu durchkreuzen strebte.

Mochte Cecil, mochte der Herzog von Norfolk und ein namhafter Theil englischer Grossen die Vermählung mit dem Erz-

\* Dasselbst. — Antwort an Sussex, 23. October 1567, F.-A. — Calendar of state papers 1566—68 N<sup>o</sup> 1788, p. 361.

\*\* Memoriale Elisabeths für den Kaiser, 1. Januar 1567. (Nach unserer Rechnung schon 1568; die Engländer betrachteten dazumal den 1. Januar noch nicht als Jahresanfang.) F.-A.

\*\*\* Calendar of state papers 1566—68 N<sup>o</sup> 1912, p. 389, Sussex an Cecil, Wien, 3. Januar 1567 (68).

† Venezianische Depesche, 22. Januar 1567 (68). Die Venezianer begannen das neue Jahr mit 1. März. Staats-Archiv.

†† Calendar of state papers 1566—68 N<sup>o</sup> 1967, p. 404.

herzoge wünschen, so war doch Elisabeth von Anfang an in die Verhandlungen nur mit der Absicht eingetreten, sich nicht zu verheiraten, und wie sie später wieder einmal den französischen Herzog von Anjou narrete, so suchte sie auch diesmal die Habsburger bloß für ihre Zwecke auszubeuten. Wie in früheren Jahren, so gebrauchte sie auch jetzt die österreichische Heirat, um Spanien und Frankreich in Schach zu halten.\* Deshalb, um durch einen festen Entschluss keine dieser Mächte zu einem entschiedenen Auftreten zu veranlassen, verzögert sie die Verhandlungen, verspricht und verweigert, giebt Hoffnungen und vernichtet dieselben wieder. Mag ihr auch der französische Gesandte vorhalten, dass Gott zur Erschaffung der Welt nur sechs Tage gebraucht habe, während sie binnen 80 Tagen nicht einmal einen einfachen Entschluss fassen könne,\*\* so bringt sie dies durchaus nicht aus der Fassung, weil sie überzeugt ist, dass sie gar keine Entscheidung treffen wolle. Sie mag nun einmal nicht heiraten, und sieht sich gegen ihren Willen, durch politische Verhältnisse genöthigt, Neigung für die Ehe zu heucheln. Bessert sich die politische Lage zu ihren Gunsten, so erleichtert sie auch durch Ironie ihr Gemüth, dann ruft sie den spanischen Gesandten, um ihm als Beichtvater ihre Sünden zu beichten. Aber wie beichtet sie? Als durch und durch eitle Frau gewährt es ihr ein Vergnügen, in dieser seltsamen Art von Beichte zu erzählen, wie schon alle Fürsten, mit einziger Ausnahme des spanischen Prinzen Don Carlos, zu ihren Füßen um ihren Besitz geschmachtet und geseufzt hätten. Aber wenn sie auch öfter gleich Christine von Schweden sagte, dass sie lieber sterben wolle, als einem Manne ihre Hand reichen, so überkam sie doch manchmal ein bitteres Gefühl, das insbesondere zum Ausbruche kam, als ihr mitten im Spiele die Nachricht gebracht wurde, dass Maria Stuart einen Sohn geboren habe, wo sie dann in resignirter, melancholischer Stimmung rief: «Die Königin von Schottland ist Mutter eines Sohnes, ich aber bin ein dürrer Baum.»

Das waren jedoch nur vorübergehende Gefühlsausbrüche. Sie verabscheute die Ehe, hasste den Mann, dem sie ihre Hand reichen sollte, und so eindringlich auch Sussex die Vortheile schildern mochte, welche für sie und England aus der Verbindung mit dem Erzherzoge hervorgehen würden,\*\* so wollte sie dennoch nichts davon wissen, sondern heuchelte unter den schwierigsten Verhältnissen mit einer Kunst, die für ein eminent politisches Talent

\* Fontes rerum Austriacarum, XXX, Relationen der Botschafter Venedigs, herausgegeben von Fiedler, p. 306.

\*\* Mignet, I, p. 416.

\*\*\* Calendar of state papers 1566—68 N<sup>o</sup> 1788, p. 361, und Froude, Bd. VIII, p. 271.



zeugt, und hielt Oesterreich mit Versprechungen und Aussichten hin.

Aber all' diese Aussichten und Versprechungen machte sie wieder zu nichts, indem sie klug genug war, die religiöse Frage in den Vordergrund zu stellen, und indem sie an das Gewissen Carls solche Forderungen stellte, von denen sie im Vorhinein überzeugt war, dass er sie nicht erfüllen werde. Unstreitig war sie eine gute Protestantin, aber es ist gewiss kein Irrthum, wenn man zu behaupten wagt, dass sie hier weniger als Strenggläubige, sondern als Politikerin sich weigerte, weder eine Privatcapelle, noch Sänger, noch eine Messe zu bewilligen, wenn man auch nicht leugnen kann, dass mit Rücksicht auf die damaligen religiösen Gesinnungen der Menschen ihre Bedenken auch einigen Grund hatten.

Fast erschiene es unbegreiflich, wie man sich in Wien Jahre hindurch mit Versprechungen und Zusicherungen vertrösten liess, wenn wir nicht wüssten, dass man dort, geblendet von grossen Erwartungen und Plänen, ausharrte, so lange noch ein Funke von Hoffnung schimmerte, wenn wir nicht wüssten, dass man sich niemals leichter täuschen lässt, als wenn man hofft. Wegen des grossen Zieles, das sein Vater mit dieser Heirat verband und das auch jetzt noch Maximilian an dieselbe knüpfte — so sagte Erzherzog Carl\* — wolle er sich in Geduld fassen. Und in der That, man erwartete Grosses von dieser Heirat. Ein Cardinal der römischen Kirche selbst war es, welcher Carl aufforderte, diese von Gott gebotene Gelegenheit nicht unbenützt zu lassen. Elisabeth sei jung, schön, tapfer, klug, und wenn ihr als Glanzpunkt ihrer Tugenden das katholische Glaubensbekenntniss fehle, so sei gerade er berufen, dieses Hinderniss zu beseitigen und durch die Heirat sie in die Arme des Katholicismus zurückzuführen.\*\* Bestimmten den Kirchenfürsten allein religiöse Momente, so kamen bei Maximilian auch politische Gründe, und vor Allem die Rücksicht auf seine Hausmacht in Betracht.

Hatte er seiner Zeit das Heiratsproject Erzherzog Carls mit Königin Maria Stuart von Schottland lebhaft befürwortet, weil er dadurch die Länder seines Bruders für sich selbst zu erwerben gedachte,\*\*\* so walteten auch jetzt dieselben Hoffnungen ob.† Deshalb scheute er nicht bedeutende Kosten,†† und deshalb wurde er Carl entfremdet, als dieser eine bayerische Princessin heiraten

\* Erzherzog Carl an Maximilian, Graz, 14. Januar 1568. F.-A.

\*\* Cardinal Delfino an Carl, 25. Januar 1568, ohne Ort. F.-A.

\*\*\* Fontes, p. 259.

† Venez. Depesche, Wien, 15. Januar 1567 (68). Staats-Archiv.

†† Ibid. — Venez. Depesche, Wien, 29. Januar 1567 (68). Staats-Archiv.

wollte. Maximilian wünschte jene Heirat, nicht allein um an England einen Bundesgenossen zu erlangen, sondern auch weil er ein armer Fürst war und mit den Ländern Carls eines seiner zahlreichen Kinder zu versorgen hoffte. Wissen wir ja, dass Maximilian zur selben Zeit unter dem Siegel strengsten Geheimnisses aus der gleichen Absicht sich bereit erklärte, indem er sich krank und schwächlich fühlte, Don Carlos als Nachfolger im Kaiserthume anzuerkennen, um seinen vielen Kindern hiedurch die Unterstützung Spaniens zu sichern.\*

Allein Maximilian, eine begabte, aber schwankende, energielose Natur, nahm die Ereignisse mehr wie sie sich gaben, ohne selbst auf sie einzuwirken, und so sehen wir denn, dass er trotz des lebhaftesten Wunsches für diese Heirat, Carl doch nicht zu beeinflussen wagte.

So war denn jeder Versuch, das protestantische England mit den katholischen Mächten Habsburg und Spanien zu verbinden, gescheitert, gescheitert nicht allein an der Unredlichkeit, an dem zweideutigen Benehmen Elisabeths, sondern zugleich auch an den verschiedenartigen Bestrebungen, welche jede dieser Mächte durch die Heirat zu verwirklichen strebte.

Hatte aber der Wiener Hof nichts erreichen können, so war Elisabeth um so glücklicher gewesen, indem es ihr mittelst des Heiratsprojectes gelungen war, sich durch die schwierigsten Zeiten hindurch zu arbeiten, und indem sie hiedurch ihrem anderen Ziele, einst als königliche Jungfrau sterben zu können, nach zehnjährigen Verhandlungen um ein Bedeutendes näher gerückt war.

EDUARD WERTHEIMER.

\* Venez. Depesche, Wien, 13. November 1567. Staats-Archiv.



## DAS MONTANWESEN IN UNGARN.

Mitgetheilt von Bergrath ANTON V. KERPELY.\*

Die Entwicklung der montanistischen Wissenschaften in Ungarn steht in sehr innigem Zusammenhange mit den Geschicken und Fortschritten des Montanwesens selbst, und in erster Reihe mit den Wandlungen des practischen Berg- und Hüttenwesens von Schemnitz, das als mächtiger Hebel nicht nur unserer wissenschaftlichen Errungenschaften auf dem in Rede stehenden Gebiete, sondern in vielen Stücken des gesammten montanistischen Wissens und Schaffens genannt zu werden verdient.

Wie bei den meisten auf Gesetzen der Mathematik, Mechanik und Chemie beruhenden practischen Fächern, so ist auch im Montanwesen die Erkennung und Verwerthung zahlreicher That-sachen und naturwissenschaftlicher Erscheinungen der Wissenschaft selbst vorausgegangen, um dieser später als Grundlage, als Ausgangspunkt für den Aufbau des so zahlreiche Fachwissen-schaften in sich vereinigenden Gebäudes zu dienen.

Noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bestand in Ungarn, und wohl in den meisten Staaten, die erste Ausbildung montanbefissener Jünglinge in einer handwerksmässigen Abrichtung durch Berg- und Hüttenbeamte, und das Mystische, womit diese Beamten ihre vieljährigen Erfahrungen in dem Scheine einer nicht zu erklimmenden Weisheit zu erhalten wussten, erschwerte den Lernenden die Ausbildung ungemein.

Die Jahrhunderte lange Ergiebigkeit der niederungarischen und insbesondere der Schemnitzer Silber-Bergwerke führte endlich zur Erkenntniss des weittragenden Einflusses der Montanindustrie auf den Wohlstand der Bevölkerung im Allgemeinen, auf das Gedeihen zahlreicher anderer Gewerbe des Landes, auf die aus derselben fließende staatliche Wohlfahrt und Machtentfaltung.

\* Mit Benützung des Gedenkbuches zur hundertjährigen Gründung der Montan-Academie in Schemnitz, 1870.

Das Erwachen aus der unter Vorurtheilen schlummernden Lethargie musste zur Begründung von Institutionen führen, die dem Montanisticum sach- und fachbewusste Führer zu bilden und zu erhalten im Stande sein konnten.

Der dunkle Horizont, der die Bergwesens-Wissenschaften durch Jahrhunderte verhüllt hatte, klärte sich für Ungarn und für die österreichischen Staaten im Jahre 1763 unter der glorreichen Regierung der Kaiserin und Königin Maria Theresia; es wurde eine *ordentliche Bergwesens-Lehranstalt* in Schemnitz gegründet und 1764 der öffentliche Unterricht mit dem Vortrage der Chemie und Mineralogie durch den k. k. Bergrath und Professor NICOLAUS v. JAQUIN begonnen.

Zugleich erfloss die Anordnung, «dass aus einem jeden Lande, wo der Bergbau betrieben wird, ein oder einige Practikanten an JAQUIN zur Lehre angewiesen werden sollen.» \*

Erzsammlungen wurden in entsprechend ausgedehntem Maasse angelegt; ein Laboratorium mit Schmelzöfen und den nöthigen Instrumenten beigeschafft; «zumal die Theorie, wann Selbe nicht zugleich mit denen Experimentis unterstützt wird, wenigen Grund zu fassen pflegt.» \*\*

JAQUIN, der später in den Freiherrnstand erhoben wurde, war nicht nur ein ausgezeichnete Chemiker, sondern auch berühmter Botaniker und fruchtbarer Schriftsteller im letzteren Fache. Seine Publicationen über Chemie fallen aber nicht mehr in die Zeit seiner Thätigkeit in Ungarn, sondern sind von demselben als Professor der Chemie in Wien, wohin derselbe 1769 berufen wurde, erfolgt.

JAQUIN'S Nachfolger, Dr. JOHANN SCOPOLI, früher Professor der Chemie, Physicus und Bergamtsbeisitzer in Idria, der an der Schemnitzer montanistischen Lehranstalt bis zum Jahre 1779 thätig war, schrieb während dieser Zeit viele Abhandlungen über Chemie und Naturgeschichte, als:

«Annus I, II, III, IV, V historico naturalis.» Leipzig, 1769.

«Bemerkungen aus der Naturgeschichte. Aus dem Lateinischen übersetzt.» Leipzig, 1770.

«Introductio ad historiam naturalem sistens genera lapidum, plantarum et animalium.» Prag, 1778.

«Einleitung zur Kenntniss und Gebrauch der Fossilien.» Riga und Mitau, 1769.

«De hydrargyro Idriensi, tentamina physico-chymico-medica.» Jena und Leipzig, 1771.

«Von den Ursachen des Mangels an Dünger in den Graf-

\* Kaiserliches Hofkammer-Decret, Wien, 13. Juni 1763.

\*\* Kaiserliches Hofkammer-Decret, Wien, 31. October 1763.



schaften Görz und Gradiska und den besten und leichtesten Mitteln zur Vermehrung und rechten Gebrauch desselben.» Eine Preisschrift. Wien, 1771.

«Grundzüge der systematischen und practischen Mineralogie mit ihrer Anwendung auf die Scheidekunst und das Hüttenwesen.» Ein Manuscript, welches in der Schemnitzer academischen Bibliothek aufliegt.

Im Jahre 1765 beschloss die kaiserliche königliche Hofkammer in Wien, zur Hebung des niederungarischen Kunst- und Maschinenwesens, die Errichtung einer Lehrkanzel für Mathematik und übertrug dieselbe dem Pater NICOLAUS BODA, Priester aus der Gesellschaft Jesu, Präfect des physicalischen Museums in Gratz. Er hatte die Aufgabe, Mathematik, Mechanik und Hydraulik öffentlich zu lehren.

Ebenso mussten wieder auf Grund des bezüglichen Hofkammer-Decretes die nöthigen Instrumente und Modelle beige-schafft werden, «um mittelst solchen seine Lehre in praxi zu erklären.»

Von BODA erschien 1771 eine «kurzgefasste Beschreibung der bei dem Bergbaue zu Schemnitz in Nieder-Hungarn errichteten Maschinen; zum Gebrauche der bei der Schemnitzer Bergschule errichteten mechanischen Vorlesungen.» Prag, 1771.

Von der aus zwei Lehrkanzeln bestehenden bergmännischen Schule verbreitete sich nunmehr das bergmännische Wissen sehr rasch, und die Leistungen junger Montanisten, welche aus der Anstalt hervorgingen, waren ebenso viele sprechende Beweise des gedeihlichen Wirkens derselben. Um aber dieses zu einer noch grösseren Ausbreitung gelangen zu lassen, wurde die Lehranstalt unter Creirung einer Lehrkanzel für Bergbaukunde am 14. April 1770 zur *Bergacademie erhoben* und die Studienzeit auf Grund eines von der Montan-Hofcommission entworfenen Studienplanes auf drei Jahre ausgedehnt. Gleichzeitig wurde die Auflassung aller bestandenen Privat-Bergschulen angeordnet.

Als Professor der Bergbaukunde wurde der Bergwerks-Assessor, später Bergrath CHRISTOPH TRAUGOTT DELIUS an die Academie berufen, der durch die Herausgabe *des ersten systematischen Werkes über Bergbaukunst* sich den Namen eines *wahren Gelehrten* und einen europäischen Ruf erworben hat. Schon 1772 wurde derselbe zum Hofrath bei der Hofkammer für Münz- und Bergwesen befördert und durch THADDÄUS PEITHNER Edlen von Lichtenfels ersetzt.

DELIUS schrieb seine «Anleitung zur Bergbaukunst» auf allerhöchsten Befehl in den Jahren 1771 und 1772; weil jedoch die erste Auflage schon im Jahre 1773 vergriffen war, so erschien eine neue Auflage dieses Werkes. Eine besondere Anerkennung

fand dieses Buch bei der Academie der Wissenschaften in Frankreich. Dieselbe liess sich darüber durch ihre Commissarien einen würdigenden Bericht erstatten. Die Academie trat dem lobenden und anerkennenden Ausspruche der Commission bei und schon im Jahre 1778 erschien die schöne Uebersetzung von Schreiber in der Druckerei des Grand Conseil du Roi et du College Royal de France.

Der Vortragsstoff, über den ein Professor der Bergbaukunde zu jener Zeit noch verfügte, musste aber recht karg gewesen sein. Die Geognosie begann sich eben erst zu entwickeln, das Markscheiden verstanden zwar Einzelne, allein ihr markscheiderisches Wissen war bloß ein empirisches, so dass sie die Eleven auch nur practisch abzurichten vermochten. Aber auch die meisten Capitel der Bergbaukunde selbst waren nur sehr mangelhaft entwickelt oder noch gar nicht bekannt, so dass der Unterricht in diesen Fächern eine Lehrkraft nicht hinreichend beschäftigen konnte und wieder zur Aufhebung der dritten Professur führte. Die Bergbaukunde wurde gleichsam nur als *Nebenstudium* bald vom Lehrer der Chemie, bald vom Lehrer der Mathematik vorgetragen.

Unter den späteren Professoren, die Bergbaukunde und Mathematik vortrugen, verdienen besonders CARL HÄIDINGER, FR. XAV. REICHETZER und JOHANN MÖHLING genannt zu werden. Von Letzterem ist während seines Wirkens an der Bergacademie (1798—1805) erschienen: «Anleitung zur Markscheidekunst.» Wien, 1793.

Von REICHETZER: «Anleitung zur Geognosie, insbesondere zur Gebirgskunde, nach WERNER». Wien, 1812. — Leider wurde dieses Werk durch eine zu lange Reihe von Jahren, noch im Jahre 1840, also zu einer Zeit, wo die geologischen Ansichten WERNER'S keine Anhänger mehr zählten, bei den academischen Vorlesungen als Leitfaden benützt.

Erst nachdem die bergmännischen Fächer durch die rasch erfolgte Erweiterung der geognostischen und markscheiderischen Wissenschaften bedeutend an Wichtigkeit und Umfang zugenommen, wurde im Jahre 1812 wieder der Cours auf drei Jahre ausgedehnt und ein besonderer Professor in der Person des Oberbibliothekars Markscheiders JOH. NEP. HANSTADT bestellt, der durch die Herausgabe eines Werkes über Markscheidekunst in der bergmännischen Welt rühmlichst bekannt geworden ist.

Bis zum Jahre 1809 waren es insbesondere die *chemischen* und *metallurgischen Wissenschaften*, welchen man eine besondere Pflege angedeihen liess. Besonders die ersteren zogen junge Leute in grosser Anzahl aus Nah und Fern heran, so zwar, dass zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht nur Ungarn und Staatsangehörige der österreichischen Erbländer, sondern auch



Ausländer in grosser Anzahl die montanistische Lehranstalt zu Schemnitz aufsuchten.

Mathematik, Physik und Mechanik wurden bis zum Jahre 1809, abgesehen von einer sehr gedrängten Wiederholung der mathematisch-mechanischen Grundprincipien, schon gleich im ersten Jahrgange mit Anwendung auf das Bergwesen gelehrt. Kenntnisse in diesen Wissenschaften wurden also gleichsam vorausgesetzt. Weil nun Viele an die Academie kamen, welche zwar einige practische Kenntnisse vom Bergwesen, sonst aber keine wissenschaftliche Vorbildung besaßen, so war die natürliche Folge davon, dass mehrere den Vorträgen nicht folgen konnten, und dass so Mancher die Academie verliess, ohne sich jene gründlichen Kenntnisse erworben zu haben, wie solche nothwendig gewesen wären, um später durch Selbststudium mit dem Zeitgeiste vorwärts schreiten und auf diese Weise zu wesentlichen Fortschritten, sowie zu Verbesserungen mancher Manipulations-Abtheilungen beitragen zu können.

Um nun auch armen Staatsbürgern, welche ausser Stand waren, Universitäten oder Lyceen zu besuchen, die Gelegenheit zu bieten, sich für das montanistische Studium die nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben, wurde 1809 ein Vorbereitungs-Cours unter dem Namen «philosophischer Cours» in's Leben gerufen.

Auf die Lehrkanzel des philosophischen Vorbereitungs-Jahrganges wurde mit dem Charakter eines Bergrathes JOSEF SCHITKO, der bis zum Jahre 1809 in Linz als Professor der Physik wirkte, berufen. Die Leistungen dieses ausgezeichneten Mannes auf den Gebieten des Lehrfaches, der Literatur, sowie des practischen Maschinenwesens sind jedem Fachmanne und Techniker nur zu gut bekannt. Schon allein durch die Verbesserung der Steuerung bei direct wirkenden Wassersäulmaschinen und durch die Erfindung der rotirenden Wassersäulmaschinen hat sich SCHITKO für das Bergwesen und die Technik überhaupt hoch verdient gemacht und ein bleibendes Denkmal für die Nachwelt gesetzt.

Nach zurückgelegter dreijähriger Studienzeit folgte eine sechsmonatliche practische Verwendung bei der k. Oberbiberstollner Hauptberghandlung zu Windschacht.

Am Windschachte mussten sich die Eleven, welche den theoretischen Cours absolvirt hatten, durch drei Monate mit allem Fleisse beim Gruben- und vorzüglich beim Markscheidewesen und dann durch weitere drei Monate bei der Aufbereitung der Erze und den verschiedenen Rechnungsabtheilungen practisch verwenden.

Mit dieser sechsmonatlichen Praxis war die bergacademische Laufbahn ganz vollendet. Solchen indessen, die sich durch ihr sittliches Betragen, sowie durch gute Fortgangsklassen auszeich-

neten, wurde bewilligt, auf Aerarialkosten auch die übrigen niederungarischen Berg- und Hüttenwerke, besonders in Hinsicht des Hüttenwesens, zu bereisen. Zur Bereisung ausländischer Gruben- und Hütten-Etablissements durfte nach den damals bestandenen Normalien Keiner, der nicht schon im Inlande früher gedient hatte, vorgeschlagen werden. Ueber alle, auf ärarische Kosten unternommene Bereisungen mussten Relationen erstattet und Verwendungs-Zeugnisse beigebracht werden.

Von dieser Zeitperiode ab äussert sich der gedeihliche Einfluss ausgezeichneter Lehrkräfte in immer grösserem Maasse auch auf das Gedeihen und die Vervollkommnung unserer montanistischen Einrichtungen und Unternehmungen überhaupt. Die Lehrer waren nicht nur vollkommen befähigt, den Anforderungen der Zeit zu genügen, und der Pflege der Wissenschaften, wie es der Entwicklungszustand dieser letzteren überhaupt erheischte, obzuliegen, sondern sie waren berufen, auch in den technischen Betrieb des Berg- und Hüttenwesens energisch einzugreifen und durch Anregung nach jeder Richtung hin den Fortschritt anzubahnen, zum Fortschritt aufzumuntern.

Besonders verdient machte sich der schon oben genannte vom Jahre 1809 bis 1833 an der Academie thätig gewesene Professor Bergrath JOSEF SCHITKO um das *bergmännische Maschinenwesen* und das *Aufbereitungswesen*. Derselbe eröffnete auch im Jahre 1821 einen Cyklus von Vorlesungen über *höhere Mathematik*, über die sich die hohe Hofstelle besonders anerkennend aussprach.

SCHITKO schrieb in dieser Periode seine: «Beiträge zur Bergbaukunde, insbesondere zur Bergmaschinenlehre.» 2 Bände, Wien, 1833.

Nicht minder haben zur Hebung des vaterländischen und österreichischen Montanisticums die Professoren WEHRLE, LANG und v. HANSTADT beigetragen.

Bergrath Doctor ALOIS WEHRLE, vordem ausserordentlicher Professor an der Wiener Universität, wirkte in Schemnitz als Professor der Chemie, Metallurgie und Mineralogie vom Jahre 1820 bis 1835. Von dessen literarischen Leistungen seien erwähnt: «Die Grubenwetter», Wien, 1835, und «Lehrbuch der Probir- und Hüttenkunde, als Leitfaden für academische Vorlesungen.» Zwei Bände Text, ein Band Tafeln. Wien, 1841.

Aber auch die *Lehrgegenstände* an der Academie haben im Laufe der Zeit nicht nur fortwährend an Ausdehnung, sondern ebenso den Anforderungen des rasch vorgeschrittenen Zeitgeistes entsprechend auch an Zahl zugenommen.

Zeichnen, darstellende Geometrie, Civil- und Wasserbaukunst, Geschäftsstyl, Bergrechnungs-Wissenschaften, Bergrecht und Processordnung wurden nacheinander in den Lehrplan aufgenommen.



Im Jahre 1841 erfolgte die Gründung einer besonderen Lehrkanzel für *Mineralogie, Geognosie und Paläontologie*, und von dieser Zeit ab hatte der Professor der Chemie und Metallurgie auch *Salzsud-Hüttenwesen und Münztechnik* zu lehren.

Es waren bereits fünf ordentliche Professoren mit Assistenten und mehrere Aushilfsbeamten thätig und die Studienzeit wurde auf vier Jahre ausgedehnt. Dabei wurde besonderes Gewicht gelegt auf eine zweckmässige Reihenfolge der Studien und auf ein logisches Fortschreiten der allgemeinen Grund- und Vorbereitungs-Wissenschaften, sowie der Fachstudien. Der wissenschaftliche Vortrag ging mit dem practischen Unterricht Hand in Hand und wurden alle Studien so vertheilt, dass Theorie und Anwendung stets mit einander verbunden blieben.

In dieser Zeit wirkten noch an der Bergacademie von bekannten Persönlichkeiten: Professor JOHANN HÖNIG (vordem Assistent am k. k. Polytechnikum in Wien) von 1839 bis 1843. Er schrieb die im Jahre 1845 in Wien erschienene «Anleitung zum Studium der darstellenden Geometrie.» Ferner JOSEF NIEDERIST, k. k. Schichtenmeister, als Supplent der provisorisch gegründeten Lehrkanzel für Mineralogie etc., von 1841 bis 1843. Später als Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien schrieb er mehrere bergmännische Werke.

Bei den politischen Bewegungen jedoch, welche im Jahre 1848 ausbrachen, löste sich die Academie factisch auf, indem die Zöglinge in Folge der Nationalitäts-Zwistigkeiten die Anstalt verliessen und sich in der Mehrzahl an die im Jahre 1840 gegründete steiermärkisch-ständische Montan-Lehranstalt in *Vordernberg*, welche am 21. September 1848 zu einer Staats-Lehranstalt erhoben wurde, begaben. Im Studienjahr 1848—49 wurden die Vorlesungen an der Schemnitzer Berg- und Forstacademie zwar wieder eröffnet, konnten aber nur mit Unterbrechungen fortgesetzt werden, bis sie am 16. März 1849 auf höheren Befehl ganz geschlossen wurden.

Mit dem Beginne des Jahres 1850 wurde die Academie wieder eröffnet, doch war der Besuch nur ein geringer.

In diesem Jahre trat aber JOSEF Ritter v. RUSSEGGER zu Schemnitz in den Posten des vormaligen Oberstkammergrafen, als Berg-, Forst-, Güter- und zugleich Academie-Director, und unter ihm gewann die Academie allmählig einen neuen Aufschwung. Jenes zahlreichen Besuches, wie er bis zum Jahre 1847 stattfand, konnte sich jedoch die Schemnitzer Academie nimmermehr erfreuen.

Die politischen Wirren, welche, wie schon oben erwähnt, vom Jahre 1848 ab anderthalb Jahre lang die Academie in Stockung erhalten hatten und das dadurch entstandene Bedürfniss nach

gebildeten Berg- und Hüttenleuten in den österreichischen Staaten, bewirkten die Gründung der beiden höheren k. k. montanistischen Lehranstalten zu Leoben in Steiermark und zu Pribram in Böhmen.

In Schemnitz wurden mit Anbeginn dieser neuen Periode, um den wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen und beobachtete Uebelstände zu beseitigen, wesentliche Modificationen im Studienplane durchgeführt; die Studien aus der Mathematik, Mechanik, Chemie, Metallurgie und in den Bergwissenschaften wurden mit zeitgemässen Capiteln erweitert. Director JOSEF Ritter v. RUSSEGGER machte 1856 nach Anhörung des Professoren-Collegiums den Versuch zur gänzlichen Reorganisirung der Academie; dieser Versuch scheiterte hauptsächlich daran, dass man im Wiener Finanzministerium die Vereinigung der drei im österreichischen Kaiserstaate befindlichen Bergacademien zu einer einzigen, mit dem Sitze in Wien, anstrebte. Dennoch konnte man aber, trotz des Widerwillens, der gegen das Fortbestehen der drei Bergacademien und insbesondere der Schemnitzer, bei jeder Gelegenheit zu Tage trat, nicht umhin, die allernothwendigsten Umgestaltungen und Erweiterungen zu gewähren und derselben das Vegetiren mit allen erdenklichen Entbehrungen möglich zu machen. Trotz alledem waren die an der Academie thätigen Lehrkräfte, unterstützt von ihrem energischen Director, nach Thunlichkeit bemüht, der Academie ihren guten Ruf zu bewahren und das montanistische Wissen im Geiste der mächtig entwickelten Grund- und Fachwissenschaften zu pflegen und zu verbreiten: im Interesse der Fachbeflissenen, der Academie und des practischen Montanisticums.

Schon im Jahre 1853 wurden die Vorträge über Geognosie, Mineralogie (mit Krystallographie), Mechanik und Maschinenbau, quantitative, mineralogische und metallurgische Chemie, Geometrie und Baukunst angemessen erweitert; 1860 wurde dem noch immer mangelhaften Unterricht im Maschinenbau, über Ansuchen des Professors Bergrath CARL JENNY, derzeit Professor am Wiener Polytechnikum, durch die Einführung eines practischen Lehrurses für Maschinenbau abgeholfen. Um das gleichzeitig eingeführte constructive Maschinenzeichnen hat sich Professor Bergrath EDUARD PÖSCHL sehr verdient gemacht. In dieselbe Zeit (1860) fällt die Reorganisation des Hüttencourses. Die allgemeine Hüttenkunde und Probirkunde wurde von der speciellen Hüttenkunde der Metalle getrennt und im Ganzen auf die doppelte Vortragszeit ausgedehnt.

Sammlungen und Vortragsbehelfe waren aber in der Zeitperiode von 1848 bis 1866 fast gänzlich vernachlässigt worden, theils der häufige Wechsel einzelner Professuren, theils die vom



Wiener Finanzministerium beobachtete äusserste Sparsamkeit haben da Lücken geschaffen, die von Professoren sowohl wie von Studierenden nicht wenig empfunden wurden und dem Erfolge des Studiums keinen geringen Eintrag thaten.

Mit dem Studienjahre 1867/68 sollte endlich auch diesem Mangel abgeholfen werden. Mit der Zurückerlangung unserer nationalen Landesverfassung und dem Inslebentreten des ungarischen Finanzministeriums, dem die Academie nun unterstellt wurde, war es eine der ersten Sorgen des Sectionschefs der Montanabtheilung, GUSTAV V. GRENZENSTEIN, sowie des nunmehrigen Academie-Directors, Oberstkammergrafen Baron DIONYSIUS MEDNYÁNSZKY, der Academie zu einer zeitgemässen Entfaltung mit den nöthigen Mitteln energisch unter die Arme zu greifen. Gleichzeitig wurde vom Finanzministerium aus verfügt, dass mit dem Studienjahre 1868/69 alle Lehrgegenstände des ersten bergacademischen Jahrganges in ungarischer Sprache vorgetragen werden sollen; ferner, dass die ungarische Vortragssprache alljährlich auf den folgenden höheren Jahrgang derart ausgedehnt werde, dass im Studienjahre 1871—1872 die ungarische Sprache in allen vier Jahrgängen eingeführt sei.

Dieser Verfügung gleichsam auf dem Fusse folgend, wurde 1868 die zeitgemässe Reform der Vorträge angestrebt, indem die encyclopädischen Vorträge vieler Gegenstände nach Thunlichkeit erweitert und damit die Anzahl der Professoren vermehrt wurde. Chemie, Probir- und Hüttenkunde waren bis dahin in den Händen eines Professors; von da ab ward einerseits für Chemie, andererseits für Probir- und Hüttenkunde je ein besonderer Professor bestellt. Dies hatte zur weiteren Folge, dass für die neuereirte Lehrabtheilung (Hütten- und Probirkunde) Localitäten beschafft werden mussten, was dann auch mit nicht geringen Kosten geschah.

Im Jahre 1869 wurden die Vorträge über Physik von denen über Mathematik getrennt; 1870 erfolgte der Umbau und die Neueinrichtung des chemischen Laboratoriums; 1870—71 wurde für das Metallhüttenwesen ein besonderer Professor ernannt, somit das Eisenhüttenwesen vom Metallhüttenwesen getrennt. Damit war natürlich wieder die Beschaffung neuer Localitäten verbunden; es wurden vorzüglich eingerichtete Probir-Laboratorien für Eisen und Metalle hergestellt und im wirklichen Sinne des Wortes den modernen Anforderungen entsprechend ausgestattet.

Gleichzeitig war es allen Lehrabtheilungen — Dank der weisen Fürsorge des ungarischen Finanzministeriums — möglich gemacht, nach Bedarf Lehrbehelfe in Sammlungen und Modellen anzuschaffen; an die Stelle dumpfer, leerer Sammelkästen traten neue, reichlich gefüllt, in freundlicheren Localitäten untergebracht;

überall war neues Leben, rege Thatkraft, Schaffenslust an die Stelle früherer Verzagtheit getreten, und die Anstalt ist auch neugeboren, gekräftigt und — wir dürfen es mit Befriedigung sagen — würdig ihres alten guten Namens, aus dieser Reform-epoche hervorgegangen. Der bedeutsamste Erfolg dieser Reformen fällt aber in das Jahr 1872. In diesem Jahre wurde nämlich mit den bisherigen anachronistischen Zuständen vollständig gebrochen; es wurden, den Anforderungen der einzelnen montanistischen Fächer entsprechend, Fachschulen im wirklichen Sinne des Wortes organisirt. — Mit dem Inslebentreten des neuen Organisations-Statutes, das bis 1877 noch mehrfache, durch die Erfahrung gebotene Abänderungen nöthig machte, wurde die Trennung der einzelnen Fachgegenstände fast vollständig durchgeführt und so dem Wirken der einzelnen Professoren ein noch weiteres dankbares Feld geboten.

Besonders verdient machten sich um die zeitgemässe Neugestaltung der montanistischen Lehranstalt Baron D. MEDNYÁNSZKY und Professor Bergrath FARBAKY, welch' Letzterer derzeit durch das Professoren-Collegium gewählter Director der Academie ist.

Es darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass die Einführung der ungarischen Vortragssprache an der Academie seinerzeit zu vielen Anfeindungen Anlass gab. Der Unwille gewisser Kreise schäumte sogar in nicht sehr schmeichelhaft gehaltenen publicistischen Auslassungen über — natürlich ohne der systematischen Entwicklung der Lehranstalt und der an derselben gepflegten Montanwissenschaften auch nur den geringsten Eintrag zu thun.

Es kann zwar nicht geleugnet werden, dass mit der Einführung der ungarischen Vortragssprache Ausländer die Lehranstalt nicht mehr besuchen konnten, was aber dem numerischen Besuche insoferne keinen Eintrag that, als nun in grösserer Zahl eintretende Landeskinder, die vordem wegen nicht genügender Kenntniss der deutschen Sprache sich anderen Fächern zuwenden mussten, jetzt jenen Ausfall reichlich ersetzten.

Im österreichisch-ungarischen Kaiserstaate selbst existirten aber und bestehen noch heute weitere zwei Bergacademien mit deutscher Vortragssprache (Leoben und Příbram), so dass der Wegfall der Schemnitzer Bergacademie für Deutsche weniger von Belang sein musste.

Ein Umstand, der bei dieser Massregel in Betracht kommt, ist auch der, dass die Amtssprache in den Montanwerken Ungarns naturgemäss die ungarische werden musste; und so hatte doch die Regierung die Aufgabe, den angehenden Montanistikern die Möglichkeit zu bieten, sich die technische Amtssprache anzueignen. Eine solche technische Sprache zu schaffen und zu verbreiten,



konnte aber nur Aufgabe einer technischen Lehranstalt sein. Wesentliche Unterstützung erfuhr die Einbürgerung der ungar. Sprache in den Montanfächern durch die im Jahre 1868 von dem damaligen Ministerial-Secretär ANTON PÉCH in's Leben gerufene ungarische «Berg- und Hüttenmännische Zeitung», die im Jahre 1871 in den Besitz der Academie (unter Redaction des Verfassers dieser Mittheilungen) überging. Diese technische Zeitschrift bringt neben zahlreichen Original-Abhandlungen, die häufig auch in deutsche Fachzeitschriften übergehen, Beschreibungen der wichtigsten Neuerungen auf dem Gebiete des Berg- und Hüttenwesens. Auch die meisten Reiseberichte der vom Staate in's Ausland (nach Deutschland, Frankreich, Belgien, England) gesandten Montan-Techniker sind in der ungarischen «Berg- und Hüttenmännischen Zeitung» zur Kenntniss des Fachpublicums gebracht worden.

Im Anschluss an die obigen Mittheilungen mögen endlich noch die erwähnenswerthen neueren literarischen Leistungen ungarischer oder in Ungarn thätig gewesener Montantechniker in chronologischer Reihenfolge kurz erwähnt werden:

«Leitfaden über Vorlesungen aus der Markscheidekunst in Verbindung mit den für den Markscheider wichtigsten Lehren aus der practischen Geometrie» von JOHANN ADRIÁNYI (bis 1850 Professor an der Bergacademie), zweite Auflage, Wien, 1861.

Vom königlichen Bergrathe Professor GUSTAV FALLER (von 1855 bis 1870):

«Kurze Uebersicht des Silber- und Bleibergbaues bei Pribram in seinem jetzigen Zustande. Mit zwei Tafeln.» Prag, 1863.

«Der Schemnitzer Metallbergbau in seinem jetzigen Zustande. Mit einer geognostisch-bergmännischen Karte des Schemnitzer Bergbezirkes.» Schemnitz, 1865.

«Beschreibung einiger wichtigerer Metallbergbaue der Comitate Zips, Gömör und Abauj in Oberungarn. Mit zwei Grubenkarten.» Schemnitz, 1868.

«Geschichte der königlichen Berg- und Forstacademie in Schemnitz.» Schemnitz, 1868.

«Der Steinkohlenbergbau bei Fünfkirchen. Mit einer Karte der Fünfkirchner Kohlenformation.» Schemnitz, 1869.

Grössere und kleinere Aufsätze der Professoren: Bergrath JOHANN V. PETTKO (seit 1872 pensionirt, Mitglied der ungarischen Academie der Wissenschaften); Bergrath CARL JENNY und aller der jetzt an der Academie thätigen Professoren. Erwähnenswerth sind unter den Arbeiten der Letzteren:

Von Professor HERRMANN:

«Analytische Bestimmung von Walzwerks-Bestandtheilen» (1868).

«Formel für die Spannkraft gesättigter Dämpfe» (1871).

«Zustandsänderungen des gesättigten Dampfes» (1874).

«Vollständige Theorie des gesättigten Wasserdampfes» (1875).

«Ueber die specifische Wärme und wahre Wärmecapacität der Körper» (1875).

«Der Rechenschieber» (1874).

«Ueber den Ausfluss erhitzten Wassers» (1877) u. s. w.

Von Bergrath Professor FARBAKY und Professor HERRMANN:

«Ueber den adiabatischen Ausfluss der Luft aus kurzen Leitungen mit veränderlichem Querschnitt.» (Noch nicht erschienen.)

Von Bergrath PÖSCHL:

«Ueber Gesteinbohrer und Luftcompressoren.»

Vom Bergrath Professor SCHRÉDER:

«Ueber Röstöfen für Schwefelbleiverbindungen.»

«Bericht über die metallurgische Abtheilung an der Wiener Weltausstellung»

«Ueber die Extraction armer Kupfererze.» u. s. w.

Von Bergrath LITSCHAUER:

«Der Abbau mächtiger Kohlenflötze.»

In Bearbeitung: Eine ausführliche Aufbereitungskunde in ungarischer Sprache.

Von Professor CHRISMÁR:

Ein *Coordinatenmesser* (von demselben erfunden; ist bereits ausgeführt).

Ein neuer Freifallbohrer (hat auf der Wiener Weltausstellung das Anerkennungsdiplom erhalten) etc.

Von Professor Bergrath v. WINKLER:

«Die geologischen Verhältnisse des Tribecs-Gebirges im Neutraer Comitате.»

«Die geologischen Verhältnisse des Zsilthales in Siebenbürgen.»

«Geologische Verhältnisse des Verespataker Goldbergbaues» u. s. w.

Von Professor Dr. SCHWARZ:

«Temperaturmessungen in den Schemnitzer Bergbauen.»

Von Professor Bergrath Dr. SCHENEK:

«Ueber Beleuchtung mit Hydrür-Gasen» (besonders für Laboratorien geeignet).

Vom gegenwärtigen Director des niederungarischen Montan-Districtes, Ministerialrath ANTON PÉCH, ist im Jahre 1868 ein Werk über Aufbereitung in ungarischer Sprache erschienen; — vom Verfasser dieser Mittheilungen nebst mehreren in deutscher Sprache geschriebenen Werken über Eisenhüttenwesen, 1874 eine Eisenhüttenkunde in ungarischer Sprache; ferner ebenfalls in ungarischer Sprache «die Eisenstein-Vorkommnisse und Eisen-



erzeugnisse Ungarns», «Versuchsstudien über Eisenbahnschienen». Die beiden letzteren sind auch in deutscher Sprache erschienen.

Eine detaillirte Aufzählung aller Aufsätze, die in deutscher und ungarischer Sprache von den Professoren der Academie, so wie von unseren Fachleuten in der montanistischen Praxis in den letzten zehn Jahren erschienen sind, würde den uns hier bemessenen Raum bedeutend überschreiten.

Ich glaube aber zur Genüge dargethan zu haben, dass wir der Pflege der Montanwissenschaften sowie andere civilisirte Völker seit einem Jahrhundert obgelegen und ebenso heute den vorgeschrittenen Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen bemüht sind. Wenn unser Montanistieum trotzdem nicht auf dem Höhenpunkte des deutschen, französischen und englischen steht, so liegen die Ursachen hiefür nicht in der Ausbildung und der Fähigkeit der executiven Organe, sondern in nationalöconomischen Calamitäten, die zu ergründen und darzuthun ich mich an dieser Stelle nicht berufen fühle.

## DIE CLASSISCHE PHILOLOGIE IN UNGARN.\*

Der Umstand, dass die ungarische Nation sich nicht der byzantinischen Cultur in die Arme warf, sondern der gelehrige Schüler der allein lebensfähigen und viel kräftigeren Cultur ihrer westlichen Nachbarn wurde, brachte es mit sich, dass die gelehrte Bildung, an welcher die anfangs allen nicht kriegerischen Beschäftigungen abholde Nation bald Freude und Gefallen fand, von derjenigen nicht im mindesten verschieden war, die wir das ganze Mittelalter hindurch in West- und Südeuropa antreffen. So finden wir das Trivium und Quadrivium in Ungarn schon in sehr früher Zeit eingebürgert und naturgemäss auch die lateinischen Autoren in ihre damals freilich nicht besonders ansehnlichen Rechte eingesetzt. Die Zeiten, wo der Fünfkirchener Bischof (am Anfange des XI. Jahrhunderts) sich einen Priscianus aus Frankreich kommen lassen musste, und wo der heilige Gerhard hauptsächlich deshalb sich vornahm nach Jerusalem zu pilgern, um sich ein Werk des heiligen Hieronymus verschaffen zu können, waren mit der Beendigung des Bekehrungswerkes vorüber, und nun wird Priscianus im grammatischen, Boëtius im mathematischen und musikalischen Unterrichte allgemein gebraucht. Die eigentlichen Classiker waren freilich nur wenig gekannt. Die Bibliothek der Weszprimer Hochschule enthielt vorzüglich nur juridische Werke und in dem einzigen Bücherverzeichnisse, das wir aus dem XI. Jahrhundert kennen, suchen wir vergebens nach Classikern. Doch können wir schon in den folgenden Jahrhunderten die Beobachtung machen, dass die philologischen Kenntnisse an Terrain gewonnen haben. Am Anfange des XIII. Jahrhunderts schrieb Iuvenus Coelius Calanus eine Geschichte Attila's auf Grund der Geschichtswerke des Priscus, Jornandes

\* Der bibliographische Theil des vorliegenden Berichtes ist grossentheils ANTON BARTAL's academischer Antrittsrede: «Die classische Philologie und die indogermanische vergleichende Grammatik in Ungarn» (1874) entnommen. JOHANN SZAMOSI's seit Jahren angekündigte «kritische Geschichte der Philologie in Ungarn» ist noch immer nicht erschienen.



und Paulus Diaconus; etwas später kennt der Historiker Sigismund Kézai bei Abfassung seines Werkes den Josephus Flavius, Isidorus, Orosius, vielleicht auch den Curtius; Andreas II. citirt in einem seiner Documente eine horazische Stelle; die heilige Margarethe hat, wie die Legende berichtet, fleissig in ihrem Casianus gelesen, und bei dem Anonymus Belae Regis Notarius finden wir Spuren einer Benützung des Dares Phrygius, Solinus, Justinus und Isidorus. — Im XIV. Jahrhundert fand Aristoteles einen gelehrten Erklärer in Boëtius aus Siebenbürgen, doch werden wir bei diesem kaum Vertrautheit mit der griechischen Sprache voraussetzen haben, obgleich wir schon um das Jahr 1100 in dem Fünfkirchner Bischof Sigismund, dem Uebersetzer der von König Stefan dem Heiligen den Weszprimer Nonnen ertheilten griechischen Stiftungsurkunde, einen gründlichen Kenner des Griechischen kennen lernen.

Erst im XV. Jahrhundert nehmen die philologischen Studien auch in Ungarn einen höheren Aufschwung. Während man in früheren Zeiten die lateinischen Schriftsteller nur als Mittel und unumgänglich nothwendige Vorschule der scholastischen Wissenschaft betrachtete oder man ihnen nur als historischen Quellen einigen Werth beilegte, und im XIV. Jahrhundert das erste Wiedererwachen des classischen Alterthums in Italien bei uns von ebenso geringer Wirkung war, wie in den meisten übrigen Ländern Europas, entsteht plötzlich nach einigen schwachen unter König Sigismund's Regierung unternommenen Versuchen um die Mitte des XV. Jahrhunderts bei uns eine Bewegung, welche an Intensität und Glanz in der Culturgeschichte Ungarns einzig dasteht und uns auf das XV. Jahrhundert als auf das goldene Zeitalter der Philologie in Ungarn mit freudiger Genugthuung zurückblicken lässt.

Der Mann, von dem diese ganze Bewegung ausging, war der nachherige Primas von Ungarn, Johannes Vitéz von Zredna, \* jener mit vortrefflichen Geistesgaben reich ausgestattete Kirchenfürst, den seine leidenschaftliche, auf Italiens classischem Boden entzündete Verehrung des classischen Alterthums nicht ruhen liess, bis es ihm gelang, die einflussreichsten Kreise seiner Nation für seine Ideen zu begeistern, dieselben als Mitarbeiter in seinen auf Hebung der geistigen Bildung seines Volkes gerichteten Bestrebungen zu gewinnen, und den Johannes Hunyady, Matthias Corvinus, der Kalocsaer Erzbischof Georg Hasznos, Janus Pannonius und Andere in Allem, was Kunst und Wissenschaft betrifft,

\* Vergleiche über diesen auch das erste Heft des II. Bandes dieser «Literarischen Berichte», wo S. 113—119 ein Bericht über Dr. W. FRANKÓR's auch auf diesem Felde bahnbrechende Forschungen und Entdeckungen gegeben ist.

als leuchtendes Vorbild betrachteten. — Mit den Humanisten Italiens stand Vitéz in stetem Verkehr; sie wurden von ihm häufig mit werthvollen Geschenken überrascht und mit einträglichen wissenschaftlichen Arbeiten betraut; mehrere von ihnen, wie Aurel Brandolini, Martio Galeotti, wurden an seine neugegründete Academia Istropolitana und an seinen prächtigen Hof berufen, wo sie sich binnen Kurzem heimisch fühlten. Natürlich konnten die Humanisten nicht umhin, diese ausgezeichnete Güte ihrerseits zu erwidern. Georg Trapezuntios widmete dem ungarischen Kirchenfürsten seine lateinische Uebersetzung des «Liber de deitate Filii et Spiritus Sancti» betitelten Werkes des heiligen Basilius; Johannes Argyropulos die Uebersetzung des Aristotelischen Werkes: «de coelo»; Martio Galeotti die beiden Bücher seines Werkes: «de homine». Diese Alle verherrlichten ihn in ihren Dedicationsschreiben, Vespasiano da Bisticci in seinen Biographien. Doch war Vitéz nicht nur Maecen, wie es deren in Italien in grosser Anzahl gab, er war auch Humanist, und wahrlich keiner der letzten. Sein ausgebreiteter Briefwechsel, in erster Reihe mit Enea Sylvio, und besonders seine Reden und Staatschriften stehen den glänzendsten Stilproben der Humanisten, von deren Fehlern sie freilich auch nicht ganz frei sind, weder an Reichthum und trefflicher Wahl der Citate, noch an stilistischer Gewandtheit und Formvollendung auch nur im geringsten nach. Besonders zeugen die, was äussere Pracht anbetrifft, wohl nur selten übertroffenen Codices seiner Bibliothek von seinem Feuer-eifer für humanistische Studien. Während seiner Gefangenschaft zu Gran (1457), während seines Aufenthaltes in Grosswardein (1457), in Ofen (1464) und Neutra (1468), wohin ihn theils seine Pflichten als Bischof, theils die Krönung des Königs Matthias, theils die Angelegenheiten seiner Diöcese führten, überall finden wir ihn mit dem Vergleichen von Handschriften und mit Emendierung seines Handexemplars beschäftigt, — und wie Werthvolles er in letzterer Beziehung geschaffen, beweisen sowohl die anerkennenden Worte Denis', als auch der Umstand, dass manche mit Recht in den Text aufgenommenen Coniecturen neuerer Herausgeber sich schon von Vitéz' Hand in seine Handschrift eingetragen finden. Unbestreitbar am grössten ist aber das Verdienst, das sich Vitéz um die Verbreitung der classischen Studien in Ungarn erworben. Sein Einfluss war es, der den grossen Johannes Hunyady bewog, sich noch am Ende seiner Heldenlaufbahn mit Eifer den humanistischen Studien zu widmen, von welchem Eifer Poggio's Briefe so schönes Zeugniß ablegen. Er war es, der seinen Neffen Johannes Cesinge, den späteren Bischof von Fünfkirchen, zu Ferrara unter Guarino studiren liess und des grossen Hunyady grossen Sohn Matthias in das Studium des classischen Alterthums einführte.



Seine Bemühungen sollten nicht ohne Erfolg bleiben. Die beiden Jünglinge, auf die er seine schönsten Hoffnungen gesetzt hatte, Johannes Csesinge und König Matthias Corvinus, wurden die beiden glänzendsten und daher bekanntesten Vertreter des Humanismus in Ungarn. Der Erstere, unter dem Namen Janus Pannonius als einer der ersten Sterne der neulateinischen Dichtkunst mit Recht berühmt, — dem der alte Guarino das Zeugniß ausstellte, dass er noch als Knabe griechisch sprach, als wäre er im alten Athen, lateinisch, als wäre er im alten Rom geboren, — war der Erste, der den stolzen Italienern bewies, dass auch «Oltramontani» Geist und dichterische Fähigkeiten besitzen können.

Papst Nicolaus V. hatte den ungarischen Jüngling dazu ansehen, den sehnlichsten Wunsch seines Lebens zu erfüllen, den Homer in's Lateinische zu übertragen; Cosimo de' Medici, die Markgrafen von Ferrara und Mantua, Poggio und Argyropulos, waren dem jungen Dichter äusserst gewogen, den manche seiner Elegien, und besonders seine Epigramme und epischen Dichtungen den ersten lateinischen Dichtern seiner Zeit würdig zur Seite stellen, während seine leider verloren gegangene ungarische Grammatik (die erste Grammatik eines *sermo vernaculus* in ganz Europa!) beweist, dass er im Gegensatze mit einem herrschenden Vorurtheile der Humanisten seiner Zeit bestrebt war, die Resultate seiner gelehrten Studien auf die Veredelung und den Ausbau seiner Muttersprache zu verwenden, und unter anderem die von Georg Trapezuntios ihm gewidmete lateinische Uebersetzung eines «de spiritu sancto» betitelten Werkes des heil. Basilus uns vermuthen lässt, dass er, was die Förderung humanistischer Studien durch Unterstützung ausgezeichneten Gelehrten anbelangt, dem Beispiele seines Oheims mit Glück nacheiferte.

Dieselben humanistischen Bestrebungen zeichnen den König Matthias Corvinus aus, nur dass sie sich bei ihm, wie bei den meisten Fürsten der Renaissancezeit, nicht in wissenschaftlichen und schriftstellerischen Leistungen, sondern im Genusse künstlerischer Schöpfungen und in grossartigen auf Förderung der Künste und Wissenschaften berechneten Institutionen kund geben. Von früher Jugend an mit den Meistern der alten Literatur, besonders mit den Historikern und Dichtern innigst vertraut, der lateinischen Sprache in Wort und Schrift gleich mächtig, und auf Förderung der Wissenschaften in seinem Reiche eifrig bedacht, liess er es sich angelegen sein, Alles in seiner Hauptstadt zu vereinigen, was ihm Glanz nach Aussen, Bildung nach Innen zu verbreiten berufen schien. Schon im Jahre 1468 finden wir, dass der Astronom Martin Ilkus und der geistreiche Humanist Galeotti ihn auf seinen Feldzügen begleiten; schon im Jahre 1471, also noch vor

seiner Verehelichung mit Beatrix, der man gemeiniglich einen übertrieben grossen Antheil an den wissenschaftlichen Bestrebungen des Königs Matthias zuschreibt, sehen wir ihn eifrig mit Vergrösserung seiner Bibliothek beschäftigt; ein italienischer Humanist, Taddeo Ugoletti, wurde zum Erzieher seines Sohnes Johannes Corvinus bestimmt, Marsiglio Ficino wurde nach Ofen berufen, Martio Galeotti und Aurel Brandolini nach Vitéz' Fall an seinen Hof gefesselt; die Humanisten Ugoletti und Felix aus Ragusa standen seiner weltberühmten Bibliothek vor, welche nicht etwa, wie die meisten zu jener Zeit, nur einem kleinen Kreise von Begünstigten offen stand, sondern von jedem Wissbegierigen benützt werden konnte. Leider war es ihm nicht vergönnt, seine grossartige (nach wohl übertriebenen Nachrichten) auf 40,000 Studenten berechnete Universität zu vollenden und somit der vaterländischen Gelehrsamkeit und in erster Linie dem Humanismus eine bleibende Wohnung zu sichern! Kaum können wir die Grösse dieses Unglücks an dem ermessen, was uns an sonstigen Nachrichten über sein wissenschaftliches Wirken überliefert ist. — Seinem Wissensdrange verdanken wir auch eine Reihe von Werken, die in Zeiten, wo die Kenntniss der griechischen Sprache nur wenigen Auserwählten eigen war, nicht verfehlen konnten eine nachhaltige Wirkung auszuüben, wie die von dem Historiographen Bonfini veranstalteten Uebersetzungen der Rhetorik des Hermogenes mit den Progymnasmata des Aphthonios, der Biographien des Philostratos und der Geschichte des Herodianos. Von der thatkräftigen Unterstützung, die Matthias und seine hochgebildete Familie der Gelehrtenrepublik angedeihen liess, zeugen eine Reihe von, ihm und seinen Angehörigen gewidmeten Werken sowohl der Humanisten als auch anderer Gelehrten. Der berühmte Astronom Johannes Regiomontanus widmete dem König Matthias seine «Ephemerides», Johannes Tolhopff sein «Stellarium», Antonius Torquatus sein «Prognosticon», Petrus Ranzanus seine Geschichte Ungarns, Peter Niger seinen «Clypeus Thomistarum adversus omnes doctrinae Doctoris Angelici obrectatores», Bonfini sein Werk «de Corvinianae domus initiis» und ausser den schon erwähnten Uebersetzungen auch die von Antonio Averulino's Werk «de architectura». Ferner widmete Bonfini das «Symposion Triameron de virginitate et pudicitia coniugali» und «de historia Asculana» der Königin Beatrix, einen «Libellus epigrammaton» dem Herzog Johannes Corvinus; Galeotti seinen «Liber de incognitis vulgo», Fontius seinen Persiuscommentar und einige kleinere Werke, Marsiglio Ficino einige Bücher seiner Briefe, und sein Werk «de vita coelitus comparanda», Cortesius sein Epos «de laudibus bellicis Matthiae Corvini», Naldus Naldius sein Heldengedicht über die Ofner Bibliothek, Ludovico



Carbo seinen «*Dialogus de Matthiae Corvini laudibus rebusque gestis*», der Florentiner Dichter Ugolino Verino sieben Bücher Epigramme, der Karthäuser Mönch Andreas Pannonius sein Werk «*de regibus virtutibus*», Janus Pannonius seine Uebersetzung der «*Apophthegmen*» des Plutarch dem König Matthias, Brandolini seinen «*Dialogus de vitae humanae conditione etc.*» dem König Matthias und der Königin Beatrix; Diomedes Caraffa sein «*de institutione vivendi*» und Christof Persona seine lateinische Uebersetzung von Agathias' «*de bello Gothorum*» der Beatrix; Martio Galeotti sein Werk «*de sapienter, egregie et iocose dictis et factis Matthiae Regis*» dem Herzog Johannes Corvinus. Brandolini wurde nur durch Matthias' Tod verhindert, sein in Matthias' Auftrage geschriebenes Werk «*de comparatione Rei publicae et Regni*» dem König zu widmen. Selbst der grosse Angelus Politianus, der, wie es scheint, dem König für seine Bibliothek Bücher zum Ankauf zu empfehlen pflegte, wollte Matthias seine «*Nutritia*» widmen und war erbötig, ihm Werke aus dem Griechischen in das Lateinische zu übertragen. — Auch verdanken wir dem Eifer, womit König Matthias seltene Handschriften sammelte, eine nicht kleine Reihe von editiones principes, wie die *Aethiopica* des Heliodor (herausgegeben von Obsopoeus 1534), die Kirchengeschichte des Nikephoros Kallisti (von Fronto Ducaeus 1630), «*Moschus et Aristarchus latine et graece*» (von Brassicanus 1524), Salvian's «*de vero iudicio*» (von demselben 1530), Bessarion's Brief an die Griechen (von Vadianus 1513), «*Albohali Arabis Astrologi de iudiciis nativitatum liber cum pluribus aliis ad astrologiam pertinentibus*» (von Joh. Heller 1546), des Marbod Redonensis Werk «*de lapidibus pretiosis*» (von Cuspidian 1511), des Cortesius oben erwähntes Epos (von Obsopoeus 1531), des Naldus Naldius Gedicht auf die Bibliotheca Corviniana (von Jaenich und Bél), den *Apologeticus* des Pseudo-Cyrrill (von Corderius 1630); Bonfini's *Symposion triameron* und Fontius' *Persiuscommentar* (von Georg Remus 1612).

Das Beispiel des Königs und der ersten Prälaten des Landes blieb nicht ohne Nacheiferer, wie diejenigen fälschlich anzunehmen scheinen, die mit Janus Pannonius die Zahl ungarischer Humanisten, mit Vitéz und Matthias die Zahl ungarischer Maecene in diesem Zeitalter schon für erschöpft halten. Noch zu Matthias' Lebzeiten widmete Georg Valla (1486) seine *Juvenalausgabe* dem Johann Thúz; andererseits fand Janus Pannonius Nachfolger in zwei Verwandten: Peter Garázda und einem Unbekannten (Arnold Garázda?), und er selbst erwähnt mit hohem Lobe die Dichtungen des Julius Dalmata, des Christof Fodor, des königlichen Leibarztes Julius Milius, welchen Männern sich der auch des Griechischen mächtige Ladislaus Vitéz würdig anreihet.

Am klarsten wird aber der besonders im Auslande viel verbreitete Irrglaube, als wäre der Humanismus in Ungarn «ein fremdes Gewächs gewesen, das schnell eine künstliche Blüthe getrieben und dann seine Blätter abgeworfen», durch die Thatsache widerlegt, dass nach Matthias' Tode die humanistischen Studien in Ungarn nicht nur nicht plötzlich aufhörten, sondern vielmehr von immer weiteren Krisen gepflegt wurden. Nur die Frivolität des Humanismus war es, die sich in Ungarn nicht lange halten konnte, nachdem ein grosser Theil der an Matthias' Hofe lebenden italienischen Humanisten sich in die Heimat zurückbegeben hatte. Theilweise diesem ernsten Sinne der Ungarn ist es zuzuschreiben, dass die von Conrad Celtes gegründete «sodalitas literaria Ungarorum», die ihre geistige Kraft in Lobgedichten und Schmausereien verzehrte, sich nach kurzem Bestande auflösen musste. Denn dass dieses Ereigniss keineswegs durch die Indolenz der höheren Kreise herbeigeführt wurde, geht schon daraus hervor, dass gegen Ende des XV. und am Anfange des XVI. Jahrhunderts sowohl Edelleute als Prälaten sich in viel grösserer Anzahl durch Unterstützung gelehrter Humanisten auszeichneten, als es je unter der Regierung des Königs Matthias der Fall gewesen, und dass die in lateinischer Sprache dichtenden Ungarn in diesem Zeitraume die der vorigen Periode wenn auch nicht an poetischer Begabung, so doch an Zahl bedeutend übertrafen. Der Herzog Johannes Corvinus scheint trotz seiner wechselvollen Schicksale nicht jeden Verkehr mit den Humanisten aufgegeben zu haben, und dass er sich der wissenschaftlichen Studien nicht ganz entschlagen wollte, beweist ein mit den Landesständen abgeschlossener Vertrag (aus dem Jahre 1490), demzufolge er sich einige Bücher aus der königl. Bibliothek zu Ofen zu eigenem Gebrauche herausnehmen durfte. König Vladislaus II. war in den ersten zehn Jahren seiner Regierung ein eifriger Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften, und die Gelehrten, die sich an seinem Hofe aufhielten, wie Hieronymus Balbus und die Geheimschreiber August Käsenbrot und Johann Schlechta verstanden es, den ausländischen Gelehrten gegenüber, dem Hofe des Königs von Ungarn Glanz und Ansehen zu verleihen. Besonders waren aber die ungarischen Prälaten wetteifernd bemüht, den Humanismus im Lande einzubürgern und die Wissenschaften selbst zu fördern, theils indem sie talentvolle Jünglinge nach Italien schickten, um dort ihre Studien zu vollenden und sie dann zu Hause zu verwerthen, theils indem sie gelehrte Humanisten auf das freigebigste unterstützten. Der Grosswardeiner Bischof Johann Vitéz hatte den nachmaligen Kalocsaer Erzbischof Peter Várdai zu Bologna studiren lassen, und dieser selbst schickte nachher eben dahin gar manchen seiner Bekannten und Verwandten. Der Primas Thomas Bakocs liess



ausser seinen Verwandten Johann und Peter noch manchen Jüngling zu Bologna unter Philipp Beroaldus, andere wiederum in Wien und Krakau studiren. Auch legen mancherlei Dedicatio-  
nen Zeugniß von der Freigebigkeit und von dem für die Wissen-  
schaften empfänglichen Sinn der ungarischen Prälaten ab. So  
widmete Philipp Beroaldus seine «commentarii quaestionum tu-  
sculanarum» dem Fünfkirchner Bischof Philipp Gyulai, der auch  
eine reichhaltige Bibliothek besass; seinen Commentar zum  
«Asinus aureus» des Apuleius dem Erzbischof von Kalocsa, Peter  
Várdai, sein «opusculum de symbolis Pythagorae» dem Primas  
Bakocs; Aldus Manutius die editio princeps des Athenaeus dem  
Weszprimer Bischof Emerich Vitéz, Rudolf Agricola die Are-  
tinische Uebersetzung der «Isagoge ex Aristotelis Dialogo ad  
Eudemum» dem Neusohler Propst Nicolaus Szebeni; Johann  
Ramus seine Epigramme und seine lateinische Uebersetzung des  
Pseudohesiodischen «Scutum Herculis» dem Primas Nicolaus  
Oláh. Zahlreiche andere Werke finden wir gewidmet den Fünf-  
kirchner Bischöfen Georg Kassai und Georg Szakmári; dem Sie-  
benbürger Propst und königlichen Rath Franz Zeremlényi, dem  
Kalocsaer Erzbischof Georg Frangepani, dem späteren Protho-  
notarius Palatinus Benedikt Bekényi, den siebenbürgischen Bi-  
schöfen Thomas Zalaházi und Nicolaus Gerendi, dem Palatin  
Stefan Báthori und manchen Anderen. — Auch haben wir genug  
Daten, um mit Fug und Recht behaupten zu können, dass die  
erwähnten hohen Herren nicht etwa aus blosser Grossthuerei den  
Maecenas spielen wollten, sondern in den humanistischen Studien  
thatsächlich zu Hause waren. Von Nicolaus Oláh wissen wir, dass  
er das Griechische ausgezeichnet verstand; Philipp Gyulai hatte  
sich sowohl in der lateinischen Prosa als auch in der gebundenen  
Rede mit Glück versucht; der Bischof Michael Keszérü hat die ge-  
lehrte Welt mit einer trefflichen Uebersetzung der Reden des  
Isocrates überrascht, und Stefan Verböczy, der berühmte Verfasser  
des «Tripartitum iuris hungarici», sprach ein correctes und ele-  
gantes Lateinisch und Griechisch und unterhielt mit vielen Ge-  
lehrten einen lebhaften Briefwechsel.

Die Früchte aller dieser edlen Bestrebungen kamen bald zu  
Tage. Im zweiten Jahrzehent des XVI. Jahrhunderts begegnen  
wir schon zahlreichen lateinischen Dichtern, unter denen wir nur  
den auch in griechischer Sprache dichtenden Simon Budai und  
die Siebenbürger Matthias Hagymás, Thomas Wall, Thomas Roth,  
Ambrosius Szilágyi, Martin Hatz und Franz Ladó hervorheben.  
Auch einige mehr wissenschaftliche Arbeiten gelehrter Ungarn  
aus dieser Zeit verdienen hervorgehoben zu werden, z. B. die von  
dem Professor an der Universität zu Wien Hadrian Wolfhart, der  
auch als lateinischer Dichter wohl bekannt ist, besorgte Ausgabe

der Horaz'schen *Ars poetica* und des *Carmen saeculare* (1522). Andererseits können uns auch die von Bartholomäus Frankfurter verfasste Uebersetzung der homerischen *Batrachomyomachie* und die in plautinischem Stile gehaltene Comödie «*Gryllus*» als Zeichen dienen, dass die classische Philologie auch bei uns eine ernstere Richtung genommen hätte, wenn nicht die unglückliche Schlacht bei Mohács (1526) mit einem Schlage auf lange Zeit alles wissenschaftliche Leben in Ungarn vernichtet und bald darauf die Reformation die Nation in eine andere geistige Richtung gedrängt hätte.

Seitdem nämlich die Reformation in Ungarn gleich vom Anfang an festen Fuss gefasst hatte, waren sowohl Katholiken als Protestanten eifrigst bemüht, sich tüchtige Glaubensstreiter zu erziehen, und da sie natürlich die classischen Sprachen, die ihnen den grössten Theil ihres Rüstzeuges lieferten, nicht vernachlässigen durften, steht Alles, was bei uns ein ganzes Jahrhundert lang seit dem zweiten Drittel des XVI. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Philologie geleistet wurde, im engsten Zusammenhange mit der Schule und mit den Zeitfragen. Es wirkten zwar manche ungarische Philologen auf verschiedenen Gebieten der Philologie aus rein wissenschaftlichem Eifer, wie der treffliche Stilist Andreas Dudith, der 1560 bei Aldus eine lateinische Uebersetzung von «*Dionysii Halicarnassei de Thucydidis historia iudicium*» erscheinen liess, und der bekannte Johannes Sambucus (Zsámboki), der Herausgeber des *Aristaenetos*, *Diogenes Laertius*, *Eunapios*, *Hesychios*, *Lukianos*, *Nonnos*, *Plato*, *Petronius*, *Plautus* und *Vegetius*. Doch übte Ersterer nur allzu geringen Einfluss auf seine Landsleute aus, und Letzterer verbrachte die besten Jahre seines Lebens im Auslande, in Folge dessen seine Wirksamkeit der ungarischen Wissenschaft kaum zu Statten kam. Die wiederholten Versuche, die Nation für das classische Alterthum aus rein stofflichem Interesse zu gewinnen, wie wir denselben im «*Alexander dem Grossen*» des Peter Idari (1548), in dem «*Untergang Troja's*» von Johann Dálnoki (1569) und in der «*Aeneis*» des Peter Huszti (1582) begegnen, mussten schon deshalb kläglich scheitern, weil nur solche Werke Anklang fanden, die zwar ihren Stoff aus dem classischen Alterthume schöpften, in der Behandlung jedoch ein eminent practisches und zeitgemässes Ziel verfolgten, wie dies in dem frei nach Sophocles «*zur Verbesserung christlicher Sitten*» von Peter Bornemisza verfassten Schuldrama «*Electra*» (1558) und in dem aus Silius Italicus geschöpften Werke des Johann Petki: «*Streit der Tugend und der Wollust*» (1610) der Fall ist. Die wirklich gelungenen ungarischen Uebersetzungen der aus Aesop, Anian und modernen Gedichten zusammengestellten Fabelsammlungen (von Gabriel Pesti 1536, Caspar Heltai 1566), die ungarischen Uebersetzungen des Publi-



lius Syrus (1591), des Dionysius Cato (von Heltai 1580), einiger Werke des Plutarch (von Nicolaus Bogati 1570, 1590); Ausgaben des Epiktet (von Franke 1585), des Theognis, Phokylides und Pythagoras (von Valentin Wagner 1545), von Sentenzen des Seneca (von demselben 1555), des Aristoteles *περὶ ἀρετῶν* (von demselben 1555), sowie drei Abhandlungen über philosophische Schriften des Aristoteles von Georg Deidrich (1589), Leonhard Hermann (1596) und Sigism. Fischer (1599), noch mehr aber der Umstand, dass die für jene Zeiten äusserst gelungene Sallust-Uebersetzung des Johann Decsy (1596) ganz unbeachtet blieb, zeigen deutlich, welche Richtung die classische Philologie in Ungarn genommen hatte.

Im Einklange mit den eben skizzirten practischen Bestrebungen steht die Thatsache, dass in den Schulen auf das Studium der classischen Sprachen viel mehr Gewicht gelegt wurde als ehemals. In den meisten, sowohl katholischen als auch protestantischen Gymnasien, selbst in manchen sächsischen Normalschulen, wurde nicht nur die lateinische, sondern auch die griechische Sprache gelehrt. Bei dem lateinischen Sprachunterricht wurden gelesen: Vergil, Ovid, Horaz und besonders Terenz, Cicero, Quintilian, Livius, Sallust, Julius Caesar, Seneca, Cato's Enchiridion, Theoduls Eclogen, Castello's Dialoge und das «*de civitate morum*» betitelte Werk des Erasmus. Das Griechische wurde besonders auf protestantischen Hochschulen (Debreczin, Sárospatak) eifrig getrieben, wobei die Schriften des Homer, Hesiod, Isokrates, Demosthenes, Xenophon und Plutarch als Grundlagen des Unterrichtes dienten, und ebenso wie bei den lateinischen Autoren deutsche Ausgaben gebraucht wurden. Noch lebhafter ging es bei dem grammatischen Unterrichte zu. Da die Knaben schon von zarter Kindheit an in den Schulen beinahe ausschliesslich nur lateinisch sprechen durften, mussten zur Einführung in die lateinische Sprache primitive zweisprachige Phraseologien eingelernt werden (z. B. *Formulae puerilium colloquiorum latino-ungaricorum pro primis tyronibus* per Sebaldum Heyden conscriptae, 1591), worauf dann erst lateinisch geschriebene Sprachlehren den Knaben in die Hände gegeben wurden: in den katholischen Lehranstalten meist Donatus und Alexander de Villa Dei, in den protestantischen Melanchthon's oder Honter's (1585) Grammatiken. Zur Erweiterung der Kenntniss des Sprachstoffes dienten nebst den Classikern die Lesebücher (von V. Wagner 1550) und die meist polyglotten Lexica (von Murmelius 1533, Gabriel Pesti 1538, Verantius 1595, Calepinus 1598), in welchen letzteren wir aber die Wörter meist nicht nach der alphabetischen Reihenfolge zusammengestellt, sondern nach der Bedeutung gruppiert finden. Als Stilistik wurde das Lehrbuch des Pforzheimer Professors Berthold Wertheimer gebraucht. Von griechischen

Lehrbüchern werden am häufigsten Honter's (1539) und Wagner's (1535, 1561) Grammatiken und Honter's Lesebuch (1541) erwähnt; ausser diesen dürfte in den protestantischen Schulen Melancthon's griechische Grammatik gebraucht worden sein.

Je länger der Wetteifer der katholischen und protestantischen Schulen und Gelehrten anhielt, desto mehr verflachte er sich in ein unfruchtbares theologisches Hin- und Herreden, welches den gänzlichen Niedergang der philologischen Studien zur Folge hatte. Die wenigen ungarischen Philologen, die wir im XVII. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts namhaft machen können, Stefan Bergler, der lateinische Uebersetzer und Herausgeber des Homer (1707, 1762) und des Pollux (1706), und Georg Sylvanus, der Herausgeber und Uebersetzer des Aesop, Isocrates, Plutarch, Lucian und Theocrit (1684), mussten sich, da sie ihre Fähigkeiten zu Hause nicht verwerthen konnten, in das Ausland begeben, und was damals hier zu Lande geleistet wurde, war wirklich blutwenig. Auf die National-Literatur hatten die wenigen, und an Güte den Uebersetzungen des vorhergehenden Jahrhunderts weit nachstehenden Uebertragungen classischer Autoren, wie des unvermeidlichen Aesop (1673), des Mark Aurel (von Andreas Prágai 1613), Curtius (von Paul Forró 1619), Dionysius Cato (1670, 1672, 1710 u. ö.), Dares Phrygius (von Johann Dálnoki 1651), von Cicero's philosophischen Schriften (von Georg Balogh 1670, Alexander Kovásznai 1782, 1795), Cornelius Nepos (von Georg Balogh 1700 u. ö.), Boëtius (von Johann Illei 1766), Seneca (von Stefan Miháلتz 1768), nicht den geringsten Einfluss, da sie sich ausschliesslich auf ethische und stofflich interessante historische Schriften beschränkten. Die an Zahl und an Werth geringen Ausgaben der Classiker: des Cebes, der Paraenesis des Isocrates, der goldenen Sprüche des Pythagoras (1744), einiger moralischer Schriften des Plutarch (1730), des Terenz (1685, von Esaiás Budai 1795), Tibull (von Samuel Köleséri 1727), Virgil (1735), Cornelius Nepos (1762), Eutropius (1741), die ciceronischen Briefe (von Sturm 1694, 1724, 1744, von Philibert Quartier 1756), der ausgewählten Reden des Cicero (von Christian Wohl 1775), des Seneca (1735, 1745), des Boëtius (1735, von Andreas Szalmás 1757), des Minucius Felix (1740) sind augenscheinlich nur auf die Schule und auf die sich nach einer erbaulichen Lectüre sehnenden Dilettanten berechnet, weshalb man auch in ihnen gar wenige Spuren kritischen und emendirenden Verfahrens findet; die meisten sind einfach treue Abdrücke des Vulgata-textes oder irgend einer neueren, meist deutschen Ausgabe, so dass es den Forscher ganz angenehm überrascht, einmal einem Terenz «ex 'recensione' Heinsiana» und einem auf Grund eines codex Corvinianus herausgegebenen Tibull zu begegnen. Wieder



ist es die grammatische Literatur, die einen gewissen Fortschritt aufzuweisen hat. In sehr vielen, besonders protestantischen Schulen werden zwar noch immer mit Vorliebe fremde Schulbücher, wie Veller's und Clenardus' griechische Grammatik, des Varennius griechische Syntax, des Rhenius Donatus, *Grammatica* und *Compendium*, Melanchthon's grössere und kleinere lateinische Grammatik und Syntax, Medler's «*Compendium Grammatices latinae*» benützt, doch finden wir auch einheimische Bücher gebraucht, wie die griechischen Grammatiken des Peter Károlyi (1607) und Jacob Gretser (1706, 1719, 1734, 1756), die lateinischen des Comenius (*Vestibulum* und *Janua*), Paul Kismarjai (1641), Matthias Bél (1717), Georg Molnár (1725), Adalbert Molnár (1731) u. A., welche, gleichwie mehrere der im vorhergehenden Jahrhundert erschienenen Grammatiken, nicht etwa blos slavische Nachahmungen oder gar Plagiate fremder Werke, sondern vielmehr von pädagogischem Tacte zeugende Uebersetzungen, ja wahre Originalarbeiten sind. Von den siebzehn Lexicis, die in diesem Zeitraume erschienen sind, verdienen nur zwei hervorgehoben zu werden: das des Adalbert Molnár von Sentz (1604 u. ö.), welches schon die alphabetische Anordnung befolgt und den damals auf philologischem Gebiete dominirenden deutschen Einfluss auch nicht verläugnet, indem es eine (bedeutend vermehrte und verbesserte) Umarbeitung des Dasypodius und Calepinus ist; und das viel vollständigere des Franz Páriz-Pápai (1708, zuletzt 1801), welches im XVIII. Jahrhundert allgemein gebraucht wurde, ja selbst heute noch hie und da angetroffen wird.

Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts sollten endlich die Classiker in Ungarn zu neuem Leben erwachen. Zur selben Zeit (um 1773), da in Wien die ungarische königliche Nobelgarde die ungarische Literatur durch Einführung französischer Elemente regeneriren wollte, versuchten, ohne etwas von einander zu wissen, drei Priester dasselbe Ziel durch Anlehnung an die classischen Muster zu erreichen, und in der That gelang es Nicolaus Révai, David Baróti-Szabó und Josef Rájnis in Kurzem, nicht nur die gelehrten Kreise, sondern auch das grosse Publicum für ihre Bemühungen zu gewinnen. Sie konnten sich zwar durch kein grosses Werk Ansehen verschaffen: ihre Originalarbeiten sind ziemlich unbedeutend; aber mit ihren Uebersetzungen classischer Meisterwerke regelten sie die Principien der zuerst von Johann Sylvester (um 1541) auf die Quantität basirten ungarischen Verskunst, zogen sie der Sprache der Poesie und der Prosa bestimmtere Grenzen und begeisterten vor Allem durch ihre für jene Zeit mustergiltigen Uebersetzungen ihre Zeitgenossen eine Weile für das classische Alterthum. Révai übersetzte Moschus und Bion (1787) und mehrere kleinere Stücke griechischer und römischer Lyriker und

Elegiker; Josef Rájnis Virgil's Eclogen (1787), David Szabó Virgil's Eclogen und Aeneis (1810) und Einiges aus Horaz und Martial; alle wurden sie aber durch den grössten Vertreter der classischen Schule, durch Benedict Virág übertroffen, der mit seinen Uebersetzungen der ars poetica (1801), der Episteln (1815), Satyren (1820) und Oden (1824) des Horaz, sowie einiger kleineren philosophischen Schriften des Cicero (1802—1803) unter seinen Zeitgenossen unübertroffen dasteht, und zum ersten Male es verstanden hat, in der Uebertragung der Alten männliche Kraft mit leichter Eleganz zu paaren. Leider können wir den übrigen Uebersetzungen aus dieser Zeit nicht dasselbe Lob ertheilen. Uebersetzt wurde zwar ziemlich viel, so z. B. der Prometheus des Aeschylus von Franz Verseghy (1792), die Phaedra und der Hippolytus des Euripides von Anton Zehenter (1785), Homer's Iliade von Franz Vályi-Nagy (1821), Cebes von Johann Kis jun. (1825), einige moralische Schriften Plutarch's von Johann Lethenyei (1785) und Paul Hatvani (1795), einige Biographien desselben von Johann Tanárky (1807), Briefe des Cicero von Josef Hegyi (1804) und Johann Grosser (1816), Horaz von Gregor Édes (1819), Ovid's Tristien von Emerich Homonnay (1823) und Anton Egyed (1826), die Elegien aus dem Pontus von denselben (1827, 1839), Persius von Johann Kis (1829), Tibull von Ladislaus Peretsenyi-Nagy (1818); — doch war dies Alles mehr oder weniger nur Dutzendwaare, welche keineswegs geeignet war die Classiker beliebt zu machen. Fast schien es, als sollte in dieser Fluth mittelmässiger Uebersetzungen die bei dem Volke beinahe eingebürgerte Vorliebe für classische Formen und Studien untergehen. Schon wurden Stimmen laut, welche verlangten, man möge den Unterricht der classischen Sprachen in den Gymnasien, wo ohnehin die griechische Sprache von Alters her sehr stiefmütterlich behandelt wurde, gänzlich einstellen, bis es endlich den Vertretern der neueren, die verschiedensten Elemente harmonisch vereinigenden Dichterschule gelang, diese den classischen Studien so gefährliche Bewegung einzudämmen. Zu gleicher Zeit wurde den philologischen Studien selbst eine Richtung gegeben, welche einestheils dem berechtigten Verlangen der Nation, von den Fesseln der seit dem XI. Jahrhunderte nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Schule, im Landtag, im Gerichtssaal unumschränkt herrschenden lateinischen Sprache befreit zu werden, bereitwillig entgegenkam, anderntheils aber dem classischen Alterthume einen noch grösseren Einfluss auf die wissenschaftliche und ästhetische Erziehung des ungarischen Volkes zu erwirken berufen war. Die lateinisch geschriebenen griechischen Grammatiken des Dankovszky (1808, 1812), Schedius (1818), Bosányi (1823), Zsigmondy (1826), die auf Grund der Alvarez'schen Werke ebenfalls latei-



nisch geschriebenen lateinischen Grammatiken des Josef Grigely (1806, 1827) wurden bei Seite gelegt und an ihrer Stelle ungarisch geschriebene Grammatiken in die Schulen eingeführt, wie die griechische des Andreas Tatai (1841), Paul Lichner (1842), und Emerich Szepesi (1848), die lateinische des Karl Szász (1837), Stefan Bocsor (1839) und Andreas Tatai (1840). Etwas früher schon hatten einige meisterhafte Uebersetzungen Franz Kazinczy's, des Vaters der neueren ungarischen Literatur (Sallust 1836, Cicero's Reden in Catilinam, pro Milone, pro rege Deiotaro, pro Archia poëta, Briefe und der Traum Scipio's 1837; ausgewählte Stücke aus Anakreon, Pindar, Virgil, Horaz, aus der griechischen Anthologie u. a.), Franz Kölcsény's (Ilias I., II. 1816; Sappho 1827, 1832) und Isidor Guzmics' (Theocrit 1824) die beinahe wieder erloschene Begeisterung für das classische Alterthum neuerdings zur hellen Flamme angefacht. Und nun sehen wir eine lange Reihe der talentirtesten Gelehrten und Dichter sich um die Wette bemühen, die verschiedensten classischen Autoren, von deren Verbreitung die tiefste und anhaltendste Wirkung zu erwarten war, mit möglichster Treue und Vollkommenheit in ihre Muttersprache zu übertragen. Besonders der regen Unterstützung der ungarischen Academie der Wissenschaften und der Kisfaludy-Gesellschaft verdanken wir eine Reihe der trefflichsten Uebersetzungen aus diesem und dem kurz darauf folgenden Zeitraume, von denen wir nur die Uebersetzungen von Isidor Guzmics (Euripides' Iphigenie in Aulis; Sophocles' König Oedipus, 1840), Paul Hunfalvy (die Poetik des Aristoteles 1842, Plato's Symposion 1851—52; Euthyphron, Kriton, Phaëdon 1853—54; Apologie, Alkibiades, Laches, Protagoras, Menon, Gorgias, 1864), Johann Kis (die Rhetorik des Anaximenes und Aristoteles 1846; Longinus 1841—42; des Pythagoras goldene Sprüche 1846; Xenophon's Memorabilien 1827, 1831; Symposion 1836; Cicero's Briefe 1835; Juvenal 1833; Persius 1829; die Andria und der Eunuchus des Terenz 1828, 1831; Eutropius 1832), Stefan Szabó (Aesop 1846; Homer's Odyssee 1846; die Iliade 1853; Isokrates 1846; zahlreiche Epigramme der griechischen Anthologie 1830, 1838, 1839, 1853), Emerich Szenczy (Julius Cäsar 1839; Quintilian 1856; des Tacitus Agricola 1847, und Annalen 1856), Gregor Czuczor (die Ars poetica des Horaz 1842; Cornelius Nepos 1831, 1843; des Tacitus Germania 1847), Josef Székács (Plato's Ion 1846; Plutarch's Biographien 1847; aus der griechischen Anthologie 1833—1857; den Terenz [im Manuscript]), Anton Sztrokay (Lucanus 1831—39), Anton Egyed (Tibull 1845) und Daniel Horváth (Boëtius de consolatione philosophiae 1838) hervorheben.

Verschwindend klein ist dieser grossen Zahl trefflicher Uebersetzungen gegenüber die Zahl der selbständigen wissenschaft-

lichen Arbeiten auf dem Gebiete der classischen Philologie. Eine von Stefan Szabó besorgte Ausgabe des Aesop (1845), eine dem Georg Papp'schen Lesebuche (1844) beigegebene erklärende Ausgabe von Aristophanes' *Plutos*; die Franz Szilágyi'sche Ausgabe des *Columella* (1822 «ex recensione soc. Bipontinae»), ein Nachdruck der *Eutropius*-Ausgabe des *Cellarius* (1821), *Cornelius Nepos*- (1808, 1832, 1841) und *Phaedrus*-Ausgaben (1808, 1831) sind Alles, was wir an Ausgaben der Classiker aus diesem langen Zeitraume aufzuweisen vermögen. Der «*Orbis antiquus*» des Peter Katanchich (1824), Franz Császár's mythologisches Wörterbuch (1844), Johann Fojtényi's griechische Alterthumskunde (1846, 1852), Isidor Guzmics' «*Griechisch-ungarische Dramaturgie*» (1831—38), Emerich Henszlmann's Abhandlung über «*Die griechische Tragödie mit Rücksicht auf das christliche Drama*» (1843 bis 1844), die Geschichte der griechischen und römischen Literatur des Esaias Budai (1802), der römischen des Michael Csoma (1841, 1845) sind, wenn wir billigerweise von zahlreichen in Journalen und Zeitschriften erschienenen Artikeln absehen, die einzigen Arbeiten, die wir auf dem Felde der Real-Philologie und der Literaturgeschichte anführen können.

Die eigentliche wissenschaftliche Arbeit sollte erst nach den stürmischen Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 beginnen, nachdem schon die durch den Unterrichtsminister Baron Josef von Eötvös bewerkstelligte Wiedereinführung der griechischen Sprache in die dem Staate direct untergeordneten Gymnasien, und der während des Bach'schen Regimes begonnene gründlichere philologische Unterricht angefangen hatten ihre Früchte zu tragen. Vor Allem galt es natürlich — und gilt es in vielfacher Beziehung auch heute noch immer — das Jahrhunderte hindurch Versäumte wieder einzubringen und in erster Reihe solche Werke zu schaffen, welche zum gedeihlichen Unterrichte der classischen Sprachen unumgänglich nothwendig sind. In dieser Richtung ist auch das Meiste geleistet worden, namentlich in Bezug auf erläuternde Classiker-Ausgaben und für den Schulgebrauch bestimmte Special-Lexica.

Von den ersteren erwähnen wir: *Ilias* I und VI von Emil Thewrewk (1862, 1865), *Odyssee* I—III (1872) und *Ilias* I—III (1877) von Ignaz Veress; *Plato's Apologie* und *Krito* (1867) und *Xenophon's Cyropaedie* (1867) von Sigismund Horváth; *Plato's Krito* von Johann Szamosi (1877); die *Oden des Horaz* von Anton Gyurits (1867); *Virgil's Aeneis* II von Emil Thewrewk (1863), I—II von Alexander Szénássy (1869), I—VI von J. Veress (1870); *Phaedrus* von Ferdinand Kovács (1865), *Josef Budaváry* (1867), *Gabriel Szarvas* (1869) und *Johann Tüdös* (1872); *Cicero's Cato Maior* und *Laelius* von Gustav Heinrich (1870), desselben *Reden*



pro Marcello, pro Ligario und pro rege Deiotaro von Richard Kadlecsik (1871); Quintilian X von Matthias Holub (1872); Caesar's de bello Gallico von A. Gyurits (1864) und Josef Budaváry (1871); Livius I, II von Alex. Szénássy (1867, 1871); Cornelius Nepos von J. Veress (1865), von Josef Vass (1866) und Paul Mark (1872); Ovid von J. Veress (1864) und Alex. Szegedi (1871); Sallust von M. Holub (1869, 1871); des Tacitus Germania von E. Thewrewk (1871) und Michael Ring (1871), und das erste Buch seiner Annalen von J. Budaváry (1871). Freilich sind noch bei weitem nicht alle in den Schulen gelesenen classischen Werke mit ungarischen Commentaren versehen, auch sind die meisten der hier erwähnten Commentare, vielleicht mit einziger Ausnahme der Thewrewk'schen, blos mehr oder minder selbständige Bearbeitungen, theilweise auch einfach Uebersetzungen der bei Teubner und Weidmann erschienenen; doch wird letzterer Umstand theilweise dadurch entschuldigt, dass es ja bei dergleichen Arbeiten weniger auf Originalität, als auf practische Brauchbarkeit ankommt und dass die in den beiden deutschen Sammlungen erschienenen Ausgaben mit solcher Sachkenntniss und solchem Tacte gearbeitet sind, dass sie Schulzwecken dienenden Ausgaben wenig Neues zu leisten übrig gelassen haben. Dasselbe Ziel, wie die erwähnten Commentare, verfolgen die Special-Lexica zu einzelnen Schulauctoren, wie das zu Xenophon's Anabasis von M. Holub (1862), zum Homer von Josef Elischer und Robert Fröhlich (1874), zu Caesar's sämtlichen Werken von A. Bartal (1863), zu Caesar's de bello Gallico von Budaváry (1871), zum Cornelius Nepos von J. Vass (1861) und J. Veress (1865), zum Sallust und Virgil von M. Hindy (1865, 1863), zu Ovid's ausgewählten Werken von J. Veress (1864), zum Phaedrus von Ferdinand Kovács (1865) und J. Budaváry (1867).

Parallel mit diesen, die gründliche philologische Bildung der studirenden Jugend bezweckenden Bestrebungen, gehen die Bemühungen zahlreicher talentvoller Uebersetzer, die auch das grössere Publicum mit den Meisterwerken des classischen Alterthums vertraut machen und so den Geschmack der Zeitgenossen, welcher sich nicht nur von dem antiken, sondern auch von dem modernen Classicismus immer mehr entfernt und dem Volksthümlichen sich zuneigt, veredeln wollen. Es sei uns gestattet, hier auf einige meist vortreffliche Uebersetzungen alter Schriftsteller zu verweisen. Uebersetzt wurden unter anderen: der sechste Gesang der Iliade von E. Thewrewk (1865), Aeschylus' Prometheus von Karl Zilahy (1861), des Sophocles' Aias, Philoctetes und Electra von Josef Finkei (1858, 1859), desselben König Oedipus von Karl Szabó (1856), Antigone, die Trachinierinnen und Oedipus auf Kolonos von Gregor Csiky (1876), Anacreon (1874) und Musaeus

(1859) von Stefan Pécsy, Bion von E. Thewrewk (1859), Theile der griechischen Anthologie von St. Pécsy (1858) und E. Thewrewk (1863, 1874, 1877), Herodot's VIII. Buch von A. Bartal (1862), desselben IX. Buch von A. Bartal und J. Veress (1863), Xenophon's Anabasis und Cyropaedie von Ivan Tély (1856, 1863), drei olynthische Reden und eine philippische des Demosthenes von J. Tély (1862), drei philippische Reden desselben von Alexander Becsek (1871), Plato's Apologie und Krito von J. Tély (1856), des Aristoteles Werke «über die Seele», «Politik» und «Ethik» von Jonathan Haberern (1865, 1869, 1873), einige moralische Schriften des Plutarch von J. Tély (1854, 1855), der Pinax des Cebes von Stef. Toldy (1861), — ferner Virgil's Aeneis von A. Gyurits (1851), Josef Remete (1863) und Ignaz Barna (1878), Ovid's Heroiden von Gerhard Pongrácz (1873), die Metamorphosen von Emerich Kovács (1864), Valerius Flaccus von Gabriel Fábián (1873), Lucanus von Demetrius Laky (1867) und Alexander Baksay (1868), Lucretius von G. Fábián (1870), Verschiedenes aus Horaz von Karl Szász (1861, 1862, 1872), die Oden und Epoden desselben von J. Barna (1875), Phaedrus von Gabriel Szarvas (1860), Persius und Sulpicia (1877) und Juvenalis (1876) von J. Barna; Cicero's sämtliche Briefe (1861—1866), drei seiner rhetorischen und vier seiner kleineren philosophischen Schriften von G. Fábián (1865), Cicero's Rede pro Ligario von Gabriel Kazinczy (1858), pro Milone und pro Roscio von Adalbert Sárvány (1856), pro Marcello von Julius Halmi (1865), pro lege Manilia von Gabriel Bartók (1866) und Szentkláray (1871); das erste Buch des Livius von J. Schiefner (1864) und Gustav Vajdasy (1869), das zweite Buch von Ad. Sárvány (1855), Cornelius Nepos von J. Schiefner (1864), Agricola und Germania des Tacitus von J. Tély (1861); Verschiedenes aus Seneca's philosophischen Schriften von Ignaz Zsoldos (1858, 1861, 1873) u. a. m.

Die Schwierigkeiten, mit denen die Philologie in Ungarn theilweise noch immer zu kämpfen hat und die grossentheils die Schwierigkeiten des Anfanges sind, bringen es mit sich, dass unter den eben angeführten Uebersetzern sich auch einige unserer besten Fachmänner befinden, denen wir höchst dankbar sein müssen, dass sie ihre gründlichen philologischen Kenntnisse auch für die Hebung der allgemeinen Bildung zu verwerthen suchen. Namentlich gilt dies von Ivan Tély, Emil Thewrewk v. Ponor und Anton Bartal. Der erste, der Nestor unserer zünftigen Philologen, Professor der griechischen Sprache und Literatur an der Universität zu Budapest, ist schon seit den vierziger Jahren mit Erfolg eifrigst bemüht, durch eine Reihe vielverbreiteter Uebersetzungen und ästhetisch-philosophischer Abhandlungen («über die Rhetorik des Anaximenes», 1857; «über die Politik des Aristoteles», 1865;



«Aeschylus», 1877) das Verständniss des classischen Alterthums weiteren Kreisen zugänglich zu machen, während er andererseits durch seine «Encyclopädie der classischen Philologie» (1864) viel zur gründlichen Bildung unserer jüngeren Philologen beitrug und durch sein, theilweise auf Grund von ihm früher veröffentlichter Specialstudien, verfasstes «Corpus Juris Attici» (1867) und durch eine Reihe über das Volksleben und die Literatur der Neugriechen trefflich orientirender Abhandlungen («Studien über die Alt- und Neugriechen», 1853; «Die hellenische Poesie auf den jonischen Inseln», 1861; «Die Gedichte des Dionys Solomos und die Volkssprache der jonischen Inseln», 1870 u. a.) ein tieferes Eindringen in den Geist des antiken und modernen Hellenenthums, besonders von Seiten der Fachleute zu bewirken sucht.

Emil Thewrewk v. Ponor, Professor der classischen Philologie an der Budapester Universität, dessen auf dem Gebiete der ungarischen Sprachforschung entwickelte, ergebnissreiche Thätigkeit ihm eine der ersten Stellen unter den ungarischen Sprachforschern anweist, hat durch seine formvollendeten Uebersetzungen griechischer Dichter, sowie durch seine durchaus selbständigen, auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung stehenden Commentare griechischer und lateinischer Classiker sich besondere Verdienste erworben. Vor Allem hat er es verstanden, in der Hermeneutik und Kritik die streng wissenschaftliche Methode bei uns einzubürgern und durch gründlichen Unterricht und anregenden persönlichen Verkehr belehrend und befruchtend auf die jüngeren Philologen zu wirken. Endlich verdanken wir Anton Bartal, dem Director des Seminar-Gymnasiums und Docenten an der Budapester Universität, der in den Jahren 1871—1872 im Vereine mit Dr. Otto Hóman eine leider zu früh eingegangene «Philologische Zeitschrift» redigirte, von anderen bereits oben erwähnten Arbeiten abgesehen, die vollständige, nicht hoch genug zu schätzende Regeneration des lateinischen Sprachunterrichtes an unseren Gymnasien. Bartal ist zugleich bemüht, die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft für den classischen Unterricht zu verwerthen, worauf wir noch zurückkommen.

Die von diesen drei Gelehrten inaugurierte streng wissenschaftliche philologische Wirksamkeit beginnt immer mehr Nachfolger zu finden, besonders seitdem der Lehrstuhl der classischen Philologie an der Budapester Universität seit 1866 aufgehört hat für «ausserordentlich» zu gelten, für die lateinische Sprache ein eigener (früher, seit 1868 von Emerich Szepesi, seit 1874 von E. Thewrewk besetzter) Lehrstuhl errichtet wurde und an der Klausenburger Universität zwei Professoren (Dr. Otto Hóman und Johann Szamosi), an der Pressburger Rechtsacademie ein Professor (Dr. Michael Ring) über classische Philologie Vorträge

halten. Am meisten wurde in Ungarn bis jetzt für die Textkritik der classischen Autoren geleistet. Die von unseren Gelehrten verfertigten Textausgaben, wie der Caesar von A. Bartal (1867), der Sallust und die ersten sechs Gesänge von Virgil's Aeneis von M. Hindy (1865, 1869), Agricola und Germania des Tacitus von einem Ungenannten (1852), die Epitome aus Virgil von A. Bartal (1865) sind zwar nur den Bedürfnissen der Schule angepasst; doch wollen wir den ersten, den blossen Text mit kritischem Commentar enthaltenden Band der Hóman'schen Pindarausgabe (1876), dem binnen Jahresfrist zwei weitere Bände folgen sollen, als ein gutes Vorzeichen ansehen, dass die in Aussicht gestellten, vielversprechenden Ausgaben des Anacreon, Festus und Paulus Festi von E. Thewrewk, und des Apollonius Tyrius von M. Ring nicht lange auf sich werden warten lassen. Auch können wir schon jetzt auf einige Arbeiten hinweisen, die durch Untersuchung einiger in Ungarn befindlicher Manuscripte lateinischer Autoren zur Kenntniss der handschriftlichen Ueberlieferung und zur Aufhellung der Textesgeschichte derselben werthvolle Beiträge geliefert haben; so die Abhandlungen von M. Ring über die Curtius-Handschriften (1873), den Catull- und Orosius-Codex (1874) des ungarischen Nationalmuseums; von E. Thewrewk über den Codex Corvinianus des Paulus Festi (1877);\* von Eugen Abel über 25 in den jüngst heimgekehrten Bänden der Corvina enthaltene lateinische Texte (1878), während sich die Arbeiten von E. Thewrewk über Anacreon (1860, 1861, 1864, 1870, 1874) und die lateinische Anthologie (1877), Otto Hóman's über Pindar (Pindarica 1871 und in den Prolegomenis seiner Pindarausgabe 1876), und M. Ring's zu Cornelius Nepos (1872) mit der Kritik des Textes selbst befassen, und M. Ring's beachtenswerthe «Beiträge zur Topik des Pindar» (1871), sowie zwei Abhandlungen Samuel Brassai's, die Commentare zu den Horaz'schen Satiren (1871) und zu dem II. Buche von Virgil's Aeneis (1873) betreffend, Manches zur Erklärung der betreffenden Schriftsteller beitragen.

Weniger konnte bis jetzt, bei der kleinen Zahl rüstiger Mitarbeiter, auf anderen Gebieten der Philologie geleistet werden. Die griechischen Literaturgeschichten von Franz Csányi (1866) und Alexander Köpesdi (1873), welche jedoch die Récsi'sche Uebersetzung der Müller-Donaldson'schen Literaturgeschichte (1861) nicht verdrängen konnten, ebenso die besonders nach Kopp gearbeiteten lateinischen Literaturgeschichten von Moritz Kislaky (1862) und M. Holub (1872), entsprechen nicht den Erwartungen, die man auch bei uns an die Bearbeitungen der

\* Vergl. über diesen das erste Heft des II. Bandes dieser «Literarischen Berichte» S. 97—103.



antiken Literaturgeschichte knüpfen zu können glaubt, wenn man die Monographien unserer Fachmänner auf diesem Felde, besonders die hervorragenden Abhandlungen von I. Tély über die homerische Frage (1866), von Dr. Otto Hóman über den saturnischen Vers, den gegenwärtigen Stand der homerischen Frage und die älteren griechischen Lyriker (1872), von Aurel Bászel über Platon's Phaedon (1871), von J. Haberer über den Einfluss des Aristoteles auf die moderne Philosophie (1877), von Karl Szász über die Entstehung des griechischen Dramas (1869), von A. Bartal über die römischen Historiker (1872) kennt. Was die Realien anbelangt, so können wir neben Tély's schon erwähnten Schriften und Franz Römer's zahlreichen archäologischen und epigraphischen Arbeiten die Werke des Julius Schwarz über die Geologie der Griechen (1861, 1862, 1863), Robert Fröhlich's über die Wanderungen der Dorier (1876, 1877), Franz Ribáry's «Tiberius», Josef Hampel's «Aquincum» (1873), E. Thewrewk's «griechische und römische Geldrechnung» (1868), Árpád Thewrewk's «Bühnenwesen der Griechen» (1869, 1871, 1875), Asztrik Abday's «εισφορά» (1871) rühmend hervorheben, doch haben umfassendere Werke, wie August Lubrich's griechische Geschichte (1863), fleissige Uebersetzungen ausländischer Werke, die Uebersetzung des Ernst Curtius'schen Geschichtswerkes (seit 1876 von Robert Fröhlich), die römische Geschichte Anton Pór's, die Uebersetzung der Mommsen'schen römischen Geschichte (1874 von Stefan Toldy) nicht überflüssig gemacht, und die römischen Antiquitäten des Josef Belák (1844) und M. Hindy (1849), die römische und griechische Mythologie des Alexius Peregriny (1870), die Geographie und die Staatsalterthümer des alten Hellas von A. Pór (1871) lassen uns noch immer vollständigere und dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechendere Werke wünschen.

Mit grösserer Zufriedenheit können wir auf unsere grammatische Literatur blicken. Unsere Lexica, wie das griechisch-ungarische Wörterbuch von Franz Soltész und Ludwig Zsarnay (1857, 1870), das ungarisch-griechische von Stefan Lévy und Aladár Vida (1877), die lateinisch-ungarischen von Heinrich Finaly und Stefan Regényi (1858), M. Holub (1861) und Alexius Farkas (1865), das ungarisch-lateinische von M. Holub (1861) und von A. Bartal und J. Veress (1864) sind zwar in erster Reihe nur für den Schulgebrauch bestimmt, die meisten aber, und besonders das von Bartal-Veress entsprechen nicht blos als Schulwörterbücher allen gerechten Anforderungen. Ausserdem erwähnen wir noch folgende für die Schule bestimmte grammatische Werke: E. Szepesi's griechische Syntax (1853), die von Ludwig Kis besorgte Uebersetzung von Georg Curtius' griechischer Grammatik

(1857 u. ö.), die Krüger'sche Grammatik in der Soltész-Finkeischen Bearbeitung (1861), die griechischen Grammatiken von Hubert Travnicsek (1864), Sigismund Horváth (1865), A. Gyurits (1873); die lateinischen Grammatiken von E. Szepesi (1850), Alexander Deák (1853, 1856), Alex. Szénássy (1863), H. Travnicsek (1864), A. Bartal (1865) und A. Gyurits (1870); die lateinische Syntax von E. Szepesi (1853), A. Szénássy (1864), A. Bartal (1866) und J. Tüdös (1874); die griechischen Übungsbücher von Paul Lichner (1844, 1854), L. Kis (1858 nach Schenkl), Ferd. Mészáros (1873 nach Schmidt und Wensch), Alexander Winterkorn (1854 nach Feldbausch und Süpfle); Tély's griechische Sentenzensammlung (1864), J. Szamosi's Auswahl aus griechischen Classikern (1877); das lateinische Tirocinium poeticum des S. Horváth (1868) und J. Szamosi (1872); das Tirocinium prosaicum des Gabriel Szarvas (1869), die lateinischen Lesebücher von A. Bartal (1868), Kolmár und Sváby (1869), L. Kis (1870 nach Schulz) u. a. m.

Es verdient wohl als erfreuliches Symptom der gedeihlichen Entwicklung unseres classischen Schulunterrichtes betont zu werden, dass es besonders die griechische Grammatik von Curtius und die auf vergleichend-sprachwissenschaftlichem Standpunkte stehenden lateinischen Sprachlehren von Szénássy und besonders von Anton Bartal sind, welche in die Gymnasien allgemein Eingang gefunden und dem alten Schlandrian im Unterrichte der classischen Sprachen ein definitives Ende bereitet haben. Das Verdienst, die interessirten Parteien über die Bedeutung und Tragweite der vergleichenden Sprachwissenschaft auch für die Zwecke der Schule aufgeklärt und unsere Fachmänner mit den neuesten Resultaten der Wissenschaft fortwährend auf dem Laufenden gehalten zu haben, gebührt unstreitig A. Szénássy und A. Bartal. Nachdem Gregor Dankovszky (1825, 1829, 1833, 1836, 1841) den verfehlten Versuch gemacht hatte zu beweisen, dass die griechische Sprache eine Tochter der slavischen sei; nachdem Franz Kállay (1844), Josef Makovszky (1836), Johann Fogarasi (1847) und Gregor Czuczor (1851) die von ihnen zu dem arischen Sprachstamm gerechnete ungarische Sprache aus den arischen Sprachen erklären gewollt; nachdem Stefan Szabó (1859) die Identität des griechischen *ἄρκας* und *πελαργός* mit dem ungarischen *farkas* (Wolf) und *palóc* (ein ungarischer Dialect) zu beweisen versucht hatten und alle diese Versuche an dem energischen Widerstande Paul Huniálv's gescheitert waren, — war es A. Szénássy, der mit einer Reihe trefflicher Abhandlungen (Studien zur lateinischen Grammatik, 1867; Vergleichende Etymologie, 1869; Orthographische Studien, 1870; Die lateinische Declination mit Rücksicht auf ihren Unterricht im Gymnasium,



1870; Die lateinische A- und E-Declination, 1870; Die oskische Declination und die oskischen Inschriften, 1872; Die lateinischen Partikeln, 1871; Die Dialecte der lateinischen Sprache, 1872) die wissenschaftliche Behandlung der lateinischen Grammatik in Ungarn begründete. Seit seinem Tode hat dieses Gebiet an A. Bartal einen ausgezeichneten Bearbeiter gefunden; seine lateinische Grammatik hat der neuen Richtung zum Siege in den Schulen verholfen, und mit seiner trefflich zusammenfassenden griechisch-lateinischen Lautlehre (1876) hat er auch den Männern der Wissenschaft einen grossen Dienst erwiesen. Hoffentlich wird das von ihm angekündigte etymologische Wörterbuch der lateinischen Sprache nicht lange auf sich warten lassen.

Schliesslich haben die letzten Jahre den ungarischen Philologen auch das gebracht, was ihnen noch zur Entwicklung einer regen philologischen Thätigkeit gefehlt hat: einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt. In erster Reihe ist dies die von Professor E. Thewrewk gegründete Budapester philologische Gesellschaft, welche der Mittelpunkt aller auf dem Gebiete der ungarischen Krone wohnenden classischen Philologen sein will. Sie beabsichtigt dem Dilettantismus gegenüber die strenge philologische Methode bekannt zu machen und zu verbreiten, — in erster Reihe mit besonderer Rücksicht auf das Studium des classischen Alterthums, doch zieht sie auch die ungarische Sprache und eventuell auch andere Sprachen in ihren Wirkungskreis, insoferne diese mit den classischen Studien zusammenhängen.

Vor Allem auf Hebung des classischen Unterrichtes in den Mittelschulen bedacht, hat die Gesellschaft einen Ausschuss (A. Bartal, G. Szarvas und E. Thewrewk) mit der Abfassung einer Real-Encyclopädie des classischen Alterthums betraut, welche, auf Grund von Lübker's Encyclopädie aufgebaut, auch die allerneuesten Forschungen verwerthen soll, — mit steter Berücksichtigung und Angabe der in Ungarn befindlichen Ueberreste des classischen Alterthums und der einschlägigen ungarischen Fach-Literatur. Die diesbezüglichen Arbeiten sind ihrem Abschlusse nahe.

Der Erreichung ihres Hauptzieles, durch die in ihren öffentlichen Sitzungen gehaltenen Vorlesungen ein frisches philologisches Leben hervorzurufen und auch das grosse Publicum für die classische Alterthumswissenschaft zu interessiren, sieht sich die philologische Gesellschaft immer näher gerückt; die Zahl ihrer Mitglieder hat sich im zweiten und dritten Jahre ihres Bestandes von 106 auf 214 vermehrt; die öffentlichen Vorlesungen derselben werden von einem stets wachsenden, den Gegenständen mit Interesse folgenden Publicum besucht; die Zahl der philologischen Arbeiten nimmt fortwährend zu; — alle diese Momente beweisen

zur Genüge, dass die Gesellschaft einem dringenden Bedürfniss der philologischen Kreise Ungarns entgegenkommt.

Um wenigstens in einigen Hauptzügen ein Bild der vielseitigen Thätigkeit der philologischen Gesellschaft zu geben, wollen wir blos folgende in ihrem Kreise gehaltene Vorlesungen namhaft machen, welche zeigen sollen, dass in der Gesellschaft die Uebertragung und Erläuterung der classischen Schriftsteller und die vielfachen Zweige der Philologie insgesamt eine fleissige Pflege finden: Uebersetzungen der *Argonautica* des Orpheus und der *Alkestis* des Euripides von Stefan Szabó, des ersten *Idylls* des Theokrit von Stefan Hegedüs, des XV. *Idylls* desselben von Emerich Pirchala, des Herodot von Anton Tipka, der *Metaphysik* des Aristoteles von Jonathan Haberern, des *Decimus Laberius* von E. Thewrewk, der ersten *Eclogé* Virgil's von Árpád Thewrewk, des *Juvenal* und *Persius* von J. Barna. Kritische Beiträge zu *Xenophon*, *Cicero* und *Plautus* von Dr. Ernst Naumann, zur lateinischen *Anthologie* von E. Thewrewk. Recensionen der *Hóman'schen Pindarausgabe* und der *Veress'schen Iliasausgabe* von E. Abel, des *Elischer-Fröhlich'schen Homer-Wörterbuches* von Ludwig Komáromy. Gegenstand anderer Vorlesungen war: Das Wesen der Philologie von Dr. A. Bászel; die Geschichte der classischen Philologie in Ungarn von J. Szamosi; Friedrich Ritschl von E. Thewrewk; Ladislaus Thót v. Ungvárnémeth als griechischer Dichter, der ungarische Sanskritist Stefan Tamaskó und die Geschichte des *Idylls* von Árpád Thewrewk; das Leben und Wirken Emerich Szepesi's von Anton Pfeiffer; die Entwicklung des Farbensinnes von Julius Petrovich; *Lucan* und sein Zeitalter von Dr. Eduard Margalits; kurze Würdigung der beiden Einleitungen bei *Sallust* von A. Bászel; römische Inschriften, Eisennägel in römischen Gräbern, die griechische *Anthologie* von E. Thewrewk; die *Tropen* des *Sophocles* und *Aeschylus* von Wilhelm Peez; ästhetische Würdigung der *Antigone* des *Sophocles* von Johann Czenger; — die indogermanischen *Aspiraten* von Aurel Mayr; die Stellung des Phöniciſchen im Kreise der semitischen Sprachen; semitisch-arische Wurzelverwandtschaft von Peter Hatala; der indogermanische *Nominativ* von J. Szamosi; die lateinische *Tempusbildung* von Andreas Gyurmán; der gegenwärtige Stand der classischen *Archäologie* in Deutschland von Franz Irmei; *Tanagraische Alterthümer*, *Phidias' Werkstatt*, eine *Bildhauerwerkstatt* im alten Athen von Julius Pasteiner; die Bedeutung *Winkelmann's* für die classische *Archäologie* von A. Bászel. Endlich erwähnen wir noch, dass Josef Hampel über die nennenswerthe Sammlung von Gypsabgüssen antiker Bildwerke und über die epigraphischen Denkmäler im ungarischen National-Museum mehrere Vorlesungen hielt, und dass die Gesellschaft zur Feier



von Stefan Szabó's fünfzigjährigem Schriftsteller-Jubiläum und zur Jubiläumsfeier F. A. Wolf's Festsitzungen gehalten hat.

Ein wirkungsvolles und einflussreiches Organ besitzt die philologische Gesellschaft in der von den Universitäts-Professoren G. Heinrich und E. Thewrewk herausgegebenen «Allgemeinen philologischen Zeitschrift»,\* welche sich eines stets wachsenden Mitarbeiter- und Leserkreises zu erfreuen hat, und die Kunde von den neueren Errungenschaften der Wissenschaft im Auslande und von den Bestrebungen der Fachmänner des Inlandes in die entferntesten Theile unseres Vaterlandes trägt.

Dr. EUGEN ABEL.

\* Vergl. über diese auch das erste Heft des II. Bandes dieser «Literarischen Berichte», S. 138.

## L I T E R A T U R.

**A kereszténység első százada Magyarországon írta Horváth Mihály. (Das erste Jahrhundert des Christenthums in Ungarn, von Michael Horváth.)**  
Budapest, 1878. Verlag von Moriz Ráth.

Ein neues Werk aus der Feder MICHAEL HORVÁTH's ist immer ein Ereigniss für die ungarische Historiographie. Der Verfasser der «Geschichte der Ungarn», der «Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns» und der «Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes» hat es in seiner langjährigen Wirksamkeit stets verstanden, ein ganzes Volk für seine Arbeiten zu interessiren. Ausser einer umfassenden Gelehrsamkeit und einer zwar nationalen aber immer objectiven Gesinnung, zeichnen sich alle seine Schriften auch durch eine hohe geschichtliche Auffassung und eine dieser entsprechenden reine, edle, für die historische Prosa mustergiltige Sprache aus. Nach einer längeren Pause in seiner schriftstellerischen Thätigkeit begrüssen wir diese Geschichte der Anfänge der Christenheit in unserem Vaterlande mit Freude als Zeichen der unverwüstlichen Arbeitskraft dieses Altmeisters unserer Historiker, und glauben von seiner Feder noch andere eingehende Darstellungen einzelner interessanter Epochen unserer Geschichte erwarten zu dürfen.

Wir gehen vielleicht nicht fehl, wenn wir in diesem Werke ein Element besonders hervorheben, welches, schon wegen der hervorragenden Bedeutung des Verfassers, berufen erscheint, auf die ganze Entwicklung der ungarischen Geschichtsforschung einen grossen, segensreichen Einfluss auszuüben.

Das Studium der vaterländischen Geschichte hat sich bekanntlich in Ungarn von jeher einer regen Pflege zu erfreuen gehabt. Seit einem Jahrhundert kann sich unsere Literatur in dieser Beziehung jeder fremden, die französische vielleicht ausgenommen, getrost an die Seite stellen. Um nur von den früheren Generationen zu sprechen, dürfen wir PRAY, KATONA, BARTAL und TELEKY neben den ausdauerndsten und gewissenhaftesten Forschern und Findern, LADISLAUS SZALAY auf einer Linie mit den besten Erzählern des Auslandes nennen. Es war jedoch allen früheren Werken der Mangel gemeinsam, dass sie die ungarische Geschichte beinahe ohne Zusammenhang mit der allgemeinen weltgeschichtlichen Entwicklung darstellten. Diese Einseitigkeit macht sich besonders bei der Beurtheilung



der Culturelemente geltend, die bisher mit wenigen Ausnahmen ohne Verbindung mit den allgemeinen europäischen Strömungen so zu sagen in der Luft schwebten. Die früheren Arbeiten HORVÁTH's, die von SALAMON und FRANKÓI umfassen wohl ein weiteres Gebiet der Geschichte der Menschheit; es ist aber die organische Verknüpfung zwischen den vaterländischen und den weltgeschichtlichen Dingen nicht überall hergestellt. Das vorliegende Werk HORVÁTH's können wir als das erste in unserer Literatur bezeichnen, in welchem die vergleichende Geschichtsmethode, wenn wir sie so nennen dürfen, vollkommen zur Geltung gelangt ist, denn es bezeichnet für eine äusserst interessante und hochwichtige Epoche der Entwicklung unserer Nation alle Momente, welche dieser Entwicklung und der des übrigen Europa gemeinschaftlich sind. Nur durch ähnliche Arbeiten werden wir in den Stand gesetzt, die wirkliche Culturfähigkeit eines Volkes zu erkennen und dasjenige richtig zu beurtheilen, was dasselbe, seiner Individualität gemäss, zu dem Gemeingute der Humanität beigetragen hat. Und zur Erkennung dieser Individualität selbst bietet uns ja diese vergleichende Wissenschaft die beste, die einzige Möglichkeit, indem sie zeigt, wie der Volksgeist, nach seinen Bedürfnissen und innern Antrieben, die überall wirkenden Factoren der geschichtlichen Bewegung benützt und umgestaltet hat, und weiter, wie diese Factoren rückwirkend den Volksgeist beeinflussten und weiter bildeten.

Unter allen den grossen Institutionen, welche die Geschichte weiter führten, gebührt wohl dem Christenthume bei allen Völkern des modernen Europa der erste Rang. Bei keinem ist aber die Bedeutung der Kirche eine so hervorragende gewesen wie bei den Ungarn. Alle die Stämme des romanisch-germanischen Europa bildeten schon ein Ganzes, wenn auch mannigfaltig gegliedert durch den verschiedenen Grad, in dem sie die Bildung der alten classischen Welt ihrem ursprünglichen Wesen assimilirten. In ihre Mitte, allen feindlich, trat das neu eingewanderte Volk, mit all' seinem Denken und Sinnen sich fremd fühlend in seiner neuen Sphäre. Sein ganzes Dasein und seine Zukunft hing davon ab, ob es fähig sein werde, sich in das kirchlich-politische System Europas einzufügen, ohne seine Individualität einzubüssen. Dies durchgeführt, dem Christenthum die Bahn gebrochen zu haben, ohne dass die nationale Unabhängigkeit auf kirchlichem oder politischem Boden gefährdet worden wäre, bildet das unvergängliche Verdienst Geiza's und seines Sohnes Stefán, des ersten apostolischen Königs von Ungarn.

Es galt vor Allem die Lösung der Frage, wie sich das neue Staatswesen zu den Häuptern der christlichen Einheit, dem römischen Kaiser und dem römischen Papst, stellen werde. HORVÁTH führt uns alle die Berührungspunkte vor, von denen uns die Quellen Kunde geben. Das Ergebniss seiner Untersuchungen ist, dass der König von Ungarn in geistlicher Hinsicht die Suprematie des Papstes anerkannte, nie aber sein Vasall wurde, dass er die innern Angelegenheiten seiner Landeskirche ganz frei und unabhängig ordnete, wie ja schon der bekannte Brief Sylvester II.

an ihn (27. März 1000), für dessen Echtheit, abgesehen von einigen Interpolationen, HORVÁTH eintritt, dies Verhältniss darstellt. Der römische Kaiser aber, der König von Deutschland, besass in dem ganzen Zeitalter nicht das geringste souveräne Recht über Ungarn, und alle diesbezüglichen Angaben der deutschen Historiker werden wir, nach der Beweisführung HORVÁTH's, für Erfindungen, zum Theil aus modernem Chauvinismus hervorgegangen, bezeichnen müssen. Wenn sich einzelne obendrein unglückliche Prätendenten, wie Peter und Salomon, unter den Schutz der deutschen Könige Heinrich III. und Heinrich IV. stellten, um ihre Ansprüche mit deren Hilfe durchzusetzen, konnte dies für die staatsrechtliche Stellung Ungarns nicht entscheiden, ebenso wenig als man, um von modernen Verhältnissen zu sprechen, die Proclamation einiger ungarischer Magnaten in Pressburg gegen die ungarische Revolution im Jahre 1849, als einen Beweis für das Recht Oesterreichs, Ungarn zu unterjochen, anführen wird. — Die seit HERMANN von Reichenau so verbreitete Lehre, Heinrich II. habe seine Schwester Gizela erst dann dem König Stefan zur Frau gegeben, als dieser sich mit seinem ganzen Volke zu bekehren versprach, wird gleicherweise auf das gehörige Maass reducirt. \* War ja Stefan schon 983 oder in einem der nächstfolgenden Jahre getauft. Das Verdienst, Apostel der Ungarn gewesen zu sein, kommt neben Stefan dem heil. Adalbert und, wie HORVÁTH schön nachweist, dessen Schüler Astrik oder Anastasius, dem ersten Bischof von Gran, zu. Des Letzteren Persönlichkeit lernen wir erst durch diese Untersuchung (S. 207—228), welche wir zu den scharfsinnigsten in unserer Geschichtsliteratur zählen müssen, kennen.

Mit der Frage nach dem ersten Metropolitens Ungarns hängt auch die von der Authenticität der Urkunden der ersten Klostergründungen zusammen. Das allgemein für echt gehaltene Stiftungsdiplom von Martinsberg (1001) und das schon früher bezweifelte von Bakonybél (1037) bezeichnen den Dominicus als Erzbischof. Da aber unter Anderen auf der Synode in Frankfurt (1007) Anastasius, und bei der Einweihung des Domes von Bamberg Aschericus als «archiepiscopus Ungarorum» genannt wird, kann kein Zweifel daran obwalten, dass Astrik, der ja als Gesandter zu dem Papst geschickt wurde, um die Krone zu holen, der erste Erzbischof

\* Für interessant halten wir folgende Quellenvergleiche über diesen Gegenstand: HERMANN schreibt zum Jahre 995 (Pertz SS. V. 117): *Henricus dux Bavariae obiit. Et filius eius — itidem Henricus ducatum obtinuit. Hujus soror Gizela Stephano regi Ungarorum, cum se ad fidem christianam converteret, quasi vere iuxta nomen suum fidei obses, in conjugium data.* EKKEHARD von AURA verändert das *cum*, das ja auch den Sinn haben kann, «weil» er zum Christenthum überging, schon im Sinne der erwähnten Tendenz. Bei ihm heisst es: (SS. VI. 192). *Horum (Heinrici et Brunonis) sororem, . . . Gisela, rex Hungariae qui postea Stephanus in baptismo dicebatur, in coniugium expedivit; sed eam ducere non promeruit, donec se christianae religionis rudimenta et sacri baptismatis sacramenta cum omni gente sua suscepturum promisit.* Wir finden dasselbe bei SIGEBERT und bei OTTO v. FREISING.



der ungarischen Kirche gewesen ist. Demgemäss muss man die erwähnten Diplome als wenigstens zum Theil interpolirt bezeichnen. Wie dies HORVÁTH eingehend ausführt, stammen jedenfalls die Stellen, welche sich auf die Exemption und auf die besonderen Ehren und Abzeichen beziehen, welche den Aebten dieser ersten Klöster gebühren, erst aus den letzten Jahrzehnten des XI. Jahrhunderts.

Doch es wäre unmöglich, im Rahmen dieser kurzen Besprechung den ganzen reichen Inhalt dieses Werkes auch nur andeutend zu erschöpfen. Neben der Wirksamkeit des h. Stefan, des Gründers der christlichen Kirche in Ungarn, und des heil. Ladislaus, durch dessen mächtige Wirksamkeit die neue Lehre erst in's Volksbewusstsein übergang, sehen wir auch den Zeitraum zwischen beiden (1038—1077) neu und, soweit es die Quellen gestatten, voll beleuchtet.\* Wir müssen uns darauf beschränken, die Charakteristik des ganzen Zeitraumes und der wesentlichsten Resultate von HORVÁTH's Forschungen zu bieten. Wir können zu diesem Zwecke nichts Besseres thun, als den Verfasser möglichst selbst sprechen zu lassen.

Wie wir schon hervorgehoben, war die Annahme der christlichen Religion und damit das Eintreten der Nation in den Kreis der europäischen Cultur für das ungarische Volk dringend nöthig, wollte es nicht in seiner Vereinzelung dem Hasse der Nachbarn zum Opfer fallen, wie einst die Hunnen und Avaren.

Das Mittel, welches Geiza und Stefan anwendeten, um ihre Nation zu retten, war, wie die Folge bewies, das richtige. Nichtsdestoweniger war die Umwälzung im ganzen ungarischen Volksleben eine so grosse und plötzliche, dass durch die Reaction der niedergehaltenen Elemente Alles wieder zweifelhaft wurde. Nach aussen war die Volkskraft gelähmt. Die neue Religion brachte die Nation in Zwiespalt mit ihren alten Idealen und Gewohnheiten. Sie musste ihren bisherigen Begriffen und Sitten, ihrer ursprünglichen Entwicklung entsagen und in eine neue unbekannte Bahn einlenken. Ihr Oberhaupt zwang sie, dem Glauben und den Traditionen der Väter zu entsagen, neue Begriffe und Sitten, neue Anschauungen und Gebräuche anzunehmen. Die Folge der Europäisirung war, dass eine ständische Verfassung an die Stelle der alten patriarchalischen Stammgenossenschaften trat, dass anstatt der Stamm- und Familienhäupter königliche Beamten die nunmehr centralisirte Regierung in die Hand nahmen. Kaum kannte man früher eine Beschäftigung ausser Jagd und Kriegführung; jetzt wurden die Sklaven freigelassen,\*\* und die Ungarn fingen an, sich friedlicheren Gewerben, dem Ackerbau und der Industrie, hinzugeben. Die angestammte Religion war, soweit wir sie kennen, eine kriegerische; die alte Sitte, welche bei allen primitiven Nationen mit religiöser Gewalt wirkt, steckte

\* Gerne hätten wir in diesem Zusammenhange die Meinung des Verfassers über BÜDINGER's scharfsinnige Hypothese: das sogenannte Decretum Ladislai III. sei eigentlich 1064 unter Salomon verfasst worden, BÜDINGER MAX, Ein Buch ungarischer Geschichte, S. 19, vernommen.

\*\* SIMON DE KÉZA, de Udvarnicis ed. Endlicher, p. 130.

Jedem den Ruhm der Schlacht als höchstes erreichbares Ziel; nur zum Kampfe ward die Jugend erzogen. Dagegen predigte der neue Glaube die christliche Milde, Demuth, Selbstverläugnung, Entsagung als den Zweck der irdischen Laufbahn. Den nationalen Anschauungen gemäss ward die wilde Kraft, die Tapferkeit, die Heldenthat, die Verwüstung und die Plünderung auf's Höchste gefeiert; die neuen Apostel führten die entgegengegesetzten Ideale ein. Früher war der Kampf, die Beute, welche dem Tapfern zufällt, die Rache, die Unterjochung das Lebensziel, welches der Vater dem Sohne, der Vorgesetzte den Untergeordneten, der in Kriegen ergraute Held der thatendürstenden Jugend vorhielt. Jetzt hörte man aus dem Munde des ersten Königs selbst den Preis und die Anbefehlung der Sanftmuth, der Verzeihung, der Feindesliebe, der frielichen häuslichen und der Feldarbeit. Man verstand das Neue noch nicht, und schon waren die alten Gebräuche, an denen Jeder hing, streng verpönt. Mit einem Wort: das Christenthum, obendrein durch der Landessprache nur theilweise kundige Missionäre verbreitet, war, wie man es verstand und verstehen musste, im vollen Gegensatze mit dem Geiste des Volkes. Ueberall trat Unruhe und Spaltung ein, und dieser Zustand dauerte so lange, bis durch fortgesetzte Arbeit der Fürsten und Geistlichen eine vollständige Umgestaltung des nationalen Lebens zu Stande kam.\*

Diese Krise ward unglücklicherweise durch die Thronstreitigkeiten sehr in die Länge gezogen. Die fortgesetzten Parteiungen und inneren Kämpfe verhinderten die Befestigung der neuen Ordnung, das Wurzelfassen der jungen Lehre, und boten dem mit Gewalt niedergehaltenen Genius des Alten Gelegenheit, immer wieder die Fesseln zu sprengen. Wenn auch alle diese Versuche schnell ein Ende mit Schrecken nahmen, erschwerten sie doch immer die feste und aufrichtige Annäherung der Gemüther. Jede Grausamkeit der herrschenden Religion trug zur Verbitterung und Entfremdung bei.

Geiza, der, wie es scheint, die fürstliche Macht den Stammhäuptern gegenüber erst zur Geltung bringen musste, war von vornherein, aus politischen Gründen, auf den Beistand der Fremden gewiesen. Auch Stefan musste sich in der Durchführung seines Reformwerkes auf Fremde stützen, da er, trotz seines persönlichen eifrigen Eintretens für seine Pläne, nicht so viele Ungarn für diese gewinnen konnte, dass er mit ihrer Hilfe den Widerstand zu brechen vermocht hätte. Er fühlte sich viel zu kraftvoll, als dass er dem Gedanken Raum gegeben hätte, der Einfluss dieser Fremden könnte dem politischen Leben und der Unabhängigkeit der Nation irgend gefährlich werden. Er konnte also den Einwanderern hohe Stellen und grosse Besitzungen geben. Ihre bewaffnete Hilfe war ja dem Widerstreben der ungarischen Herren gegenüber beinahe unentbehrlich. Die in's

\* «Man kann wohl sagen, dass nie ein Volk plötzlicher und mit Ueberspringung von mehr Mittelgliedern in ein ausgebildetes Culturleben eingeführt worden ist.» BÜDINGER, Oesterreichische Geschichte, S. 405.



Land gerufenen fremden Priester und Mönche, seine Gehilfen im Werke der Bekehrung, später die ersten Bischöfe und Aebte der neuen Kirche, durfte er ohne Furcht vor bösen Folgen auf's reichste ausstatten und dem Clerus den ersten Rang in der neuen Reichsverfassung einräumen. Er durfte sich ihres Rathes selbst in politischen Angelegenheiten bedienen, ohne Gefahr, hiedurch dem fremden Einfluss ein zu grosses Terrain zu gewähren.

Das Unglück war, dass auf Stefans energische und zugleich ruhige, selbstbewusste Regierung Fürsten folgten, die sich unfähig erwiesen, dem unter Conrad II. und Heinrich III. mächtig aufstrebenden Reiche der Deutschen gegenüber das Recht ihres Landes zu wahren. Béla I., wäre er Stefans Nachfolger gewesen, hätte sich bei Heinrich III. gewiss ebenso in Respect zu setzen gewusst, wie Stefan Conrad II. gegenüber; so wie er ja in der That, als ihn sein Bruder Andreas in das Land zurückrief, zweimal die Versuche des mächtigen Saliers vereitelte, sich zum Lehnsherrn von Ungarn zu machen. Er hätte, wenn er sich länger im Besitze des Thrones befindet, die Umgestaltung auf politischem und sittlichem Gebiete rasch und sicher bewerkstelligt. Wenn wir seine mächtige Individualität, seinen, bei aller aufrichtigen Neigung zum Christenthume, stark hervortretenden nationalen Sinn und seine allgemeine Beliebtheit in Betracht ziehen, dürfen wir es für gewiss halten, dass er in einigen Jahren nicht nur die neue Ordnung auf unverrückbare Grundlagen gestellt, sondern auch die in den Wirren der Reform und neben dem ausländischen Einfluss zurückgedrängten nationalen Tendenzen in Sitte und Anschauung restaurirt hätte. Er hätte den Stahl des nationalen Charakters, dem die Krise die Schneide nahm, auf's Neue gehärtet, hätte dem Volke den alten Heldengeist in christlicher Gestalt wieder eingeflösset. Mit dem Christlichen hätte das rein Ungarische zu *einem* Ganzen verschmelzen müssen.

Dass dies Ziel endlich erreicht wurde, ist zum Theil *sein* Verdienst, insofern er schon als Herzog in seinem engeren Wirkungskreise und später während seiner leider nicht ganz dreijährigen Regierung in diesem Geiste (wie es selbst die leider ganz unzulänglichen Quellen erkennen lassen) mit der ganzen Gewalt eines mächtigen, zielbewussten Regenten wirkte. Er war der Augapfel des Volkes, das treu an ihm hing, und unter seiner Führung den auf's Ausländische sich stützenden Andreas bekämpfte.

Aber der Ruhm, den Nationalgeist wieder zur Regierung erhoben und den Zwiespalt zwischen diesem und dem Christenthume ausgefüllt, — das Verdienst, den Glauben und die Kirche endgiltig sichergestellt zu haben, verherrlicht vor Allen seine Söhne, insbesondere Ladislaus. Ihn kann man bis auf unsere Tage den populärsten König unseres Reiches nennen. Der Geist, die Ideen, die Moral des Christenthums verbanden sich in seiner Seele mit dem Genius der Nation in so glücklicher Verschmelzung, dass er nach so vielen Erniedrigungen, welche der durch die inneren Fehden herbeigerufene fremde Einfluss über Ungarn gebracht, und nach dem innern Zwiespalt, in welchen die falsch erklärten und nur zum Theil ver-

standenen Lehren des Christenthums und ihr Gegensatz zu den nationalen Ueberlieferungen den Volksgeist stürzten, als erhabenes Vorbild vor Aller Augen stand, als wahres Ideal des christlichen Ungars. Er bewies, wie man den Geist der Nation und den der Christenheit vereinigen könne, und seine ganze Regierung zeigte, wie fruchtbar diese Verbindung der früher für unvereinbar gehaltenen Gegensätze für die Entwicklung der nationalen Kraft und der nationalen Bildung sich erwies.

In solchem Sinne, nicht nur als Christen, sondern auch als wahren Volkskönig stellte ihn selbst die Legende, diese populäre Apotheose dar. Nach einer schon sehr früh verbreiteten Tradition hat ihm die Christenheit die Anführung ihrer ersten gemeinsamen Unternehmung, des ersten Kreuzzuges, als Anerkennung seiner hohen Verdienste angeboten. Diese Sage ist so zu sagen die Verklärung des Berufes des ungarischen Volkes, nach Osten der Hort der westlichen Civilisation zu sein. Auch in diesem Sinne können wir sagen, dass Ladislaus seinem Volke das richtige Ziel gewiesen habe.

Dr. H. MARÓZALI.

**A v. és k. m. k. ministernek a közoktatás állapotáról szóló hatodik jelentése.** (Bericht des königl. ungar. Ministers für Cultus und Unterricht an den Reichstag über den Stand des Unterrichtswesens in den Jahren 1875—76.) Budapest, 1878, k. ung. Universitäts-Buchdruckerei. 4<sup>o</sup>, VIII und 852 S.

Dem auch in deutscher Sprache erschienenen Berichte der Regierung über den Stand des ungarischen Schulwesens im Jahre 1874\* ist rasch der vorliegende imponirende Quartband gefolgt, der ein Bild unserer Schulzustände in den beiden folgenden Jahren entwirft und eine Fülle interessanten und lehrreichen Materials enthält. Besonders giebt der «Bericht» eine so umfassende Darstellung unserer Volksschule und ihrer Verhältnisse — welcher von den 852 Seiten des Bandes volle 748 Seiten gewidmet sind — wie dieselbe in den letzten Jahren weder geleistet noch auch nur versucht worden ist. Freilich entsteht auf diese Weise ein schreiendes Missverhältniss zwischen den einzelnen Abschnitten des Berichtes; — müssen sich doch Gymnasien, Realschulen, Hochschulen und die philanthropischen Anstalten des Landes mit zusammen bloß einem Achtel jenes Raumes begnügen, der der Volksschule eingeräumt ist! Doch findet dies Missverhältniss seine Erklärung einmal in dem Umstande, dass die Dar-

\* Der vollständige Titel des Bandes lautet: «Das ungarische Unterrichtswesen am Beginne des Jahres 1875. Bericht des k. ungar. Ministers für Cultus und Unterricht an den Reichstag. Deutsch bearbeitet im Auftrage des k. ungar. Ministers für Cultus und Unterricht. Budapest, k. ungar. Universitäts-Buchdruckerei, 1877. 4<sup>o</sup>, XII u. 467 S.» — S. die Besprechung desselben im dritten Heft des ersten Jahrganges dieser «Liter. Ber.», S. 341—352.



stellung der Volksschule in den bisherigen Berichten allzu lückenhaft war und daher hier Manches nachgeholt werden sollte: — dann aber beabsichtigt die Regierung, nacheinander auch den übrigen Zweigen unseres Unterrichtswesens — sobald das grossentheils schwer zugängliche Material gesammelt und geordnet ist — eine gleich eingehende und umfassende Darstellung angedeihen zu lassen. Wir müssen es uns natürlich an dieser Stelle genügen lassen, aus dem grossen Werke nur einige wesentliche, charakteristische Daten hervorzuheben, indem wir gleichzeitig unsere Leser auf den oben erwähnten, auch dem deutschen Publicum zugänglichen Bericht verweisen, der die Verhältnisse unseres Unterrichtswesens eingehend und stets mit Rücksicht auf den ausländischen Leser behandelt.

Besonderes Interesse erhält der vorliegende «Bericht» durch den Umstand, dass er den Stand des ungarischen Unterrichtswesens im *zehnten* Jahre der constitutionellen Aera darstellt und so von selbst zu einer Vergleichung der Zustände von 1867 und 1876, mit anderen Worten: zur Beantwortung der Frage anregt, was die ungarische Regierung im ersten Jahrzehnt ihrer selbständigen Waltung auf dem hochwichtigen Felde des Unterrichtswesens geleistet hat? Die Antwort auf diese Frage kann im Allgemeinen auch dem oberflächlichsten Beobachter nicht schwer fallen: der ungarische Staat hat während dieses Decenniums nicht nur Vieles, er hat im Vergleich zu der Kürze des Zeitabschnittes — denn was ist ein Jahrzehnt im Leben eines Volkes! — im Vergleich zu den meist ungünstigen materiellen Verhältnissen des Landes, zu den aussergewöhnlichen und überaus vielartigen Hindernissen seiner Wirksamkeit, zu der Masse des in langen Jahrhunderten Versäumten — geradezu Ausserordentliches, Erstaunliches geleistet. Doch mag die eingehendere Darstellung der Entwicklung des ungarischen Schulwesens während dieses Decenniums einer selbständigen Abhandlung vorbehalten bleiben; im Folgenden halten wir uns lediglich an die Daten der Jahre 1875 und 1876.

Auch der vorliegende Bericht stellt, wie sein Vorgänger, die Verhältnisse der *Volksschule* nach den einzelnen Comitaten, Stühlen und Districten des Landes dar, wodurch das Bild an Lebendigkeit und Präcision gewinnt. Wir resümiren selbstverständlich nur die Hauptzahlen.

Im Jahre 1875 gab es im Lande 11.769 Gemeinden mit 13.551,567 Einwohnern und 15,282 Schulen. Von diesen Volksschulen waren 13,910 confessionelle und nur 1372 Gemeinde- oder Staatsschulen. Es entfiel demnach auf eine Gemeinde 1.<sup>29</sup> und auf 886.<sup>74</sup> Einwohner je eine Schule. Vergleichen wir ferner die Zahl der Schulen mit dem Territorium des Landes (4926.<sup>86</sup> □ Meilen), so ergibt sich, dass auf je 3.<sup>10</sup> □ Meilen eine Schule entfällt. — Im folgenden Jahre 1876 finden wir 11,829 Gemeinden mit 13.551,567 Einwohnern und 15,388 Volksschulen, von denen 1481 interconfessionell waren. Die Zahl der Schulen hat demnach in einem Jahre um 106, seit dem Jahre 1867, da man 13,716 Volksschulen zählte, um 1672 zugenommen. Jenseits der Leitha gab es im Jahre 1876: 15,166, d. h. um 116 Volksschulen weniger als bei uns.

Die Zahl der *schulpflichtigen Kinder* betrug in den Jahren 1875 und 1876: 2.124,899 und 2.129,597; von diesen besuchten thatsächlich die Alltagsschule

im Jahre 1875 . . .	1.533,539
» » 1876 . . .	1.533,259; — die Wiederholungsschule:
» » 1875 . . .	591,360
» » 1876 . . .	596,338 Kinder.

Im Jahre 1875 entfiel auf je 6.<sup>37</sup>, im Jahre 1876 auf je 6.<sup>36</sup> Einwohner des Landes ein schulpflichtiges Kind; im ersteren Jahre machten die Schulpflichtigen 15.17 %, im letzteren 15.67 % der gesammten Einwohnerzahl aus.

Jenseits der Leitha betrug im Jahre 1876 die Zahl der Schulpflichtigen 3.222,863. Da daselbst die Gesamtsumme der Einwohner 20.394,980 beträgt, entfällt auf je 6.<sup>32</sup> Einwohner ein schulpflichtiges Kind, und die Schulpflichtigen machen 15.80 % der Einwohner aus, — d. h. die Verhältnisse sind diesseits und jenseits der Leitha so ziemlich dieselben.

Die Zahl der *staatlichen Volksschulen*, welche im Jahre 1874 bloß 56 betrug, stieg im folgenden Jahre auf 87 und im Jahre 1876 auf 125, ein Fortschritt, der als sehr beträchtlich bezeichnet werden muss. *Höhere Volksschulen*, welche der Staat erhielt oder doch subventionirte, gab es im Jahre 1874 bloß 12, in den beiden folgenden Jahren schon 21; staatliche oder vom Staate unterstützte *Bürgerschulen* zählte man im Jahre 1874: 20, in den beiden folgenden Jahren schon 28. Die Volks- und Bürgerschulen ohne Staatsunterstützung mit berücksichtigt, giebt es gegenwärtig:

Bürgerschulen für Knaben . . . . .	40
» » Mädchen . . . . .	20
Höhere Volksschulen für Knaben . .	28
» » » Mädchen . .	33

Zusammen 121 höhere Volks-Lehranstalten, deren Bestand einzig der constitutionellen Regierung zu danken ist.

Bekanntlich hat der Reichstag auch in den letzteren Jahren für die *Bedürfnisse des Volksunterrichtes* 800,000 Gulden bewilligt. Es dürfte nicht uninteressant sein, wenn wir die Verwendung dieser Summe übersichtlich ausweisen. Von diesen 800,000 fl. entfielen (mit Hinweglassung der Kreuzer) auf Anlehen

	1875	1876
1. zur Errichtung von Gemeindeschulen . . . . .	28,500	— fl.
2. für Bauten und Reparaturen von Gemeindeschulen	166,631	71,299 »
3. für Einrichtung und Erhaltung von »	140,713	197,081 »
4. zur Unterstützung von Volksschulen . . . . .	7,725	8,245 »
5. auf Lehrmittel . . . . .	12,484	) 14,640 »
6. für Herausgabe u. Uebersetzung von Schulbüchern	4,557	
7. für Erricht. u. Unterstützung von Bewahranstalten	21,830	24,990 »



	1875	1876
8. auf Unterstützung von Vereinen und Lehrkörpern	22,000	21,050 fl.
9. auf Erhaltung der staatlichen Volksschulen . . . . .	156,095	212,031 »
10. auf vermischte Auslagen . . . . .	73,441	18,756 »
11. auf Unterstützung höherer Volks- u. Bürgerschulen	166,826	182,122 »
12. Beitrag zum Pensionsinstitut . . . . .	—	50,000 »
Zusammen	800,806	800,217 fl.

Interessant ist der Ausweis über den *Schulbesuch* der schulpflichtigen Kinder. Von den 2.124,899 Schulpflichtigen des Jahres 1875 und den 2.129,597 Schulpflichtigen des folgenden Jahres besuchten

	1875	1876
1. die Elementarschule . . . . .	1.192,736	1.203,317
2. die Wiederholungsschule . . . . .	248,207	248,773
3. die höhere Volks- und Bürgerschule . .	12,195	14,837
4. eine Privatschule . . . . .	22,093	23,057
5. die Mittelschule . . . . .	15,890	18,047
Zusammen	1.491,121	1.507,031
Keine Schule besuchten . . . . .	633,798	622,566

Im Jahre 1875 besuchten 70.17 %, im folgenden Jahre 70.76 % der Schulpflichtigen die Schule, was einen Zuwachs von 0.59 % ergibt. Der Fortschritt in dieser Richtung ist ein sehr bedeutender: im Jahre 1869 besuchten nur 47, im folgenden Jahre 52, im Jahre 1872: 64, 1874: 69 % die Schule. Weit günstiger noch erscheinen die Verhältnisse, wenn wir die einzelnen Comitate und Districte beachten. Da ist ersichtlich, dass — mit Weglassung der Bruchzahlen — 90—91 % der Schulpflichtigen in zehn Comitaten die Schule besuchten, 88—80 % in 15, 79—70 % in 15, 69—60 % in 13, 58—50 % in 9, 49—42 % in 7, 39—38 % in 3 Comitaten. Im Vergleich zu den Daten des Jahres 1874 ergibt sich ein allgemeiner, erfreulicher Fortschritt, denn in jenem Jahre gab es nur sechs Comitate, in denen die Zahl der schulbesuchenden Schulpflichtigen 90 % überstieg; heute beträgt die Zahl dieser Comitate bereits zehn. Im Jahre 1874 wies das Comitat Marmaros den schlechtesten Schulbesuch auf: 31 %; im Laufe von zwei Jahren erfolgte hier ein Fortschritt auf 58 %, — und so auch in den übrigen Theilen des Landes.

Der *Confession* nach theilen sich die schulbesuchenden Kinder in

	1875	1876
1. Römische Katholiken . . . . .	789,227	793,801
2. Griechische Katholiken . . . . .	121,319	126,983
3. Griechisch-Nichtunirte . . . . .	137,089	137,534
4. Reformirte . . . . .	218,504	220,111
5. Evangelische A. C. . . . .	150,740	153,440
6. Unitarier . . . . .	6,072	6,182

	1875	1876
7. Nazarener . . . . .	15	—
8. Israeliten . . . . .	68,155	68,980
Zusammen	1.491,121	1.507,031

Der *Nationalität*, resp. ihrer *Muttersprache* nach gab es unter den schulbesuchenden Kindern:

	1875	1876
1. Ungarn (Magyaren) . . . . .	726,360	732,837
2. Deutsche . . . . .	273,542	271,313
3. Rumänen . . . . .	169,432	174,233
4. Slovaken . . . . .	223,629	228,897
5. Serben . . . . .	33,743	31,913
6. Croaten . . . . .	24,204	25,908
7. Ruthenen . . . . .	38,511	41,930
8. Bulgaren . . . . .	1,161	—
9. Böhmen (Czechen) . . . . .	539	—
Zusammen	1.491,121	1.507,031

Es braucht wohl nicht erst betont zu werden, welch' ein Hinderniss diese Verschiedenheit der Muttersprache der Schulbesucher für den günstigen Fortgang des Unterrichtes ist, und dies um so mehr, da die Bevölkerung in vielen Theilen des Landes gemischter Zunge und daher auch die *Unterrichtssprache in den Volksschulen* sehr verschieden ist und oft zwei- und sogar dreisprachig sein muss. Nach der Unterrichtssprache gab es nämlich Schulen mit

	1875	1876
1. ungarischer . . . . . Unterrichtssprache	6,834	6,981
2. deutscher . . . . . »	1,257	1,230
3. rumänischer . . . . . »	3,096	3,057
4. slovakischer . . . . . »	1,805	1,814
5. serbischer . . . . . »	295	278
6. croatischer . . . . . »	88	115
7. ruthenischer . . . . . »	546	560
8. doppelter . . . . . »	1,259	1,263
9. dreifacher . . . . . »	93	90
10. bulgarischer . . . . . »	6	—
11. wendischer . . . . . »	2	—
12. griechischer . . . . . »	1	—
Zusammen	15,282	15,388 Schulen.

Was die Verhältnisse der *Volksschul-Lehrer* anbelangt, so gab es im Jahre 1875 im Ganzen 19,854, im Jahre 1876 aber 20,125 Lehrer. Von diesen waren



	1875	1876
geprüft . . . . .	15,184	15,443
nicht geprüft . . . . .	4,670	4,682
ordentliche . . . . .	17,793	17,981
Hilfslehrer . . . . .	2,061	2,144
0— 5 Jahre dienten . . . . .	5,551	5,568
5—10 „ „ . . . . .	3,638	3,711
10—15 „ „ . . . . .	2,879	2,912
15—20 „ „ . . . . .	2,173	2,294
20—25 „ „ . . . . .	1,613	1,611
25—30 „ „ . . . . .	1,336	1,342
über 30 „ „ . . . . .	2,322	2,468
unbestimmte Zeit dienten . . . . .	342	218

Auf einen Lehrer entfielen im Jahre 1875 je 60., im Jahre 1876 je 59. Schüler; auf jedes Schulzimmer entfielen in beiden Jahren 58 Schulkinder. — Im Jahre 1867 gab es 17,492 Lehrer; die Zahl derselben hat also im Laufe eines Decenniums um 2633 zugenommen. Noch günstiger erscheint das Verhältniss bezüglich der Qualification der Lehrer, ein Erfolg, der den rasch aufblühenden Seminarien und den durch das Unterrichts-Ministerium organisirten überaus wohlthätigen Ersatz-Lehrcursen zu danken ist.

*Schulhäuser* gab es im Jahre 1875 im Ganzen 15,288, also um sechs mehr als Schulen; im folgenden Jahre 15,388, also ebenso viele als Schulen. Die *Einrichtung* der Schulen weist sehr erfreuliche Daten auf. Es gab:

	1875 (gegen 1874)	1876.
1. Baumschulen . . . . .	6,573 (+ 116)	6,917
2. Schulgärten . . . . .	6,839 (— 1,179) *	4,638
3. Turnlocalitäten . . . . .	3,759 (+ 312)	3,829
An Lehrmitteln: 1. Schwarze Schreibtafeln . . . . .	21,509 (+ 520)	21,906
2. Wandlesetafeln . . . . .	20,723 (+ 2,618)	16,689
3. Wandkarten . . . . .	24,333 (+ 451)	26,019
4. Erdgloben . . . . .	10,410 (+ 17)	11,297
5. Naturhistorische Sammlungen . . . . .	11,499 (+ 2,546)	9,800
6. Physikalische „ . . . . .	4,924 (+ 688)	4,674
7. Zum Turnunterricht . . . . .	1,636 (+ 258)	1,640
8. Schulbibliotheken . . . . .	1,951 (+ 70)	2,299

Die *Einnahmen* der Volksschule betrugen im Jahre 1875: 7.420,398, im folgenden Jahre: 7.905,469 fl. Diese Einnahmen entspringen aus vierlei Quellen, von denen die letzte abermals verschiedene Zuflüsse aufweist, nämlich:

\* Der auffallende Rückgang der Schulgärten findet theilweise in der Zunahme der Baumschulen seine Erklärung.

	1875.	1876.
1. Erträgniss liegenden Eigenthums	514,628	576,759 fl.
2. Zinsen von Schulcapitalien . . . .	173,395	199,938 »
3. Schulgeld . . . . .	985,226	1.003,554 »
4. Staats-Unterstützung . . . . .	399,983	490,882 »
Gemeinde- » . . . . .	2.700,242	3.037,223 »
Kirchen- » . . . . .	2.070,658	2.030,436 »
Andere Quellen . . . . .	576,266	566,677 »

Die *Auslagen* der Volksschulen vertheilten sich in den beiden letzten Jahren folgendermaassen :

	1875.	1876.
1. Ordentliche Lehrer-Gehalte	5.891,647	6.284,161 fl.
2. Hilfslehrer-Gehalte . . . .	321,959	348,447 »
3. Heizung, Reparatur etc. .	517,716	565,618 »
4. Lehrmittel . . . . .	81,806	77,077 »
5. Bücher für arme Kinder .	49,387	51,280 »
6. Vermischte Auslagen . . .	557,883	578,886 »

Es mag hier erwähnt werden, dass das ordentliche *Budget des ungarischen Unterrichtsministeriums* im Jahre 1876 : 3.991,169 fl. betrug, — gegen 1,798,909 fl. im Jahre 1870, — wobei überdies betont werden muss, dass der überwiegende Theil des ungarischen Volks- und mittleren Schulwesens in der Hand der Gemeinden und Confessionen liegt und daher nicht das Budget des Staates, sondern das der Municipien und Kirchen belastet.

Die Zahl der *Lehrer-Seminarien* zur Heranbildung von Volksschul-Lehrern betrug im Jahre 1875 : 60, im Jahre 1876 : 63. Von diesen waren

	1875	1876
Lehrer-Seminarien	49	49
Lehrerinnen- »	11	14
und zwar : Staats- »	20	22
katholische «	25	26
griech.-nichtun. »	3	3
reformirte »	3	3
evangelische »	8	8
israelitisches »	1	1

An diesen Anstalten wirkten im Jahre 1875 im Ganzen 515, im folgenden Jahre 559 Lehrer. Die Zahl der Schüler betrug in ersterem Jahre in 166 Classen 2081 Knaben und 858 Mädchen; im Jahre 1876 gab es in 176 Classen 2391 Schüler und 988 Schülerinnen.

In den Jahren 1869—1877 erhielten in den Lehrer-Seminarien zusammen 4583 Lehrer und Lehrerinnen ihre Ausbildung.

Wir übergehen in dieser kurzen Skizze die Daten, welche sich auf



den in Folge der Initiative des Unterrichtsministeriums im ganzen Lande emporblühenden höheren Mädchenunterricht und auf den landwirthschaftlichen, gewerblichen und commerciellen Fachunterricht beziehen, da sich die Verhältnisse auf diesen Gebieten gegen die Zustände des Jahres 1874 nicht allzu wesentlich verändert haben, obwohl die Regierung nach allen diesen Richtungen hin — besonders aber auf dem Felde des industriellen Schulwesens — eine unausgesetzte, erfolgreiche Thätigkeit entwickelte, und wollen nur noch einige Momente aus dem Kreise des mittleren und höheren Unterrichtes hervorheben.

Die Zahl der Schüler an den *Mitte'schulen*, d. h. an den für den Hochschulunterricht vorbereitenden Gymnasien und Realschulen, betrug im Studienjahre 1875—6:

1. An den Staatsgymnasien . . . . . 16,503, gegen das Vorjahr + 217
2. An den confessionellen Gymnasien 11,297, „ „ „ „ ± 447
3. An den Realschulen . . . . . 7,197, „ „ „ „ — 785

Die Gymnasien und Realschulen weisen in ihrer Entwicklung während des letzten Decenniums interessante Momente auf:

	Classen :		Professoren :	Schüler :
1. Die Gymnasien:	1867	865	1442	33,918
	1872	921	1666	27,707
	1876	925	1843	27,800
2. Die Realschulen:	1867	73	191	2,661
	1872	119	305	6,730
	1876	186	472	7,197

Diese Daten ergeben in beiderlei Anstalten eine stets fortschreitende Zunahme der Classen und Professoren, was selbstverständlich mit der Verbesserung des Unterrichtes, der Verminderung der Schülerzahl in den einzelnen Classen und der Förderung des Fachunterrichtes zusammenhängt; — gleichzeitig aber auch eine Abnahme der Gymnasial- und eine bedeutende Zunahme der Realschüler. Die erstere ist eine Folge der Thatsache, dass im Jahre 1867 neben den Gymnasien noch sehr wenige Realschulen und beinahe gar keine höheren Volks-, Bürger- und Fachschulen bestanden, so dass auch jene Schüler, die keine wissenschaftliche Laufbahn beabsichtigten, genöthigt waren, das Gymnasium zu besuchen. Durch die Errichtung verschiedenartiger neuer Schulen für die verschiedenen Bedürfnisse der Schüler wurde das Gymnasium von jenem heterogenen Schülerballaste entlastet und seinem eigentlichen Berufe zurückgegeben. Der Rückgang der Gymnasien und der Aufschwung der Realschulen scheint im Schuljahre 1874—5 seinen Höhepunkt erreicht zu haben; das letzte Studienjahr weist in beiden Richtungen einen beachtenswerthen Rückschlag auf.

Das letzte Studienjahr war übrigens für die Mittelschulen des Landes besonders auch deshalb von Bedeutung, weil dieselben eine neue Studien-

ordnung und auf die Hebung der Methode des Unterrichts bezüglich wichtige Instructionen erhielten, deren günstigen Einfluss die letzten Prüfungen bereits merklich aufwiesen. Auch gegenwärtig ist die Aufmerksamkeit der Regierung in erster Reihe den Mittelschulen zugewendet, deren endgiltige Organisation wohl schon in den nächsten Jahren zu gewärtigen ist.

Zum Schlusse noch einige Daten über den *Hochschul-Unterricht*, — Universitäten, Polytechnikum, Academien.

Im Jahre 1875—6 gab es, wie auch im Vorjahre, 40 theologische Anstalten mit 253 Professoren und 1534 Hörern. Die katholisch-theologische Facultät der Budapester Hochschule zählte 9 Professoren und 72 Hörer.

Der Besuch der weltlichen Facultäten an der *Budapester Universität* weist folgende Daten auf:

	Juristen:	Mediciner:	Philosophen:
1866—70 durchschnittlich	1136	467	218
1872 . . . . .	1360	645	192
1874 . . . . .	1369	537	453
1876 . . . . .	1340	586	622

Die Hörerzahl nimmt also in allen Facultäten zu, am auffallendsten in der philosophischen, welche die medicinische bereits überholt hat. Die Zahl der Lehrkräfte, welche im Jahre 1867 nur 89 betrug, stieg im Jahre 1870 auf 120 und beträgt gegenwärtig 150. — Die Klausenburger Hochschule zählt gegenwärtig 43 Lehrkräfte und 411 Hörer.

Ein ähnlicher bedeutender Aufschwung charakterisirt auch die Entwicklung des *Budapester Polytechnikums*, welches im Jahre 1867 Alles in Allem 27 Lehrkräfte und 250 Hörer zählte, heute aber bereits 51 Lehrkräfte und 800 Hörer aufweist.

Von den unter Aufsicht des Staates stehenden staatlichen und confessionellen Rechts-Academien und Lyceen, die im Sinne der neueren Organisation bereits alle einen vierjährigen Lehrkurs haben, zählte im letzten Studienjahre

1. die Presburger Aademie	16 Lehrkräfte und 204 Hörer (im Vorjahre 215)
2. » Raaber	» 12 » » 91 » ( » » 91)
3. » Kaschauer	» 12 » » 103 » ( » » 87)
4. » Grosswardeiner	» 9 » » 138 » ( » » 135)
5. » Hermannstädter	» 12 » » 65 » ( » » 60)
6. das Erlauer Lyceum	12 » » 87 » ( » » 71)
7. das Fünfkirchner Lyceum	12 » » 84 » ( » » 75)

Weit ungünstigere Verhältnisse weisen die protestantischen Rechts-Academien auf, welche nur allmählig und schrittweise die Organisation der staatlichen Rechtsschulen durchführen. Von diesen zählte im Studienjahre 1875—6:



1. Eperjes *	2	Lehrurse,	4	Professoren,	25	Hörer	(im Vorjahre 128)
2. Debrecin	4	»	10	»	119	»	( » » 98)
3. Kecskemét	4	»	12	»	131	»	( » » 181)
4. Marmaros-Sziget	3	»	9	»	52	»	( » » 56)
5. Pápa	3	»	6	»	37	»	( » » 74)
6. Sárospatak	3	»	10	»	68	»	( » » 150)

Zum Schluss handelt der «Bericht» noch von den sogenannten philanthropischen Anstalten und von der Wirksamkeit der Regierung auf dem Gebiete der bildenden Künste, — Abschnitte, welche wir diesmal übergehen können, da die einschlägigen Verhältnisse und deren historische Entwicklung demnächst an dieser Stelle eine selbständige Behandlung erfahren sollen.

Das ungarische Unterrichtswesen hat seit 1867 nach jeder Richtung hin und in allen Zweigen des Schul- und Lehrwesens sehr bedeutende Fortschritte gemacht; — dasselbe ist auch heute noch in fortwährendem erfreulichen Aufschwunge begriffen. Die unausgesetzte und thatkräftige Wirksamkeit der Regierung hat die Apathie und Lethargie des Volkes allmählig überwunden, das der Förderung des gesammten geistigen Lebens der Nation zugewendete Streben des Ministeriums nach und nach auch die Vorurtheile und das Misstrauen der Confessionen beseitigt. Und mit dem Aufblühen des Unterrichtswesens entwickelt sich und gedeiht auch der wissenschaftliche Sinn im Lande und die wissenschaftliche Literatur, welche bereits auf den verschiedensten Gebieten bedeutende, auch der Aufmerksamkeit des Auslandes würdige Producte gezeitigt hat. Wohl sind noch Lücken und Mängel theils auszufüllen, theils zu beseitigen, — aber der Grund ist nun gelegt und die schlimmsten Hemmnisse sind überwunden. Das ungarische Unterrichtswesen geht einer schönen Zukunft entgegen.

Dr. G. HEINRICH.

\* Diese Anstalt hat mit dem abgelaufenen Jahre zu bestehen aufgehört, so dass nun die Evangelischen A. C. Ungarns keine eigene Rechtsschule mehr besitzen, denn die übrigen Academien sind alle helvetischer Confession.

## SITZUNGSBERICHTE. \*

### I. ANTON CSENGERY'S REDE

zur Eröffnung der feierlichen Jahresversammlung der ungarischen Academie der Wissenschaften am 16. Juni 1878.

Geehrte Versammlung! In Folge jener wichtigen Aufgabe, welche bei dieser Gelegenheit nach dem Beschlusse dieser wissenschaftlichen Anstalt meinem Mitpräsidenten zufiel, \*\* ist mir — um mich der Worte meines grossen Vorgängers, des Grafen St. Széchenyi, zu bedienen — die Ehre zu Theil geworden, in der heutigen Sitzung den Vorsitz zu führen.

Indem ich nun dieses Amtes walte und im Auftrage der geehrten Academie die Sitzung eröffne, übergehe ich die Thätigkeit dieser wissenschaftlichen Anstalt im abgelaufenen Jahre. Es wird die Aufgabe des Secretärs-Berichtes sein, dem Publicum davon Kunde zu geben. Ich nehme die Aufmerksamkeit der geehrten Versammlung nur für Einen der ausgetheilten Ausweise, für den Cassenbericht, und auch in diesem nur für Einen Punkt in Anspruch, für denjenigen nämlich, welcher den jährlichen Zuwachs der materiellen Mittel unserer Anstalt ausweist. Dieser Zuwachs ist der Gradmesser der Theilnahme der Nation, und ich bemerke mit Schmerz, dass dieser Gradmesser bereits seit einigen Jahren im Sinken begriffen ist.

Welchen Grund hat diese betrübende Erscheinung?

Ist es richtig, dass die Menschen durch die politische Bewegung vom Cultus der Idee abgezogen werden?

Denn dies ist die alte Klage der Gelehrten gegen die Bewegungen des politischen Lebens, innerhalb welcher die Männer der

\* Die Berichte über die philologisch - sprachwissenschaftlichen und historisch-geographischen Vorträge, sowie über die Gegenstände der feierlichen Sitzung haben wir Raummangels halber für das nächste Heft der »Liter. Berichte« zurückgelegt, welches nach den Ferien erscheint und daher über die laufende Thätigkeit unserer wissenschaftlichen Gesellschaften ohne dies nichts zu referiren hätte.

Die Redaction.

\*\* Graf Melchior Lónyay hielt die Denkrede über das verstorbene Ehrenmitglied der Academie Graf Georg Károlyi.



Wissenschaft sich so selten wohl befinden. Es genüge an Kőlcsey und Eötvös zu erinnern. Das politische Leben strebt, wie wir wissen, nach practischen Ergebnissen, während die Wissenschaft lediglich die Wahrheit sucht, für welche die Ausführbarkeit kein Prüfstein ist. Es giebt kaum ein Zeitalter, kaum eine Generation, welche für die ganze Wahrheit Empfänglichkeit besässe. Ja die Wahrheit beunruhigt oft die Unwissenheit und das Vorurtheil, sie verletzt den Eigennutz und die Leidenschaft, mit welchen im öffentlichen Leben so oft ein Abfinden getroffen werden muss. Wie oft bringen wir aus diesem Grunde das allgemeine Princip der Rücksicht auf die Ausführbarkeit zum Opfer? Und wie oft macht dieselbe Rücksicht den Geist furchtsam, zurückhaltend, flügelahm, welchen auf dem Gebiete der Wissenschaft ausschliesslich die Erforschung der Wahrheit in Anspruch nehmen sollte? Und um wie viel schärfer tritt dieser Gegensatz des idealen Standpunktes der Wissenschaft und der Anforderungen des practischen Lebens, im privaten wie im öffentlichen Leben, dann hervor, wenn die materiellen Lebenssorgen überwiegend in den Vordergrund treten?

Dass die fieberhaften Kämpfe des politischen Lebens auf die Pflege der Literatur und der Wissenschaften überhaupt nicht günstig wirken, lässt sich eben sowohl durch psychologische Gesichtspunkte, wie durch literar-historische Daten nachweisen. Die Bemerkung, dass beim Waffenlärm die Musen schweigen, gilt in mancher Hinsicht auch von solchen Kämpfen. Oder wenn sie nicht schweigen, treten sie in den Dienst der Tagesleidenschaften und verlieren die ihnen vorgesteckten Aufgaben grösstentheils aus dem Auge. Nicht nur Eine Periode der Literaturgeschichte bestätigt dies bei jedem grossen Volke, in jedem Zweige der Wissenschaft. Wir haben den Dichter nicht Einmal um oratorische Lorbeerkränze, den Geschichtschreiber, ja den Philosophen nicht Einmal auf das Niveau des Publicisten herabsteigen gesehen. Und um von der Literatur auf die Wissenschaft überzugehen, haben wir gesehen, dass das 17. Jahrhundert, in welchem England, das kurze Protectorat Cromwell's ausgenommen, in Europa eine so unbedeutende Rolle gespielt hat, das Jahrhundert Bacon's, Hobbes', Locke's und Newton's gewesen ist, während das Zeitalter der Chatam, Burke, Pitt und Fox, diese Glanzepoche des englischen Staatslebens — wie jüngst auch Hillebrand bemerkt hat — in den Wissenschaften keine einzige grosse Idee zu Tage gefördert hat.

Ich möchte nicht gerne missverstanden werden, geehrte Versammlung!

Ich, der ich sämtliche Factoren der Civilisation kenne und würdige, möchte am wenigsten Etwas sagen, woraus gefolgert

werden könnte, dass die günstigste Zeit für die Wissenschaften das Stagniren oder geradezu Pausiren des öffentlichen Lebens sei. Das Stagniren des Lebens ist überhaupt ein Krankheits-symptom und das Stagniren des Staatslebens wirkt lähmend auf sämtliche Factoren der Civilisation. Ich spreche gar nicht von dem Falle, wo das Aufhören des öffentlichen Lebens durch die Beschränkung der öffentlichen Freiheit herbeigeführt wird. Diese traurige Zeit ist uns bekannt. Wo die Freiheit fehlt, verliert auch der forschende Geist seine Kühnheit und Aufrichtigkeit. Wenn der Schriftsteller nicht zu sagen wagt, was er denkt, wird er allmählig auch in seinem Denken zurückhaltend. Diese Erscheinung ist um so betrübender, je grösser das Talent ist, dessen sich die Furchtsamkeit bemächtigt. Wenn die grossen Gegenstände, die edlen Empfindungen verpönt sind, wird auch der grosse Geist nothwendigerweise kleinlich. Ohne jene Kenntniss der Menschen und Dinge, welche nur durch das Anschauen des öffentlichen Lebens erlangt werden kann, fällt ein grosser Theil der moralischen Wissenschaften dem Rückgange anheim. Wenn der Gedanke das Dunkel sucht, um sich zu verbergen, verstehen Schriftsteller und Publicum einander immer weniger und weniger. Und während die Beredsamkeit im besten Falle zur Kunst der »Schmeichelei mit Würde« wird, ähnelt die Dichtung ohne Freiheit einer aus dem belebenden Sonnenlicht in den Schatten gestellten Blume.

Die schönsten Epochen im Leben der Nationen sind eben jene Zeitalter, wo die Blüthe des politischen Lebens mit der Blüthe der Literatur, der Wissenschaften und Künste zusammenfällt, und die Wechselwirkung des öffentlichen und privaten Geistes, der sämtlichen Factoren der Cultur uns jenes hinreissende Bild harmonischer Entwicklung vor Augen stellt, welches wir in der Zeit des Perikles bewundern. Es ist nur die Einseitigkeit der politischen Thätigkeit, was von Zeit zu Zeit bald den Mann der Wissenschaft, bald den Staatsmann mit Besorgniss erfüllen muss. Es ist jene Zeit, wo der öffentliche Geist, mit voller Kraft nach Einer Richtung hingezogen, für eine Zeit lang gegen andere nicht minder nothwendige Mittel der Civilisation gleichgiltig wird. Die Geschichte des deutschen Volkes in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts weist die Nachtheile des einseitigen contemplativen Lebens auf: unfruchtbare Theorien, ewige Entwurfemacherei, die es nie bis zum Aufbauen bringt. Ein nicht geringeres Uebel, geehrte Versammlung, ist das Gegentheil, wenn die allgemeine Aufmerksamkeit der Nation von der politischen Bewegung nach Einer Richtung hin gebunden ist. Und dieser Fall hat sich in unserem Vaterlande bereits zu wiederholten Malen ereignet.

Schon während der politischen Kämpfe vor 1848 klagte Graf



Stefan Széchenyi, dass unsere Academie nicht in der Mode sei, weil die Besorgniss erregende Anzahl der Agenden die Aufmerksamkeit vieler Patrioten auf ein anderes Gebiet lenkte, — und dass wir, in neuer Begeisterung für neue Dinge auflodernd, gegen die bestehenden erkalten, welche ebenso wichtige Factoren unseres Fortschrittes sind; schon er erhob seine mächtige Stimme gegen das angedeutete Uebel, indem er mit dem Selbstgefühl der erfüllten Pflicht auf jene grossen Aufgaben hinwies, welche das Interesse der Selbsterhaltung der Nation dieser wissenschaftlichen Anstalt vorgesteckt hat.

Und ich frage: sind diese grossen Aufgaben bereits gelöst?

Ich glaube nicht, dass es selbst in unserem Vaterlande einen Menschen gäbe, der diese Frage bejahen könnte. Giebt es doch auf der Welt keine Nation, die sich in diesem Sinne brüsten könnte.

Unserer Academie hat die Weisheit ihrer Gründer zwei grosse Aufgaben vorgesteckt.

Die Eine, die erste dieser Aufgaben, ist die Erhaltung und Ausbildung unserer Sprache.

Wie Stefan Széchenyi, unser grosser Gründer, bemerkte, hat die Selbsterhaltung der Nation, die heiligste der Pflichten, uns diese Logik vorgezeichnet. Denn unsere nationale Existenz ist von dem Bestande unserer Sprache abhängig. Eine verlorene Verfassung kann wieder gewonnen werden, hat schon Paul Nagy gesagt, aber mit der Nationalität stirbt auch die Nation. Und diese Angelegenheit war, um die Worte unseres grossen Gründers zu gebrauchen, bereits so dringend und beängstigend nöthig, wie dem im Todeskampfe schwer Athmenden der Athem, dem der Ehre Verlustigen die Wiedergewinnung der Ehre.

In welchem Zustande fand unsere Academie, zur Zeit ihrer Gründung, unsere nationale Sprache?

Unsere Akademie übernahm, wie Fáy bemerkt hat, unsere nationale Sprache zur Hälfte unter römischem Joche seufzend, vernachlässigt, durch Fremdwörter und fremde Redeweisen ihrer Ursprünglichkeit entkleidet, regellos, in den meisten Zweigen der Wissenschaften und Künste arm an Kunstwörtern, ja sogar noch mit Voreingenommenheiten aller Art kämpfend. Und kaum beginnt die Thätigkeit dieser wissenschaftlichen Anstalt, so zeigen auch die Präsidial- und Secretärs-Berichte von Jahr zu Jahr die fortschreitende Entwicklung. Es ist kein Jahr, sagt schon Graf Josef Teleki, welches nicht mehrfache Beweise der Vervollkommnung böte. Und bereits er spricht es aus, dass unsere Sprache schon im ersten Jahrzehnt der Academie so grosse Fortschritte gemacht hat, wie vordem nicht in Jahrhunderten. »Der Kampf zwischen den Neuerern und den Vertheidigern des Alten, sagt er,

war lange Zeit hindurch unentschieden, keine der beiden Parteien darf sich den Sieg zuschreiben; und trotzdem herrscht jetzt bereits Friede, und bei den Fehden der beiden Parteien war es die nationale Sprache allein, welche gewann. Die Zweckmässigkeit der richtigen Neuerungen bezweifelt Niemand, oder wenigstens wagt es Niemand, seine diesbezügliche Meinung, dem darüber mit sich einig gewordenen Gemeingeiste entgegen, auszusprechen. Und wenn einige hitzige Neuerer in ihrer Kühnheit über das Nöthige hinausgehen, so setzt ihnen die in den Sprachregeln bewandere, in den nüchternen Grundsätzen allmählig zur Einigung gelangende Schriftstellerwelt Schranken.» So sprach Teleki bereits im Jahre 1842. Und im Gegensatz zu dem Bilde, welches ich von Fáy angeführt habe, kam zwischen unseren Schriftstellern bereits zur Zeit Teleki's eine derartige Uebereinstimmung bezüglich der Rechtschreibung zu Stande, wie sich ihrer die gelehrte deutsche Nation auch heutigen Tages noch nicht rühmen kann; bereits dem ersten Präsidenten unserer Academie war es, um mich seiner Worte zu bedienen, vergönnt, zu sehen, wie die innere Kraft und die Biegsamkeit unserer Sprache zusehends zunahm, wie sie sich in allen Zweigen der Wissenschaft immer besser und besser verwenden liess, wie sie durch die begonnene Gährung immer mehr und mehr von den beigemischten Fremdtheilen gereinigt wurde, und wie der auf den besseren Weg geleitete Sprachgebrauch die Bedeutung der einzelnen Ausdrücke immer fester und fester bestimmte.

Wir aber, geehrte Versammlung, haben auch das erlebt, dass der Wortschatz unserer Sprache zusammen getragen wurde; wir haben es erlebt, dass eine grosse Sprachfamilie im Kreise unserer Anstalt ihre zur Zeit gründlichsten, berufensten Pfleger findet; und während dieser Theil unserer Thätigkeit überhaupt zur Vervollständigung der Sprachwissenschaft in nicht geringem Maasse beiträgt, stellt dieselbe zugleich die Kenntniss unserer eigenen Sprache auf wissenschaftlichere Grundlagen.

Trotz allen diesen Bestrebungen, — wie weit sind wir noch von dem Ziele entfernt, welches unserer Academie, bloß als sprachpflegender Gesellschaft, vorgesteckt ist? Alle jene von mir erwähnten Bestrebungen sind bloß eine lückenhafte Vorbereitung zur Darstellung des Systems unserer Sprache. Einzelne Theile dieses Systems sind noch kaum discutirt worden. Ich erwähne bloß die Darstellung der Wortfügung. Kaum war unsere durch ein Gesetz garantirte nationale Sprache von der belebenden Kraft des öffentlichen Lebens in Pflege genommen worden, als sich uns, statt des Joches der lateinischen Sprache, das Joch einer anderen fremden Sprache auf den Nacken legte. Dieselbe ward herrschend im öffentlichen Leben und im öffentlichen Unterricht. Neue Insti-



tutionen, Gesetze und Verordnungen traten in's Leben, auch in jenen Zweigen der Staatsverwaltung, welche unsererseits bisher nicht gepflegt werden konnten, weil sie der Nation vorenthalten wurden; zugleich ein neues Unterrichtssystem mit einer ganzen Encyklopädie der Wissenschaften.

Schon das fremde System nahm, um sich uns verständlich zu machen, Sprachneuerungen vor, die Gesetze unserer Sprache ebenso wenig wie die unserer Verfassung vor Augen haltend. Nach dem Sturze des Systems aber eilte der Eifer unserer Landessöhne ungeduldig jenes ganze Gebiet in Besitz zu nehmen, welches bisher die Kunstausdrücke und Redeformen der fremden Sprache im Leben und in der Literatur ausgefüllt hatten. Hierzu kam die Improvisation der Tagespresse. Der Lehrer und der Beamte, ja sogar der Geschäftsmann fühlte sich berufen, auch ohne gehörige Kenntniss unserer Sprache, ja oft genug auch ohne ungarisches Sprachgefühl zu besitzen, Neuerungen in der Sprache vorzunehmen.

Soll ich neben den Uebertreibungen der Sprachneuerung die mehr und mehr überhandnehmende Fremdartigkeit der Wortfügung erwähnen? Darf es Wunder nehmen, wenn unter solchen Umständen unsere Academie, welche anfänglich die Fahne der Neologie geschwungen, als Hüterin der Sprache sich genöthigt sah, auch durch Gründung einer eigenen Zeitschrift, nach Johann Arany's Ausdruck, der «erschreckenden Invasion des unmagyarischen Magyarisch» einen Damm zu setzen? Auch gebildete Sprachen bedroht bisweilen eine ähnliche Gefahr. Nicht unbekannt ist Ihnen der fortwährende Kampf der englischen Kritik gegen aus Amerika und den Colonien eingeschleppte Ausdrücke und Redeweisen.

Die Aufgabe unserer Academie, über unsere Sprache zu wachen, hat an Wichtigkeit nur zugenommen, seit wir diesen Schatz vor fremder Gewalt gesichert wissen, und die Sorge der Patrioten, nicht wissend, dass wir Grund haben, denselben auch vor uns selbst zu hüten, es nicht für nöthig hält darüber zu wachen.

Dieses Hüten ist um so nöthiger, geehrte Versammlung! da nunmehr, was uns bisher bloß theoretisch anzog, auch als Anforderung des practischen Lebens vor uns steht, unsere Literatur erst jetzt systematischer und in grösserem Maassstabe dasjenige in sich aufzunehmen beginnt, was andere Nationen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur geschaffen haben; jetzt erst beginnt sie allseitig zu werden, indem sie bestrebt ist die gesammte Cultur sich anzueignen. Und es ist eine schwere, jedoch unbedingt zu erfüllende Aufgabe, dass unsere Sprache, auch indem sie modern wird, ihre nationale Eigenart bewahre. Es ist derselbe Um-

wandlungsprocess, welchen wir auch in Italien seit dem Aufgähren des nationalen Lebens gewahren. Und wenn auch Dante's Nation es auch gegenwärtig fühlt, wie Villari schreibt, wie schwer es in einer Literatur, welche sich die Weltcultur noch nicht angeeignet hat, einem Schriftsteller ist, modern und zugleich national zu sein, so nehmen wir mit einem gewissen Gefühl der Superiorität Kenntniss davon, dass in Italien selbst die Gebildeten völlig verschiedene Dialecte sprechen, während wir bereits im Allgemeinen sagen können, dass das gesammte gebildete Ungarthum eine und dieselbe nationale Sprache redet.

Wenn der Italiener eine Hauptursache des erwähnten Umstandes in dem Mangel des einheitlichen nationalen Lebens sucht, dürfen nicht umgekehrt auch wir eine Ursache der von mir erwähnten erfreulichen Erscheinung in dem Umstande suchen, dass wir in Sachen der Sprache in unserer Academie eine Art von Central-Gesetzgebung besessen haben? — eine Art der Gesetzgebung, von welcher bereits Teleki gesagt hat, dass sie sich keine andere Gewalt, keine andere Autorität beimisst, als diejenige, welche ihr die lautersten Beweggründe, das muthige, aber bescheidene Streben, und das aufrichtige Verkündigen der Wahrheit, der schliesslich doch über Alles triumphirenden Wahrheit geben?

Können wir dieses controlirenden und regelnden Einflusses wohl schon entbehren? Dürfen wir wohl, nachdem unsere Academie, Gott sei Dank, aus einer sprachbildenden Gesellschaft zugleich eine Academie der Wissenschaften geworden ist, neben der Pflege der Wissenschaften auf die Bedeutung der «Pflege derselben in *ungarischer Sprache*» vergessen? muss die nunmehrige Academie der Wissenschaften nicht, wie Johann Arany gesagt hat, immer auch etwas von der ehemaligen sprachbildenden Gesellschaft behalten?

In Frankreich, geehrte Versammlung, besteht neben der Academie der Wissenschaften bis heute die französische Academie. Man glaubt dort nicht, dass die Aufgabe derselben beendet sei, wiewohl die französische Sprache eine in Betreff der Rechtschreibung und Syntax bis in die kleinsten Details ausgebildete, in ihren prosaischen und poetischen Ausdrucksweisen bis in die feinsten Nüancen geregelte Sprache ist, so sehr, dass der Fremde kaum im Stande ist, die Empfindlichkeit der französischen Kritik in dieser Richtung zu verstehen. Sie besitzt eine Regelmässigkeit, mit welcher sich die Mannigfaltigkeit des Stils sehr gut verträgt. Es ist wahr, dass die Reinheit des Krystalls mit einer gewissen Starrheit verbunden ist. Aber diese Strenge, diese Regelmässigkeit und Präcision hat die Weltherrschaft der französischen Sprache in intellectuellen Dingen und in den gemeinsamen Angelegen-



heiten der Menschheit begründet, während ihre Klarheit sie zur privilegierten Sprache der Intelligenz gemacht hat. Es giebt keine zweite Sprache, deren Gesetze genauer festgestellt wären. Daher jene Verpflichtung zur Präcision der Ausdrücke, die der Franzose Keinem erlässt, der eine Feder in die Hand nimmt, während er von Demjenigen, der in der Literatur auftritt, auch verlangt, dass er die Gesetze der Darstellung kenne und befolge. Die französischen Schriftsteller, ohne Ausnahme, verwenden auf ihre Arbeiten auch in dieser Beziehung Sorgfalt. Hervorragende gelehrte Schriftsteller stehen, als Meister der Darstellung, mit den besten Namen der schönen Literatur in einer Reihe, und sie setzen keinen geringeren Stolz in den Kranz, den sie von der Académie française empfangen, als in die Anerkennung, welche ihnen die Académie des sciences reicht. Nach Nisard — und das ist die echte französische Auffassung — beginnt die Literatur dort, wo wir der Kunst der Darstellung begegnen. Die Kunst der Darstellung und die grosse Empfindlichkeit der französischen Nation für das Verdienst des correcten und schönen Stils gewinnt auch der Wissenschaft in weiteren Kreisen Theilnahme, steigert die Wirkung des Schriftstellers, sichert den Fortbestand seines Werkes. Und daher kommt es, dass die Reinheit und Präcision der Rede und Schrift, der Adel und die Schönheit des Ausdrucks bei der französischen Nation auch über die schriftstellerischen Kreise hinaus so weit verbreitet ist.

Dieser Vollkommenheit nähert sich unter den lebenden Sprachen und Literaturen nur die englische Sprache und Literatur, mit jenen Unterschieden, welche die Ergebnisse der geistigen Eigenart dieser beiden grossen Nationen sind. Die deutsche Sprache und Literatur ist von diesem Ideale weit entfernt. Diejenigen, welche bei dieser gelehrten Nation Meister der Darstellung sind, haben selbst unter französischem Einfluss gestanden. Diese sind indessen nur ausnahmsweise Erscheinungen. Wie der gelehrte Secretär der Berliner Academie schreibt, ist bei den Deutschen der Sinn für die Schönheit der Form, der Geschmack, das künstlerische Element weniger ausgebildet, als bei den Franzosen. Die Deutschen sind eine denkende, philosophische Nation, welche mehr nach dem Wahren, als nach dem Schönen strebt. Kein Volk studirt die Classiker der alten Welt mehr als die Deutschen, aber auch dieses Studium ist bei ihnen von mehr Einfluss auf die Ausbildung des Philologen, als auf die des Stilisten. In gewisser Beziehung ist es richtig, was ihnen die Franzosen vorwerfen, dass ihnen eigenthümliche Wörter, eigenthümliche Ausdrucksweisen fehlen, dass ihre Philosophie nicht im Stande ist, ihre abstracten Ideen bestimmt auszudrücken, dass sie ihnen nur nahe kommt, sie so zu sagen nur vermuthen lässt. Wie viele Schriftsteller, beinahe ebenso viele

Orthographien, wie viele Landschaften, ebenso viele Aussprachen; die grossen Gegensätze der Volks- und der Literatursprache und die ausserordentliche Vernachlässigung des Stils, insbesondere bei wissenschaftlichen Schriftstellern! Ueberhaupt giebt es — um die Worte des eben erwähnten deutschen Gelehrten zu gebrauchen — in Hinsicht auf die Sprache Zustände, welche einer grossen gebildeten Nation nicht würdig sind und welche es uns begreiflich erscheinen lassen, dass die deutsche Sprache nicht zur Weltsprache werden konnte, dass sie in dieser Hinsicht mit der englischen und der französischen nicht rivalisiren kann.

Und wie glauben hervorragende Männer, welche diese eines grossen gebildeten Volkes unwürdigen Zustände fühlen, diesen Uebelständen abhelfen zu können? Auf demselben Wege, geehrte Versammlung, welchen die französische Nation befolgt hat; auf demselben Wege, welcher den grössten Ungarn zur Gründung dieser wissenschaftlichen Anstalt geführt hat. Als sich die grosse Idee der deutschen Einheit zu verwirklichen begann, beantragte Du Bois-Reymond, der Secretär der Berliner Academie der Wissenschaften, unter dem hinreissenden Einflusse dieses weltgeschichtlichen Ereignisses, die Gründung eines centralen Instituts in der Academie der deutschen Sprache, damit diese die Gesetze dieser Sprache entwickle und auch die Kunst der Rede und Schrift bei der deutschen Nation mit allen den Mitteln fördere, welche die französische Academie angewendet hat.

Es gehört nicht hierher, geehrte Versammlung, die Gründe zu untersuchen, derentwegen diese grosse Idee bis zum heutigen Tage nicht zur Wirklichkeit geworden ist. Es sind hauptsächlich politische Rücksichten, welche auch die grosse deutsche Academie der Wissenschaften, deren Nothwendigkeit schon Robert Mohl so gründlich entwickelt hat, bisher nicht zu Stande kommen liessen. Ich wollte lediglich die Tendenz andeuten, jene grosse Wichtigkeit, welche auch in der Bildung weit fortgeschrittenere Nationen auch in unseren Tagen der Academie der Sprache und Literatur zuschreiben. Und indem ich auf jenen Gipfel der Vollkommenheit hinwies, auf welchen die französische Sprache sich erhoben hat, und zu welchem auch das gelehrte Deutschthum in mancher Hinsicht wie zu einem Ideal emporblicken mag, wollte ich auch dem grossen Publicum gleichsam zu verstehen geben, dass nicht die Schwäche unserer Bemühungen, sondern die Grösse der Aufgabe der Grund ist, wenn unsere Academie von jenen grossen Zielen, welche ihr die Weisheit ihrer Gründer vorgesteckt hat, trotz der grossen Fortschritte auf diesem Gebiete, noch nicht einmal dem ersten nahe gekommen ist.

Diese Aufgabe, geehrte Versammlung, ist ja keine geringere, als unsere nationale Sprache, dieses Erzeugniss des specifisch



nationalen Geistes, unter Bewahrung, ja Weiterbildung ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeiten, zum präcisen und künstlerischen Organe des gesammten menschlichen Geistes zu erheben. Diese Aufgabe geht Hand in Hand mit der anderen, nicht minder grossen und nie zu beendenden Aufgabe unserer Academie, mit der Pflege und Verbreitung der Wissenschaften. Denn der Schriftsteller muss im gleichen Maasse seiner Sprache und seiner Fachwissenschaft Herr sein; nur durch das vereinte Zusammenwirken des Sprachkundigen und des Fachgelehrten kann irgend eine Literatur jene Stufe der Entwicklung ersteigen, auf welcher sie die allgemeinen Wahrheiten in einer endgiltig festgestellten Sprache ausdrückt, wofern ich, von einem lebendigen und sich ewig fortentwickelnden Organismus sprechend, diesen Ausdruck Nisard's gebrauchen darf.

Und wenn auch die Ausbildung unserer Sprache nicht ohne wissenschaftliche Arbeit bewerkstelligt werden kann, so hat dieselbe nationale Treue, welche die Pflege unserer Sprache, im Interesse der Selbsterhaltung der Nation, als die erste Aufgabe dieses wissenschaftlichen Institutes bezeichnet hat, auch schon aus diesem Grunde nothwendigerweise die Pflege und Verbreitung der Wissenschaften in ungarischer Sprache zu ihrer zweiten, nicht minder wichtigen Aufgabe gemacht.

Széchenyi hatte vollkommene Kenntniss davon, welche Macht sich in dem Worte «Wissenschaft» birgt. Er hat gewusst, dass zur Sicherung der Zukunft seiner Nation, welche das leitende Princip seiner gesammten Politik, der Arbeit seines ganzen Lebens war, die «Entwicklung» der geistigen Kraft dieser Nation nicht minder nothwendig sei, als die «Erhaltung» derselben. Und wenn ihm in seinen verzagten Stunden die ungarische Nation gar oft, wie er sagte, als ein gar hungriger und magerer Adler erschien, welcher auf einem von der Civilisation isolirten Felsengipfel so lange dasitzt, bis seine Träume krankhafter Selbstüberschätzung ihr Ende erreichen, schwang sich in jenen glücklichen Momenten des Reformers, welche Kraft zum Kampfe leihen, seine Phantasie auf den Flügeln des Glaubens und der Hoffnung jener schönen Zukunft zu, in welcher, seiner Weissagung gemäss, Ungarn «sein» wird; und er erblickte jenes ideale Volk, welches in seinen persönlichen Tugenden und in seiner Seelenhoheit den «schmelzenden Zauber» besitzt. Ein Volk aber, das leben will, sagt er, muss sich zu einer solchen «Schmelzerrolle» erheben. Nur durch Superiorität können wir, nach ihm, unseren Stamm retten oder aber — gar nicht. Nicht die Quantität, verkündete er von diesem Sitze aus, sondern die Qualität ist die Angel der geistigen Kraft. Ihn machte nicht unsere kleine Seelenzahl bekümmert, sondern er zitterte darum für unseren Fortbestand, weil der materielle

wie der geistige Gehalt unseres Stammes so überaus leicht ist. Unsere Existenz schwebt nicht deshalb in Gefahr, weil wir unserer Wenige sind, sondern darum, weil unser Gewicht ein geringes ist.

Dies sind, geehrte Versammlung, die bewegenden Ursachen, zufolge welcher neben der Academie der ungarischen Sprache, welche in der ungarischen Nationalität und damit in unserem gesammten staatlichen Leben wurzelt, zugleich auch die Academie der Wissenschaften in's Leben treten musste; in's Leben treten zu dem Zwecke, damit wir auch durch diesen wichtigen Factor jene Superiorität, welche allein im Stande ist unserem Stamm in diesem Lande die Führerrolle zu sichern, erwerben und, insofern wir sie besitzen, entwickeln; damit wir auch dadurch jene geistige Kraft erwerben und entwickeln, welche allein eine Nation zum ausdauernden Kampfe gegen den Ausbreitungstrieb fortgeschrittenerer Culturen befähigt; und damit wir unter Bewahrung der uns zu Ungarn, zu einer ungarischen Nation machenden Eigenthümlichkeiten ein je wichtigerer Factor der westlichen Cultur zu werden vermögen.

Die geehrte Academie kann mit Recht fragen: warum ich wohl diese längst zu Gemeinplätzen gewordenen Wahrheiten aufwärme? Darum, geehrte Versammlung, weil, so oft wir diesem Institut gegenüber die Opferwilligkeit der Nation schwinden sehen, die Erinnerung nothwendig ist, dass, um die Worte des Grafen Széchenyi zu gebrauchen, die ungarische Academie der Wissenschaften unter unseren eigenartigen politischen Verhältnissen, mit Rücksicht auf unsere nationale Wiedergeburt, einen Hauptfactor bildet; dass diese Anstalt, wie der Secretärsbericht auch am heutigen Tage mit Thatsachen darthut, von dem Gefühle der Pflicht, welche diese Aufgabe ihm auferlegt hat, vollkommen durchdrungen ist; und dass sie in der Erfüllung dieser Pflicht, die Verbreitung der Wissenschaften anbelangend, niemals weder systematischer, noch erfolgreicher gewirkt hat, — während ihre der Pflege der Wissenschaften zugewandte Thätigkeit bis an die durch die materielle Kraft der Anstalt gesetzten Grenzen gegangen ist.

Soll ich behufs Erweckung der Theilnahme für unsere Academie, welche Theilnahme einzuschlafen beginnt, den angeführten Gemeinplätzen weitere Gemeinplätze über die Vortheile der Pflege und Verbreitung der Wissenschaften hinzufügen? Giebt es wohl einen mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigten Mann, welcher heute nicht wüsste, welch' grosse Kraft sich in den paar Worten: nationale Bildung und gebildete Nationalität birgt? Giebt es einen Gesetzgeber, welcher nicht wüsste, dass auch die Gesetze ihre Gesetze haben, und dass diese die Wissenschaft lehrt? Giebt



es einen Bürger, welcher nicht wüsste, wie sehr auch unsere angestammte Tugend, die Vaterlandsliebe, durch die Kenntniss des Schönen, Guten und Wahren geläutert und gekräftigt wird? Ohne Ideale ist weder im öffentlichen noch im privaten Leben eine richtige Praxis möglich.

Ein intelligentes Wesen kann nichts thun, ohne zu fragen, was das Beste sei, was es thun könne. Die Anschauung irgend einer Wahrheit ist das Einzige, was uns inmitten der Hindernisse des Handelns aufrecht zu halten und zu leiten vermag. Ohne die Führerleuchte der Theorie tappt die Praxis im Dunkeln. Die Rücksicht auf das Ideale ist für den wahren Politiker ebenso unerlässlich, wie die Kenntniss der reinen Geometrie für den Mechaniker. Auch die complicirte Maschinerie der öffentlichen Verwaltung fordert in unseren Tagen fachliches Wissen, ebenso wie die Leitung der Locomotive nicht einem einfachen Kutscher anvertraut werden kann. Auf den Schlachtfeldern entscheidet die Wissenschaft Völkergeschicke. Und unter den Gegnern, deren der Staat und die Gesellschaft hat, sind eben diejenigen die gefährlichsten, gegen welche die Arsenale keine Waffen enthalten, nur die Wissenschaft Waffen liefert.

Soll ich noch weiter fortfahren, geehrte Versammlung? Heutzutage weiss es auch der gebildete Gewerbsmann und Ackerbauer, dass die über die Natur geübte Herrschaft der sicherste Maassstab der Civilisation sei, und dass wir die Herrschaft des Menschen auf dieser Erde jenen Gesetzen verdanken, welche die Wissenschaft codificirt. Die Geschichte beweist, dass selbst die religiöse Anschauung von Zeit zu Zeit mit der Ausbreitung der Bildung sich geläutert und gehoben hat; sie ist frei geworden von der materiellen Auffassung der alten Civilisation, sie hat sich ihres Aberglaubens, ihrer Intoleranz begeben.

Alles dies, geehrte Versammlung, sind allgemein anerkannte Wahrheiten. Und wenn es unzweifelhaft richtig ist, dass jeder Wissenschaft ein Ideal vorschwebt, welchem wohl nahe gekommen, welches aber nie erreicht werden kann, so kann auch darüber kein Zweifel bestehen, dass auch die Aufgabe der wissenschaftlichen Anstalten, die sich die Pflege und Verbreitung der Wissenschaften als Ziel vorgesteckt haben, niemals vollständig gelöst zu werden vermag.

Die Frage kann also bloss diese sein: Welches ist die Rolle, welche bei der Erfüllung dieser grossen Aufgabe den Academien der Wissenschaften zukommt? Sind die Anklagen — denn dies allein könnte die Theilnahmslosigkeit gegen solche Anstalten rechtfertigen — sind die Anklagen wahr, welche hauptsächlich ausserhalb der Academie stehende Gelehrte und Ungelehrte gegen die Academien im Allgemeinen vorbringen? Ist es wahr, was auch

in Frankreich, auch anderwärts bisweilen behauptet wird, dass diese Anstalten zur Förderung der Wissenschaften nicht mehr geeignet sind und dass, wie sie sich spöttisch ausdrücken, diese Zünfte der Wissenschaften sich ebenso überlebt haben, wie andere abgeschlossene Corporationen des Mittelalters, wenngleich sie zeitgemäss gewesen sind, als die Förderung der Wissenschaften ebenso der Staatshilfe bedurfte, wie gewisse Zweige der Industrie, welche sich anfänglich nur unter den schützenden Fittigen des Staates entfalten konnten, aber später Gegenstände des freien Gewerbfleisses geworden sind; — und ist es wahr, dass überhaupt nicht Körperschaften, sondern einzelne Gelehrte die Wissenschaften vorwärts bringen, während der bekannte Conservativismus der Academien dem Fortschritte der Wissenschaften nicht selten eher einen Damm setzt?

Nein, geehrte Versammlung, diese Anklagen sind im Allgemeinen nicht wahr, nicht gerecht, und wenn sie ausnahmsweise in einzelnen Fällen auch gerechtfertigt werden können, sprechen sie doch mehr gegen die Organisation, als gegen die Institution selbst; in keiner Hinsicht aber können sie angesichts jener Organisation, in welcher die ungarische Academie der Wissenschaften besteht, berechtigt sein. Bei geschlossenen Körperschaften, die auf einen kleinen Kreis beschränkt sind, kann es, insbesondere in grossen Literaturen, bisweilen vorkommen, dass die grössten Talente der Nation ausserhalb dieser Körperschaften stehen, so lange als die bereits gewählten Unsterblichen derselben nicht aussterben. Unsere Academie kennt zwar auch eine Abstufung in der Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste, aber in der einen oder anderen Eigenschaft nimmt sie der Reihe nach alle Diejenigen in sich auf, die sich unter uns ernstlich und erfolgreich mit der Wissenschaft beschäftigen, und man kann sagen, dass sie alle diese zeitweise in sich vereinigt. Ja sie findet auch, bevor sie dies thun kann, Mittel und Wege, auch jene wissenschaftlichen Kräfte in den Kreis ihrer Thätigkeit einzubeziehen, welche sie noch nicht in ihren Schoss aufgenommen hat. Und diese Republik der Wissenschaften wird, wie schon Graf Josef Teleki bemerkt hat, durch die Freiheit belebt. Diese ist eine vollkommene Bürgerschaft gegen die Unterdrückung der Meinungen, welche einander hier gegenseitig controliren. Schon ihre Aufgabe, die Zeitigung und Verbreitung der Ideen, macht dieser Anstalt die grösste Oeffentlichkeit zur Pflicht.

Wenn sie irrt, was menschlich ist, kann Jeder über ihr Vorgehen urtheilen. Und wenn unsere Academie in ihren Urtheilen, deren Motive sie jedesmal entwickelt, bisweilen strenge ist, was so oft den Unwillen der Interessirten hervorruft, so dürfen wir nicht vergessen, dass dieses höchste wissenschaftliche Institut die Pflicht hat, sich zu den Grundprincipien des Schönen, Guten und



Wahren zu erheben, um unserer Nation bisweilen von der höchsten Stufe der Vollendung aus einen Maassstab zu zeigen, um den geistigen Bestrebungen auf allen Gebieten höhere Aufgaben zu stecken. Dies ist, geehrte Versammlung, um so nothwendiger, je mehr sich die Literatur von Zeit zu Zeit auf das Niveau der Menge herablässt.

Eine Academie, geehrte Versammlung, kann nicht anders vorgehen, wenn sie ihrer Aufgabe entsprechen will.

Die Academien sind die einzigen Anstalten im Staate, deren Zweck, mit Ausschluss jedes anderen, jedes Nebenzweckes, einzig und allein die Wissenschaft ist, während z. B. die Universität, indem sie auch zu Fachberufen ausbildet, die Wissenschaft auch zu Staatszwecken zu verwerthen bestrebt ist. Und es kommt vor, dass sie, wie wir leider mit Beispielen beweisen könnten, diesem letzteren Zwecke bisweilen ihre andere, nicht minder wichtige Aufgabe, eben diejenige, durch welche sie zur wirklichen wissenschaftlichen Anstalt wird, zum Opfer bringt. Die gelehrten Academien beweisen am meisten jene Wichtigkeit, welche eine Nation den geistigen Bestrebungen beimisst. Wir könnten sagen, es ist der reine Cultus der Idee, während es blos die höhere Auffassung des Gemeininteresses ist, zu welcher die Staatsmänner auf einer höheren Stufe der Cultur gelangen. Denn wenngleich der Gelehrte gar kein anderes Ziel kennt, als die Pflege und Förderung seiner Wissenschaft, so beweist doch die gesammte Geschichte der menschlichen Cultur, dass die wichtigsten Fortschritte des practischen Lebens, die fruchtbarsten Gedanken der Industrie, Folgen rein wissenschaftlicher, um practische Ergebnisse unbekümmerter Forschung sind.

Dass eine derartige Vereinigung der Pfleger der Wissenschaft, der hervorragendsten Talente der Nation in einem solchen Institute einen Rath von Sachverständigen darstellt, den auch die Gesetzgebungen und Regierungen in vielen Fällen mit Nutzen zu Rathe ziehen können: dies mag hier nur mit einigen Worten erwähnt werden. Für einen wichtigeren Umstand halte ich es, die Aufmerksamkeit der geehrten Versammlung auf jenen unmittelbaren Nutzen zu lenken, welcher aus einer solchen Vereinigung der die verschiedenen Zweige der Wissenschaften repräsentirenden, hervorragenden wissenschaftlichen Kräfte für die Wissenschaft selbst erwächst.

Schon der Umstand an und für sich, dass eine Anstalt, deren Zweck die Wissenschaft um ihrer selbst willen ist, seitens einer Nation auch mit Opfern erhalten wird, hebt nothwendigerweise auch die Stellung, die Autorität der Pfleger der Wissenschaft in den Augen des Publicums, welches in jedem Falle geneigt ist, jene Wichtigkeit, welche irgend einer Angelegenheit beigelegt

wird, auch auf die Repräsentanten dieser Angelegenheit zu übertragen. Und diese Achtung der Männer der Literatur und Wissenschaft übergeht von der Classe auch auf die Einzelnen mittelst jener Auszeichnung, welche die Wahl seitens solcher Institute verleiht. Ich lege kein geringes Gewicht auf das Wort «Wahl», geehrte Versammlung. Denn wenn auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens die Ernennung in vielen Fällen dem Gemeininteresse eine grössere Garantie bietet, so sind die competentesten Beurtheiler wissenschaftlicher Verdienste unstreitig die Pfleger der Wissenschaften selbst. Und jene Auszeichnung, welche die Fachkenntniss verleiht, wiewohl sie nicht in jedem Falle die Parteilichkeit ausschliesst, vermag dem Publicum doch im Ganzen genommen den gerechtesten Maassstab auch von der *Stufe* der auf dem Gebiete der Literatur und der Wissenschaft erworbenen Verdienste bieten. Und während die allgemeine Anerkennung, die Befriedigung der edlen Ambition auch an und für sich aneifernd wirkt auf der schweren Bahn: spornt jenes höhere Maass der Wissenschaftlichkeit und der Bildung, welches ein wissenschaftliches Institut fordert, nothwendigerweise zum Höherstreben an.

Sehen wir nicht, geehrte Versammlung, wie in unserer Zeit jedes Interesse auch aus der Vereinigung, der Verbindung Kraft zu schöpfen bemüht ist? Sehen wir es nicht, dass auch die Pfleger der Wissenschaft in jedem Fache es für nöthig halten, behufs Förderung und Verbreitung ihrer Wissenschaft sich in Gesellschaften zu vereinigen! Und nicht ohne Grund, geehrte Versammlung. Denn wenn es gleich wahr ist, dass die Wissenschaften durch einzelne Gelehrte vorwärts gebracht werden, wer wird es läugnen, dass die fortwährende Berührung, der fortwährende Ideenaustausch der Pfleger der Wissenschaft eine wissenschaftliche Atmosphäre herstellt, welche auf die Entwicklung der Wissenschaft auch schon an und für sich günstig wirkt? Solche Gesellschaften bringen die neuen Kräfte den alten Autoritäten näher; sie verhalten sich der wissenschaftlichen Thätigkeit gegenüber planmässig leitend, aneifernd, richtunggebend, zugleich controlirend; sie zeichnen dem Forschergeist die neueren Probleme der Wissenschaften vor, indem sie die Talente auch durch ihre Preiskrönungen zur Lösung derselben anspornen; und ihre Beurtheilungen, deren Gründlichkeit durch die mehrseitige Discussion gewährleistet wird, stellen sowohl den Erfolg, als den Irrthum schneller und sicher fest. Soll ich noch der besonderen Nützlichkeit der Gesellschaften und Vereine für solche Aufgaben Erwähnung thun, welche nur mittelst Arbeitstheilung gelöst werden können und bei welchen bisweilen auch geringe Kräfte unter der Leitung grösserer Capacitäten grosse Dienste zu leisten vermögen? Soll ich der Herausgabe der Quellen der Wissenschaften und



grosser Sammelwerke Erwähnung thun, welche nur durch das lange Zeit hindurch consequent bethätigte Zusammenwirken vieler Kräfte und mit so grossen Opfern zu bewerkstelligen ist, wie sie von der Privatunternehmung um so weniger erwartet werden können, je geringer der Absatz derartiger Werke ist?

Und wenn es im Allgemeinen wahr ist, dass der Privatunternehmung auf dem Felde der Literatur die Absatzfähigkeit der Werke eine Schranke setzt, fällt den Gesellschaften auch hinsichtlich der Publication solcher Werke, welche ansonst gar nicht erscheinen würden, keine geringe Aufgabe zu. Und welcherlei Werke sind dies? Oft gerade diejenigen, welche die Materialien, die Bausteine der Wissenschaften zusammentragen oder ihres streng wissenschaftlichen Inhaltes wegen auf ein grosses Publicum nicht rechnen können.

Und während das Geschäft bei seiner Unternehmung hauptsächlich die Richtung des Gemeingeistes, den Geschmack der Menge berücksichtigt, schafft die Theilnahme der Nation in den wissenschaftlichen Gesellschaften solche Unternehmer, welche nicht auf Gewinn ausgehen, sondern lediglich durch geistige und moralische Interessen geleitet werden und oft gerade die Herausgabe solcher Werke für ihre vornehmste Pflicht halten, welche die Berichtigung jenes Gemeingeistes, jenes Geschmacks als ihre Aufgabe ansehen.

Ohne materielle Unterstützung erheben sich weder die Wissenschaften, noch die Künste auf eine höhere Stufe der Entwicklung. Auf geistigem Gebiete, geehrte Versammlung, ist eine derartige Unterstützung ein ebenso nothwendiger Factor der Production, wie es auf dem Gebiete der materiellen Production die Investitionen sind. Schon die Methode an und für sich, welche insbesondere in den Naturwissenschaften einen so ausserordentlichen Fortschritt zuwege gebracht hat, beansprucht kostspielige Mittel und ein Arbeitsfeld, dessen Herstellung in den meisten Fällen die Kraft des Einzelnen übersteigt; und auch bei diesen Mitteln, bei einem derartigen Arbeitsfelde ist nur ausserordentliche Anstrengung, bisweilen nur die concentrirte Thätigkeit eines ganzen Lebens im Stande, Resultate aufzuweisen. Und woher soll der Gelehrte die Kraft zu dieser Ausdauer nehmen, wenn ihn die Sorge um das tägliche Brod drückt? wenn er auf keine Belohnung seiner Arbeit rechnen kann? ja, wenn er nicht einmal die Aussicht hat, die Ergebnisse seiner Arbeit veröffentlicht zu sehen?

Die Literatur und die Wissenschaften können demnach auch in unseren Tagen die Maecenaten nicht entbehren. Die Nation, als Staat und als Publicum, schafft und erhält durch ihre Opferwilligkeit diese neuen Maecenaten unserer demokratischen Zeit in den wissenschaftlichen Anstalten und Gesellschaften.

In einem jener schönen Essay's, welche unter dem Titel einer Culturgeschichte Englands erschienen sind, zeigt Buckle, wie nachtheilig auf die Literatur und die Wissenschaften das System der gouvernementalen Bevormundung wirkt. In den Zeiten des Kaisers Augustus, Leo's X. und Ludwig's XIV. folgte gleichmässig rascher Verfall jenem Glanz auf dem Fusse, welchen die Werke einer früheren Generation über die Zeit jener Herrscher verbreitet haben. Ich übergehe die Einzelheiten dieser schönen Studie: wie sich namentlich unter dem letztgenannten Herrscher eine Art des literarischen Feudalismus entwickelte; wie neben dem *Buhlen um Gunst* der einzige Zweck der Wissenschaft, die *Erforschung der Wahrheit*, zur Nebensache wurde; wie der Geist mit seiner Unabhängigkeit bald auch seine Energie verlor; wie die Literatur die Interessen des Volkes vernachlässigte; wie sich der Nationalgeist den edelsten Zweigen der Wissenschaft entfremdete; und wie die Einschränkung des Wirkungskreises des Genius und die Aufopferung der Wissenschaft an die Kunst allmählig auch den Verfall der Künste nach sich zog. Soll ich mich auf Napoleon I. berufen? Wir wissen, dass ihm nicht der Wille, sondern nur die Macht fehlte, die sämmtlichen moralischen Wissenschaften zu vernichten, sowie er auch die Academie dieser Wissenschaften aufhob. Aber wenn wir die Extreme des absoluten Regime's auch übergehen, so können die Staatsmänner überhaupt es nicht für ihre Aufgabe halten, neben dem Staate auch die Republik der Wissenschaften zu regieren. Und eben damit diese Republik sich selbst regieren könne, sind jene Formen der Selbstregierung nothwendig, welche wir in den wissenschaftlichen Anstalten und Gesellschaften besitzen. Wer kann es bezweifeln, geehrte Versammlung, dass diese Anstalten und Gesellschaften, indem sie die Freiheit der Pflege der Wissenschaften am besten gewährleisten, auch dafür die meiste Bürgschaft gewähren, dass die Männer der Literatur und Wissenschaft, ohne jede Nebenrücksicht, einzig und allein die grossen Interessen der Literatur und Wissenschaft vor Augen halten? Wer kann es bezweifeln, dass durch solche Anstalten und Gesellschaften, insofern sie ihrer Aufgabe gewissenhaft entsprechen, auch die Investition jener Summen am zweckentsprechendsten bewerkstelligt werden könne, welche die Theilnahme der Nation und des Publicums zum Zwecke der Pflege und Verbreitung der Wissenschaften spendet? Jene grosse geistige Bewegung, welche auf dem Gebiete der Wissenschaften allenthalben herrscht, vermag ein einzelnes, wenn auch noch so scharfes Auge in unseren Tagen nicht einmal zu überblicken, geschweige denn zu leiten.

Die wissenschaftlichen Anstalten leisten der Nation auch durch die harmonische Entwicklung der wissenschaftlichen Lite-



ratur einen Dienst. Indem sie die Wissenschaft zugleich unabhängig machen von jenen Interessen, welche im Staat und in der Gesellschaft um die Herrschaft ringen, machen sie es möglich, dass dieselbe, ausserhalb der Parteikämpfe und über denselben stehend, ausschliesslich im Dienste des Gemeininteresses wirke. Durch die Verbreitung der Wissenschaften erheben diese Anstalten den durch die Parteileidenschaften irre geleiteten Gemeingeist auf einen höheren allgemeineren Standpunkt, indem sie es ihm möglich machen zu erkennen, wie viele Irrthümer das Interesse und die Leidenschaft bisweilen der Wahrheit beimengen.

Schon aus diesem Grunde ist der Dienst kein geringer, den rein wissenschaftliche Anstalten durch die Verbreitung der Wissenschaften leisten. Derselbe ist auch deshalb von Wichtigkeit, weil es nicht gleichgiltig sein kann, wenn der geistige Bedarf des lesenden Publicums lediglich durch das Interesse, welches die Literatur nur als Waffe gebraucht, oder durch das Geschäft, welches das Werk, als Industrieartikel, hauptsächlich nach seiner Absatzfähigkeit abschätzt, befriedigt wird. Der aus der Literatur zu ziehende Nutzen hängt nicht allein von der Literatur ab, sondern auch von der Empfänglichkeit der Leser und von dem in der Auswahl der Lectüre sich kundgebenden Urtheil. Dies sind die Bedingungen des Erfolges, ohne welche die Zahl und der Werth der Bücher gleichgiltig ist. Die wissenschaftlichen Anstalten und Gesellschaften sind, wenn sie bei der Verbreitung der Wissenschaften keinen *Nebenzweck* verfolgen, nicht nur die besten Berater des lesenden Publicums in Betreff der Auswahl des Lesestoffes, sondern versehen dasselbe auch, insofern es dies nicht ist, mit der besten Lectüre; sie importiren jede Wahrheit, wo sie immer herstamme, indem sie gleichsam die öffentlichen Brunnen der Cultur vorstellen, welche die Wasser der reinen Quellen von allenthalben zu gemeinem Gebrauche herbeileiten. Und indem sie dies thun, bewahren sie die Cultur der Nation zugleich sowohl vor der Isolirung als auch vor der Einseitigkeit.

Indessen will ich, geehrte Versammlung, die Aufzählung jener Dienste nicht fortsetzen, welche die wissenschaftlichen Anstalten und Gesellschaften sowohl hinsichtlich der Pflege, als auch hinsichtlich der Verbreitung der Wissenschaften leisten.

Auf meinen Gegenstand zurückkehrend frage ich nun: Sind diese Dienste wohl geringer, wenn die wissenschaftlichen Anstalten und Gesellschaften Academien genannt werden?

Die Academien nehmen anderen wissenschaftlichen Vereinen gegenüber dieselbe Stellung ein, welche die Universitäten den einzelnen Fachlehranstalten des höheren Unterrichts gegenüber einnehmen. Und dieselben Ursachen, welche die Superiorität der deutschen Universitäten z. B. gegenüber den gesonderten Facul-

täten Frankreichs begründen, bilden auch die Vorzüge solcher Akademien der Wissenschaften, wie die ungarische Academie der Wissenschaften eine ist, welche die Gesammtheit der Wissenschaften in sich fassen, vorausgesetzt, dass die Academie der gesammten Wissenschaften, indem sie das menschliche Wissen in einer höheren Einheit vereinigt, die Selbständigkeit der Gruppen der verwandteren Wissenschaften vollständig sichert.

Ich habe von Gruppen verwandter Wissenschaften gesprochen, geehrte Versammlung, denn die Akademien nehmen, wenn sie ihre Thätigkeit auch nicht auf sämmtliche Wissenschaften erstrecken, eine ganze Gruppe der Wissenschaften in ihr Thätigkeitsbereich auf, die Gruppe jener Wissenschaften, welche mit einander im Verhältniss der Verwandtschaft stehen, deren Pflege wechselseitig aufeinander wirkt.

Ich glaube nicht, dass Jemand in diesem Vorgehen der Akademien das Argument suchen möchte, mit welchem er die Schädlichkeit oder Ueberflüssigkeit dieser wissenschaftlichen Anstalten darzuthun wünschte.

Wenn es auch im Allgemeinen richtig ist, dass sich die Wissenschaften mittelst wechselseitiger Beeinflussung entwickeln, so gilt dies noch mehr von jenen Wissenschaften, welche einander zum Zwecke der Erkenntniss der Dinge gleichsam wechselseitig ergänzen.

Ich habe bereits jenes Verhältniss hervorgehoben, in welchem die sprachpflegende Academie zu den Akademien der übrigen Wissenschaften steht. Wir wissen, dass ein Schriftsteller, in welchem Fach er immer schreiben möge, die unabweisliche Pflicht hat, die Gesetze der Sprache und Darstellung zu kennen. Und wenn schon der Umfang der einzelnen Wissenschaften ein so grosser ist, dass unser Wissen genöthigt ist, an Tiefe zu verlieren, was es an Umfang gewinnt: ist es wohl zu verwundern, wenn auch eine solche Autorität, wie Max Müller, die Sprachgelehrten zur Bescheidenheit ermahnt, indem er sie aufmerksam macht, dass sie neben jenem Theile der Wissenschaft, welche sie hauptsächlich pflegen, welcher ihnen gleichsam in's Blut übergehen müsse, auch eines anderen Theiles derselben bedürfen, den sie dort in die Tasche stecken, wo sie ihn eben finden; dass es unter ihnen Keinen giebt, der nicht genöthigt wäre, von Jenen zu lernen und Rath zu verlangen, welche die verschiedenen Zweige der Sprachwissenschaft als Meister beherrschen; und dass demnach die Sprachwissenschaft nur durch offenes, ehrliches, wahrhaft *cameradschaftliches* Zusammenwirken gefördert werden könne? Schleicher geht, wie wir wissen, noch weiter. Er entwickelt, wie nothwendig auch für den Sprachforscher die Beobachtung der organischen Welt und ihrer Lebensgesetze sei; er weist nach, was die



Sprachwissenschaft auch aus Darwin's Theorien abstrahiren könne und sucht hierauf den künftigen Sprachforscher im Interesse seiner eigenen Wissenschaft zu überreden, dass er auch die Vorträge eines hervorragenden Zoologen oder Botanikers hören möge. Max Müller überzeugt uns umgekehrt mit Beispielen davon, dass es kaum eine Wissenschaft gebe, welche nicht in einem oder dem anderen Falle bei der Sprachwissenschaft sich Rath's erholen könnte. Die Wechselwirkung der Naturwissenschaften auf einander, ihre gleichsam bundesgenossenschaftlich fortschreitende Entwicklung ist Jedermann bekannt.

Indessen überzeugen wir uns immer mehr, wie weit sich die Wirkung der Naturwissenschaften auch über die Grenzen dieser Wissenschaften hinaus erstreckt. Ihre Methode, die inductive Methode, gewinnt von Tag zu Tag sich erweiternde Anwendung auch auf dem Gebiete der moralischen Wissenschaften; die Theorie mehr als Einer moralischen Wissenschaft entwickelt sich, anstatt aus im vorhinein festgestellten Sätzen, auf Grundlage sorgfältig untersuchter Thatsachen. Der Einfluss der Naturgesetze auf den Menschen, auf die Nationen ist auch bereits älterer Zeit, bereits durch einige grosse Geister des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen worden, jedoch nicht so klar, nicht so vielseitig wie in unserer Zeit. Die am Aufbaue der Socialwissenschaft beschäftigten Gelehrten glauben ihre grosse Aufgabe durch das Studium der Gesetze der Biologie erleichtern zu können.

Den Einfluss der staatswirthschaftlichen Factoren auf den Verfall und Aufschwung der Nationen kennen wir heute ebenfalls gründlicher als Montesquieu ihn gekannt hat. Und letztthin ist in Frankreich und Deutschland eine ganze kleine Literatur entstanden, um zu beweisen, wie unentbehrlich für den Rechtsgelehrten die Volkswirtschaftslehre sei. Wie ohne juristische Kenntnisse Niemand tiefer in die Wissenschaft der Volkswirtschaft eindringt, giebt es umgekehrt ohne die Kenntniss der letzteren auch keine gründliche Rechtskenntniss. Auch bei uns hat Széchenyi das alte ungarische Rechtssystem mit volkswirthschaftlichen Argumenten bekämpft. Und ein Blick auf die Capitel der bürgerlichen Gesetzbücher kann Jedermann überzeugen, wie sehr massgebend bei der Abfassung dieser Gesetzbücher auch die Wissenschaft der Volkswirtschaft gewesen sei. Soll ich von der Geschichtschreibung sprechen? Man pflegt zu sagen, geehrte Versammlung, dass diese Wissenschaft, welche zugleich eine Kunst sei, zwei Augensterne habe: die Chronologie und die Geographie. Unser College Franz Salamon hat uns mit Recht aufmerksam gemacht, dass diese Wissenschaft ebenso viele Augensterne habe, als es Wissenschaften giebt. Ich glaube, es zweifelt heute Niemand mehr daran, dass, je mehr Kenntnisse eine Zeit besitze, desto mehr ihre Befähigung

zur Geschichtschreibung wachse. Die Entwicklung der Cultur steckt in der Pflege der Geschichte immer neue und neue Standpunkte aus. Und je vielseitiger die Cultur wird, desto vielseitiger wird die Aufgabe des Geschichtschreibers. Denn jede Zeit bemüht sich aus der Vergangenheit so viele Lehren zu gewinnen, für wie viele sie die Befähigung besitzt. Und wie es keinen Naturforscher giebt, der nicht bestrebt wäre, sich auch zu höheren Gesichtspunkten emporzuschwingen, kann es keinen denkenden Menschen geben, der nicht bemüht wäre, die auf inductivem Wege gewonnenen Kenntnisse sich anzueignen. Die Philosophie, geehrte Versammlung, die wahre Philosophie stützt sich auf die gesammten Kenntnisse ihrer Zeit, um ihrerseits wieder auf das gesammte geistige und sittliche Leben befruchtend zurückzuwirken.

In der That, geehrte Versammlung, je nothwendiger in unseren Tagen die eingehende Pflege der Wissenschaft die Arbeitheilung macht, desto nothwendiger ist es, dass es solche Mittelpunkte der wissenschaftlichen Thätigkeit gebe, wo die einseitige Fachbildung auf jedem Schritte diese Berührungen, diese Wechselwirkung der menschlichen Kenntnisse zu empfinden genöthigt ist. Auf diese Weise vermögen sich auch die Bureaukraten der Wissenschaft aus ihrem engen Horizont zur Höhe allgemeinerer Gesichtspunkte zu erheben. Aber auch die wechselseitige Controle ist für die Pfleger der verschiedenen Zweige der Wissenschaft nicht ohne Nutzen. Wiewohl wir eine jede der Methoden in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft mit Nutzen angewendet sehen, ist es dennoch unzweifelhaft, dass die eine oder die andere Methode in der Pflege der einen oder der anderen Wissenschaft mehr am Platze ist. Es ist nun um so nothwendiger, die Grenzen der Anwendung dieser Methoden festzustellen, mit je grösseren Gefahren für die Wissenschaften selbst die Ueberschreitung dieser Grenzen verbunden ist. Während Hillebrand die Philosophie, welche ihr System lediglich auf positiven Grundlagen aufzubauen verheisst, dafür verantwortlich macht, dass der Gemeingeist Englands — woraus seine Schwäche hervorgeht — seinen idealen Inhalt verloren hat, ermahnt Du Bois-Reymond den Naturforscher, unter Hinweis auf jene Zeit, wo in Deutschland die Schwärmerei der Naturphilosophie geherrscht hat, zur Vorsicht in der Anwendung der philosophischen Methode. Wohl möge, sagt er, auch der Naturforscher speculiren, jedoch nur innerhalb der Grenzen seiner eigenen Wissenschaft, und mit dem Vorbehalte, dass die Erfahrung seine Muthmassungen, seine Conjecturen, auf welche er bis dahin kein grosses Gewicht legen darf, bestätigen, rechtfertigen werde. Wir haben auch des entwickelnden Einflusses der Naturwissenschaften auf die moralischen Wissenschaften Erwähnung gethan. Aber auch diese Richtung kann sich in Extreme



verirren. Oder sehen wir etwa nicht das verwegene Bestreben, die Statistik und Geschichte zu einer ebenso exacten Wissenschaft erheben zu wollen, wie es die Naturwissenschaft ist, mit ewigen, unveränderlichen Gesetzen, neben welchen der Einfluss der menschlichen Macht, der freie Wille und damit die Verantwortlichkeit des Menschen, die Sittlichkeit verloren geht? Man vergisst, dass der Mensch nicht allein ein natürliches, sondern auch ein sittliches, geistiges Wesen ist, und dass die Existenz der Sittengesetze ebenso wenig der Freiheit entgegensteht, wie die Existenz der physischen Gesetze. Denn mit der Erkenntniss der Natur der Dinge, in deren Mitte wir wirken, nimmt ja unsere Freiheit eher zu als ab. Und wenn man blos das Suchen und Aufstellen allgemeiner Principien als die Aufgabe der Geschichte betrachtet, so verwechselt man schon eben dadurch die Geschichtsphilosophie mit der Geschichte.

Aber auch die Philosophie und Poesie tauschen in unseren Tagen bisweilen ihre Rollen. Während in der Poesie, mit Vernachlässigung des richtigen Verhältnisses, das philosophirende Element immer überwiegender wird, sahen wir sich zu einem philosophischen System erheben, was auch bei grossen Dichtern, bei einem Byron, einem Leopardi, lediglich eine individuelle Berechtigung hatte; zu einem Weltgesetze, was nur das Privilegium vereinzelter Geister ist, deren überschwengliche Idealität in schreienden Gegensatz zur Wirklichkeit geräth; die im übermässigen Hochfluge ihres Geistes die irdischen Dinge kleiner sehen, als sie in Wirklichkeit sind. Ich meine das System des Pessimismus, diese Philosophie der optischen Täuschung, diesen Buddhismus der Neuzeit. Dass derselbe auf unsere unbefriedigte, so vielseitig aufgeregte Zeit nicht eine ähnliche Wirkung ausübt wie im Orient, wo er die Thatkraft von Millionen gebunden hält, das Leben von Millionen unfruchtbar, inhaltlos macht, können wir lediglich der Mehrseitigkeit und dem kritischen Geiste unserer Cultur verdanken. Eine grössere Gefahr, als von dieser Schwärmerei der blasirten Gemüther, droht unserer Cultur von der überwiegend materialistischen Tendenz unserer öffentlichen Bildung. Ein hervorragender Naturforscher, Du Bois-Reymond, hat vor Kurzem, indem er die Rechte des Idealismus mit grosser Beredsamkeit zurückforderte, jene Gefahren geschildert, mit welchen der einseitige Betrieb der Naturwissenschaften unsere Cultur bedroht.

Welch' eine Menge falscher Richtungen gewahren wir in den wissenschaftlichen Bewegungen unseres Zeitalters, geehrte Versammlung! Und doch habe ich beispielshalber nur einige erwähnt, — der auch auf dem Gebiete der schönen Literatur oft herrschenden irrigen Tendenzen gar nicht gedenkend. Wer wollte es nicht

anerkennen, dass in wissenschaftlichen Centren, wo alle Zweige der Wissenschaft, und auf dem Gebiete jeder Wissenschaft mehrere Richtungen vertreten sind, die Gefahr der Einseitigkeit mehr ausgeschlossen, die Controle leichter gemacht ist? Und wer wollte, auch schon nach dem bisher Gesagten, die Nothwendigkeit der Controle, ja selbst der Reaction gegen die berührten Richtungen nicht anerkennen? Oder ist es wohl gleichgiltig, welchem Ideal, welcher Richtung eine Nation folgt?

Und wenn auf dem geistigen Gebiete Vorsicht noth thut, wann that dieselbe mehr noth, als in unserem Jahrhundert? Gab es wohl je eine Zeit, in welcher so viele und so grosse Fragen gleichzeitig aufgeworfen worden wären, bevor man sich im Besitze der zu ihrer Lösung erforderlichen Elemente befand? Was kann uns inmitten dieser grossen Gährung der Ideen vor der geistigen Anarchie bewahren, wenn es nicht die grosse Gewissenhaftigkeit der Wissenschaft thut?

Wie sehr nothwendig es in einer solchen Zeit ist, der wissenschaftlichen Forschung die Freiheit zu sichern, so ist es nicht minder nothwendig, den Gemeingeist vor den falschen Theorien zu bewahren, welche, insbesondere im Bereiche der moralischen Wissenschaften, um Thiers' Worte zu gebrauchen, wie geistige Epidemien die Welt durchziehen.

Aber auf dem Gebiete der Wissenschaften schadet auch anderswo jene Art des Conservativismus nicht, dessen man die Academie der Wissenschaften zu beziichtigen pflegt.

Unsere Academie, im Anfange eine Anhängerin der Neologie, wie wir wissen, hat in einer Denkrede das Andenken des Gegners der Neologie, Johann Horváth, gefeiert. Isidor Guzmics hat damals dem Wunsch Ausdruck gegeben, dass es unter uns stets edelsinnige Freunde des Alten geben möge, scharfe Beurtheiler des Neuen, um die unwissende Kühnheit zurückzuschrecken, Missbräuchen vorzubeugen, die bescheiden Kühnen zur Sorgfalt, zum Fleisse zu stählen. Und ich habe bereits oben angedeutet, wie es in unseren Tagen nothwendig geworden ist, den Geist Johann Horváth's herauf zu beschwören, damit er die unwissende Kühnheit zurückscheuche. Und Virchow hat auseinander gesetzt, wie sehr der Conservativismus auch in den Naturwissenschaften am Platze sei. Der echte Naturforscher zeichnet sich nach ihm dadurch aus, dass er mit sich über die Grenzen dessen, was er weiss und was er nicht weiss, vollständig im Reinen ist, und dass er einen Unterschied zu machen versteht zwischen dem, was wir im strengen Wortsinne genommen wahre Wissenschaft nennen, und dem, was jenem in weiterem Sinne gefassten mehr speculativen Theile angehört, welcher Probleme, Aufgaben aufstellt, um die Forschung auf diese hinzulenken; welcher vorher geahnte Lehrsätze formu-



lirt, die indessen erst bewiesen werden müssen, deren Thatsächlichkeit erst begründet werden muss, welche Lehrsätze jedoch trotzdem mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zur Ausfüllung der Lücken des Wissens angewendet werden. Diesem speculativen und dem thatsächlich eroberten, vollständig begründeten Gebiete der Wissenschaft entsprechend, unterscheidet Virchow dasjenige, was noch *erforscht* werden muss, und dasjenige, was bereits *gelehrt* werden kann.

Ich habe bereits oben erwähnt, dass der Geist des Menschen die Methode, die er auf dem *einen* Gebiete befolgt, in der Regel auch auf die übrigen überträgt. Daher kommt es, dass wir auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, neben dem objectiven Wissen, den Strömungen des Dogma und der subjectiven Lehren begegnen. Der eben genannte Gelehrte hebt insbesondere hervor, welch' grossen Einfluss die Visionen der Einzelnen haben, dasjenige, was noch nicht bewiesen, was bloß Meinung, Einbildung, Theorie des Gelehrten ist; — und wie oft es geschieht, dass gerade das als Hauptsache betrachtet wird, was bloß Vermuthung ist, und als nebensächlich, was wir wirklich wissen. Diesen Hang der Naturforscher rügt auch Claude Bernard, von dem die Fachmänner behauptet haben, dass er nicht bloß Physiolog, sondern die Physiologie selbst sei. Die Hypothesen sind unvermeidlich, ja nothwendig, schon deshalb, weil, wenn sie durch das Experiment nicht bestätigt werden, die Thatsachen, durch welche sie widerlegt werden, Ausgangspunkte für neue Forschungen bieten. Indien suchend, entdeckt man bisweilen Amerika. Aber wie Viele giebt es, welche die einmal ausgesprochene Hypothese als einen Satz betrachten, dessen Anwälte um jeden Preis sie werden, vergessend, dass die Hypothese, wie Vogt bemerkt, nur ein Mittel sei; das Ziel, welches erstrebt werden muss, ist die Aufhellung der Wahrheit.

Der Naturforscher muss ganz Auge sein und er muss das schärfste Gesicht, die grösste technische Fertigkeit mit schneller Auffassung, mit Feinheit der Sinne und Energie des Urtheilsvermögens verbinden. Ist es zu verwundern, wenn der Irrthum so häufig ist, wo die eine oder die andere der berührten Eigenschaften fehlt und dieser Mangel durch das hartnäckige Festklammern an den aufgestellten Satz ersetzt wird! Ist es zu verwundern, wenn man alsdann so schnell Probleme als Lehrsätze aufstellt; das Wahrscheinliche so leicht für gewiss nimmt; wenn die Neigung so gross ist, Lehrsätze, welche bloß für einen Fall oder einige Fälle giltig sind, ohne weitere Forschung in's Unendliche zu erweitern, vergessend, dass auch verwandte Erscheinungen auf verschiedene Weisen vor sich gehen können; und wenn man, die Grenzl原因en des Erfahrungskreises überspringend, auch die höchsten Probleme des Geistes mit den natürlichen Processen

so leicht in Beziehung bringen zu können wähnt? Keine geringere Autorität, als Virchow, erinnert die Männer der Wissenschaft, dass diese vorzeitige Synthese das Vertrauen in die Wissenschaft erschüttert; er erinnert sie, dass die Wissenschaft seit Jahrhunderten die Aufgabe hat, den subjectiven Strömungen gegenüber jene Seite zu befestigen, welche auch er conservativ nennt, jene welche die sicheren Thatsachen mit dem vollen Bewusstsein der Beweise in sich fasst, jene Seite, welche als höchstes Beweismittel das Experiment betrachtet.

Wer kann nach solcher Erläuterung an der Berechtigung eines gewissen Conservativismus auf dem Gebiete der Wissenschaften zweifeln? Er ist eine Controle, welche in vielen Fällen vor dem Irrthum bewahrt, wiewohl er bisweilen auch selbst irrt. Wer wird daraus, die Sache so aufgefasst, eine Anklage gegen die wissenschaftlichen Anstalten, die Academien, ableiten können?

Und wenn demnach auch die letzte Anklage umgestossen ist, welche in unserer Zeit gegen die Academie der Wissenschaften erhoben zu werden pflegt; wenn wir dagegen von so vielen Seiten, durch so viele laut sprechende Thatsachen jene grossen Dienste bestätigt sehen, welche die wissenschaftlichen Academien hinsichtlich der Pflege und Verbreitung der Wissenschaften in unserer Zeit zu leisten berufen sind; und wenn diese unsere wissenschaftliche Anstalt, wir dürfen es mit dem berechtigten Selbstgefühl der erfüllten Pflicht aussprechen, diesen Aufgaben niemals besser als jetzt entsprochen hat: ist es nicht am Platze, geehrte Versammlung, angesichts der sinkenden Theilnahme, wie sie unsere Schlussrechnung aufweist, neben dem Forum, welches derzeit die allgemeine Aufmerksamkeit ausschliesslich in Anspruch zu nehmen scheint, neuerdings auch auf jene Rolle hinzuweisen, zu welcher bei dem grossen Werke unserer nationalen Wiedergeburt auch unsere Academie berufen ist; müssen wir nicht bemüht sein, jene Religiosität wach zu erhalten, welche an die staatsbildende, staaterhaltende Kraft der nationalen Bildung glaubt; ist es nicht an der Zeit, unsere Landeskinder aufmerksam zu machen, dass jenes Opfer, welches die Nation in ihrem eigenen Interesse gebracht hat, der Arbeitskraft unserer Academie nicht mehr entspricht, und sie auf den Verlust aufmerksam zu machen, welcher mit der Beschränkung der geistigen Thätigkeit die Nation selbst trifft? Ich, geehrte Versammlung, habe, indem ich in dieser Sitzung das Amt des Vorsitzenden führen muss, es um so mehr an der Zeit erachtet, diesen aufmerksam machenden, diesen mahnenden, diesen bittenden Zuruf zu erheben, je mehr ich überzeugt bin, dass die ungarische Begeisterung nicht so schnell erkaltet, wie sie entsteht, und dass sie nicht blos zu Siegen nützlich ist, welche ein schneller Augenblick entscheidet!



## II. MATHEMATIK UND NATURWISSENSCHAFTEN.

Bericht von Dr. J. FRÖBLICH.

Der günstige Erfolg der ersten und zweiten Serie ihrer Verlags-Unternehmung (siehe C. SZILY's Artikel im vorigen Jahrgang dieser Berichte) bestärkte die ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft in dem Entschlusse, auf diesem Wege in der Verbreitung gemeinnütziger naturwissenschaftlicher Kenntnisse fortzufahren. Der Ausschuss beschloss daher jüngst einen dritten Cyklus dieser Unternehmung und erliess eine Einladung zur Subscription. Es soll demnach diese Serie die Uebersetzung der Werke: *La Terre* von ELISÉE RECLUS, 4. Auflage, *L'Antropologie* von TOPINARD, 2. Auflage, Paris 1877, und *Die Donau und ihr Gebiet* von PETERS, Leipzig 1876, enthalten. Ausserdem ist die Abfassung eines Originalwerkes beabsichtigt: Die Geschichte der Naturwissenschaften, dargestellt in Biographien und Charakteristiken berühmter Gelehrten. Alle diese Werke liefert die Gesellschaft ihren Mitgliedern um zusammen 15 fl. ö. W.

Die beiden Bände des RECLUS'schen Werkes, welches im Original schon vier Auflagen, aber wegen seiner kostspieligen Ausstattung noch keine Uebersetzung erlebt hat (im Deutschen existirt nur die ULE'sche Bearbeitung), werden zusammen etwa 90 Druckbogen, 54 vorzüglich colorirte Kunstbeilagen und 474 in den Text gedruckte Zinkotypen enthalten. Die Kosten von 1300 Exemplaren dieses Werkes in einer mit dem Original vollkommen übereinstimmenden glänzenden Ausstattung sind auf 16,000 bis 17,000 fl. veranschlagt. Die Gesellschaft erhält jedoch zu diesem Verlags-Unternehmen von Seite der Academie einen jährlichen Zuschuss von 2000 fl., für die Dauer dieses Cyklus somit 6000 fl.; der Verlags-Ausschuss hofft, dass bei einer Anzahl von 12—1300 Subscribenten der Verlust der Gesellschaft, da ja ein Gewinn überhaupt nicht beabsichtigt ist, nicht bedeutend sein wird. So werden dem gebildeten Publicum anerkannt vorzügliche Werke von allgemeinem Interesse in eben solcher, theilweise noch schönerer Ausstattung wie die Originale, und um fast die Hälfte des ursprünglichen Preises geboten. — Die Hoffnung auf eine rege Theilnahme des Publicums, welche das Comité in der Einladung aussprach, hat sich mehr als verwirklicht: am 15. Mai l. J. theilte der Secretär der Gesellschaft mit, dass sich bis dahin schon 1400 Subscribenten gemeldet haben und noch fortwährend Meldungen einlaufen; es wurde daher beschlossen, diesen Cyklus in 2000 Exemplaren drucken zu lassen.

Zu den einzelnen Fächern unseres Berichtes übergehend, erwähnen wir unter den Arbeiten aus dem Gebiete der Zoologie die vom Museums-Adjuncten A. MOCSÁRY im Auftrage der mathematischen und naturwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie und der Direction des National-Museums in den Comitaten *Sohl* und *Liptó* gesammelten *faunistischen Daten*, welche in der Academiesitzung vom 15. April vorgelegt wurden. Die Fauna der Hymenoptera und Diptera des nördlichen Ungarn

war bisher in der ungarischen Literatur und in der Sammlung des ungarischen National-Museums nur in einzelnen Exemplaren vertreten; hauptsächlich um solche zu sammeln, reiste der Verfasser in die genannten Comitate. Nach Detaillirung seiner Reise resumirt er schliesslich als Ergebniss derselben, dass er binnen 36 Tagen 3 Arten Amphibien, 3 Arten Fische, 720 Arten Insecten in 1568 Exemplaren; 14 Arten Schnecken und 42 Exemplare Spinnen gesammelt habe, die nun Eigenthum des Museums sind. 47 Arten der aufgezählten wurden in Ungarn jetzt zum ersten Male gesammelt, darunter 3 Wespenarten, die ganz neu zu sein scheinen. Im Anschluss an diesen Bericht theilte J. FRIVALDSZKY mit, dass er im Jahre 1877 im Sohler Comitate gleichfalls zahlreiche Insectenarten sammelte, darunter besonders vier seltene Arten, als ergänzende Daten zu E. FRIVALDSZKY's Werk.

Ueber das Stimmorgan der *Gryllus*-Arten machte O. HERMANN Mittheilungen in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft vom 27. April. Nach Erwähnung früherer, theilweise irriger Ansichten und ungenauer Untersuchungen über dieses Organ bemerkte Vortragender, dass selbst LANDAIS' Darstellung der Schrill-Ader der Feld- und Hausgrille, welche sich auch in DARWIN's berühmtem Werk über die Entstehung der Arten vorfindet, ungenügend sei. Eigene Untersuchungen ergaben, dass die Bezeichnung dieser Ader bei beiden Arten gleich und zwar prismatisch mit scharfen Rändern sei; daraus folgt auch unmittelbar, dass der Charakter des Tones bei beiden Arten derselbe ist.

Unter den Studien auf dem Felde der Botanik finden wir den von J. JURÁNYI in der Academiesitzung vom 15. April vorgelegten *botanischen* Bericht des Professors L. SIMKOVICS aus Grosswardein, welcher auf Kosten und Veranlassung der Academie das *Banat* und das *Hunyader Comitatus* zum Zwecke *botanischer Untersuchungen* bereist hatte. Der umfangreiche Bericht enthält im ersten Abschnitt den Umriss des durchforschten Gebietes, im zweiten die phytogeographische Charakteristik desselben und im dritten die Aufzählung der beobachteten Pflanzen. Es sind im Ganzen 447 Genera mit 1348 Arten; darunter gehören 433 Genera mit 1327 Arten zu den Phanerogamen, die übrigen zu den Gefässkryptogamen. Ferner werden einige neue Formen beschrieben, zahlreiche irrige Daten richtig gestellt und die bisher lückenhaften Angaben über die Hätzeger Alpenflora ergänzt und in ein zusammenhängendes Bild gebracht. Schliesslich folgt eine Zusammenstellung der botanischen Literatur über das Gebiet des Banates.

In der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft vom 17. April sprach V. BORBÁS über das *Verbascum blattiforme* Gris. Dasselbe ward bisher nur in Rumelien und wenigen Ortschaften des Szörényer Comitatus gefunden. BORBÁS fand es jedoch bei Vésztő im Békéser Comitatus und bei der Pulvermühle nächst Altöfen. An einem bei Vésztő gesammelten Exemplar der Pflanze, auf welchem ein Schmetterlingseocoen ruhte, fand sich eine Monstrosität vor. Der unter dem Coeoen befindliche Theil der



Blüthentraube trug gesunde, reife Frucht, der obere Theil jedoch war vergrünt und am Gipfel hatten sich statt der Samenknospen mit Blättchen reich bedeckte kleine Zweige entwickelt. An einzelnen Pflanzen weist BORBÁS noch besondere Eigenthümlichkeiten nach, so den Helistroxismus (Lichthunger) der im Wasser lebenden, jedoch aufs Trockene gelangten *Nymphaea* der Káter Puszta im Biharer Comitate.

Im jüngsten Hefte der «Természetrajzi füzetek» erwähnt O. HERMANN eine interessante Pflanze, nämlich das starkkriechende *Pegannum Harmala* L., welches am Südabhange des Blocksberges (gegenüber Pest) vorkommt und vielleicht ein Ueberbleibsel türkischer Cultur ist. Obwohl die Pflanze gegenwärtig nirgends cultivirt wird und gewöhnlich für Unkraut gilt, ist doch ihr Same in vielfältigem Gebrauch. Sie giebt einen vorzüglichen Farbstoff, das sogenannte Türkischroth; die Türken benützen sie als Gewürz, die Araber als Heilmittel, ja sogar als Narkotikum. Das Vorkommen dieser Pflanze am Blocksberge ist jedoch von phytogeographischem Interesse, da sie sonst nur in Asien, an den Nordküsten des caspischen See's, in Europa bei Salonich und im südöstlichen Spanien zu Hause ist. Auf dem Blocksberge behauptet diese Pflanze in einem durch eine Wegscheide gebildeten Dreiecke eine Fläche von etwa 16 Quadratmeter. Man sucht nun diese Pflanze möglichst zu schützen und vor dem Verschwinden zu bewahren.

Die Mineralogie und Geologie sind auch diesmal durch eine Fülle von Arbeiten vertreten. Professor J. SZABÓ berichtete in der Sitzung der geologischen Gesellschaft am 6. März über die *petrographischen und geologischen Verhältnisse des Kaiser II. Josephi-Erbstollens in Schemnitz*. Die ersteren Verhältnisse berührend, bemerkt SZABÓ, dass daselbst auf der westlichen Seite des Stollens im Hodrischer Thale nur der sogenannte Syenit vorkommt, begleitet von seiner Grünstein-Modification und secundären Sedimentgesteinen, während auf der Ostseite, vom Francisci-Schacht in Schemnitz angefangen, auch der Augit-Trachyt ansteht; derselbe grenzt im Osten an biotithaltigen Grünstein-Trachyt. Der Augit-Trachyt wird selbst zu Grünstein und gegen Westen grenzt der erstere an triassische Schichten, unter welchen er hervorbricht. In der Schemnitzer Gegend sind zwei Haupt-Trachyt-Gattungen zu unterscheiden: der Augit-Trachyt und der Biotit-Trachyt; der erstere ist jünger und veranlasste von letzterem die Rhyolith-Modification dort, wo sie sich unmittelbar berühren. Durch Solfatarenwirkung ist nachträglich zu verschiedenen Zeiten die Grünstein-Modification entstanden.

In derselben Sitzung legte B. v. INKEY die Arbeit G. PRIMICS' über *Diabasporyrite und Melaphyre aus Siebenbürgen und dem Hegyes-Drocsa-Pietrósza-Gebirge* vor. PRIMICS untersuchte die Sammlungen der Siebenbürger Melaphyrgesteine und fand, dass nach der neulich von Rosenbusch aufgestellten Definition nur ein kleiner Theil derselben wirklicher Melaphyr sei, der überwiegende Theil besteht aus Plagioklas, Augit und Magnetit, ohne Olivin, und muss daher *Diabasporyrit* genannt werden.

Es folgt die detaillirte Beschreibung der Gesteine und Eintheilung des vorhandenen Materiales in sechs Gruppen: 1. augitreicher Diabasporphyr, 2. normaler, 3. augitarmer, 4. augitfreier, 5. amphibolhaltiger, 6. Melaphyr-Diabasporphyr.

Professor A. KOCH sandte der geologischen Gesellschaft eine umfassende petrographische Arbeit ein, welche sich mit den von Lóczy in der *Heyyes-Drócsa-Pietrósza gesammelten Eruptivgesteinen* beschäftigt. Mit Hilfe seiner Assistenten und Schüler A. KÜRTHY und G. PRIMICS hat Professor KOCH mehrere Hunderte der eingesammelten Gesteine untersucht und classificirt. Die Untersuchung erfolgte meist mit Hilfe des Microscopes und wo thunlich mittelst der Flammen-Reaction nach SZABÓ's Methode. Die Benennung und Classificirung hat der Autor nach dem Vorgange des Petrographen Rosenbusch durchgeführt. — Der in der Sitzung der Gesellschaft vom 3. April zur Verlesung gelangte erste Theil der Arbeit umfasst granitische Gesteine, krystalline Schiefer, Quarzporphyre, Diorite, Diabase, Gabbro und Enstatitgesteine. Bei jeder Gruppe werden zunächst die einzelnen Mineralbestandtheile detaillirt beschrieben und ihre Aufeinanderfolge klargestellt, hierauf die untersuchten Stücke aufgezählt und kurz charakterisirt. Hervorzuheben ist die Reichhaltigkeit an wesentlichen und accessorischen Bestandtheilen, die sich namentlich in den Graniten und Dioriten ergab. Der Amphibolgehalt vieler Granite stellt diese den Graniten von Südtirol (Predazzo) und von den Vogesen nahe. Sehr interessant erwies sich die Untersuchung der Grundmasse der Quarzporphyre; es liess sich die dreifache Ausbildungsweise, die granophyre, felsophyre und vitrophyre Structur erkennen. Viele Diorite enthalten auch fein eingesprengte Erzpartikelchen.

In derselben Sitzung sprach TH. POSEVITZ über den *Dobschauer Grünstein*. Bekanntlich ist dieser das Muttergestein der Dobschauer reichen Kobalt- und Nickelerze und wurde bisher für Gabbro gehalten. Sein Verhältniss zu den grünen Devonschiefern ist noch nicht genügend bestimmt. Der Grünstein selbst ist *kein* Gabbro, sondern, wie die microscopische Untersuchung ergab, ein Quarzdiorit. Seine Gemengtheile sind: sehr zersetzter Feldspath, und zwar Plagioklas, Hornblende, welche zum grössten Theile die beginnende Umwandlung in eine chloritische Masse zeigt; Quarzkörner, theils primär, theils durch Zersetzung der übrigen Mineralien entstanden. Der Diorit enthält noch stellenweise Magnesiaglimmer, anscheinend die Hornblende ersetzend, und Chlorit als Zersetzungsproduct von Hornblende und Magnesiaglimmer. Der Grünstein kommt stockförmig vor, sein Alter ist gleich dem der ihm verwandten Gesteine.

Gleichfalls in dieser Sitzung beschrieb J. v. MATYASOVSKY einen *fossilen Spongit* aus dem Karpathen-Sandstein von Kis-Lipnik im Sároser Comitát, welchen v. Windegg als Geschenk eingesendet hatte. Nach einer detaillirten geologischen Beschreibung der Umgebung von Kis-Lipnik geht der Vortragende zur speciellen Beschreibung des räthselhaften Fossils über. Es ist eine Sandsteinplatte, deren einzelne Maschen regelmässige Sechsecke



sind, die daher mit einer Bienenwabenfläche grosse Aehnlichkeit besitzt. Zu Bekum in Westphalen wurde vor einigen Jahren ein ähnliches Fossil in den oolithischen Plattenkalken entdeckt. Von der Mark bestimmte dasselbe als einen Seeschwamm aus der Ordnung Amorphozoa und benannte es *Glenodictyum hexagonum*. Die Beschreibung dieses Fossils stimmt sehr mit dem gegenwärtigen; nur differiren die Dimensionen des Schwammkörpers einigermaßen; ersterer ist grösser, ausserdem ist wahrscheinlich, dass das Karpathen-Fossil einem etwas tieferen Niveau der Kreideformation angehöre als das westphälische. MATYASOVSKY schlägt daher vor, auf Grund dieser Unterschiede für das neue Fossil den Namen *Glenodictyum carpatium* anzuwenden.

Beim Herausnehmen einiger schadhaft gewordenen Wasserleitungsröhren in Budapest stiess man auf eine Menge kleiner dreieckiger Muscheln mit dunkeln Zickzacklinien, welche gruppenweise die Röhrenwände überzogen und die man in unserer Donau zu sehen nicht gewohnt ist. Nach Professor KRENNER ist diese Muschel die *Dreissena polymorpha*, ein Weichthier, welches an den Mündungen grosser Flüsse, so auch der Donau, im Brackwasser lebt. Mit ihrem Borstenbüschel, «Byssus», heften sie sich an Schiffe und gelangen so stromaufwärts, obwohl sie in dem ungewohnten süssen Element kaum die Hälfte ihrer sonstigen Grösse erreichen. Sogar bis Pressburg wurden sie verschleppt. Mit dem Donauwasser nahmen diese Thierchen ihren Weg in solche Leitungsröhren, welche unfiltrirtes Wasser führen und hefteten sich colonienweise an die Innenwände derselben an, wobei es jedoch merkwürdig ist, dass sie trotz dieser lichtlosen Herberge dieselbe lebhaftige Farbe, mit den schönen, zackigen, dunkelbraunen Zeichnungen aufweisen, wie in ihrer ursprünglichen halbsalzigen, dem Lichte zugänglichen Heimat. Die Thiere sind ganz und gar nicht gefährlich oder schädlich; im Gegentheil, sie reinigen das Wasser von fremden Organismen und besorgen so dessen theilweise Filtration. Eine andere Frage ist aber, ob diese Thiere durch ihre Vermehrung nicht etwa die Röhren des Wasserwerkes verstopfen können? Darauf lässt sich jedoch mit Bestimmtheit nicht antworten, da bisher keine derartigen Erfahrungen vorliegen.

*Ueber die Statistik der Erdbeben* las J. BRIX in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 15. Mai. Vortragender bemerkt in der Einleitung, dass die Statistik der Erdbeben in Folge ungenügenden Beobachtungs-Materiales vollständig nicht zu Stande gebracht werden kann, glaubt jedoch, dass dieselbe dennoch ihrem Zwecke entsprechen könne. Dieselbe liefert nämlich einerseits den Inductionsbeweis für die rein speculativen Erdbeben-theorien, andererseits fördert sie als unabweisbares Element die Kenntniss der localen Geogenie. Da die allgemeinen Resultate dieser Statistik auf allen Theilen der Erdoberfläche dieselben Merkmale besitzen, hingegen die localen Resultate nur dort von Interesse sind, wo die Aufnahme der Erdbebenfälle auch möglich ist, findet BRIX die Erdbebenstatistik in diesem Sinne ausführbar. Mehrere Forscher haben nachgewiesen, dass die Massen-

beobachtungen der Erdbeben bezüglich des temporären Auftretens derselben unlängbare Züge von Regelmässigkeiten aufweisen, deren gänzliche Klarstellung nur durch die Unvollständigkeit der bisherigen Erdbeben-Cataloge verhindert war. Vortragender hält diese Statistik für das einzige Mittel, um die vielen, irrigen Ansichten über die Erdbeben zu widerlegen.

Studien über die *microscopische Structur der Muschelschalen Ungarns* machte J. PETHEÖ, deren Resultate er in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft vom 17. April mittheilte. Nach Erwähnung der älteren Literatur und Arbeiten entwarf PETHEÖ ein allgemeines Bild der microscopischen Structur der Muschelschalen überhaupt und beschrieb dann die Verschiedenheiten, die bei seinen Untersuchungen an den ungarischen Muschelschalen sich vorfanden. Dieselben erstreckten sich auf die aus drei Schichten bestehenden Arten *Unio batavus*, *Unio pictorum* und *Anodonta cygnea* aus der Familie der Najaden, ferner auf die durch ihre porösen Schalen bemerkenswerthen Arten *Cyclas cornea* und die einfach lamellöse *Pisidium obliquum* aus der Familie der Cykladen.

Die topographische Beschreibung des Trachyt-Gebirges Szynszky-Kamen enthielt die Arbeit von O. LUDMANN, welche C. NENDTICH in der Academiesitzung vom 21. Mai vorlegte.

Die Besprechung der Arbeiten aus der Chemie beginnen wir mit W. PILLITZ' Untersuchung des Klosterneuburger Mostmessers («Müegyetemi Lapok», 1. und 2. Heft, 1878). Schon frühere, durch Professor PREYSZ angestellte Versuche ergaben die Ungenauigkeit der Angaben des obigen Instrumentes; diese wurde auch seinerzeit anerkannt, jedoch entschuldigte man sie damit, dass die Angaben für practische Zwecke bei 1–2 % ohnehin genügend genau wären. Die ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft nahm nun die Angelegenheit in die Hand und betraute W. PILLITZ mit der Lösung folgender Aufgabe: «Da die Daten des Babo'schen Mostmessers und der Fehling'schen Bestimmungsmethode eine so bedeutende Differenz zeigen, dass ersterer selbst zu practischen Zwecken kaum verwendet werden kann, seien zur genauen Eruirung dieser Abweichungen und Klarlegung der thatsächlichen Verhältnisse noch im Herbste dieses Jahres (1877) mit ein und derselben Traubenart vergleichende Versuche anzustellen.» PILLITZ hat seine Untersuchungen mit grosser Sorgfalt ausgeführt und gelangte im Verlaufe derselben zur Construction eines neuen Mostmessers, welcher sich zu bewähren scheint.

Ueber die Greth'sche Methode der Chromolithographie sprach W. WARTHA in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft vom 20. März. Greth in Zürich gelang es jene Schwierigkeiten, welche die Aufeinanderfolge der verschiedenen Steine beim gewöhnlichen Farbendruck verursacht und welche die Schönheit der Zeichnung so sehr beeinträchtigen, auf geschickte Weise zu umgehen. Greth benützt nur eine einzige Farbenplatte und einen schwarzen Lithographie-Ueberdruck, um die feinste Schattirung hervorzubringen. Er erhält ein aus einzelnen Farbstoffen be-



stehendes Mosaikbild, indem er auf eine vollständig plane Marmortafel eine in der Wärme schmelzbare Farbmasse aufgiesst, erstarren lässt und nun die darauf pausirten Contouren des Bildes mit einem vertical gestellten Messer herauschneidet; man nimmt hierauf eine neue Farbe, giesst wieder eine Partie, schneidet aus etc. so lange, bis das ganze Mosaik fertig gestellt ist. Nun wird die Oberfläche der Farbmasse, deren Dicke durch die Auflage (1000 Exemplare je 1 Centimeter) bestimmt ist, in eine gewöhnliche lithographische Presse gespannt, die so construirt ist, dass nach jedem Abdruck die Farbplatte um  $\frac{1}{100}$  Millimeter gehoben wird, so dass die Platte immer in gleichem Niveau bleibt. Das Papier wird mit Terpentin befeuchtet und nun kann man rasch hintereinander alle Farbentöne mit einem Male abdrucken, wobei alle Abdrücke vollkommen gleich sind; die Anzahl der Abdrücke ist auf den Preis derselben von geringem Einfluss, was beim gewöhnlichen Farbdruck nicht der Fall ist. Greth stellte einen Abdruck her, welcher vierhundert Farben enthielt, alle auf einer Platte. Dieses Verfahren lässt sich mit Vortheil im Zeugdruck verwerthen und wird dasselbe schon in einer grossen Zeugdruckerei bei Paris und im Elsass zur Imitirung von persischen Shawls verwendet. Ebenso ist es geeignet zur Herstellung geologischer Karten, farbiger Vorhänge, Firmentafeln, ja sogar zu Ankündigungen und Etiquetten, die bis jetzt nicht vorthellhaft herzustellen waren, da der Preis dieser Gegenstände im Verhältniss zu deren ephemeren Werth höchst ungünstig war.

In einer von A. KERPELY der Academie eingesandten und in deren Sitzung am 15. April vorgelegten Arbeit bespricht Einsender die *Bildung des flüssigen Cyansalzes*, welches G. Tamele, Aufseher der gräfl. E. Andrassy'schen Eisenschmelzhütte zu Alsó-Sajó im December 1877 und seitdem öfter wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Tamele liess dem Einsender eine beträchtliche Menge dieses eigenthümlichen Productes der Eisenschmelze zukommen und dieser berichtet nun über die chemische Beschaffenheit desselben.

J. SZABÓ legte in der Academiesitzung am 27. Mai die von J. MOLNÁR ausgeführte Analyse der Ofner Bittersalzquelle *«Aeskulap»* vor; in der Sitzung am 26. März derselben Körperschaft unterbreitete C. THAN eine Monographie von G. RICK über die *Entwicklung des Begriffes des chemischen Aequivalentes*.

Eine *physiologische* Arbeit lieferte A. AZARY über die *giftigen Wirkungen des salpetersauren Kobalts und Nickels*. Die Resultate seiner Beobachtungen sind folgende: 1. Von den löslichen Verbindungen des Nickels und Kobalts sind auch relativ kleine Quantitäten (0.1—1 Gramm) tödtlich. 2. Bei akuten Vergiftungen tritt der Tod unter abnehmender Temperatur, langsamen Herzschlägen und Athemzügen, Erbrechen und Diarrhöe binnen einem halben Tage ein. 3. Bei chronischen Vergiftungen erfolgt der Tod in Folge mangelhafter Ernährung. Ursache derselben ist der hochgradige Magencatarrh, heftige Entartung der Nieren, ja oft Schrumpfuere und nicht selten Lungenentzündung. 4. Auf die Blutkör-

perchen wirken die löslichen Verbindungen von Kobalt und Nickel zersetzend, indem sie deren Spaltung, den Verlust von Hämoglobin und ihre Anschwellung nach sich ziehen. 5. Die Herzfunction sinkt rasch nach der Einwirkung der Nickel- und Kobaltlösungen und hört bald auf. 6. Die Ausscheidung der Metalle aus dem Organismus geschieht sowohl durch die Nieren als auch durch den Darm.

Ernsten Bestrebungen begegnen wir auch auf dem Gebiete der *Physik*. So zwei aufeinanderfolgende Abhandlungen C. SZILY's im ersten und zweiten Hefte des diesjährigen Jahrganges der «Műegyetemi Lapok». I. *Das Princip der Energie in der Dynamik*. In einer früheren Untersuchung (Műegyet. Lap., 1877) hatte SZILY folgenden, von ihm «Princip der Energie» genannten Satz gefunden: «Bei jeder ungestörten (spontanen) Bewegung ist die Summe der unendlich kleinen Aenderung der kinetischen Energie und der während dieser Zeit geleisteten Arbeit gleich Null». Der Satz ist ähnlich demjenigen von der Erhaltung der Energie, doch weit allgemeiner als dieser; die Verwerthung desselben in der Dynamik führt zu folgenden Resultaten: das Princip gestattet mit Leichtigkeit die Ableitung der Bewegungsgleichungen eines Systemes, doch lässt sich diese Ableitung innerhalb des Rahmens dieses Principis auf unendlich viele Arten bewerkstelligen. Nimmt man an, die Kraftcomponenten entsprechen dem verallgemeinerten Hamilton'schen Principe, so ergibt sich: 1. Die kinetische Energie ist eine homogene quadratische Function der Geschwindigkeits-Componenten und von der Zeit unabhängig. 2. Der dynamische Ausdruck der Kraft ist:

$$P_i = - \left[ \frac{d}{dt} \frac{dK}{dp_i} - \frac{dK}{dp_i} \right]$$

wobei  $K$  die kinetische Energie,  $p_i$  eine allgemeine Coordinate bedeutet. 3. Die Kräfte haben ein Potential, welches von der Zeit und den Geschwindigkeits-Componenten unabhängig ist.

Im Anschluss an obige Arbeit: II. *Ableitung des Principis der Energie aus den Bewegungsgleichungen von Lagrange*. SZILY bemerkt vorerst, dass das d'Alembert'sche Princip nur dann zu dem Principe der lebendigen Kraft führt, so lange in den Bedingungsgleichungen der Bewegung die Zeit explicite nicht vorkommt; ist dies der Fall, dann lässt sich obiger Satz nicht in die Form bringen, in welcher das Princip der lebendigen Kraft gewöhnlich ausgedrückt wird. Nimmt man jedoch die Lagrange'schen Bewegungsgleichungen als Ausgangspunkt der Dynamik, so lässt sich eine allgemeine Form des Satzes von der lebendigen Kraft ableiten, welche giltig bleibt, ob nun die Bedingungsgleichungen der Bewegung von der Zeit abhängen oder nicht. Durch einfache Transformation dieses Satzes gelangt SZILY zu seinem schon früher gefundenen Principe der Energie. Es ergibt sich nun aus letzterem eine andere Definition der Kraft, obwohl die Form derselben mit der allgemeinen Galilei-Newton'schen übereinstimmt, und eine Erweiterung des Begriffes von der lebendigen Kraft.

Im vierten Hefte der «M. L.» findet sich eine Abhandlung M. RÉTHY's:



*Gilt der Boltzmann-Clausius'sche Satz, sobald das Potential auch explicite von der Zeit abhängt?* Das durch W. Weber erweiterte Newton'sche Potential wird von RÉTHY so verallgemeinert, dass dasselbe ausser von den Lagen und Geschwindigkeiten der einzelnen Punkte eines Systemes auch noch von der Zeit abhängig angenommen wird; insbesondere tritt die Beschleunigung und deren Differentialquotienten nach der Zeit hinzu. RÉTHY führt die von Sehering nur berührte Frage aus: Auf welche Weise kann die Zeit im Potential explicite auftreten, bezüglich: unter welchen Bedingungen kann sie darin *nicht* vorkommen; welches ist der dadurch hervorbrachte Einfluss auf die Bewegungsgleichungen und auf die Gültigkeit des Boltzmann-Clausius'schen Satzes? — RÉTHY stellt nun ein einfaches Gravitationsgesetz auf, aus dem sich diejenigen von Laplace-Newton, Riemann-Weber als specielle Fälle ergeben, und welches dem Princip der Erhaltung der Energie entspricht; es zeigt sich jedoch, dass bei dieser Annahme der eben erwähnte Satz nur unter gewissen Beschränkungen gültig ist.

Professor A. SCHULLER zeigte in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 20. März die kürzlich für das Budapester Polytechnikum angeschaffte Siemens'sche electrodynamische Maschine und erörterte die Leistungsfähigkeit dieses Apparates zu dem ähnlichen Gramme'schen. Die Siemens'sche Maschine ist ein bedeutender Fortschritt, sie ist billiger und leistungsfähiger als die Gramme'sche. Der theoretischen Erörterung folgte eine Reihe interessanter Experimente mit der Siemens'schen Maschine.

In seinen *Experimental-Untersuchungen über die Intensität des gebeugten Lichtes* («M. L.» 2. Heft, auch Wiedemann's Annalen der Ph. 1878, 4. Heft) giebt J. FRÖHLICH die Ausführung und Resultate seiner Versuche zur Verificirung seiner früheren theoretischen Folgerungen, zu welchen die Anwendung des Principes der Erhaltung der Energie in der Diffractionstheorie geführt. Es zeigte sich: 1. die absolute (d. i. mit der einfallenden Intensität verglichene) und relative Intensität der Beugungsbilder entspricht sehr nahezu den theoretischen Forderungen; 2. der absolute Werth der Amplitude des gebeugten Lichtes, welcher den Berechnungen zu Grunde lag, ist richtig; 3. bei geringer Beugung ist die gesammte Bewegungs-Energie des einfallenden Lichtes auch nach der Diffraction in der Lichtbewegung enthalten.

Ein bei uns spärlich bebautes Feld ist das der *Mathematik*. Um so freudiger berichten wir über jeden Versuch zur Förderung derselben.

Arbeiten dieser Art sind Professor E. HUNYADY's *Darstellung der Kegelschnitte durch projectivische Strahlenbüschel* («M. L.» 4. Heft). Nach Newton werden die Kegelschnitte durch Rotation zweier constanter Winkel um ihre Scheitel dargestellt, wobei während der Rotation zwei Schenkel, die zu verschiedenen Winkeln gehören, sich in einer Geraden schneiden, während der Schnittpunkt der beiden anderen Schenkel einen Kegelschnitt beschreibt.

In der heutigen Terminologie ausgedrückt, lautet der Satz folgendermassen: Die Schnittpunkte der entsprechenden Strahlen zweier projectivi-

scher Strahlenbüschel beschreiben einen Kegelschnitt. Obige Arbeit beweist und erweitert diesen Satz auf analytischem Wege. Es ergibt sich, dass eine Hyperbel, Parabel oder Ellipse entsteht, je nachdem in beiden Strahlenbüscheln zwei, ein oder gar kein paralleles Strahlenpaar vorhanden ist. Stehen ferner die Strahlen der entsprechenden parallelen Strahlenpaare senkrecht zu einander, so beschreiben die Schnittpunkte der zu einander gehörigen Strahlen eine gleichzeitige Hyperbel; analog wird ein Kreis durch die Schnittpunkte der entsprechenden Strahlen zweier projectivisch gleicher Strahlenbüschel dargestellt.

*Ueber einige Determinantenformen, die den Charakter von Covarianten besitzen*, von AUG. SCHOLTZ. («M. L.» 2. und 3. Heft.) Es sind bekannte projectivische Beziehungen, dass  $\frac{(n+1)(n+2)}{2}$  Punkte derselben Ebene

auf einer Curve  $n$ -ten Grades liegen, ebenso dass  $\frac{(n+1)(n+2)}{2}$  Gerade in dieser Ebene dieselbe Curve berühren; ferner dass  $\frac{(n+1)(n+2)(n+3)}{6}$

Punkte resp. Ebenen an einer krummen Oberfläche  $n$ -ten Grades liegen, resp. diese Fläche berühren. Solche Beziehungen werden durch das Verschwinden von Invarianten oder Covarianten ausgedrückt. Es muss daher diejenige Function der Coordinaten, deren Verschwinden das analytische Aequivalent der erwähnten Lagen dieser Punkte, Geraden und Ebenen ist, eine Form von der Natur der Covarianten sein. Die Arbeit enthält den vollständigen Beweis in den Fällen  $n=1, 2, 3$ , sowohl für die Ebene als auch für den Raum.

Von den *astronomischen* Arbeiten erwähnen wir in erster Linie die an der Privat-Sternwarte des Herrn N. v. KONKOLY in Ó-Gyalla angestellten Beobachtungen. Es sind dies zunächst *Beobachtungen der Sonnenflecken im Jahre 1877*, welche der Verfasser am 26. März der Academie vorlegte. KONKOLY bemerkt einleitend, dass in diesem Jahre (1877) die Instrumente seiner Sternwarte mit mehreren interessanten Apparaten vermehrt wurden. Zur Beobachtung der Sonnenflecken stellte er einen besonderen Heliographen in der östlichen Kuppel auf, welcher kein eigentliches Rohr besitzt, sondern aus mehreren Messingstangen zusammengestellt ist, die auf der einen Seite das Objectiv, am anderen Ende das Projections-Linsensystem tragen. Die Röhre wurde beseitigt, damit die darin enthaltene Luft nicht etwa von der Sonne erwärmt und das Sonnenbild unruhig würde.

Ausserdem wurde ein sechszölliger Merz'scher Refractor, ein grosses Spectroscop mit 6 respective 12 Prismen von Browning, eines mit 15 Prismen von Merz, ein Spectralphotometer, ein Merz'sches Helioscop und mehrere kleinere Geräthe angeschafft; ferner ward im selben Jahre ein neuer Drehthurm von 16 Fuss im Durchmesser gebaut. In diesem Jahre wurden zusammen 110 Sonnenflecken-Positionen aufgezeichnet; die aus den Flecken sich ergebenden Relativ-Zahlen weisen darauf hin, dass, wenn überhaupt die Minimum-Periode überschritten ist, die Er-



hebung gegen das Maximum sehr langsam vor sich geht, weil nur die ganzjährige Relativzahl grösser ist als die des Jahres 1876.

Weiters liest derselbe Verfasser in derselben Sitzung über die *Ergebnisse der Sternschnuppen-Beobachtungen*, angestellt auf dem ungarischen Krongebiet im Jahre 1877. Während dieses Zeitraumes wurden die Positionen von 241 Sternschnuppen bestimmt. Hievon entfallen auf Ó-Gyalla 141 (Beobachter Dr. C. SCHRADER und S. WEISS), auf Agram 42 (Beobachter Professor J. STOZIR), auf Hódmező-Vásárhely 18 (Beobachter TH. NAGY) und auf Schemnitz 5 (Beobachter Professor O. SCHWARZ).

Seit 1877 werden die Sternschnuppen-Beobachtungen in Ó-Gyalla nicht mit Meteoroscopen gemacht, sondern auf die zu diesem Zwecke von C. SCHRADER verfertigten Karten eingezeichnet. Die Karte liess v. KONKOLY in mehreren Exemplaren lithographiren und versah auch die übrigen Stationen mit solchen; ebenso mit einem Sternecatalog, den ebenfalls SCHRADER verfertigte. Letzterer fand für die Beobachtungen der Augustperiode folgende Radiationspunkte: 10. August,  $AR. = 32^\circ$ ,  $Decl. = +52^\circ$ ; 11. August:  $AR. = 44^\circ (\pm 5^\circ)$ ,  $Decl. = +60^\circ (\pm 2^\circ)$ ; 12. August:  $AR. = 345^\circ$ ,  $Decl. 17^\circ$  (ungewiss).

Derselbe Verfasser las in der Academiesitzung am 21. Mai: 1. Ueber *Marsbeobachtungen im October und November 1877*, angestellt auf der Sternwarte zu Ó-Gyalla. Es folgt aus diesen Beobachtungen, dass Mars eine sehr dichte Atmosphäre besitzt und seine Flecken ausserordentlich variabel sind; und überhaupt, dass Mars ein schlechtes telescopisches Object sei. Vortragender hat Mars auch spectroscopisch untersucht und fand starke atmosphärische Linien in dessen Spectrum, doch enthält dasselbe auffallend wenige rothe Strahlen, trotzdem der Planet gewöhnlich feuerroth erscheint. Im Spectrum seines Polarfleckes scheint das Roth gänzlich zu fehlen. v. KONKOLY hatte Gelegenheit im September 1877 Mars mittelst des zwölfzölligen Refractors zu Greenwich zu beobachten und zweifelt an der Richtigkeit der Proctor'schen Marskarte. — 2. Ueber *den Mercur-Durchgang am 6. Mai 1878*. Diese Erscheinung wurde auf der Ó-Gyallaer Sternwarte von sechs Beobachtern mit sechs Fernrohren beobachtet. Es waren dieselben die Herren C. v. REVICZKY, k. k. Hauptmann, E. v. HORVÁTH, k. k. Lieutenant, ALEXANDER CVET aus Russland, J. KAISER, Dr. N. v. KONKOLY und Dr. C. SCHRADER. Die ersteren vier Beobachter notirten blos die Contacte, während KONKOLY und sein Assistent SCHRADER auch Messungen zwischen Sonnen- und Mercur-Mittelpunkt anstellten. Die Contactbeobachtungen stimmten ziemlich gut überein; es ergab sich im Mittel:

Eintritt:	äusserer Contact	4 <sup>h</sup>	24 <sup>m</sup>	56.5 <sup>s</sup>	mittlere Ó-Gyallaer Zeit
	innerer Contact	4	26	42.5	

3. Ueber *eine neue Beobachtungsmethode der Fixsternspectra*. v. KONKOLY schlägt eine neue Methode zur Beobachtung von Sternspectren vor. Mittelst eines Mappirungsapparates werden die Spectrallinien gleich auf eine berusste Glasplatte aufgezeichnet, von der die Lagen der Linien bei Tage

abgelesen werden können. Er giebt diesem Verfahren den Vorzug gegenüber der photographischen Aufnahme der Sternspectra, weil letztere wegen der dazu nöthigen Lichtintensität nur bei Sternen erster oder zweiter Grösse anwendbar ist, während die Mappirungsmethode die Erforschung der Spectra von Sternen selbst bis zur siebenten und achten Grösse ohne Schwierigkeit gestattet; ausserdem erfordert die Herstellung eines einzigen photographischen Spectrums eine ganze Nacht, hingegen kann ein geschickter Beobachter in derselben Zeit 6—8 Mappirungen ausführen. Vortragender begann schon seine Methode an dem Sonnenspectrum, dem des Hydrogen, Kohlenwasserstoffgas, Stickstoffgas und an dem einiger Fixsterne zu erproben.

L. WEINEK's Bericht über die deutsche Venus-Expedition nach Kerguelen im Jahre 1874 legte G. KONDOR in der Academiesitzung vom 26. März vor. WEINEK, ein aus Ofen gebürtiger Ungar, gegenwärtig Observator an der Sternwarte zu Leipzig, dürfte wohl der Einzige von unseren Landsleuten sein, welcher an der Beobachtung des Venus-Durchganges am 8. December 1874 thätig mitwirkte. Als Mitglied der vom deutschen Reiche nach den Kerguelen gesandten Expedition nahm er an der Beobachtung dieser Erscheinung als Astronom und Photograph Theil. Der Bericht enthält die Geschichte der Expedition und die vorläufigen Beobachtungs-Resultate. Diese sind: Deutsches Observatorium auf Kerguelen: —  $49^{\circ} 9'$  geogr. Breite,  $70^{\circ} 10'$  östl. Länge von Greenwich; die Zeiten der beobachteten Contacte sind in der mittleren Zahlenreihe beigefügter Tabelle enthalten; die beiden anderen Zahlenreihen sind die berechneten Contactzeiten für die geographische Position: —  $48^{\circ} 41'$  geogr. Breite und  $69^{\circ} 2'$  östl. Länge von Greenwich, wenn man die Hansen'sche Sonnenparallaxe ( $8''\cdot916$ ) oder die des Nautical Almanac ( $9''\cdot1$ ) zu Grunde legt.

		Hansen		Beobachtung		Nautical Almanac	
		<sup>h</sup>	<sup>m</sup>	<sup>h</sup>	<sup>m</sup>	<sup>k</sup>	<sup>m</sup>
Eintritt:	äusserer	18	32.3	18	40.0	18	32.0
	innerer	19	2.7	19	10.3	19	3.0
		Contact					
Austritt:	innerer	22	29.05	22	37.7	22	28.7
	äusserer	22	58.7	23	2.6	22	59.2
		Contact					

Während des Verlaufes der Erscheinung wurden 61 Photographien von derselben genommen.

In derselben Sitzung gab C. SZILY eine kurze Mittheilung über unseren aus Baja gebürtigen Landsmann L. SCHULHOF, gegenwärtig Beamter im Bureau des Longitudes in Paris, dem die französische Academie der Wissenschaften für seine Theorie der kleinen Planeten den *Vaillant-Preis* im Betrage von 4000 Francs zuerkannt hat.

Beobachtungen über den Mercur-Durchgang am 6. Mai 1878 stellte auch L. GRUBER im meteorologischen Institute zu Budapest an, doch konnte der Eintritt wegen eingetretener Wolkenbildung nicht beobachtet werden; später gelang es in Folge des unterdessen günstiger gewordenen Wetters



mehrere Photographien aufzunehmen, bis der Sonnenuntergang auch dem ein Ziel setzte.

Die von Seite der ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft ausgeschriebenen *offenen Concourse* (siehe unseren letzten Bericht) über physikalisch-meteorologische Studien einerseits und geologische Untersuchungen andererseits ergaben folgende Resultate: Zu ersteren langten vier Offerte ein, von denen das dritte angenommen wurde; es werden somit die Antragsteller, die Herren Dr. G. SCHENZL, Director, und Dr. L. GRUBER, Observator der königlich ungarischen Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, mit der Abfassung eines *Handbuches über astronomische und magnetische Ortsbestimmungen* betraut. Honorar 600 fl. Ferner wünscht die Gesellschaft ein meteorologisches Handbuch mit 600 fl. zu honoriren, jedoch den Betrag nur dann auszufolgen, wenn das Werk dessen werth scheint; ausserdem seien 800 fl. zur Erforschung der Schwere mittelst Pendelmessungen in der ungarischen Tiefebene und in der Nähe der Zipser Karpathen zu verwenden. — Zu dem geologischen Concourse liefen fünf Anträge ein; der dritte wird acceptirt und daher der Antragsteller B. v. INKEY, erster Secretär der geologischen Gesellschaft, mit der Erforschung des durch seine Tellur-Erde zur Berühmtheit gelangten *Nagyáger Montanbezirk* betraut und demselben als Honorar die ganze zu diesem Zwecke zur Verfügung stehende Summe von 1200 fl. angewiesen.

### III. KISFALUDY-GESELLSCHAFT.

Bericht von Dr. ADOLF DUX.

(Die ältesten dramatischen Dichtungen der ungarischen Literatur. — Aus der Studentenzeit PETŐFI's. — Kurzes Resumé.)

Einer der stofflich interessantesten Vorträge aus dem zweiten Quartal der Gesellschaft war CARL P. SZATHMÁRY's Studie über *die ältesten ungarischen dramatischen Dichtungen*, deren der Vortragende vier vorführte. Diese sind: «*Comoedia lepidissima de sacerdotio, autore Michaelae Starino, altiniensis ecclesiae ministro*». Hierauf folgt ein ungarischer Titel, der in Uebersetzung lautet: «Wahrer Pfaffenspiegel, jetzt verfasst von Meister Michael Stára». Dieses Stück rührt, wie aus dem Text hervorgeht, aus dem Jahre 1559 oder 1560 her. — Der (übersetzte) Titel des zweiten Stückes lautet: «*Comoedia von dem Verrath, mit welchem Melchior Ballassi vom zweiten gewählten König Johann abfiel*. Gedruckt zu Abrudbánya im Jahre 1569.» Das dritte ist: «*Theophania, das ist göttliche Erscheinung*. Von Lorenz Szegedi, Seelsorger zu Békés. 1575.» — Das vierte ist die 1683 gedruckte «*Comico-Tragoedia*», welche vier kleinere dramatische Stücke umfasst.

Sztárai's «Pfaffenspiegel», dessen einziges Exemplar sich im Besitz des Grafen Alexander Apponyi befindet, ist gegen die katholische Geistlichkeit gerichtet und umfasst drei Acte mit je einer, und einen vierten

mit zwei Scenen. Die Personen, die vorkommen und sprechen, sind folgende: Richter Anton, Richter Barabas, der Geistliche Böröczk, der Geistliche Thomas, Frater Lucas, ein Vicarius, ein Bischof, der Papst. In der ersten Scene beschliessen die beiden Richter, die Geistlichen nacheinander zur Verantwortung vorzuladen. In der zweiten Scene treten der Richter Anton und der Pfaffe Böröczk, in der dritten der Richter Barabas und der protestantische Geistliche Thomas auf. In dem vierten Act erscheinen nacheinander alle im Verzeichniss angeführten Personen. Da citirt der protestantische Geistliche sämtliche katholische Kirchenwürden der Reihe nach vor seinen Richterstuhl und schlägt sie mit ihren eigenen Waffen, sogar auch mit dem Brevier; sie sind einfältig dargestellt und ergeben sich nach geringer und ungeschickter Vertheidigung vollständig.

Die «Comödie vom Verrath des Melchior Balassi», die TOLDY wegen ihres lebendigen dramatischen Dialogs für das Werk eines Schauspielers hielt, ist nach der Ansicht SZATHMÁRY's, gleich Sztárai's «Wahrer Pfaffenspiegel», ebenfalls nichts als eine dialogisirte Streitschrift. Eine Handlung hat dieses Stück nicht. Das Ganze ist die Beichte eines sündhaften Magnaten, der für seine vielen und mit Uebertreibung vorgebrachten schweren Sünden vom Erzbischof für Geld die Absolution erhält. Wir haben es hier also mit einer Spottschrift gegen die Ohrenbeichte zu thun.

Lorenz Szegedi's «Theophania» hält die Mitte zwischen den Mysterien und Moralitäten, insofern sie das Publicum zum ersten Menschenpaar zurückführt, und in Kain und Abel ein moralisches Beispiel darbieten will. Im Prolog wird ausdrücklich gesagt, dass das Werk zur Darstellung bestimmt sei, und zwar wahrscheinlich in der Kirche. In dem auf den Prolog folgenden «Argumentum comoediae» wird die Fabel des Stückes erzählt: «Unsere erste Mutter Eva weint und schluchzt darüber, dass sie die erste Ursache und Veranlasserin der Sünde, die Quelle und Urheberin des Zornes Gottes, der ewigen Verdammniss und alles Bösen sei. Bevor ihr Mann Adam auf's Feld geht, tröstet er sie und ermuthigt sie mit der Verheissung Gottes. Dann befiehlt er ihr, da übermorgen ein Festtag sein wird, ihre Söhne zu waschen und zu baden. Während die Mutter dies thut, verdoppelt Kain ihren Kummer; er ist ungehorsam, fürchtet weder Gott noch Menschen, will sich nicht waschen lassen und bedroht seine Brüder mit dem Tode. Inzwischen wusch Eva ihre übrigen Söhne, und da kam Gott (Christus) mit den Engeln. Abel und Seth waren gereinigt und sprangen um den lebendigen Gott mit grosser Freude herum; Kain aber, weil schmutzig und hässlich, verbirgt sich im Heu. Gott der Herr kommt herein und lobt die guten Kinder wegen ihrer Gottesfurcht und dass sie sich auf den Festtag schön vorbereitet haben; er fragt die Kinder aus und die Antworten gefallen Gott. Dann befiehlt er, dass Kain herbeigerufen werde, der unverständlich antwortet. Darum macht er Kain zum Diener seines jüngeren Bruders und stellt die Ordnung und Stufenfolge des menschlichen Lebens auf. Das Wort Gottes zu verkündigen überträgt er Abel; die Fürsorge für die Gemeinde dem Seth; zuletzt verheisst Gott



allen treuen Christen seine Hilfe. Er tröstet Eva und kehrt in das Himmelreich zurück zu seinem Vater. Dies, hochwürdige Herren, ist die Summe der Comödie.» Das Personenverzeichniß führt unter dem Titel «Interlocutores» an: «Adam, Eva, Kain, Abel, Seth, Ham, Esau, Deus, Gabriel, Michael, Rafael». Dieses Stück steht dem früher erwähnten in geistiger und sprachlicher Beziehung weit nach; enthält aber nach dem Muster der classischen Dramen bereits Chöre. Letztere sind jedoch mit dem Stück in keinerlei Zusammenhang; es sind einfach Psalmen.

Die «Comico-tragoedia», 1683 in Leutschau erschienen, enthält vier kurze Scenen: «De virtute et vicio»; «De divite purpurato et paupero Lazaro»; «De milite scelerato»; und «De praefecto tyranno». Diese kleinen Werke haben sehr geringen poetischen Werth und können mit grosser Wahrscheinlichkeit zu den Schuldramen gezählt werden. Darauf weist ihre naive moralische Tendenz hin, so der Umstand, dass der Verfasser an keine Individualisirung der Personen gedacht hat.

SZATHMÁRY zieht in seiner Darstellung den Schluss, dass im XVI. Jahrhundert in Ungarn noch von keiner wirklichen dramatischen Literatur oder von Werken die Rede sein könne, die aus künstlerischer oder sittlicher Absicht zum Zweck der Darstellung geschrieben worden wären. Auch wäre es ein grosser Irrthum, bei uns in jener Zeit Schauspieler von Fach zu suchen.

Von grösstem Interesse sind die Aufzeichnungen des Malers SAMUEL ORLAI-PETRITS über das Leben PETŐFI's, denen wir eine Skizze über die *Studentenzeit Petőfi's* entnehmen. Die früheren Mittheilungen desselben Verfassers, deren wesentlichen Inhalt wir bereits im vorigen Heft dieser «Literarischen Berichte» reproducirt haben, reichten bis zur Abreise PETŐFI's von Pápa im Frühling 1841. Der Dichter besuchte dann seine Eltern, wanderte kreuz und quer durch einen Theil des Landes und war drei Monate lang Schauspieler als Mitglied einer Wandertruppe. Im November 1841 kam er wieder nach Pápa, wo ihm Professor Tarczy eine Hauslehrerstelle bei einem Advocaten Stefan Horváth verschaffte, dessen Töchterchen PETŐFI zu unterrichten hatte. Er bekam hierfür die Kost und eine kleine monatliche Bezahlung. Im December kam auch unser Gewährsmann wieder nach Pápa, und von da an lassen wir ihn selbst erzählen und PETŐFI's Studentenleben schildern:

«Wir mietheten zusammen ein Zimmer vis-à-vis dem Franciscaner-Kloster. So lange das Geld, das ich mitgebracht hatte, anhielt, führten wir ein fröhliches Leben. PETŐFI's Gemüth wurde durch seine bessere Situation heiterer; seine witzige Laune erwarb ihm unter den begabteren jungen Leuten Freunde, die ihn gewöhnlich: «Baka» (volksthümliche Bezeichnung des gemeinen Infanteriesoldaten) nannten. Er wurde ein thätiges Mitglied des Selbstbildungs-Vereines, wo er gleich mit seinem ersten Auftreten Aufsehen erregte. An den drei Arbeiten, die er bei dieser Gelegenheit vorlas, zeigte sich schon seine spätere Vielseitigkeit, und die neue

Richtung, die seine Poesie, seit er vom Militärdienst befreit war, eingeschlagen hatte. Auch seine Declamation war originell; indess konnten seine Genossen sich damit nicht befreunden, denn sie fanden sie zu theatralisch. Seine Stimme war, besonders wenn er im Declamiren pathetisch wurde, sonor; doch klang ein brummender Nasenton mit. — In einer Versammlung des Selbstbildungs-Vereins meldete er eine Declamation an. Mit in die Länge gezogenem Gesicht, mit der Miene eines ausgehungerten slovakischen Studenten, stellte er sich in die Mitte hinaus und declamirte in sentimentalem Ton, mit slovakischem Accent VÖRÖSMARTY'S «Szózat». Wir lachten von Anfang bis zu Ende und unser Präsident Tarczy fand PETŐFI'S Declamation nicht weniger belustigend als wir. Die Versammlung anerkannte, dass er seine Idee in gelungener Weise durchgeführt habe, doch sprach sie zugleich das Urtheil aus, dass dieser Vortrag mit dem Ernst der Gesellschaft nicht vereinbar sei. Mit Bezug auf diese Declamation sagte ein Biograph PETŐFI'S, in dessen Aussprache habe sich in seinen jüngeren Jahren immer der slovakische Accent bemerkbar gemacht. Dem ist nicht so. PETŐFI'S Aussprache war stets echt ungarisch, und sein Vater sprach wohl auch slovakisch, besass jedoch ebenfalls eine gut ungarische Aussprache; nur bei seiner Mutter war der Aszóder slovakische Accent zu erkennen.

«PETŐFI konnte sich nicht ohne Grund über die Stiefmütterlichkeit seines Geschicks beklagen; auch jetzt schien es ihm seine bessere Lage nicht zu gönnen. Seine Schülerin starb, und obgleich er bei deren Vater wegen seiner schönen Schrift noch oft Beschäftigung fand, so verlor er doch die gute Kost und die sichere monatliche Bezahlung. Er musste sich auf die Mittagskost beschränken, die der Senior Georg Szij den armen Studenten für sechs Gulden monatlich gab, und blieb dafür, als er von Pápa wieder fortging, einen Monatsbetrag schuldig. Szij mahnte ihn darum nach Jahren, als PETŐFI schon berühmt war, und dieser schickte ihm den Betrag mit guten Zinsen.

«Unsere Wohnung war vom Collegium zu entfernt, ausserdem war unser grosses Zimmer schlecht zu heizen; weshalb wir uns in unmittelbarer Nähe des Collegiums bei einem Schneidermeister, der nur deutsch sprach, ein Zimmer mietheten. Dieses war im Gegensatz zu dem früheren so schmal, dass wir zwischen der Wand und den längs der anderen Wand aufgestellten Betten nur hintereinander auf und ab gehen konnten. Das einzige Fenster unseres schmalen Zimmers ging auf die Gasse. In diesem engen Raume verlebten wir im Winter 1841 und 1842 und im darauf folgenden Sommer viele schöne Tage. Hier bauten wir für unsere Zukunft Luftschlösser, die das practische Leben wegfegte; hier tauschten wir oft bis Mitternacht Ideen aus über den Wirkungskreis, der unser wartete, bis wir ermüdeten und einer oder der andere von uns sagte, dass es doch wohl schon Schlafenszeit wäre. — Zuweilen ward dieses kleine Zimmer vom heitern Lärm guter Freunde erfüllt, die vor und nach der Schule auf ein paar Worte bei uns einkehrten und so lange bei uns blieben, bis wir von unserem Fenster aus den Professor kommen sahen.



«Die PETŐFI seiner Freundschaft würdigte, mit denen konnte er sehr gemüthlich verkehren; aber es war nichts Leichtes seine Freundschaft zu gewinnen. Er war sehr wählerisch und wandte nur Denjenigen seine Neigung zu, die irgend eine edlere Eigenschaft besaßen. Auffallenden Talenten ging er selbst mit offenen Armen entgegen, während er Hohlköpfe und Zudringliche kurz angebunden zurückwies.

«Vor der im Thor des Collegiums aufgehängten schwarzen Tafel, auf der die Verordnungen des Professoren-Senats und die Namen der etwa Vorgeladenen aufgeschrieben zu sein pflegten, blieb PETŐFI einmal stehen, weil er auch seinen Namen da erblickte. «Aus welchem Grunde citirt man Sie?» fragte einer aus der Gruppe der dort stehenden Studenten. PETŐFI mass ihn mit seinen Blicken und sagte, seinen kleinen grauen Mantel auseinanderschlagend: «weil mein Mantel kein Futter hat!» Hiermit entfernte er sich, vermuthend, dass er vorgeladen sei, weil er mit dem Schulgeld im Rückstand war. — Dem kurz abgefertigten Studenten wollte PETŐFI's Antwort nicht in den Kopf und verwundert sagte er zu den Uebrigen: «Wie närrisch ist doch dieser «Baka», zu glauben, dass die Professoren ihn vorladen, weil sein Mantel kein Futter hat!» Indessen war ein einsichtigerer junger Mann da, der ihm den Sinn der Antwort erklärte. «Glaube das nicht, sagte er, der Baka hat mehr Verstand als du; aber er ist ein Poet und verstand unter dem Futter Geld, das er nicht hat; wahrscheinlich ist er wegen irgend einer Schuld vorgeladen.

«Wegen seines entschiedenen Benehmens und seiner Antworten wurden seine Schulgenossen grösstentheils zurückhaltend gegen ihn; sie ahnten, dass unter dem ärmlichen Kleide und in der unscheinbaren Gestalt kein gewöhnlicher Geist lebe; und nachdem im «Athenäum» sein Gedicht: «A borozó» (Der Zecher) erschienen war, blickten sie ihm mit stummer Verwunderung nach.

«Unter allen Studenten war JÓKAI am häufigsten unser Gast. Wenn PETŐFI ein Gedicht geschrieben hatte, mit dem er zufrieden war, so declamirte er es uns; und so wurden wir auch ausser unserem Selbstbildungs-Verein mit seinen neuen Geistesproducten bekannt. Ich pflegte mit JÓKAI in unserem engen Zimmer zu zeichnen und zu malen. In der Farbmischung war JÓKAI der Meister. Was die Zeichnung betrifft, so entschied PETŐFI's Urtheil.

«Im Allgemeinen war PETŐFI ein mittelmässiger Student; um so mehr Fleiss verwendete er auf die Erwerbung von Kenntnissen, die seiner Neigung entsprachen. Er las Alles, was er in der Bibliothek des Collegiums und bei Privaten ihm Zusagendes fand. Für historische Werke und Poesie hatte er das grösste Interesse. Von lebenden Sprachen war er damals nur der deutschen mächtig; doch die in's Deutsche übersetzten fremden Dichtungen hatte er grösstentheils gelesen. Damals bekam er Lust französisch zu lernen; aber erst später verwandte er hierauf den nöthigen ernstlichen Fleiss. Aus dem Deutschen übersetzte er mehrere Gedichte, von welchen er auch einige im Selbstbildungs-Verein vorlas. Lenau und Heine liebte

er besonders; Goethe hielt er für herzlos. — Gegen die Kritik war er, wie in seinem ganzen Leben, so auch schon damals eingenommen. Trotzdem wurde er in unserem Selbstbildungs-Verein zum Mitglied der Beurtheilungs-Commission gewählt, suchte sich aber so oft als möglich den kritischen Aufträgen zu entziehen. — In Arithmetik und Mathematik war er sehr schwach und seine Abneigung dagegen so stark, dass er von den betreffenden Vorlesungen wegblieb, weshalb er mit vier Anderen auf einen ganzen Tag in den Carcer kam. In dieser Haft veranstaltete er mit seinen Genossen eine Theatervorstellung und improvisirte dazu ein Stück: «Die fünf saubern Vögel». Der von ihm eigenhändig auf die Wand des Carcers geschriebene Theaterzettel war dort nach Jahren noch zu sehen. In dieser Haft schloss er mit ALEXANDER KOZMA, dem gegenwärtigen Oberstaatsanwalt, innigere Freundschaft.

«Die Schwester KOZMA's, die Frau des dirigirenden Professors Stefan Bocsor, war für alles Schöne und Edle ebenso begeistert wie ihr Bruder. Eine kunstliebende Frau, wie sie war, und um den Bürgern von Pápa mit gutem Beispiele voranzugehen, lud sie die hervorragenderen Mitglieder einer damals dort weilenden Schauspielergesellschaft zu Tische, und da wurde auch KOZMA mit ihnen bekannt. PETŐFI war von den Vorstellungen dieser Gesellschaft entzückt und hatte besonders für ein weibliches Mitglied derselben ein tieferes Interesse gefasst. Schon längst hatte er gewünscht, mit dieser Gesellschaft in Berührung zu kommen und liess KOZMA keine Ruhe, bis dieser ihn vorstellte. Befangen und respectvoll näherte PETŐFI sich den Priestern Thalia's, kam aber enttäuscht zurück, nachdem er Gelegenheit gehabt, die Heroen und Heroinen der Bühne im Privatleben kennen zu lernen. Im Corridor des Gasthauses zum «Greif», wo die Mitglieder dieser Gesellschaft wohnten, begegnete er der Gefeierten seines Herzens in einem zerknitterten Unterrock, als sie eben mit einer Collegin sich wegen eines Butterbrodes zankte. PETŐFI und KOZMA wollten nicht weiter Zeugen des Zankes bleiben, der um ihretwillen gar nicht unterbrochen wurde, und gingen fort, um einen der Schauspieler zu besuchen. Diesen aber trafen sie in betrunkenem Zustand und in wildem Streit mit einem jungen Manne an, und ohne zu grüssen wandten sie sich um und machten den Schauspielern keinen weiteren Besuch mehr. An diesem Tage schrieb PETŐFI seine Ballade: «Szin és való» — «Schein und Wirklichkeit.»

«Zu Ende des Schuljahres feierte unser Selbstbildungs-Verein sein zweites Jahresfest, das für PETŐFI ein wahrer Triumph wurde. Der Verein pflegte jährlich einige literarische Preise auszuschreiben, und die preisgekrönte Arbeit und der Name des Verfassers wurden in der feierlichen Jahressitzung bekannt gemacht, in welcher auch Vorlesungen gehalten und Gedichte declamirt wurden. In diesem Jahre hatte der Novellist Dr. PAUL KOVÁCS zwei Dukaten als Preis für eine Ballade gewidmet und dieser wurde PETŐFI's «Schein und Wirklichkeit» zuerkannt. Eine zweite Ballade: «Lehel» und zwei lyrische Gedichte, die mit Lob ausgezeichnet wurden, waren gleichfalls von PETŐFI. Ausserdem declamirte dieser SZÁLKAY's Sa-



tire: «Az ólmos botok» — die Bleiknüttel —, und sein Vortrag ward mit stürmischem Applaus aufgenommen. Diese Satire war gegen die Wähler gerichtet, die bei den Beamtenwahlen mit Bleiknütteln zu erscheinen pflegten, und PETŐFI declamirte dieselbe in der Tracht eines ländlichen Wählers, in weiten wallenden Hemdärmeln, den Knüttel mit dem Bleiknopf in der Hand, in mit metallenen Knöpfen reich besetzten Beinkleidern, und declamirte so wirkungsvoll, dass Graf Paul Eszterházy, der zugegen war, den von PETŐFI gewonnenen Preis um einen dritten Dukaten vermehrte. — Ich war so glücklich, den auf eine Erzählung ausgeschriebenen Preis von drei Dukaten mit meiner Arbeit: «A hontalanok» — die Heimatlosen — zu gewinnen, und da wir nun im Besitz von so viel Geld waren, so beschlossen wir einen Dukaten gemeinschaftlich zu verjubeln. Wir veranstalteten im Wirthshause eines Juden eine kleine Abendunterhaltung, zu der wir einige Freunde luden, und die so gut gelang, dass wir einen der Solidesten unter uns an den Armen nach Hause führen mussten, obgleich wir selbst nicht eben auf festen Beinen standen.

«Das Ende des Schuljahres war auf der Schwelle, und nachdem wir die Prüfungen halbwegs bestanden hatten, nahmen wir in noch einer lustigen Zusammenkunft Abschied von unseren besten Freunden und reisten nach Komorn, um JÓKAI zu besuchen, der einige Tage früher nach Hause geeilt war. Dessen wackere herzensgute Mutter empfing uns überaus freundlich und liess uns erst am dritten Tage wieder fort. Von da reisten wir über Pest nach Dunavecse, wo damals PETŐFI's Eltern wohnten. Unbeschreiblich war die Freude, mit der sie ihren, wie sie meinten, auf einen besseren Weg zurückgekehrten Sohn empfingen, und im ersten Augenblick, wo wir allein waren, sagte PETŐFI zu mir: «Giebt es eine Mutter auf der Welt, wie meine Mutter?»

«Das Herz that mir weh, als ich die beiden ehrwürdigen Alten in dem ärmlichen Zustand sah, in welchem sie damals lebten. Nur einzelne Möbel- und Kleidungsstücke zeugten von früheren besseren Zeiten; in den Zügen der beiden Alten waren Spuren des tiefen Kammers über ihre verschlimmerten Verhältnisse zu sehen. Besonders war dies im Gesicht der Mutter der Fall; selbst ihr Lächeln war nicht frei von einem schmerzlichen Zuge. Das Haus, in welchem sie zur Miethe wohnten, war klein und hatte niedere Fenster; es bestand aus zwei Stuben, zwischen denen die Küche war. Die auf die Gasse gehende Stube diente als Schenke, in der tagüber nur wenige Gäste erschienen. Die hintere Stube war die Wohnstube. Da wohnten wir Alle zusammen eine Woche hindurch. PETŐFI's Bruder, Stefan, war damals nicht zu Hause. — Trotz dieser traurigen Umstände verbrachten wir die Abende, wenn die Gäste sich entfernt hatten, in stiller Heiterkeit. Vater und Mutter liessen sich umständlich erzählen, wie ihr Sohn die Zeit in Pápa zugebracht habe, und strahlten von Glückseligkeit, als sie von seinem Triumph im Selbstbildungs-Verein erfuhren, und dass schon ein Gedicht von ihm in einem der angesehensten belletristischen Blätter erschienen sei. Der Alte schlug dies nicht hoch an und

bat seinen Sohn nur weiter zu studiren, so könne er ein berühmter Mann werden. PETŐFI bot seinen Eltern die zwei Dukaten an, die er noch besass; sie aber liessen sich durch kein Zureden bewegen, das Geld anzunehmen.» —

Die beiden Freunde reisten dann miteinander von Dunavecse zurück nach Pest, und von da über Mezőberény nach Debreczin. Hier trennten sie sich. Der Verfasser setzt jedoch seine Aufzeichnungen noch weiter fort, die in der vorgelesenen Partie bis zum Erscheinen des ersten Bandes Gedichte von PETŐFI im Jahre 1844 reichen, und eine Periode umfassen, deren wesentlichste Momente wir nach einer anderen Quelle bereits in einem früheren Hefte der «Literarischen Berichte» mitgetheilt haben. Wir hielten es daher für genügend, uns hier nur auf das glückliche Jahr aus dem Studentenleben PETŐFI's zu beschränken.

In dem hier berührten Cyklus der Sitzungen der Kisfaludy-Gesellschaft sind übrigens noch folgende literaturgeschichtliche Vorträge vorgekommen: eine Studie über *Dante* von KARL SZÁSZ, der dann auch die ersten zwei Gesänge der «Göttlichen Comödie» in seiner inhaltlich wie formell gleich treuen, vortrefflichen Uebersetzung vorlas; eine Anzeige von ARNOLD IPOLYI's Werk über *die Restauration der Neusohler Kirchen-Kunstdenkmale* von ADOLF DUX, von dem wir im gegenwärtigen Heft an anderer Stelle eine Anzeige desselben Werkes bringen; eine *Erinnerung an Eduard Sziglieti* von KARL VADNAY, der den verwiegten dramatischen Dichter als neidlosen, entgegenkommenden Gönner und Freund junger Mitstrebenden darstellt; eine Studie über die *Gudrun* von DR. STEFAN SZEMÁK, nebst Proben aus einer Uebersetzung derselben Dichtung von S. MIKLER; und eine Mittheilung von ZOLTAN BEÖTHY über einige bisher unbekannt gebliebene *Gedichte Michael Csokonai's*, die vor Kurzem in Wien unter altem Gerümpel, das einst einem Mitglied der königlich ungarischen Leibgarde gehört haben mag, gefunden worden sind. Ausserdem sind verschiedene neue belletristische Productionen in Vers und Prosa, ebenso zwei in Neusatz erschienene serbische Uebersetzungen ungarischer Producte, und zwar JOHANN ARANY's poetische Erzählung: *Die Belagerung von Murány*, durch JOANNOVICS, und ein Cyklus von Novellen MORIZ JÓKAI's, durch HADZSICS übersetzt, vorgelegt worden.

In der am 26. Juni abgehaltenen letzten Sitzung vor den Ferien las AUGUST GREGUSS einen Theil seiner Studie über die Kranken in Shakespeare's Dichtungen, — und ZOLTAN BEÖTHY eine von MICHAEL ZSILINSZKY eingesendete Biographie des Bildhauers FERENCZY, der, wenn auch kein grosses Talent, doch das Verdienst hatte, ein Bahnbrecher seiner Kunst in Ungarn gewesen zu sein. — An Dichtungen kamen vor: «Tóth David», humoristisch-poetische Erzählung von COLOMAN TÓTH, — «Hero und Leander», von Musaeus, aus dem Griechischen übersetzt von ALEXANDER TÓTH, — und «Volks hymne der Völker lateinischer Race», ein in Montpellier preisgekröntes Gedicht des rumänischen Lyrikers BASIL ALEXANDRU, übersetzt von JOSEF VULCANU.



## KLEINE MITTHEILUNGEN.

— **Der ungarische Schriftsteller-Unterstützungsverein** hat am 30. December 1877 seine zweite Generalversammlung gehalten, bei welcher Gelegenheit der dem Publicum vorgelegte Rechenschaftsbericht einen interessanten Einblick in die Angelegenheiten dieses segensreich wirkenden Vereins eröffnete.

Die Idee eines «Schriftsteller-Unterstützungsvereins» tauchte bei uns erst im Jahre 1854 auf. JOHANN POMPERY gebührt das grosse Verdienst, die Gründung eines solchen Vereins zuerst angeregt und auch später mit Eifer und Hingebung gefördert zu haben. Aber in den fünfziger Jahren gelang die Constituirung des Vereins, trotz der grossen Theilnahme von Seiten des Publicums, nicht, da die damalige absolute Regierung dem Projecte feindlich gesinnt war. Erst im Jahre 1861 trat der Verein thatsächlich ins Leben und wirkt seitdem mit bestem Erfolg in stets wachsender Bedeutung.

Da der Präsident und erste Gründer des Vereins, Graf STEFAN KÁROLYI, durch Krankheit verhindert war, eröffnete und leitete Graf MELCHIOR LÓNYAI die Versammlung. «Sechzehn Jahre sind verflossen, — sagte er in seiner Eröffnungsrede — seitdem sich unser Verein im Jahre 1861 constituirte. Zahlreiche ausgezeichnete Männer, die damals die Leiter unseres öffentlichen Lebens und der Literatur waren, leben nur mehr in ihren Werken von dauerndem Werthe und in unserer dankbaren Erinnerung fort. Die letzten anderthalb Jahrzehnte sind für uns eine bedeutende und lehrreiche Epoche. Im Jahre 1861, zur Zeit der Gründung unseres Vereins, entbehrte unsere Nation noch der verfassungsmässigen Selbständigkeit, und Fremde waren im Besitze der Macht. Aber wir hielten fest zusammen; Eines Herzens, Eines Sinnes strebte die Nation ihrem klar erkannten Ziele zu, sie hoffte auf eine bessere Zukunft und hatte Vertrauen zu sich selbst. Opferfreudig unterstützte sie alles Edle und Gute, und diesem gehobenen Geiste verdankt auch unser Verein seine Entstehung und Entwicklung. Einige Jahre nach der Constituirung unserer Gesellschaft vermochte die mit weiser Mässigung gepaarte Ausdauer der Nation die Schicksalsgunst zu benützen, und sie erreichte das Ziel ihres Strebens: sie ward die Herrin ihrer Geschicke... Unser bescheidener, eine stille Thätigkeit entfaltender Verein hielt sich den Kämpfen des politischen Lebens immer fern. Diejenigen, die mit seiner Leitung betraut waren, pflegten sorgfältig die anfangs schwache Pflanze und heute können wir schon sagen, dass unser Verein eine Stütze unserer Nationalität, ein Beweis unserer Achtung vor der wissenschaftlichen Literatur, vor der literarischen Thätigkeit geworden ist, eine Zeugnenschaft für unsere christlichen und humanitären Gefühle...»

Der Verein entwickelte sich in der That ausserordentlich günstig. Im Jahre 1861 betrug das Stammcapital 11,400 fl., im folgenden Jahre bereits 50,030, im Jahre 1863: 97,248, im Jahre 1864 schon 102,357, 1865: 117,627 fl. und am Schlusse des Jahres 1866 bereits 120,860 fl. Im Jahre 1861 konnte auf Unterstützungen bloss die überaus bescheidene Summe von

200 fl. verwendet werden; schon nach fünf Jahren, am Schlusse seiner ersten Periode, konnte der Verein seinem edlen Zwecke 5824 fl. zuwenden. Seitdem hat das Vereinscapital und in Folge dessen die auf Unterstützungen verwendete Summe stets zugenommen: Im Laufe eines Decenniums war das Vermögen des Vereins von Jahr zu Jahr auf 127,232; 138,488; 141,190; 140,111; 146,196; 159,133; 162,265; 166,094; 168,991, endlich am Schlusse des Jahres 1876 auf 169,845 fl. gestiegen, so dass jährlich bereits 10,000 Gulden an kranke oder bedürftige Schriftsteller und deren Witwen und Waisen vertheilt werden können.

— **Zur Literatur der Zigeuner.** Der VIII. anthropologische und prähistorische Congress, der im Jahre 1876 in Budapest abgehalten wurde, beschäftigte sich in einer seiner Sitzungen auch mit den Zigeunern, speciell mit den Fragen nach dem Ursprung, der ältesten Geschichte und den Wanderungen dieses Volkes. Bei dieser Gelegenheit wurde neuerdings constatirt, wie lückenhaft die Daten sind, welche sich auf die Zigeuner beziehen, und wie dringend nothwendig es wäre, alles Material, sofern es mit der Sprache, den Sitten, der Geschichte und den Schicksalen des Zigeunervolkes zusammenhängt, zu sammeln und zu sichten. Einen Beitrag in diesem Sinne hat jüngst THEODOR TIPRAY (vom ungarischen National-Museum) im VI. Hefte des II. Jahrgangs der «Bibliographischen Revue» (Könyv-Szemle) S. 373-385, geliefert, nämlich eine nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge vollständige Zigeuner-Bibliographie, welche bei fortgesetztem Forschen und Sammeln gewiss noch mannigfache Bereicherung und Vervollständigung erfahren wird, aber schon gegenwärtig weit mehr bietet, als die bisherigen Verzeichnisse. TIPRAY hat das Material in zwei Rubriken vertheilt: in der ersten macht er 78 Werke und Abhandlungen namhaft, welche sich auf die Zigeuner im Allgemeinen beziehen; in der zweiten finden wir 33 Nummern, die sich speciell mit den ungarischen Zigeunern befassen; die dritte Rubrik umfasst 54 Schriften, die den Zigeunern des Auslandes gewidmet sind. Das Verzeichniss weist demnach im Ganzen 165 selbständige Werke und in Zeitschriften erschienene Arbeiten aus, deren grösseren Theil TIPRAY selbst gesehen hat und daher bibliographisch genau verzeichnen konnte.

— **Das Grab der Cilley in Cilli.\*** So oft ich bei meinen bisherigen Reisen es irgendwie thun konnte, habe ich mir das Vergnügen bereitet, einen Abstecher in die frischen lachenden Thäler des benachbarten Steierländchens zu machen.

Auch im verflossenen Sommer habe ich von hier aus meine längere Reiseroute angetreten, unterwegs auf den, eine lohnende Aussicht bietenden Höhen von Zeit zu Zeit Halt machend.

Die letzte dieser Bergkuppen gestattet einen entzückenden Ausblick auf das herrliche Panorama eines weiten Thalbeckens mit dem zwischen der Steiermark und Kärnthen gleichsam die Grenz wacht haltenden Sulzbach-Gletscher im Hintergrunde. Das Sann-Flüsschen, durchheilt an dem Städtchen Cilli vorbei, in raschem Laufe einen Theil des Thalbeckens, bespült in einer Krümmung den Fuss des mit den Ruinen der Burg Cilli gekrönten steilen Berges und entschwindet dann — nachdem es mit einer am rechtsseitigen Ufer auf einem Bergabhange erbauten Capelle von dieser romantischen Landschaft Abschied genommen — in dem gegen Tüfferbad und Römerbad sich hinziehenden Thale dem Auge.

In Cilli, dem in diesem pittoresken Thale gelegenen Städtchen, wünschte ich einige Stunden Rast zu halten, bevor die Eisenbahn mich

\* Herr Béla v. Kámánházy hat auf einer Reisetour durch die Steiermark in Cilli das Grab des Grafen Ulrich Cilley entdeckt und hierüber im «Történelmi Társ» (II. Heft) eine Skizze veröffentlicht, welche wir hiemit wiedergeben.



den unbekannten Gegenden meiner weiteren Reise entgegenführen sollte: Hier hoffte ich einige Spuren jener für uns so ersten Geschichts-Epoche aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts zu entdecken, deren traurige Ueberlieferungen auch in den Blättern unserer Geschichte aufzufinden sind.

In dem kleinen, aber hie und da lebhaften Städtchen verbrachte ich einige Stunden mit dem Bewusstsein, dass die von dem römischen Kaiser Claudius gegründete Stadt Claudia-Celleia archäologische, für uns Ungarn aber geschichtlich interessante Denkmale innerhalb ihrer Mauern bergen müsse.

In diesem Glauben lenkte ich meine Schritte zunächst nach der auf meinem Wege gelegenen nahen Kirche, welche eben einer Restauration unterzogen wurde und in welcher die hiesige Bevölkerung slovenischer Zunge ihre Andacht verrichtet.

Die in altdeutschem (gothischem) Stile erbaute Kirche enthält auf ihrer nördlichen und östlichen Seite ein ganzes kleines Museum von römischen Alterthümern, die in verschiedenen Theilen der Stadt aufgefunden und — wie auf einer Marmortafel zu lesen ist — von den Grafen Cillei, den einstigen Herren der Stadt, der Vergessenheit entrissen wurden.

Interessanter für uns Ungarn ist die im westlichen Theile des Städtchens gelegene deutsche Kirche «zu Mariahilf», welche nach den hier vorfindlichen Anzeichen zu schliessen, den einst mächtigen Grafen Cillei als Grabstätte gedient haben dürfte. Darauf weisen wenigstens die hinter dem Hauptaltare unter Glasfenstern in zwei Reihen zu je 9, also zusammen 18, aufbewahrten Schädel hin. Auf dem die obere Reihe rechts abschliessenden Schädel ist ein Blatt Papier angebracht und auf diesem folgende lateinische Inschrift zu lesen:

«*Ultimus ex illustri Familia Comitum de Cillei.*»

«*Ulricus Comes de Cillei occisus per Ladislaum Hunyady Belgradii 26. Martii 1456.*»

(Der Letzte aus der erlauchten Familie der Grafen Cillei, Ulrich Graf von Cillei, getödtet durch Ladislaus Hunyady zu Belgrad am 26. März 1456.)

Links von diesen Glasfenstern, ebenfalls hinter dem Altare, ist eine weisse Marmortafel angebracht, auf welcher Folgendes zu lesen ist:

«*Celejensium Comitum, ac Principum olim potentium, omnibus fortunis abundantium paucae reliquiae hic acquiescunt. Ludovicus imperator 1341 Fridericum liberum a Sanegg primum Celejensem Comitem creavit, cujus Stirps anno 1456 interfecto Ulrico comite interiit.*»

(Hier ruhen die spärlichen Ueberreste der einst mächtigen und aller Erdengüter sich reichlich erfreuenden Grafen und Fürsten von Cillei. Kaiser Ludwig hat im Jahre 1341 Friedrich Freiherrn zu Sanegg zum ersten Grafen von Cillei erhoben, dessen Stamm mit dem im Jahre 1456 getödteten Grafen Ulrich erlosch.)

In diesen beiden Inschriften sind Jahr, Ort und Namen richtig angegeben; der Tag hingegen ist unrichtig bezeichnet, denn Johann Hunyady hatte im Frühling des Jahres 1456 noch mit Mohamed II. abzurechnen; im Juli des nämlichen Jahres lieferte er ihm bei Belgrad eine entscheidende Schlacht, nach welcher er im August verstarb. Diese unrichtige Aufzeichnung legt somit für die historischen Kenntnisse der Cillier kein glänzendes Zeugnis ab: die Verwechslung Ladislaus Hunyady's aber mit seinen Freunden ist vielleicht eine absichtliche. Der auf der Marmortafel erwähnte deutsche Kaiser Ludwig war der vierte dieses Namens, aus dem Hause Baiern, derselbe, der im Jahre 1347 vom Papst Clemens VI. excommunicirt und seines Thrones verlustig starb.

Ulrich Cillei wurde nicht im März, sondern im November 1456 zu Belgrad getödtet, wie alle unsere Geschichtschreiber einstimmig angeben

nur betreffs des Tages weichen sie wesentlich von einander ab. Während Feszler, Michael Horváth und Árpád Kerékgyártó als Tag der Tödtung Cilley's den 10. November, — Fraknói den 11. November, — aber Alle den Martini-Tag angeben, hält es Ladislaus Szalay mit dem in dieser Beziehung auf die authentischsten geschichtlichen Daten sich berufenden czechischen Historiographen Franz Palacky und stellt das Datum mit dem 9. November fest, unter Berufung auf das Document, welches in der Leipziger Universitäts-Bibliothek bewahrt wird und als authentischste Quelle betrachtet werden darf.

Jenes Document ist ein Brief des Königs Ladislaus V. dato Belgrad am Martini-Tage, folgenden Inhalts:

«*Nándor Albam octava die praesentis mensis (novembris) incolumes applicuimus, ubi die sequenti accessum nostrum rixa quadam inter illustrem olim Ulricum Comitem Ciliae etc. exorta, Ulricus ipse vita functus est.*» (Wir sind in Belgrad am achten Tage dieses Monats [November] wohlbehalten eingetroffen, wo am Tage nach unserem Einzuge irgend ein Streit zwischen weil. dem erlauchten Grafen Ulrich von Cilley etc. entstand, in welchem Ulrich das Leben liess.)

Nach eben diesem czechischen Geschichtschreiber wurde der Martini-Tag in Böhmen am 11. November, in Ungarn am 10. November gehalten. Da aber der König zu jener Zeit in Ungarn weilte, müssen wir den Martini-Tag nach dem ungarischen und nicht nach dem böhmischen Gebrauch bestimmen.

Daher dürfte die Abweichung bezüglich des Tages rühren.

Die Ruinen der einst mächtigen, über mehrere Felsspitzen sich erstreckenden und das ganze Thalbecken wie auch die Stadt beherrschenden Burg der Grafen Cilley blicken heute noch auf das herrliche Sann-Thal hinab. Geschah es zufällig oder in Folge der Geldarmuth unserer Zeit oder endlich wegen der geringen Ehrerbietung, die dem Namen der Cilley anhaftet (wofür der Umstand ein unzweifelhaftes Zeugniß ablegt, dass selbst auf ihrer Grabstätte nur ihre — Gott weiss woher zusammengelesenen — Schädel und einige Arm- und Beinknochen aufbewahrt werden), genug dem: als die steierischen Adelsstände die Ruinen der Burg Cilli mit dem kleinen dazu gehörigen Gebiete zum Kauf ausboten, da fand sich Niemand, der Lust gehabt hätte, diese historischen Ruinen für die Nachwelt zu erhalten, so dass sie den steierischen Adelsständen verblieben. — In der Stadt selbst aber bestehen noch die von den Grafen Cilley einst innegehabten zwei Paläste; der eine derselben ist jetzt eine Caserne, der andere eine Amtslocalität. Beide liegen am Ufer der Sann und ist besonders der zweite interessant vermöge seiner architectionischen Ausführung.



## REVUE UNGARISCHER ZEITSCHRIFTEN.

**Budapesti Szemle.** (Budapester Revue. Im Auftrage der ungarischen Academie der Wissenschaften, herausgegeben von PAUL GYULAI. VI. Jahrgang. 1878.)

33. Heft. (Mai-Juni): Graf ANTON SZÉCHEN, Literatur-Studien. III. Dante. — LUCAS EISENSTÄDTER, Ueber den modernen Socialismus. II. — KARL VADNAI, Der schlimme Nachbar. Roman. III. — JUL. KAUTZ, Die Frage der internationalen Geldeinheit und der Weltmünze. I. — LAD. LOSONCZY jun., Ceremonielle Regierung. Nach Herbert Spencer aus dem Englischen. II. — STEF. MÁRKUS, Albanien. — *Gedichte*: JOH. ARANY, Lied vom Pester Stadtwäldehen. — JUL. VARGHA, Lieder. — DAVID ANGYAL, Racine. — *Anzeiger*. Arnold Ipolyi, Geschichte und Restauration der Neusohler kirchlichen Kunstdenkmale. Angez. von EMER. HENSZLMANN. — ANDR. GYÖRGY, Geschichte der englischen Eisenbahngesetzgebung. Angez. von MICHAEL DÉKÁNY. — J. G. HAHN, Sagwissenschaftliche Studien. Angez. von GUST. HEINRICH. — Offener Brief an Herrn Paul Gyulai. Von BÉLA GRÜNWALD. Entgegnung auf den offenen Brief von PAUL GYULAI.

**Nyelvtudományi Közlemények.** (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen, herausgegeben durch die linguistische Commission der ungarischen Academie, redigirt von PAUL HUNFALVY. XIV. Band. 1878.)

2. Heft. WILH. PETZ, Die Tropen des Aeschylus und Sophokles. — Dr. JOS. BÁNÓCZI, Ein altes ungarisches Wort (*elme*) in der Philosophie. — EMIL P. THEWREWK, Codex Festi breviati Corvinianus. — PAUL HUNFALVY, Die rumunische Sprache. — Dr. IGNAZ GOLDZIEHER, Die Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Arabern.

**Archaeologiai Értesítő.** (Archäologische Zeitschrift. Monatsschrift der archäologischen Commission der ungarischen Academie. Herausgegeben von der ungarischen Academie der Wissenschaften, redigirt von Dr. EMER. HENSZLMANN und Baron ALB. NYÁRY.) XII. Band. 1878.

3. Heft (März): JUL. NAGY, Spuren prähistorischen Lebens in unseren Urkunden (*Szénhalom, hamuhajlok, pogánysir* = Kohlenhügel, Aschenhütte, Heidengrab). — EMER. HENSZLMANN, Reisenotizen. — EMER. NAGY, Die Siegel des Palatin Dózsa und des Landrichters Lampert. — Archäologische Literatur. — *Feuilleton*. (Numismatische und sphragistische Notizen).

4. Heft (April): LEOP. ÓVÁRY, Die pompejanischen Wachstafeln. — LUDW. THALLÓCZY, Michael Apafi's Schatzkammer in Fogaras. — EMER. NAGY, Drei alte Kirchensiegel. — Dr. ALADÁR BALLAGI, Archäologische Literatur. — *Feuilleton* (Vaterländische Anstalten und Funde).

5. Heft (Mai): COL. THALY, Daten zur Goldschmiedekunst und Skophium-Stickerei in den Jahren 1709 und 1710. — DR. BÉLA CZOBOR, Die archäologische und industriegeschichtliche Ausstellung in Grosswardein. — IVAN NAGY, Das Siegel der Söhne Bogomirs von Liptau aus dem XIII. Jahrhundert. — WOLFG. DEÁK, Archäologische Literatur. — *Feuilleton* (Archäologische und prähistorische Notizen. Vaterländische Anstalten und Funde).

**Földtani Közlöny.** (Geologische Zeitschrift. Herausgegeben von der ungarischen geologischen Gesellschaft. Im Auftrage des Ausschusses redigirt von den Secretären BÉLA INKEY und ALEXANDER SCHMIDT.) VIII. Jahrgang. 1878.

2. Heft (Nr. 3, 4, März-April): DR. JOS. SZABÓ, Petrographische und geologische Studien aus der Umgegend von Schemnitz. II. — DR. SAM. ROTH, Untersuchung der Melaphyre der niederen Tátra. — DR. THEODOR POSEWITZ, Der Diluvialsee im Iglóer Thale. — *Literatur*: Aufzählung neuer Mineralien (19–33. S. S.). — *Vermischtes*: Zur Bildung der Erzgänge. Internationaler Geologen-Congress. — Vereins-Angelegenheiten.

3. Heft (Nr. 5, 6, Mai-Juni): DR. JOS. SZABÓ, Petrographische und geologische Studien aus der Umgegend von Schemnitz. III. — DR. MORIZ STAUB, Einige Worte über das Landschaftsbild des Mecsek-Gebirges in der Tertiärzeit. — *Literatur*: Die krystallographische Fachliteratur, insbesondere die ungarische, und «die Anglesite Ungarns» (S. S.). THEOD. FUCHS, Die Maditerränflora in ihrer Abhängigkeit von der Bodenunterlage. (M. Staub.) Die Verschiebung der Welttheile seit der Tertiärzeit. (J. H.). — Vermischte Notizen. — Vereins-Angelegenheiten.

**Természettudományi Közlöny.** (Naturwissenschaftliche Zeitschrift. Monatsschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Herausgegeben von der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Redigirt von KOL. SZILY und JOS. PASZLAWSZKY.) X. Band. 1878.

4. Heft (April): JUL. KLEIN, Ueber die niederen Pilze. — LUDW. SÁMI, Norwegens Clima und Vegetation. — JUL. PETHŐ, Reclus' grosses Werk über die Erde. — *Kleinere Mittheilungen* (Zoologie, Astronomie, Physiologie, Oeconomie, Physik). — Vereins-Angelegenheiten.

5. Heft (Mai): LAD. WEINER, Die deutsche Venus-Expedition auf Kerguelen-Eiland. — JUL. KLEIN, Die niederen Pilze in ihren Beziehungen zu den Infections-Krankheiten und der Gesundheitspflege. — *Kleinere Mittheilungen*. — Vereinsangelegenheiten.

6. Heft (Juni): JOS. PASZLAWSZKY, Ueber die Blasenwürmer. — CARL GALGÓCZY, Ueber die Dürre des ungarischen Tieflandes. — DR. RUD. LESZNER, Ueber den Einfluss der Erziehung auf die Gesundheit. — *Kleinere Mittheilungen*. — Vereins-Angelegenheiten.

**Egyetemes Philologiai Közlöny.** (Allgemeine philologische Zeitschrift [Monatsschrift], redigirt von DR. GUST. HEINRICH und EMIL THEWREW.) II. Jahrgang. 1878.

4. Heft (April): GUST. HEINRICH, Klingsor aus Ungerlant. — IGNAZ KOHN, Publilius Syrus. — IVAN TÉLFY, Schliemann und seine Frau über die griechische Sprache. — AUREL TÖRÖK, Die Entwicklung des Farben-



sinnes. II. — AUREL BÁSZEL, Zweck und Tendenz der Cyropädie des Xenophon. — Literatur. — Vermischte Kleinigkeiten.

5. Heft (Mai): GUST. HEINRICH, Nicolay's Bán-Bán-Ballade. — WILH. PECZ, Die Tropen des Aeschylos und Sophokles. — EMER. FINDURA, Ueber die Bodor'sche Uebersetzung der Virgil'schen Georgica. — CARL POZDER, «Der Rosenflor der Wissenschaft». Eine parsische Religionslehre. I. — Literatur. — Vermischte Kleinigkeiten.

6. Heft (Juni): LUDW. WAGNER, Schaffarik's Leben und Werke. — JOH. WIGAND, Walther von der Vogelweide (zugleich Uebertragung sechs Walther'scher Lieder). — K. WOLFF, Wer brachte den Philoketes von der Insel Lesbos zurück? — K. POZDER, «Der Rosenflor der Wissenschaft». II. — Literatur. — Vermischte Kleinigkeiten.

**Századok.** («Jahrhunderte». Monatsschrift der ungarischen historischen Gesellschaft. Redigirt von ALEX. SZILÁGYI.) XII. Jahrgang. 1878.

4. Heft (April): HEINR. MARCZALI, Preussisch-ungarische Beziehungen. 1789—90. Aus unedirten Correspondenzen. — THEOD. BOTKA, Millennium oder zur Tausendjahres-Feier des ungarischen Staatsbestandes. II. — Historische Literatur. (PAUL HUNFALVY, Die rumänische Geschichtsschreibung. G. G. Sinkai's Chronik. I. — «Joh. Propper: Ungarische Sitten und Bräuche im XVII. Jahrhundert», angez. von W. D.) — Verschiedenes. (Zur Geschichte der ungarischen Stiftungen am Theresianum von Dr. C. L. Hegedüs. Das Stallum literarum von Alex. Szilágyi, — Feuilleton.)

5. Heft (Mai): J. H. SCHWICKER, Ungarn und der bairische Erbfolgekrieg. I. — LUDW. THALLÓCZY, Der Hof Michael Apafi's I. — Historische Literatur. (Arnold Ipolyi, «Die Neusohler kirchlichen Kunstdenkmale», angez. von BÉLA CZOBOR. — PAUL HUNFALVY, Rumänische Geschichtsschreibung. II. — Ludw. Mangold, Weltgeschichte, angez. von ALEX. MÁRKI.) — Verschiedenes. (Ueber ungarische Gewebeverzierungen im XVI. und XVII. Jahrhundert von Karl Pulszky. Das Testament des Fürsten Gabriel Bethlen von Wlfg. Deák.) — Feuilleton.

6. Heft (Juni): J. H. SCHWICKER, Ungarn und der bairische Erbfolgekrieg. II. — LUDW. THALLÓCZY, Der Hof Michael Apafi's. II. — THEOD. BOTKA, Millennium. V. — Historische Literatur. (Galgóczy, Monographie des Pester Comitatus, angez. von STEF. GYÁRFÁS; Kremer, Culturgeschichte des Orients, angez. von MICH. BOLGÁR; Biographien bedeutender Geistlicher, besprochen von MICH. ZSILINSZKY.) — Verschiedenes. — Feuilleton.

**Figyelő.** (Der Beobachter. Monatsschrift für Literaturgeschichte, redig. von LUD. ABAFI.) IV. Band. 1878.

4. Heft (April): JUL. HARASZTI, Die neue volksthümliche Richtung in unserer Poesie. — LUDW. ABAFI, Zur Biographie Eduard Tóth's. — JOS. SZINNYEI jun., Vörösmarty als Sprachforscher. — ALEX. TÓTH, Johann Arany's Lyrik. — LUDW. ABAFI, Clemens Mikes' Briefe. — JOS. FERENCZY, Zu Kólcsey's Werken. — JOS. SZINNYEI sen., Literarhistorisches Repertorium.

5. Heft (Mai): GUST. HEINRICH, «Bácsmegyey levelei», I. II. (Bácsmegyey's Briefe.) — JUL. HARASZTI, Die neue volksthümliche Richtung in unserer Poesie. II. — LAD. TORKOS, Zur ungarischen Verslehre. IV. Fort mit den Versfüßen! — FRANZ BAYER, Zrinyi's lyrische Werke. — LUDW. ABAFI, Mikes' Briefe. — P. BÉLA RADVÁNSZKY, Ein Brief Josef Benkő's. — JOS. SZINNYEI sen., Literarhistorisches Repertorium.

V. Band. 1. Heft (Juni): JUL. HARASZTI, Die Dichtung des Debrecziner Kreises. — JOS. FERENCZY, Franz Kazinczy's Correspondenz mit dem Grafen Aurel Dezsewffy. — JOH. KOBZY, Die Dichtung des Gabriel Dayka. — BENED. JANCÓ, Wer hat die erste ungarische Sprachlehre geschrieben? — STEF. SZILÁGYI, Alte ungarische Poesie. — JUL. CSERNÁTONI, Faludi über die Frauenemanzipation. — COL. THALY, Ein antidemokratisches Lied aus der Kuruczen-Zeit. — M. ERNST OMPOLYI, Der Dorfrichter Johann Béres. — GUST. HEINRICH, Bácsmegyey's Briefe. III. — LAD. KÖRÖSY, Fabian Szeder und seine Briefe an Isidor Guzmics. — JOS. SZINNYEI sen., Literarhistorisches Repertorium. — Kleinere Mittheilungen.

**Magyar Könyvszemle.** (Ungarische Bücher-Revue. Herausgegeben von der Bibliothek des ungarischen National-Museums. Redigirt von Dr. WILH. FRANKÓR.) III. Jahrgang. 1878.

2. Heft (März-April): JOH. CSONTOSI, Die Bibliotheksverhältnisse des XV. Jahrhunderts und ein unbekanntes Corvin-Incunabel. — WILH. FRANKÓR, Die Bibliothek des Johannes Vitéz. II. Die durch Vitéz verbesserten Codices. — Die im Eski-Serail zu Constantinopel aufbewahrten abendländischen Codices. — Vermischte Mittheilungen. — Ungarische Literatur im Jahre 1878. — Nichtmagyarische Literatur Ungarns.

**Műgyetemi Lapok.** (Polytechnische Blätter. Monatsschrift aus dem Bereiche der Mathematik, Natur- und technischen Wissenschaften. Redigirt und herausgegeben von EUGEN HUNYADI, JULIUS KÖNIG, STEFAN KRUSPÉR, COLOMAN SZILY, JOSEF SZTOCZEK und VINCENZ WARTHA, Professoren am Polytechnikum.) III. Band, 1878.

2. Heft (Februar): ISID. FRÖHLICH, Experimentelle Untersuchung der Intensität des abgebeugten Lichtes. — COL. SZILY, Ableitung des Princip der Energie. — WILH. PILLITZ, Ueber den Klosterneuburger Mostmesser. — GABR. KOÓS, Nagyagit und Banater Chromeisenstein. — Gelöste Aufgaben.

3. Heft (März): STEF. KRUSPÉR, Eine nach neuem System verfertigte Wage. — CARL ANTOLIK, Ueber das Gleiten des electrischen Funkens und die Ausgleichstelle der entgegengesetzten Electricitäten im Funken. — AUG. SCHOLTZ, Ueber einige Determinanten-Formen mit Covarianten-Charakter.

4. Heft (April): AUG. SCHOLTZ, Ueber einige Determinanten-Formen mit Covarianten-Charakter. (Schluss.) — DR. MORIZ RÉTHY, Würde der Boltzmann-Clausius'sche Satz auch dann gelten, wenn der Potentiell auch explicite von der Zeit abhinge? — EUGEN HUNYADI, Die Herstellung der Kegelschnitte durch projective Strahlenreihen. — A. PILCH, Beiträge zur Vergleichung der Gasmotoren. — *Literatur.* (Mascart, *Traité d'électricité statique.* — Niaudet, *Traité élémentaire de la pile électrique.*) — Gelöste Aufgaben.

**Magyar Nyelvőr.** (Ungarischer Sprachwart. Monatsschrift. Im Auftrage der sprachwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften redigirt von GABRIEL SZARVAS.) VII. Band. 1878.

4. Heft (April): Aufruf an das ungarische Publicum. — IGNAZ HALÁSZ, Seltener und dunklere Bildungselemente. III. — GABR. SZARVAS, Das (academische) Wörterbuch der ungarischen Sprache. IV. — LUDW. KOMÁROMY, Die Endung *-ár, -ér.* — LUDW. FIALOWSKY, Die Nomenclatur der Natur-



geschichte. IV. — SIGM. SIMONYI, Ueber die Sprache des Gabriel Belényesi. — Sprachgeschichtliche Beiträge von JUL. NAGY und FERD. KÖNNYE. — Fragen an die Sammler des «Ungarischen Sprachwart». — Antworten auf die Fragen in Band VII. p. 85. — Volkssprachliche Ueberlieferungen.

5. Heft (Mai): ANT. EDELSPACHER, *Ólom*. — EMIL P. THEWREWK, *-talan, -telen*. — GABR. SZARVAS, Das (academische) Wörterbuch der ungarischen Sprache. V. — COL. BABICS, Die orthologische Frage in Ladislaus Névy's Stilistik. I. — LUDW. FIALOWSKI, die Nomenclatur der Naturgeschichte. V. — Sprachgeschichtliche Beiträge von JUL. NAGY. — Fragen und Antworten. — Instructionen betreffend die Sammlung von Volkssprachüberlieferungen. — Volkssprachüberlieferungen.

6. Heft (Juni): ANT. EDELSPACHER, *Bojár*. — SIGM. SIMONYI, Magyarisierung deutscher Wortendungen. — EMIL P. THEWREWK, *Latab*. — GABR. SZARVAS, Das Wörterbuch der ungarischen Sprache. V. — COL. BABICS, Die orthologische Frage in Ladislaus Névy's Stilistik. II. — LUDW. FIALOWSKI, Die naturgeschichtliche Nomenclatur. V. — SIGM. SIMONYI, Ueber die Sprache Belényesi's. — JUL. NAGY, Sprachgeschichtliche Daten. — FERD. KÖNNYE, Die Mundart der Örség (Eisenburger Comitát). I. — Antworten auf die im «Nyelvőr» VII. p. 176—177 gestellten Fragen. — Volkssprachüberlieferungen.

**Magyar Tanügy.** (Ungarisches Unterrichtswesen. Monatsschrift für Wissenschaft und Unterricht. Redigirt von Dr. MORIZ KÁRMÁN.) VII. Band. 1878.

2. und 3. Heft: Die ideale und die positive Wissenschaft, Antwort auf E. Renan's Brief. Von Marcellin Berthelot. — Die Reform der Gymnasien und ein cyclisches Unterrichtssystem. Von Professor Dr. Purkinje. — Sprachwissenschaftliche Lehrbücher, angezeigt von Dr. SIGM. SIMONYI. — Historische Werke, angez. von --i. — Geographische Charakterbilder von ALADÁR FEST. — Die Kleinkinder-Erziehungsanstalten. Von Caroline Proglar. — Die siebenbürgisch-sächsischen Lehrer-Bildungsanstalten. Von GABR. TÉGLÁS. — Die chinesische Erziehung. — Neue Zeichenlehrer-Prüfungsordnung. — Die Organisation des gewerblichen Fachunterrichts in unserm Vaterlande. — Statistik des europäischen Fachunterrichts.

**Mathematikai és természettudományi Közlemények.** (Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen, mit Rücksicht auf die vaterländischen Verhältnisse. Herausgegeben von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, red. von JOSEF SZABÓ. Budapest, 1878. XIV. Band.)

Nr. 9 (Schlussheft): VINC. BORBÁS, Die Farren im Herbarium des Erzbischofs L. Haynald. (Neuere Beiträge zur ungarischen Pteridographie.)

**Nemzetgazdasági Szemle.** (National-öconomische Rundschau. Vierteljahrsschrift aus den Kreisen der Nationalöconomie, Finanzwissenschaft und Statistik. Herausgegeben von der nationalöconomischen und statistischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, red. von ANDREAS GYÖRGY. Budapest, 1878. II. Jahrgang.)

1. Heft (Januar-März): Graf MELCH. LÓNYAI, Einige Daten zum Zoll- und Handelsvertrag. — ALEX. KONEK, Die Interessen unseres Seehandels. — ALEX. MATLEKOVICS, Der italienisch-französische Handelsvertrag. — CARL

MANDELLO, Die Moral und die Mathematik in der Werththeorie. — ADALB. WEISS, Ueber communales Finanzwesen. — LUDW. LÁNG, Der Schutzzoll und die Geschichte. — Bericht über die öffentliche Sitzung der ständigen Commission der ungarischen Academie für Volkswirthschaft und Statistik. — Vermischtes. — Bibliographie.

## UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.

BALLAGI ALADÁR. A magyar királyi testőrség története, különös tekintettel irodalmi működésére. (Geschichte der königlichen ungarischen Leibgarde, mit besonderer Rücksicht auf ihre literarische Wirksamkeit, von ALADÁR BALLAGI.) 2. Auflage. Budapest, Franklin-Gesellschaft. X, 446 S. Preis 2 fl.

BALLAGI ALADÁR. A magyar nyomdászat történelmi fejlődése 1472—1877. (Historische Entwicklung der Buchdruckerkunst in Ungarn von 1472—1877, von ALADÁR BALLAGI.) Budapest, Verlag der Franklin-Gesellschaft. 278 S. Preis 1 fl. 40 kr.

BÁLINT GÁBOR. Kazári tatár nyelvtanulmányok. III. füz. Kazári tatár nyelvtan. (Kazarisch-tatarische Sprachstudien. III. Heft Grammatik. Von GABRIEL BÁLINT.) Verlag der Academie. XVI u. 160 S. Preis 1 fl.

BÖSZÖRMÉNYI KÁLMÁN. A világ minden államának postaugye. A legrégibb kortól kezdve a legújabb időig. I.—II. füzet. (Das Postwesen aller Staaten der Welt. Von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Von KOLOMAN BÖSZÖRMÉNYI. I.—II. Heft. Debreczin. Verlag des Verfassers. Pränumerationspreis des ganzen Werkes 1 fl. 80 kr. Preis der einzelnen Hefte 40 kr.

BUDENZ JÓZSEF. Podhorszky Lajos magyar-szinai nyelvhasznítása. (Ludwig Pohorszky's ungarisch-chinesische Sprachvergleichung von JOSEF BUDENZ.) Aus den Abhandlungen der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe der Academie. VII. Band, 2. Heft. 21 S. Preis 10 kr.

DADAI JENŐ. Adalékok a Rotatóriák ismeretéhez. (Beiträge zur Kenntniss der Rotatorien von EUGEN DADAI.) Jahrbücher des siebenbürger Museumvereines. Neue Folge. II. Band. 6. Heft. Klausenburg. Verlag des Vereines. 173—219 S. mit einer lithographirten Tafel und mit deutschem Auszuge. Preis 40 kr.

DOMANOVSKY ENDRE. A bölcsezet története. III. kötet. (ANDREAS DOMANOVSKY. Geschichte der Philosophie. III. Band. — Universitätsdruckerei. 8. XVI, 532 S. Preis 2 fl. 80 kr.)

EDELSPACHER ANTAL. Dentek és magyarok. Magyar őstörténelmi vázlat. (Denten und Ungarn. Skizze aus der Urgeschichte Ungarns von ANTON EDELSPACHER.) Budapest. Verlag von Ferdinand Pfeifer. 15 S. Preis 30 kr.

Emlékek, Magyar történelmi. Monumenta Hungariae Historica. Kiadja a m. tud. Akadémia történelmi bizottsága. III. osztály. Magyar Országgyűlési emlékek. Monumenta Comititalia Regni Hungariae. Történeti bevezetésekkel szerk. FRANKÓI VILMOS. 5. köt. 1564—1572. (Ungarische historische Denkmäler, Monumenta Hungariae Historica. Herausgegeben von der historischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften. II. Abtheilung. Die ungarischen Landtage betreffenden Denkmäler, Monumenta Comititalia Regni Hungariae. Mit historischen Einleitungen redigirt von WILHELM FRANKÓI. 5. Band. 1564—1573.) Verlag der Academie. 8. IV. 600 S. Preis 3 fl.



ERŐDI BÉLA. Gyakorlati török nyelvtan Ahn módszere szerint. (Practische türkische Grammatik nach Ahn's Methode, von BÉLA ERŐDI.) Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Budapest, Grimm und Horovicz. 155 S. Preis 1 fl. 50 kr.

FARKAS GYULA. Matematikai tanulmányok. I. közlemény. A derivatio elmélete. (JULIUS FARKAS. Mathematische Studien. I. Mittheilung. Die Derivationstheorie. Buchdruckerei des Athenäum. 8. 79 S.

FEHÉRPATAKY LÁSZLÓ. Irodalmunk az Árpádok korában. (889—1301.) (LADISLAUS FEHÉRPATAKY. Unsere Literatur zur Zeit der Könige aus dem Hause Árpád. (889—1301.) Verlag von A. Rudnyánszky. 8. IV. 124. S.)

FERENCZY JÓZSEF. Tompa Mihály. (Michael Tompa von JOSEF FERENCZY.) Kaschau, Pannonia-Buchdruckerei. 8°. 107 S.

FIÁTH FERENCZ. Életem és élményeim. (Mein Leben und meine Erlebnisse, von FRANZ FIÁTH.) Cabinetbibliothek ungarischer Zeit- und Lebensbilder. II., III. Band. Budapest, Ferdinand Tettey & Comp. 266 und 258 S. Preis 4 fl.

FRANKÓI VILMOS. Zrednai Vitéz János nagyváradi püspök politikai beszédei és Aeneas Sylvius Piccolomini Vitéz Jánoshoz intézett levelei 1453—1457. A bécsi, florenzei, mölki és müncheni könyvtárak codexéből összegyűjté és közrebocsátja. (WILHELM FRANKÓI. Die politischen Reden des Johann Vitéz von Zredna, Bischof von Grosswardein, und Aeneas Piccolomini's an Johann Vitéz gerichtete Briefe, 1453—1457. Aus den Handschriften der Wiener, Florenzer, Mölker und Münchener Bibliotheken gesammelt und herausgegeben. Verlag des Verfassers. Gr. 4. 41 S.)

FRANKÓI VILMOS. II. Lajos és kora. Történeti rajz. (Ludwig II. und seine Zeit. Historisches Bild von WILHELM FRANKÓI.) Wohlfeile Bibliothek. Nr. 46. Budapest, Franklin-Gesellschaft 70 S. Preis 20 kr.

GRUBER LAJOS. A közigazgatási bíráskodás eszméje, kellékei és alakzatai Európában, különös tekintettel Magyarországra és a kérdés parlamentáris sorsának történetére hazánkban. A budapesti k. m. tudom. egyetem által jutalmazott pályamunka. (Idee, Erfordernisse und Gestaltungen der Verwaltungs-Gerichtbarkeit in Europa mit besonderer Rücksicht auf Ungarn und auf die Geschichte des parlamentarischen Schicksals dieser Frage in unserem Vaterlande. Von LUDWIG GRUBER. Von der kön. ung. Universität gekrönte Preisschrift.) Budapest, Verlag von Ludwig Kókai. XVI, 495 S. Preis 2 fl. 40 kr.

GRÜNWALD BÉLA. A felvidék. Politikai tanulmány. (ADALBERT GRÜNWALD. Ober-Ungarn. Eine politische Studie. Verlag von M. Ráth. 8. 162 S. Preis 1 fl.)

HALÁSZ IGNÁCZ. Kármán József, Irodalomtörténeti tanulmány. (IGNAZ HALÁSZ, Josef Kármán. Eine literarhistorische Studie. Verlag von Eggenberger. 8. 64 S. Preis 50 kr.)

HATALA PÉTER. Mohammed élete és tana. (PETER HATALA. Mohammed's Leben und Lehre. Verlag von Lampel. 8. 207 S. Preis 1 fl. 60 kr.)

HEGEDÜS SÁNDOR. Az önkormányzat és pénzügye. (ALEXANDER HEGEDÜS. Das Selbstgovernment und sein Finanzwesen. Verlag des Athenaeum. Gr. 8. 200 S. Preis 1 fl. 50 kr.)

HORVÁTH IGNÁCZ. Közlemények a m. kir. József-műegyetem műszaki mechanikai laboratóriumából, I. füzet. (IGNAZ HORVÁTH. Mittheilungen aus dem mechanischen Laboratorium des königl. ungarischen Josef-Polytechnikum. I. Heft. Verlag von Kilian. 8. 31 S.)

HORVÁTH MIHÁLY. A kereszténység első százada Magyarországon. (Das erste Jahrhundert des Christenthums in Ungarn, von MICHAEL HORVÁTH.) Budapest, Verlag von Moritz Rath. VIII, 476 S. Preis 4 fl., in Prachtband 5 fl., in antikem Halblederband 6 fl., in Pergamentband 7 fl.

IPOLYI ARNOLD. Gr. Prokesch-Osten Antal m. t. akad. kültág emléke-

zete és Mátyása király könyvtár maradványainak fölfedezése. (ARNOLD IPOLYI. Denkrede über den Grafen Prokesch-Osten, auswärtiges Mitglied der ungar. Academie der Wissenschaften, und die Entdeckung der Ueberreste von König Matthias' Bibliothek. Verlag der Academie. 8. 67 S.)

JAKAB ELEK. Tanulmányok Erdély XVIII. századbeli jogtörténetéből. (ALEXIUS JAKAB. Studien aus der siebenbürgischen Rechtsgeschichte im XVIII. Jahrhundert. Abhandlungen aus dem Kreise der historischen Wissenschaften. VII. Band, 3. Nummer. Verlag der Academie. 8. 84 S. Preis 40 kr.)

Jelentés a budapesti és kolosvári m. k. közélettanodai tanárképezdék állapotáról és működéséről. Kiadja a vallás- és közokt. magy. k. minister. (Bericht über den Zustand und die Wirksamkeit der Budapester und Klausenburger kön. ung. Mittelschullehrer-Seminarien. Herausgegeben vom kön. ung. Cultus- und Unterrichtsminister.) Budapest, Universitäts-Buchdruckerei. 46 Seiten.

KÁLLAY BÉNI. Oroszország keleti törekvései. Történeti vázlat. (BENJAMIN KÁLLAY. Die orientalischen Bestrebungen Russlands. Eine historische Skizze. Verlag von M. Ráth, Gr. 8. IV, 124 S. Preis 1 fl. 20 kr.)

KONEK SÁNDOR. Magyar birodalom statistikai kézikönyve folytonos tekintettel Ausztriára. 2-ik átdolg. kiadás. (Handbuch der Statistik des ungarischen Reiches mit steter Berücksichtigung Oesterreichs, von ALEXANDER KONEK. Zweite ungararbeitete Auflage.) Budapest, Franklin-Gesellschaft. XVI, 743 S. Preis 6 fl.

KOVÁCS ÖDÖN. A vallásbölcsezet kézikönyve. I.—II. kötet. (Handbuch der Religionsphilosophie von EDMUND KOVÁCS. I.—II. Band.) Budapest, Franklin-Gesellschaft. XX, 388 S. und IV, 312 S. Preis des I. Bandes 3 fl., des II. Bandes 2 fl. 40 kr.

MÁRKI JÓZSEF. Szak- és betürendes kalauz az összes magyar irodalom története s könyvészetében. (JOSEF MÁRKI. Alphabetischer nach Fächern geordneter Wegweiser in der ungarischen Gesamt-Literatur und Bibliographie. Verlag von Wilhelm Lauffer. 8. VIII, 168 S. Preis 1 fl. 20 kr.)

MÁRKI SÁNDOR. Az oroszok hazánk történetében. (Die Russen in der Geschichte unseres Vaterlandes, von ALEXANDER MÁRKI.) Grosswardein, Otto Hügel. 97 S.

MÁRTON NEP. JÁNOS. Képek az egyháztörténetből. (JOHANN NEPOMUK MÁRTON. Bilder aus der Kirchengeschichte. Temesvár, Druckerei der Csanáder Diocese. 8. 372 S.)

MENYHÁRT LÁSZLÓ. Kalocsa vidékének növénytenyészeté. (Die Flora der Umgebung von Kalocsa, von LADISLAUS MENYHART.) Budapest, Druck der «Hunyadi Mátyás»-Druckerei. 198, 25 S.

MUDRONY SOMA. Iparpolitikai tanulmányok a hazai ipar emelése tárgyában. (Industrie-politische Studien in Bezug auf die Hebung der vaterländischen Industrie von CORNEL MUDRONY.) Budapest, Ferdinand Tettey & Comp. XI, 302 S. Preis 2 fl. 50 kr.

NAGY FERENCZ. A bölcsezet története kezdettől mostanig. Magán- és iskolai használatra. Ó-, közép- és újkor. (Geschichte der Philosophie von ihrem Anfange bis jetzt, zum Privat- und Schulgebrauch. Alterthum, Mittelalter und Neuzeit, von FRANZ NAGY.) Kecskemét, Sallia. IV, 207 S. Preis 1 fl. 40 kr.

NEMÉNYI AMBRUS. Rabelais és kora. Tanulmány. (Rabelais und seine Zeit. Studie von AMBROSIOUS NEMÉNYI.) Budapest, Samuel Zilahy. IV, 162 S. Preis 2 fl.

PRÉM JÓZSEF. Vázlatok az ipar-művészet köréből. (Skizzen aus dem Gebiete der Kunst-Industrie von JOSEF PRÉM.) Budapest, Verlag von Eggenberger. 8°. 77 S.



SCHIKEDANZ A. és PULSZKY K. Kalauz az ipar-művészeti múzeum gyűjteményeihez. (Führer zu den Sammlungen des Kunst-Industrie-Museums von A. SCHIKEDANZ und K. PULSZKY.) Budapest, Druckerei der Franklin-Gesellschaft. 111 S. Preis 30 kr.

SCHWARTZER GÉZA. Oszmanli ve madsar tekelliim riszaleszi. Török-magyar társalgó. (GEIZA SCHWARTZER. Oszmanli ve madsar tekelliim riszaleszi. Türkisch-ungarischer Gesellschafter. Verlag von F. Tettesy & Comp. 8. VIII, 90 S. Preis 80 kr.)

SZOMBATHY IGNÁCZ. A Duna- és Donvidék világtörténelme a római latin császárok korában. (Kr. e. 30—476. Kr. u.) Az uralkodók különféle táblázataival s egy palaeographai függeléssel. (IGNAZ SZOMBATHY. Weltgeschichte der Donau- und der Dongegend zur Zeit der römischen Kaiser. (30 v. Chr. bis 476 n. Chr.) Mit verschiedenen Tabellen der Herrscher und mit einem palaeographischen Anhang. Raab. Verlag von Franz Klenka. 8. 160 S. Preis 1 fl.)

THAN KÁROLY. A Grammeféle dynamo-elektrikus gépről. Két előadás. (Ueber den dynamo-electrischen Apparat von Gramme. Zwei Vorträge von KARL THAN.) Sammlung populärer naturwissenschaftlicher Vorträge. 2. Heft. Verlag der ungar. naturwissenschaftlichen Gesellschaft. 43 S. Preis 25 kr.

TÓTH MIHÁLY. Kolozsvár környékének kőzetei és ásványai tekintettel ipari alkalmazhatóságukra. (Die Gesteine und Mineralien der Umgebung von Klausenburg mit Bezug auf ihre industrielle Verwendbarkeit, von MICHAEL TÓTH.) Jahrbücher des Siebenbürger Museumvereins. Neue Folge. II. Band, 2. Nummer. Verlag des Vereins. 35—56 S., mit deutschem Auszug. Preis 36 kr.

TÖRÖK AURÉL. Dolgozatok a kolozsvári tud. egyetem életszövettani intézetéből. II. Szövetalakulások a Siredon pisciformis sejtjeiben. Adat az állattani szervezet szövetfejlődéséhez. (Arbeiten aus dem physiologischen Institut der Klausenburger Universität. II. Gewebeformationen in Zellen d. Siredon pisciformis. Beitrag zur Lehre von der Entwicklung des Gewebes der animalischen Constitution, von AUREL TÖRÖK.) Jahrbücher des Siebenbürger Museumvereins. Neue Folge. II. Band, 5. Nummer. Klausenburg, Verlag des Vereins. 145—172 S., mit deutschem Auszug und Kupferstich. Preis 35 kr.

ZSILINSZKY MIHÁLY. A békés vármegyei régészeti és művelődéstörténelmi társulat évkönyve 1876—77. III. kötet. (MICHAEL ZSILINSZKY. Jahrbuch der archäologischen und culturhistorischen Gesellschaft des Békés-Comitates, 1876—77. III. Band. Békés-Gyula. Verlag der Gesellschaft. 8. 222 S.)

## RUMÄNISCHE GESCHICHTSCHREIBUNG UND SPRACHWISSENSCHAFT.

Im vorigen Jahrgange der «Literarischen Berichte» (S. 224 bis 236) haben wir Einiges aus den Schriften G. Obédénare's und Lesage's mitgetheilt; daselbst erwähnten wir Hasdeu's Kritische Geschichte der Rumänen, die wir in einem späteren Hefte besprechen wollten; wir theilten in Kürze mit, was Obédénare in seinem Buche über Schinkai erzählt, der, «weil er in seinen Annalen die Rechte der Rumänen als einer freien und selbständigen Nation nachgewiesen hatte, von der ungarischen Regierung zum Galgen und sein Buch zum Feuer verurtheilt wurde, — so dass der unglückliche Patriot genöthigt war zu fliehen und sein Leben in der drückendsten Noth zu verbringen;» endlich führten wir Lesage's Ausspruch an, dass «die Wiedergeburt der nationalen Sprache der Rumänen gerade in Siebenbürgen, inmitten ihrer erbittertsten Feinde zu Stande kam (au milieu de ses ennemis les plus acharnés).» Seit der Zeit habe ich Hasdeu's erwähnte «Istoria Critica Romaniloru» und Ilarianu A. Papiu's erschöpfende Arbeit über Schinkai\* in den Heften der «Századok» (Jahrhunderte, Monatschrift der ungarischen historischen Gesellschaft von 1878) ziemlich weitläufig besprochen, und über die rumänische Sprache und rumänische Sprachforschung eine Studie in den «Nyelvtudományi Közlemények» (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen) abdrucken lassen, in welcher die historischen und linguistischen Ansichten wenn auch nicht aller, so doch der vorzüglichsten rumänischen Schriftsteller angeführt sind. Ich will nun die bisher gefundenen Resultate meiner Arbeiten im Folgenden zusammenfassen und hoffe damit ein deutliches Bild der rumänischen Geschichtschrei-

\* Vieti'a, operele si idele lui Georgiu Sinkai, in den Annale Societatei Academice Romane. Tom. II. Bucuresci, 1869.



bung und Sprachforschung, die sich ja gegenseitig ergänzen und aufhellen, geben zu können. Das, was die Rumänen denken und schreiben, hat gewiss nicht nur für Ungarn allein ein bedeutendes Interesse, sondern auch für das übrige Europa. Ob die Rumänen eine von Julius Caesarischer und Traianischer Höhe durch die Unbill der Zeiten herabgedrückte und nun ihre unverjährten Rechte zurückfordernde Nation sind — wie alle Rumänen fast ohne Ausnahme behaupten — ; oder ob sie eine von unansehnlichen und auch nicht immer bemerkten Anfängen sich nach und nach erhebende Bildung seien, die ihre Individualität seit Kurzem zu entwickeln beginnt, und *den* Process durchmacht, welchen früher die italienische, französische und jede andere lateinische und nicht-lateinische Nation nothwendiger Weise durchmachen musste — wie es die geschichtlichen Thatsachen beweisen: die Rumänen nehmen «im Nationalitäten-Gewirre des europäischen Ostens» eine nicht unbedeutende Stellung ein, und drängen sich demnach der Aufmerksamkeit von ganz Europa auf.

## I.

«Die Wiedergeburt der nationalen Sprache der Rumänen kam in Siebenbürgen *inmitten ihrer erbittertsten Feinde* zu Stande, während Rumänien der glänzendste Herd des Hellenismus war», so schreibt Lesage (siehe «Liter. Berichte», I. p. 230). Es ist das Resultat der Verhältnisse, in welchen das rumänische Volk lebte, dass eben *in Siebenbürgen und nicht im heutigen Rumänien* die Cultur der rumänischen Sprache begonnen hat. Die ersten vier Uebersetzungen einzelner Theile des neuen und alten Testaments im XVI. und XVII. Jahrhundert geschahen in Siebenbürgen und gingen in Kronstadt, Broos und Weissenburg (Alba Julia) aus protestantischen Druckereien hervor. Georg Rákóczi I. befahl, dass auch die Liturgie *nicht* in slavischer, sondern *in rumänischer Sprache* abgehalten werde, was Picot, wie wir sahen (I. 285), als eine arge Verfolgung der Serben betrachtet. Wie viel auch der protestantische Bekehrungseifer zu diesen Uebersetzungen und Drucken beigetragen haben mag (bis jetzt hat keiner der sehr erfindungsreichen rumänischen Schriftsteller eine religiöse Verfolgung der Rumänen von Seite der siebenbürgischen protestantischen Fürsten aufweisen können, wie etwa die Protestanten in Ungarn von Seite des Katholicismus erleiden mussten): das steht historisch fest, dass die ersten rumänischen Uebersetzungen und die erste Einführung der rumänischen Liturgie in Siebenbürgen und auf protestantischen Antrieb, nicht aber im heutigen Rumänien und von Seite der sogenannten orthodoxen Kirche geschehen

sind. Das haben also *die erbittertsten Feinde* der Rumänen (*ses ennemis les plus acharnés*) gethan!!

Die protestantische Bekehrung, wenn sie auch geplant war, ist nicht, oder nur zum geringsten Theil gelungen und hatte auch nicht dauernde Erfolge. Als Siebenbürgen wieder unter das Scepter der ungarischen Könige gelangte und die katholischen Bisthümer von Grosswardein und Weissenburg restaurirt wurden, da kam die Union der Rumänen mit der römisch-katholischen Kirche zu Stande; der erste griechisch-katholische (oder unirte) Bischof war Theophilus, gestorben 1698. Des letzten siebenbürgischen Fürsten, Apafi's, Güter, namentlich die Blasendorfer Herrschaft, welche dem Fiscus anheimgefallen waren, wurde zur Dotation des unirten Bischofs bestimmt, 1738, «*pro perpetua Episcopi et Religiosorum ordinis Basili Magni fundatione*», wie es in der Dotations-Urkunde lautet. In Blasendorf entstand darauf die erste Schule der Kaluger (griechische Mönche), 1754; allwo auch ein Reformirter aus Klausenburg, Stefan Páldi, eine Buchdruckerei einrichtete. Aus dieser Schule wurden junge Männer zum weiteren Studium in das Propaganda-Collegium nach Rom gesendet. Der Bischof Gregor Major schickte in derselben Absicht 1774 seinen Neffen Peter Major und Georg Schinkai nach Rom. Diese und Samuel Klein, ein Neffe des im Jahre 1752 in Rom verstorbenen Bischofs Johannes Innocentius Klein, wurden die ersten bedeutenden rumänischen Gelehrten; der bedeutendste unter ihnen Georg Schinkai. Wir wollen hiebei bemerken, dass alle drei Genannten von, durch die Fürsten Siebenbürgens geadelten walachischen Familien abstammten und die sich *Klein v. Szád, Schinkai de Eadem, Major v. Dicső-Szt.-Márton* betitelten. — Schinkai kehrte 1779 zurück und blieb ein Jahr im Seminarium der heil. Barbara in Wien, wo er 1780 die von Samuel Klein verfasste rumänische Grammatik verbessert und erweitert herausgab. Dies war die *allererste rumänische Grammatik*, zugleich das *allererste rumänische Buch*, das *nicht* mit cyrillischen, sondern *mit lateinischen Lettern gedruckt war*. Auch darum ist dies Büchlein merkwürdig, weil es zuerst für das betreffende Volk den Namen «*Daco-Roman*» in Anwendung brachte. «*Gentem placuit non mihi solum, sed et aliis, Daco-Romanam appellare, quod ei a diversis provinciis, quas incolit, diversa nomina indita sint*», sagt Schinkai selbst in einer zweiten Edition, die er in Ofen 1805 drucken liess. Schinkai hatte aber in Rom den Gedanken erfasst, die Geschichte der Rumänen von Traian's Zeiten bis auf seine Tage zu schreiben. Die Traians-Säule in Rom hätte in ihm diese Absicht erweckt, so erzählt uns sein Biograph Ilarianu Papiu; und er wäre aus Rom zurückgekommen, nicht um die Herrschaft des römischen Papstes durch die Union zu erweitern, sondern um



die unbekannte Geschichte seines Volkes zusammenzustellen. Die Rumänen stammen von den römischen Colonisten des Traianus ab, war die Ueberzeugung Schinkai's; *»wir sind also Römer«*, behauptete er, *»und Dacien gehört uns, den Römern«*. Deswegen nannte er diese Römer *«Daco-Romanen»*.

Schinkai kam vor 1782 nach Blasendorf in Siebenbürgen als Director der walachischen Schulen. Der freiere Geist unter der Regierung Josef II. ergriff auch einen Theil der Blasendorfer Kaluger, namentlich Schinkai, Klein, Péterlaki und Major, die auch 1784, gegen den Willen des Bischofs Bab, aus dem Orden traten. Dies erzählt sein Biograph folgendermassen: *«Schinkai war Kaluger und Domherr . . . aber als ein aufgeklärter Mann, wie es die Epoche war, in der er lebte, und weil er die pfäffischen Gewohnheiten kannte, so war er kein Freund des Mönchthums und der Mönche. Deswegen verliess er 1784 das Kloster mit Klein u. s. w., indem er behauptete, er wäre nur deshalb in dasselbe eingetreten, um nach Rom kommen zu können. Auch die Mönche liebten den aufgeklärten Mann nicht, der zugleich wenig zugänglich war; sie entliessen ihn also ohne Schwierigkeit in nomine Domini.»* (Sincai fusesse calugeru si canonicu . . . dar, omu luminatu ca epoc'a in care traia, si ca cellu ce scia naravurile popesci, ellu nu era amicu allu calugeriei si allu calugiloru. Dreptu-aceea la 1784 se lasa de calugeria impreuna cu Klein etc. dicendu ca numai pentru a pute merge la Rom'a intrasse in monastire. Calugerii inca nu iubiau pre acestu barbatu luminatu, dar pucinu tractabilu; deci fara greutate 'lu dimisera in nomine Domini.) — Dies konnte zu Josef's Zeiten leicht geschehen: aber der Zwiespalt zwischen dem Bischof und den ausgetretenen Kalugern dauerte fort und schien in den Jahren 1792 und 1794 in thatsächliche Widersetzlichkeit auszuarten. Es lebte aber Josef nicht mehr; unter seinen Nachfolgern trat in jeder Hinsicht eine Reaction ein, welche auch die Machtfülle der Bischöfe erneuerte. Bab verklagte nun Schinkai und seine Genossen, und das Weissenburger Comitatz wurde veranlasst, sie in Untersuchung zu ziehen, ja sie auf kurze Zeit zu verhaften. Die Klage des Bischofs muss ziemlich unbegründet gewesen sein, denn Schinkai wurde bald auf freien Fuss gesetzt, jedoch verlor er seine Stellung als Director der walachischen Schulen. Zwar suchte er 1795 in Wien seine Rehabilitirung zu erwirken, doch gelang ihm dies nicht. Nun nahm er die Stellung eines Erziehers im gräflich Daniel Vas'schen Hause ein, in welcher er sechs Jahre verharrte. Darauf wurde er Corrector der walachischen Bücher an der königlichen Universitäts-Druckerei zu Ofen. Sowohl in Wien als auch in Ofen genoss er den Umgang und die Correspondenz der damaligen ungarischen und deutschen Gelehrten, eines

Benkö, Katona, Kovachich, Lipsky, Cornides, Engel, Grafen Hadik u. s. w., wie sein Biograph zu wiederholten Malen hervorhebt. 1809 verliess er Ofen und zog wieder zur Familie Vas. 1812 liess er sich noch einmal in Blasendorf sehen; er wollte nun sein geschichtliches Werk herausgeben, von dem er einzelne Theile schon in Ofen in einem walachischen Kalender publicirt hatte. Da soll nun der königliche Censor die Worte auf sein Werk geschrieben haben: «Opus igne, auctor patibulo dignus». Ob es wirklich an dem ist, das kann ich nicht wissen, denn ich habe das Manuscript nicht gesehen. Wer aber die Ausfälle kennt, die Schinkai sich gegen die katholische Hierarchie erlaubt (so sagt er unter Anderem von der Bulle Clemens XI., welche das Blasendorf-Fogarascher (unirte) Bisthum bestätigt, «er hätte nie eine so sinnlose Bulle gelesen; Gott müsse dessen Gehirn verwirrt haben, der die Bulle verfasste, weil sie zum Nachtheil der Rumänen gereicht»), und wer den Reactionsgeist von 1812 berücksichtigt: der wird sich an dem Urtheile des Censors, der ja entweder ein römisch-katholischer oder ein griechisch-unirter Priester war, gar nicht stossen. Schinkai's Buch wurde also damals nicht gedruckt; ihm aber that Niemand etwas zu Leide. Er zog wieder zur gräflich Vas'schen Familie und starb daselbst 1816.

So erzählt Ilarianu Papiu 1869 die Biographie Schinkai's. Obédénare hörte und las diese Biographie, und dennoch schrieb er in seinem Buche «La Roumanie économique d'après les données les plus récentes. Paris, 1876» das, was wir I. 231 und auch hier wörtlich citirt haben. Eine solche Verdrehung ist eine baare Lüge. Nicht die Aristokratie oder die Regierung Ungarns verfolgte Schinkai, sondern sein eigener walachischer Bischof; die Aristokratie und die Gelehrten Ungarns waren gerade die Beschützer Schinkai's; die Regierung Ungarns gab ihm die Correctorstelle an der königlichen Universitäts-Buchdruckerei, die er nach einigen Jahren freiwillig verliess. Dass der Censor seinem Buche nicht das «imprimatur» ertheilte, das hat kein Stand Ungarns, sondern der damalige europäische Geist zu verantworten. Auch noch nach zwei und drei Decennien wurden Bücher zurückgewiesen, welche die Emancipation der Bauern, also auch der walachischen Bauern, befürworteten. Schinkai wäre unter ähnlichen Umständen in Frankreich in die Bastille und in Russland nach Sibirien gewandert: in Ungarn und Siebenbürgen aber durfte er sich frei bewegen.

Als Ilarianu Papiu seinen Vortrag «über das Leben, die Werke und Ideen Georg Schinkai's» in der Bukarester Academie beendete, rief der Vorsitzter derselben, Heliade, aus: «Meine Herren, der heutige Tag ist ein grosser Tag, denn wir haben das Andenken Georg Schinkai's, *des Allergrössten der Ramnenses und*



*Märtyrers für seine Nationalität verehrt.*» Die Ramnes oder Rannenses waren eine der drei ältesten Tribuse Roms («tres antiquae tribus», Livius X, 6.); nach der Meinung der Bukarester Akademiker gehört Schinkai und mit ihm alle Rumänen zu den alten Tribusen Roms. Diese Ueberzeugung sprach aber schon viel früher ein gewisser TEMPE aus, der als nicht-unirter Walache 1797 zu Hermannstadt eine walachische Grammatik herausgab, in welcher er die Sprache der Rumänen für die *alte Ramnessprache* erklärte; dieselbe finde ich merkwürdiger Weise auch in einem unlängst erschienenen Drucke, wo wir lesen: «Ramna (in graiulu coloniloru nemti Rafna) opid in Banat, totu se pote fi mai arhaicu, reamintindu colonia: *Ramnensiloru*, asediata in regiunea banatului, la descalicare»; zu deutsch: Ramna (in der Sprache der Deutschen Rafna) ein Marktflecken im Banat, ganz gewiss archaisch, an die Colonie der Ramnenses erinnernd, welche zur Zeit der (römischen) Besetzung im Banat gegründet wurde.»\* Also die uralten Ramnenses, die schon zu Livius' Zeiten eine dunkle Antiquität waren, und an welche zu Traianus Zeiten kaum noch solche Dichter dachten, deren Phantasie sich in den alten Zeiten ergeht, diese historisch nicht mehr existirenden Ramnenses hätten unter Traian eine Colonie gegründet, deren Namen in einer heutigen *deutschen* Ortschaft im Banat erhalten ist. Also die rumänische Sprache ist die alte Ramnes-Sprache und die Rumänen selbst sind die alten Ramnenses! Woher diese überraschende Kunde? Sie stammt aus Schinkai's historischem Werke\*\* (das 1853 in Jassi gedruckt wurde), wenn auch nicht unmittelbar und wörtlich, so doch aus den Ideen desselben.

Und Schinkai, jener Allergrösste der Ramnenses, ist zugleich ein *Märtyrer der rumunischen Nationalität*, behauptete der akademische Präsident. Wer war denn sein Verfolger? Wie wir aus der Feder seines Biographen vernommen, war es der rumänische oder walachische Bischof selbst, welcher Schinkai und seine Gesinnungsgenossen zu «Märtyrern» machte, und zwar eben nicht wegen ihrer Nationalität, sondern wegen theologischer oder kirchlicher Differenzen. Ueber diese berichtet uns der Bio-

\* Vasilie Maniu. Studii asupra scrierei profesorului Dr. J. Jung intitulata Romanii si Românii din tierrille Dunarene. Bucuresci, 1878. pag. 89. Aber pag. 81 lesen wir: «Ravna (Ravena si in Tirol, avemu Ravina diformata in Rafna)-Ravna (auch Ravena in Tirol). Wir haben Ravina in Rafna verunstaltet.

\*\* Kronika Romanilor. Der lange Titel lautet zu deutsch: Chronik der Rumänen und anderer Nationen (neamuri), in wiefern diese so sehr vermischte waren mit jenen, dass die Begebenheiten der Einen ohne die der Andern nicht verstanden werden. Aus vielen tausend Autoren während 34 Jahren gesammelt und nach den Jahren p. Chr. redigirt durch Georg Schinkai von Schinka u. s. w. Jassi, 1853, in drei Quartbänden.

graph Ilarianu Papiu blos mit diesen Worten: «Er (der Bischof) wollte in die rumänische Kirche lateinische Neuerungen einführen: sie aber (Schinkai und seine Freunde) vertheidigten mit Eifer die alten orientalischen Kirchengebräuche (pre candu acest'a cerca a viri in beserec'a romana innovatiuni latine: ei apperau cu insufletire vechiele datine alle beserieei orientali).» Das Märtyrerthum Schinkai's ist also von ganz anderer Natur, als wofür es Obédénare und auch Heliade halten, um daraus vor ununterrichteten und einseitig urtheilenden Lesern eine herbe Klage gegen die Magyaren und die ungarische Regierung zu schmieden. — Wir wollen nun einige Hauptmomente aus diesem Werke mittheilen, welche sich auf den Urfang der Rumänen beziehen.

## II.

Schinkai hatte in Rom den Plan gefasst, die Geschichte der Rumänen von Traianus bis auf seine Zeit zu schreiben, also einen langen Weg zu wandern, den vor ihm noch Niemand gethan hatte. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, dass die heutigen Rumänen unmittelbare und reine Abkömmlinge der alten oder vielmehr der uralten Römer sind, und zwar nicht etwa in dem Sinne, wie sich auch die Italiener Nachfolger der Römer nennen können. Vielmehr: die Rumänen sind romanischere Romanen als die Italiener, ja sie sind römischer als selbst die Römer des Augusteischen Zeitalters, denn sie sind die eigentlichen alten, reinen Römer. Diese Ueberzeugung Schinkai's ist zum rumänischen Dogma geworden, das freilich nach den verschiedenen Auffassungen einige Erweiterung oder Beschränkung erleidet: dessenungeachtet aber ein allgemein geglaubtes Dogma bleibt. «Noi suntemu romani!» wir sind Romanen oder Römer! heisst es bei jeder feierlichen Gelegenheit. Wer sich die Miene des Kritikers geben will, der schreibt und spricht «români», das *a* mit einem Circumflex; denn dann bedeutet das Wort «Rumänen»; ohne Circumflex aber heisst es «Romanen» oder «Römer». Dieser geringe orthographische Unterschied erleichtert sehr die sogenannten historischen Beweise. Dass der Name «Romane» im ganzen Mittelalter unbekannt war und eigentlich erst durch Schinkai eingeführt worden, wird sehr leicht übersehen oder auch geflissentlich vergessen. Bei den Byzantinern heisst das Volk, sobald von ihm Erwähnung geschieht, Wlachen «βλάχοι», und wird von ihnen für italienische Colonisten gehalten. Die Wlachsprache ist der italienischen sehr ähnlich, behaupten von Kinnamos angefangen bis Chalkokondylas alle Byzantiner, nur sei sie so verunstaltet, dass die Italiener keinen wlachisch Sprechen-



den verstehen. Und damit trafen diese Schriftsteller wohl das Richtige. Ihnen fiel es nicht ein, die Wlachen für «Romanen» oder gar «Römer» zu halten; so viel gelehrte Kenntniss hatten sie denn doch von den Römern der Republik und des Kaiserreiches, um die Wlachen, die sie vor Augen hatten und die sie allenthalben und vorzüglich als Hirten kannten, nicht für Römer zu halten. Nannten sich doch die byzantinischen Griechen selbst «Romaer». Merkwürdig ist auch die Benennung im Deutschen, wo «walach», «wlach» und «welsch» den Rumänen und den Italiener bezeichnet; so wie im Ungarischen «oláh» der Rumäne und «olasz» der Italiener heisst. Aehnlich lauten die Namen auch im Slavischen. Also Byzantiner, Slaven, Deutsche, Ungarn stimmten von jeher darin überein, dass die Walachen oder Wlachen in einer ethnographischen Beziehung zu den Welschen stehen; und wie sie die Letzteren von den Römern gar gut unterschieden, so durfte es ihnen nicht einfallen, die Walachen mit den alten Römern für identisch zu halten. Thun doch das selbst die Italiener nicht; denn wenigstens nach unserem Wissen wollen sie nicht für die eigentlichen Römer gehalten werden, weil sie ihre ethnographische Umwandlung genau kennen und auch anerkennen. Ist doch auch, nach dem Zeugniß der Anthropologen, die Schädelbildung der heutigen Italiener verschieden von der Schädelbildung der alten Römer. Nur die Walachen oder Rumänen wollen durchaus «reine Römer» sein. Der Urheber dieser ethnographisch-historischen Auffassung ist Schinkai. Sie wurde zuerst von einem seiner Freunde, Petrus Major von Dicső-Szent-Márton, auch philologisch begründet in den 1812 erschienenen «Pentru inceputul Romanilor in Dacia» (Ueber den Ursprung der Rumänen in Dacien), und in der Vorrede, Orthographia Romana, und einem Dialog zwischen einem Onkel und Neffen «über den Ursprung der rumänischen Sprache» (pentru inceputul limbei Romane), welche drei Stücke nachher im Ofner walachischen Lexicon erschienen sind.\* Von der Major'schen Sprachwissenschaft werden wir nachher Einiges mittheilen, jetzt müssen wir bei Schinkai, dem Historiker, verweilen.

\* Lexicon Valachico-Latino-Hungarico-Germanicum, quod a pluribus auctoribus decursu triginta et amplius annorum elaboratum est. Budae typis et sumtibus Typographiae Regiae Universitatis Hungariae. Der Leser möge sich auch hier an das Urtheil Lesage's erinnern, dass die Magyaren *die erbittertsten Feinde* der Rumänen waren; dass sich aber in ihren Ländern zuerst die rumänische Sprache und Literatur entwickelt haben. In der Universitäts-Buchdruckerei waren Samuel Klein, Schinkai, Major nach einander Correctoren der walachischen Bücher; diese und andere dort ebenfalls angestellte Männer arbeiteten über 30 Jahre an dem erwähnten Lexicon, das unseres Wissens *das allererste rumänische Lexicon* war. Und die königl. ungar. Universitäts-Buchdruckerei gab auf eigene Kosten — also aus erbitterter Feindschaft — das Lexicon heraus!

Schinkai wollte die Geschichte der Rumänen von Traianus Zeit angefangen bis auf seine Tage schreiben. Es kam ihm aber vorzüglich auf die Rumänen Siebenbürgens und der ehemaligen Moldau und Walachei an. Die Geschichte dieser Rumänen sollte durch ihn von Traianus Zeiten an geschrieben werden. Wo findet er aber die Quellen zu dieser Geschichte? Tiefes Stillschweigen herrscht bei allen griechischen und römischen Autoren über die Rumänen dieser Provinzen, welche von 275 angefangen, also seitdem Aurelianus die römischen Truppen und Colonisten aus denselben herausgezogen und in die Provinz jenseits der Donau übersiedelt hatte, den Barbaren überlassen blieben und nie mehr wieder unter die römische oder byzantinische Herrschaft zurückkehrten. Ob auch viele oder wenige römische Colonisten zurückblieben: von ihnen, sowie etwa von den romanisirten Dakern wissen die Quellen überhaupt nichts. Gothen, Hunnen, Gepiden, Avarn herrschten daselbst von 275 an bis 800, bis zur Besiegung der Avarn durch die Franken. Die Berichte über die vielfältigen Kriege des byzantinischen Kaiserthumes mit den hergezählten barbarischen Völkern geben nicht die geringste Kunde von den etwaigen römischen Ueberbleibseln im Traianischen Dakien; und doch haben sie häufig Gelegenheit, von allerlei barbarischen Einwohnern desselben zu sprechen. Nur von den römischen Nachkömmlingen schweigen sie durchaus und ausnahmslos: und doch hätten diese eine nicht genug zu schätzende Stütze der byzantinischen Heere in den Kriegen gegen die Barbaren sein können. Sie müssen also entweder gar nicht mehr existirt haben, oder sie sind Barbaren geworden, indem sie ihr römisches Wesen unter diesen verloren hatten. Dies geschah eben in Pannonien, wo die römische Herrschaft um zwei Jahrhunderte länger gedauert hat als im Traianischen Dakien. Was auch Mommsen und Andere von der exceptionellen Stellung dieses Dakiens unter der römischen Herrschaft berichten mögen: die Wirkung der barbarischen Herrscher musste da um so mehr dieselbe werden, wie in Pannonien, *da ja dort die römische Herrschaft um volle zwei Jahrhunderte früher aufhörte als hier*. Die rumänischen Schriftsteller, nach dem Vorgange Schinkai's, behaupten mit grosser Zuversicht, dass die Romanen im Traianischen Dakien während des ganzen Mittelalters bis zum XIII. Jahrhundert unvermischt, das heisst unberührt von den Barbaren geblieben («Romanii au statu nemiscati in Daci'a pe totu timpulu migratiuniloru medievale pene in sut'a XIII.»): \* folglich hätten die barbarischen Herrscher keine Wir-

\* Siehe: Vasilie Maniu. Studii asupra Serieriei profesorului Dr. J. Jung intitulata Romanii si Românii din tierille Dunarene. Bucuresti, 1878, pag. 15. — Maniu will Jung's «Römer und Romanen in den Donauländern» (Liter. Berichte, I. 239 u. s. w.) ergänzen, wo Jung die histo-



kung auf sie äussern können. Auch *das* wollen dieselben rumänischen Schriftsteller nicht zugeben, dass sich die Dakier romanisirt hätten; denn da sie die Rumänen durchaus für reine Römer ansehen wollen und jeden als einen Todfeind des Rumänenthums betrachten, der nicht daran glaubt: so dürfen sie auch die dakisch-römische Abkunft nicht zugestehen.

Tertullianus sagt an einer Stelle: «*Et Dacorum et Germanorum et Scytharum etc. et multarum gentium — in quibus omnibus locis Christi nomen, qui jam venit, regnat.*» Hier muss Tertullianus die Römer des Traianischen Dakiens verstanden haben; also das Christenthum kam schon mit den ersten römischen Colonisten in das heutige Siebenbürgen und erhielt sich dort ununterbrochen bis auf unsere Zeit. So erklären Schinkai und seine Nachfolger diese und ähnliche Stellen und nehmen keinen Anstoss an dem Ausdrücke «*Dacorum*». Theophilus, Erzbischof von Siebenbürgen (archiepiscopu din Ardélú), sass unter den 308 Vätern auf dem ersten Concilium zu Nicaea, behauptet Schinkai. Wohl nennt sich Theophilus «*Metropolit von Gothien*»: allein wo residirte dieser Metropolit? Mir scheint es, so beantwortet sich Schinkai diese Frage, Theophilus hat im *siebenbürgischen Belgrad* residirt, «denn ich finde sonst nirgends den Beginn dieser Metropole verzeichnet (pentru ca inceputulu mitropoliei cei romanesci din Belgradu aiurilea nu-lu afflu)». \* Fügen wir noch folgende Behauptung Schinkai's hinzu, dass diese Belgrader Metropolit, sowie auch natürlich die Bischöfe und der gesammte rumunische Clerus, die rumunische Volkssprache, d. h. das Lateinische, in der Kirche und im bürgerlichen Leben bis zum XV. Jahrhundert gesprochen und geschrieben haben: so steht vor uns das gesammte Bild dieses orientalischen und christlichen Römerthumes, wie Schinkai sich dasselbe ausgemalt, und wie es mit mehr oder weniger Verschiedenheit vor der Phantasie der meisten rumänischen Schriftsteller schwebt.

Bei der Continuität dieses christlichen Römerthums ist nun vor Allem höchst auffallend, dass die Metropolit im siebenbürgischen

rische Wahrheit nicht erschöpft hat. Auch bei dem citirten Ausspruch bezieht sich Maniu auf Jung, der sich «*intemeiatu pe actele lui Hieronimu, Silvianu si Priscu*» auf die Acten des H. Hieronymus, Silvianus und Priscus gestützt haben soll. Nur Schade, dass diese Acten nicht wörtlich angeführt werden. Wie man aber die Unvermischtheit der Rumänen bis zum XIII. Jahrhundert sich vorstellen solle, darüber mag wohl Maniu nicht Rechenschaft geben, denn ihm ist die Unvermischtheit ein Dogma, das sich der Rechenschaft entzieht. Wie aber Jung dasselbe, obwohl gestützt auf Autoritäten, wie er angiebt, glauben kann, ist nur so begreiflich, wenn wir annehmen, dass Jung nie ein rumänisches Buch zur Hand hatte, oder dass er kein Verständniss für das Zeugniss der Sprachen hat, was aber seinem historischen Berufe sehr nachtheilig wäre.

\* Sinkai, Chronika Romanilor, I. 43.

*Belgrad* gewohnt haben sollen. Wie konnte dieser slavische Name im Schoosse eines so reinen Römerthums aufkommen? Wir kennen aus den römischen Inscriptionen die Nomenclatur des Traianischen Dakiens: warum behielt denn die Residenz der rumänischen Metropole nicht einen Namen aus der Zeit der römischen Provinz? *Belgrad* ist die slavische Uebersetzung von *Weissenburg*, welches die Hauptstadt des magyarischen Siebenbürgens war (*Fejér-vár*), und den Beinamen *Gyula* führte, von dem traditionellen Herzog, dessen Tochter die Gemahlin des Grossherzogs Geisa und Mutter des heil. Stefans war. *Gyula Fejér-vár*, d. i. *Gyula-Weissenburg*, soll aber an der Stelle des römischen *Apulum* liegen; warum erhielt sich denn nicht dieser Name für die Residenz der geglaubten Metropole? Wie kamen diese siebenbürgischen Römer zum slavischen Namen «*Belgrad*»? fragen wir noch einmal. Und wie kamen sie dazu, den Bischof «*Vladika*» zu nennen, wie es in Siebenbürgen geschehen? *Sarmizegetusa* war die Hauptstadt des dakischen Reiches vor der römischen Eroberung; auch nach derselben blieb es die Hauptstadt der römischen Provinz mit dem neuen Namen «*Ulpia Traiana*». Wie geschah es denn, dass auch die Ruinen dieser Stadt von der vorausgesetzten römischen Einwohnerschaft den slavischen Namen *Gredište* (*Gredischte*) erhielten? Die durch das Alterthum überlieferten Flussnamen, als: *Maros* (*Marisius*), *Olt* (*Aluta*), *Szamos*, *Körös* (*Chrisius*, *Gresia*), *Berzava*, *Zierna* u. s. w. existiren noch heute; zu diesen kamen neue Flussnamen, als: *Aranyos*, *Küküllő* (*Kockel*), *Fekete-Ügy* (*Schwarzwasser*), *Sajó*, die magyarisch sind, von denen *Küküllő* im Rumunischen *Tirnavă* = *Dornbach*, *Fekete-Ügy* aber *Červa-voda* = *Schwarzwasser* heissen; sowie der slavische Flussname *Kraszna* sowohl im Magyarischen als auch im Rumunischen derselbe ist. Wie konnte es nun geschehen, dass auch die neu hinzugekommenen Flussnamen, bei der behaupteten Continuität des siebenbürgischen Römerthums, theils unübersetzt rein magyarisch blieben (wie *Aranyos*, *Sajó*), theils eine slavische Uebersetzung erhielten (wie *Küküllő* = *Tirnavă*, *Fekete-Ügy* = *Červa-voda*), theils nur slavisch sind (wie *Kraszna*)? In den westlichen Donauprovinzen, in *Noricum* u. s. w. haben sich die römischen Städtenamen erhalten, trotzdem dass das Römerthum bis auf die letzte Spur unter der slovenischen und der deutschen Einwohnerschaft verschwunden ist: und im Traianischen Dakien, wo kein einziger römischer Städtenamen übrig geblieben ist: da sollte das Römerthum in den Rumänen sich rein und ungetrübt erhalten haben, und zwar mit einer bedeutenden Cultur, wie es von den Römern nicht anders zu erwarten ist! — Die Römer in Dakien betrieben natürlich den Salzbergbau: wie war es denn auch in dieser Beziehung möglich, dass die Rumänen als ununter-



brochene Fortpflanzer der Römer, den slavischen Namen *Szolnok* für die Salzgegenden und Salzniederlagen angenommen haben (Inner- und Mittel-Szolnok, zwei Comitate in Siebenbürgen)? Wahrlich diese reinen, uralten Römer, diese Ramnenses, müssen wirklich das sonderbarste Volk der Welt gewesen sein: haben sie doch sogar die lateinische Schrift aufgegeben und die slavische erfunden, wie der Präsident der Bukarester Academie in der Sitzung derselben vom 23. August 1869 vortrug, als man daselbst über die geeignete Orthographie debattirte. «Die Sprache lehre uns, welche Orthographie ihr am besten ansteht, sagte er. Bisher haben wir die sogenannten cyrillischen Buchstaben gebraucht, die griechisch-lateinisch sind. *Die Slaven nahmen diese von den Rumänen an, als sie durch diese zum Christenthume bekehrt wurden.*» \* Wem dies etwa unglaublich scheint, den belehrt wieder Schinkai, welcher behauptet, dass Methodius und Constantinus (Cyrillus) Rumänen waren, die sich eben deshalb dem Patriarchen Photius nicht unterordneten, denn als echte Rumänen mussten sie die Griechen hassen. Die rumänische Erfindung der slavischen Schrift steht wohl im absoluten Widerspruch mit der Meinung des Historikers Schinkai, nach welcher die Rumänen bis zum XV. Jahrhundert sich der lateinischen Sprache bedient hätten: allein das macht die walachische Wissenschaft nicht irre. Wenn die Rumänen wirklich die Fortsetzung der dakischen Römer sind: so müssen sie einmal die lateinische Schrift gehabt haben, — sind doch die römischen Inschriften, ausser einigen griechischen Ausnahmen, insgesamt mit lateinischen Buchstaben verfasst. Nun aber schrieben alle Rumänen Siebenbürgens und des heutigen Rumäniens, bis zu Schinkai's Neuerung, mit cyrillischer Schrift: es fragt sich also, wann und warum verliessen sie die lateinische, und nahmen die cyrillische Schrift an? Heliade, der Präsident der Bukarester Academie, weiss wohl, dass die Rumänen die letztere erfunden haben, giebt aber nicht die Zeit dieser Erfindung an, noch weniger die Veranlassung dazu, die ja höchst wichtig sein müsste. Wir kennen Beispiele aus der Geschichte, dass Völker ihre vorige Schrift mit der Schrift eines andern Volkes, entweder von einer höhern Bildung, oder von einer neuen Religion vertauschten. So ward die lateinische Schrift bei allen Völkern der occidentalischen Kirche allgemein; so die arabische bei allen Völkern, die sich zum Islam bekehrten. Was vermochte aber die orientalischen Vollblut-Römer, dass sie die Schrift ihrer Vorfahren, auf die sie so unendlich stolz sind, verliessen und eine andere sich erfanden, die nach dem Zeugnisse der rumänischen Gelehrten die

\* *Annalile Societatei Academice Romane. Tom. I. Coprinde Sessiunile aniloru 1867, 1868 si 1869. Bucuresci, 1869.*

grösste Schmach für das Rumänenthum geworden ist? Heliade über-  
sieht diese hochwichtige Frage. Schinkai, der die lateinische Sprache  
und Schrift bei den Rumänen bis zum XV. Jahrhundert wahren  
lässt, weiss eine Antwort auf diese hochwichtige Frage. Er wieder-  
holt ein schon bekanntes Märchen. (Chron. I, 398.) Die orienta-  
lischen Römer waren so empört darüber, dass ihr Metropolit die  
Union mit den occidentalischen Römern in Florenz 1439 unter-  
schrieben, dass sie in ihrem Eifer alle lateinischen Bücher ver-  
brannten, die lateinische Schrift in den Bann thaten und die cyril-  
lische annahmen, um dadurch die Union auf ewige Zeiten unmög-  
lich zu machen. Deswegen fehlen alle lateinisch geschriebenen  
Geschichtsquellen der rumänischen Geschichte.

Der siebenbürgische Metropolit figurirt aber nicht auf dem  
Concilium zu Florenz; überhaupt wissen die rumänischen Histo-  
riker, ausser dem ersten Metropolit, der nach Schinkai Theo-  
philus, nach Pap-Szilágyi de Illyésfalva aber Protogenes \* geheissen  
haben soll, keinen einzigen mit Namen anzuführen. Warum nun  
also auch die siebenbürgischen Rumänen die lateinische Schrift  
aufgegeben, und man auch in Siebenbürgen die lateinischen Bücher  
verbrannt, ist ebenfalls unbekannt. Aber um so auffallender ist es,  
dass der damalige siebenbürgische katholische Bischof Lépes, der  
die hussitische Ketzerei durch den «inquisitor haereticae pravitatis»  
Jacobus de Marchia, so erfolgreich bekämpfte, den Rauch dieses  
Bücherbrandes nicht bemerkte; ebenso auffallend ist es, dass der  
Brandgeruch auch die siebenbürgischen Sachsen nicht erreichte!  
Was um 1439 in der Moldau unbemerkt geschehen konnte, das  
hätte man vielleicht in Siebenbürgen doch einiger Aufmerksamkeit  
gewürdigt.

Schinkai überträgt Alles, was die Geschichte über die byzan-  
tinischen Provinzen jenseits der Donau weiss, auch auf Sieben-  
bürgen und das heutige Romanian, und wenn etwas vom Römer-  
thum oder den römischen Ueberbleibseln auf der balkanischen  
Halbinsel sichtbar wird, das deutet er so, als müsste es den Rumä-  
nen des alten traianischen Dakien's zugeschrieben werden. Nament-  
lich gilt dies für die kirchlichen Verhältnisse in Moesien und den  
andern Provinzen auf der balkanischen Halbinsel, bis zur Zeit der  
bulgarischen Eroberung. Diese Bulgaren selbst sollen nun, nach  
Schinkai und Andern, von den Rumänen zum Christenthume  
bekehrt worden sein. Aber weder diese Rumänen, noch die spätern,  
welche unter den Asaniden das neue bulgarische Reich (von 1185  
angefangen) gestiftet haben, dürfen mit den vermeinten Rumänen  
des alten traianischen Dakien's, in welchem die Ungarn, Petsche-

\* Skurta istorie a Kredincei Romanilor, prin Josef Pap Seladsan de  
Illyésfalva. Blaz, 1845. Mit cyrillischen Lettern gedruckt.



negen und Kumanier herrschten und hausten, verwechselt werden. Von diesen letztern weiss die gleichzeitige Geschichte durchaus nichts. Diesen Umstand benützt aber Schinkai auch sofort als Veranlassung alle byzantinischen, russischen, polnischen, deutschen, magyarischen und türkischen Chroniken der Perfidie und des Nationalhasses zu beschuldigen. Sie hätten vorsätzlich alle Thaten der Rumänen ihren betreffenden Nationalen zugeschrieben, und somit die rumänische Geschichte geplündert. Dieses Urtheil spricht dann der französische Historiker Ed. Quinet nach, und als hätte er selbst die Masse der genannten Chronisten durchstudirt, schreibt er: «Deutsche, Ungarn, Polen, Byzantiner, Türken, alle insgesamt haben mit gleicher Gesinnung und in derselben Absicht gearbeitet; ein jeder riss ein Stück der rumänischen Geschichte ab und eignete es sich zu.» \* Ed. Quinet wird dann wieder von den rumänischen Schriftstellern citirt, die sich einbilden, damit eine historische Wahrheit erhärtet zu haben. — Natürlich ist Schinkai bestrebt, den Raub, welchen die ausländischen Chroniken an der rumänischen Geschichte begangen haben, zurückzufordern, und sie zur Wiedererstattung desselben zu zwingen. Das gelang ihm auch mit vieler Mühe, wie sein Biograph uns versichert. Denn Schinkai konnte nach einer 34 Jahre dauernden Arbeit 1808 ausrufen: *Tantae molis erat Romanam condere gentem!* — Wir aber ersehen hieraus, dass Schinkai die rumänische Geschichte nicht nur *schrieb*, sondern auch *machte*.

Uebrigens ist Schinkai in seinem Vorwurf gegen die ungarischen Chroniken ungerecht; denn gerade der bekannte «Anonymus gloriosissimi regis Belae Notarius» weiss rumänische Geschichten zu erzählen, die niemand ausser ihm kennt. Nach diesem Anonymus war Ungarn und Siebenbürgen, zur Zeit der magyarischen Occupation, mit allerlei Herrschern reichlich versehen. In der Mitte des Landes herrschte ein Bulgare, ein gewisser Salanus, der von Constantinopel griechischer Hilfe gewärtig war; neben diesem Salanus thronte irgendwo Kean; in den Biharer Bergen hauste Mén-Marot, der ein Rumäne gewesen zu sein scheint; in Siebenbürgen aber beherrschte Gelou die Rumänen; es gab auch chasarische Fürsten. Genug an dem, unser Anonymus kennt Dinge, die sonst Niemand erhört hat: hingegen sind ihm Swatopluk und das Mährenreich und alles Andere, was die wahre Geschichte kennt, unbekannt. Anonymus lässt den rumänischen Fürsten durch den magyarischen Tuhutum besiegen, und diesem Treue schwören: Schinkai aber lässt ihm ein Bündniss mit Tuhutum und den Magyaren schliessen. Nach Schinkai's Vorgange erzählt dann Obédénare folgendermassen die Geschichte: «Im IX. Jahrhundert kamen

\* Les Roumains. Oeuvres complètes de Edgar Quinet. Paris, 1857.

die Ungarn nach Siebenbürgen und stiessen mit den Rumänen, welche daselbst einen, den Zeitumständen entsprechend, hinreichend blühenden Staat gebildet hatten, zusammen. Da keines der beiden Völker das andere überwinden konnte, schlossen sie einen Bund, indem sie sich nebeneinander ansiedelten. Anfänglich bestand für jeden der beiden Staaten eine besondere Regierung unter einem gemeinsamen Herrscher. Im Verlaufe der Zeit aber änderten sich die Verhältnisse vollständig: die Rumänen wurden in Folge der Willkür der ungarischen Herren steuerzahlende und Frohndienst thuende Knechte.» (Vergl. I. 230.) Mit diesem steht aber wieder, wenigstens zum Theil, in grellem Widerspruch, was Schinkai vom siebenbürgischen Adel behauptet, dass er nämlich der grössten Mehrzahl nach rumänischen Ursprungs sei.

Als Schinkai die Wiederbevölkerung Dakiens im Jahre 105 schildert, setzt er Folgendes hinzu: «Ich will nichts mehr von diesem Jahre erwähnen, nur das Eine bemerke ich noch, dass wahrscheinlich unter den eingewanderten vornehmen Familien auch Corviner sich befanden, von denen man den König Matthias Corvinus abstammen lässt, obgleich in den römischen Inschriften Siebenbürgens die Corviner nicht vorkamen.» (Chron. I. 7.) Also der Hunyade Matthias Corvinus ist auch ein Abkömmling der Römer, demnach ein Rumäne. Und das waren auch die Kemény, Bethlen, Baresai, Teleki, Majláth u. s. w., welche rumänische Renegaten Schinkai weidlich durchgeisselt. — Nun, dass viele oder wenige Adelige Siebenbürgens und Ungarns auch von Rumänen abstammen mögen, ist gar nicht unwahrscheinlich; Schinkai de Eadem war ja selbst ein siebenbürgischer Edelmann, und wenn seine Vorfahren sich zur katholischen Kirche oder zum Protestantismus bekannt hätten — der Glaubenswechsel war ja eben bei uns eine ganz gewöhnliche Erscheinung — so hätte er gewiss auch nicht die Fahne des Rumänenthums erhoben. Nichts ist lächerlicher, als das Pochen auf irgend welche «reine Abstammung», zumal in Ländern, die sich durch Völkergemisch und Verschiedenheit der Religionen charakterisiren; und nichts ist unhistorischer, als die Behauptung der Rumänen, dass ihre Vorfahren sich nie mit den «Barbaren» vermischt hätten. Im Gegentheil, die Rumänen hatten das grösste Interesse, unter die Herrschenden — und das waren die «Barbaren», — aufgenommen zu werden. Was die rumänischen Schriftsteller von Rumänien erzählen, dass daselbst «drei Viertel der vornehmen herrschenden Classe Abkömmlinge von Griechen sind, welche sich vollständig romanisirt haben» (Obédénare, La Roumanie, Seite 370), das dürfte doch keine Sünde sein, wenn es heissen müsste, dass drei Viertel der vornehmen herrschenden Classe in Siebenbürgen und Ungarn Abkömmlinge anderer Nationalitäten sind, die sich vollständig



magyarisirt haben. Es ist dies der ganz gewöhnliche Bildungsprocess aller Nationen, die sich nun einmal eben dadurch von den Thierrassen unterscheiden.

### III.

HASDEU ist vielleicht der gelehrteste unter den rumänischen Schriftstellern. Seine *kritische Geschichte der Rumänen* ist noch unvollendet; ich kenne wenigstens nur den ersten Theil derselben, der 1875 in zweiter Ausgabe erschienen ist. \* Dieser behandelt aber eben die alte Geschichte, die uns hier allein interessirt. Das Werk theilt sich in «Studien», und liefert die Materialien zur Geschichte in sehr weitläufigen Abhandlungen. Schinkai beginnt seine Chronik noch vor der Eroberung Dakiens: Hasdeu hingegen beginnt mit einem Citate aus Chalkokondylas, \*\* das uns in die volle Geschichte der Rumänen versetzt, und die grösste Ausbreitung des walachischen Fürstenthums, kurz vor der türkischen Eroberung, zeigt. Von diesem Anfang geht Hasdeu rückwärts, um zu zeigen, wie sich das Fürstenthum im Verlauf der Zeit gebildet hat. Der damalige rumänische Fürst, *Mircea* oder *Mircea I.*, spr. Mirtscha, (1387—1419) nennt sich in seinen slavisch geschriebenen Diplomen: «Woiewode von Ungro-Wlachien, Herzog von Fogarasch und Omlasch, und Graf oder Banus von Severin». Die Erklärung dieses Titels führt, nach Hasdeu, zu der Erzählung, wie sich das Fürstenthum gebildet habe.

In den slavischen Diplomen bis herab in die neuere Zeit nennen die rumänischen Fürsten ihr Land, d. h. die Walachei «Ungro-Wlachien». Was mag dieser «mysteriöse» Name bedeuten? Hasdeu zählt alle verschiedenen Meinungen auf, und giebt dann seine eigene Erklärung. Der fürstliche Titel nennt den Woiewoden auch «dux Fogarasiensis et de Amlas», oder auch «dux Fogarasiensis et Novae Plantationis». Nun ist aber Fogaras mit dem nahen Omlasch ein District im südlichen Siebenbürgen, zwischen Hermannstadt und Kronstadt. Der rumänische Fürst war also der Besitzer «eines Theiles von Ungarn», und *dies* erklärt den Namen «Ungro-Wlachien». Doch nur in den slavisch geschriebenen Diplomen gebrauchen die rumänischen Fürsten diesen Namen: in den lateinischen Diplomen — denn auch solche haben wir — nennen sie sich «Vajvoda Transalpinus», nicht aber «Ungro-Vlachicus». Warum? Die rumänischen Fürsten waren sehr kluge Leute, belehrt uns Hasdeu. So oft sie lateinisch, also in der diplomatischen Sprache des ungarischen Reiches schrieben, hüteten sie sich wohl, sich

\* Hasdeu. *Istoria Critica a Romaniloru*. Bucuresci, 1875. Vol. I.

\*\* Laonicus Chalcocondylas. Bonnae, 1843. Pag. 77.

«ungro-walachische Woiewoden» zu nennen; sie wollten nicht den Stolz der Magyaren beleidigen, die es übel vernommen hätten, den rumänischen Fürsten als Herrscher über einen Theil von Ungarn genannt zu wissen. In den slavischen Diplomen durften sie das ungeschlecht zu wissen geben, ohne die Magyaren zu beleidigen.

Diese Erklärung mag sinnreich erscheinen, ist aber ganz unhistorisch. Wenn die Magyaren so empfindlich gegen Namensdeutungen gewesen wären, wie Hasdeu glaubt: so hätte sie auch das «dux Fogarasiensis et de Amlas» beleidigen müssen. Die Byzantiner hatten auch keine Veranlassung, die Ansprüche der Rumänen zu steigern, und doch nennen sie, nachdem die Kumanier aus der Moldau und Walachei verschwunden waren, die letztere immer «Ungro-Vlachia.» So nennt auch die Synode von Constantinopel 1359, als sie den ersten Metropolit für die Walachei bestellte, den rumänischen Fürsten Alexander, *βοεβόδας πάσης Θόγγροβλαχίας*; derselbe Alexander aber nennt Ludwig den Grossen von Ungarn «Regem et dominum suum naturalem». 1370 ernennt die Constantinopolitanische Synode den Bischof von Widdin zu einem zweiten Metropolit der Walachei (*εἰς μητροπολίτην μέρους τῆς μητροπόλεως Θόγγροβλαχίας*). \* Und der Metropolit vom heutigen Rumänien führt noch den alten Titel eines «Metropolit von Ungro-Walachien», was auch der Correspondent der «Augsb. Allg. Zeitung» (25. Mai und 1. Juli 1875) missverstand, als er den Titel mit «Metropolit von Ungarn und der Walachei» übersetzte. Die Könige von Ungarn waren zuerst Souveräne von Kumanien, d. h. der heutigen Walachei und der Moldau, daher sie auch «rex Cumaniae» hiessen; nachher Suzeräne der walachischen und moldauischen Fürsten. Und dieses Rechtsverhältniss dauerte lange fort, was viele diplomatische Actenstücke bezeugen. Wir wollen hier nur zwei anführen. Der Woiewode Michael schloss mit Rudolf II. einen Vertrag, 1598, in welchem ersterer den letzteren «*pro Domino et rege nostro legitimo et naturali*» anerkennt. Derselbe Michael hatte drei Jahre früher mit Sigismund Báthori, Fürsten von Siebenbürgen, einen Vertrag geschlossen, in welchem bestimmt wird, dass der Woiewode den Fürsten «*Dominus noster Clementissimus*», der Fürst aber jenen so tituliren soll: «*Spectabilis et Magnificus Dominus Vayvoda regni nostri Transalpinensis etc. fidelis nobis honorandus*». Also auch die siebenbürgischen Fürsten, als Repräsentanten der ungarischen Krone, hielten sich für Suzeräne der walachischen Woiewoden, und wurden von diesen als solche anerkannt. Und als in Folge der Wirren, die Rudolph II. zum Rücktritt vermocht hatten, dessen Bruder Matthias II. König von Ungarn,

\* Acta Patriarchatus Constantinopolitani. Edidd. Fr. Miklosich et Jos. Müller. Vindobonae. I, 383, 532, 533. II, 233.



Stephan Bocskai aber Fürst von Siebenbürgen geworden waren, da beeilten sich auch die Würdenträger der Walachei den neuen Fürsten zu begrüßen, und das Verhältniss zwischen den beiden Ländern so zu bezeichnen: «Eure Hoheit möge befehlen, wir werden mit unserm Herren (dem Woiewoden) in allen Dingen mit Liebe Folge leisten.» Das Schreiben ist vom 14. August 1605 zu Tergovist datirt, und von drei Bischöfen, drei Logofeten (Kanzlern) u. s. w. unterzeichnet. \* Das «Ungrovlachia» drückte also die Vasallität der rumänischen Fürsten gegen die magyarische Krone aus, was auch die Byzantiner gut wussten, und nicht eine Souverainität derselben Fürsten über einen Theil von Ungarn.

Was bedeutet aber der Ausdruck «transalpinus», der in den Diplomen gebräuchlich war, und den auch die rumänischen Fürsten in den lateinischen Diplomen gebrauchten? Es ist nicht anzunehmen, dass die Leser dieser «Literarischen Berichte» meine «Ethnographie von Ungarn» zur Hand haben, deswegen muss ich die historische Erklärung dieses Ausdruckes auch hier geben.

Die Macht des ungarischen Königthums hat sich im Westen des Landes entwickelt; Gran war die Residenz schon unter dem Grossherzog Geisa, der in den Nibelungen das Vorbild Attila's ist, weswegen dieser auch in Gran residirt; in Gran wurde der heilige Stefan getauft und gekrönt; Martinsberg (in monte Sancti Martini) war die erste Stiftung Geisa's und des heil. Stefan, in der Nähe von Gran, sowie dieses selbst das erste Bisthum geworden. Von hier aus verbreitete sich die Königsmacht gegen Osten und Süden. Im Osten liegt das heutige Siebenbürgen; es war das Land «jenseits des Waldes». Diese Bedeutung hat das ungarische Wort *Erdély* (erdő-ely = Wald-jenseits), und das lateinische «ultra silvam, trans-silvam», woraus «Ultrasilvania» und «Transsilvania» entstanden. (Siebenbürgen ist durch Missverständniss aus *Siebenburg*, *Arx de Seben*, geworden, an der Stelle des heutigen Hermannstadt, das ungarisch «Nagy-Szeben = Gross-Seben» heisst, sowie eine kleine Stadt in Oberungarn, im Saroser Comitat «Kis-Szeben = Zeben» heisst, das ursprünglich auch eine deutsche Stadt war und es zum Theil noch heute ist.) Das «Ultrasilvania» oder «Transsilvania» drückt also das geographische und politische Verhältniss Siebenbürgens zu Ungarn, dem Mutterlande aus. Von Siebenbürgen verbreitete sich dann die ungarische Königsmacht jenseits der südlichen und östlichen Karpathen, also «trans alpes», woraus «Transalpinia» entstanden ist; die heutige Walachei. Und dieser Ausdruck bezeichnete ebenso das geographische und politische Ver-

\* Die zwei Actenstücke bei Pray, *Dissertationes*, pag. 154 etc. Das Original des Tergovister ungarisch geschriebenen Briefes wurde voriges Jahr im fürstlich Eszterházy'schen Archiv zu Eisenstadt gefunden und herausgegeben.

hältniss zum Mutterlande, wie das Wort «Transsilvania». In den Diplomen der ungarischen Könige wird demnach Siebenbürgen gewöhnlich mit «partes Nostrae Transsilvaniae», und die Walachei mit «partes Nostrae Transalpiniae» bezeichnet. Ungarisch aber heisst Transalpinia «Havas-ely-földe = Schneeberge-jenseits-Land, d. h. Land jenseits der Schneeberge», was ebenfalls aus Missverständniss «Havas-al-föld» geschrieben wird, d. h. Land unter dem Berge, Piedemonte). Diesen Ausdruck «transalpinus» konnten aber die Byzantiner ebenso wenig anwenden, wie die Italiener das «Ultramontan», welches nur für Deutschland, nicht aber für Italien die rechte geographische Bedeutung hat. Das «Voivoda Transalpinus» oder «Woiewode von Ungrowlachien» bezeichnet demnach die Vasallität der rumänischen Fürsten gegen die ungarische Krone, nicht aber das, was sich Hasdeu einbildete.

Der rumänische Fürst nannte sich aber auch «dux de Fogaras et de Amlas» oder «et Novae Plantationis». Wie kam nun der Fürst zu diesem Titel? fragt Hasdeu, und beantwortet sich so die Frage. Die Nachfolger Geisa's II. kämpften mit den byzantinischen Komnenen; denn seit Bulgarien unter der Herrschaft der griechischen Kaiser stand, berührte sich das Königreich Ungarn mit dem Kaiserreich. Einmal (um 1165) sandte der Kaiser drei verschiedene Heere gegen die Ungarn. In einem derselben befand sich eine Menge Walachen (βλάχαι). Diese waren, nach Hasdeu's Ansicht, Rumänen aus dem heutigen Fürstenthume; und diese müssen damals in Siebenbürgen den Theil, der nachher Fogarasch benannt wurde, occupirt haben. Seit der Zeit gehörte also Fogarasch zur Walachei, dessen Fürsten sich von nun an «dux Fogarasiensis» nennen konnten und sich auch wirklich so genannt haben. — Allein aus Leo Grammaticus und Kinnamos, die Hasdeu citirt,\* kann dies unmöglich herausgelesen werden; sonst aber giebt es durchaus keine andere Quelle, aus welcher Hasdeu's Auffassung bestätigt werden könnte. Die Walachen im byzantinischen Heere sind Einwohner der balkanischen Provinzen, und sie kehren, nach dem deutlichen Ausdrucke des byzantinischen Historikers, in ihre Heimat zurück. Nebenbei kann schon hier bemerkt werden, dass Hasdeu's Auffassung, auch wenn sie historisch richtig wäre, mit Schinkai und Anderen in grossem Widerspruch steht, die eine

\* Leo Gramm. (um 1010) erzählt die Plünderungen des bulgarischen Krumus, der 813 aus Adrianopel viele Gefangene an die Donau schleppte (χατεσκήνωσεν ἐν Δανουβίῳ), die aber 836, nach dem Zeugniss desselben Leo, in ihre Heimat zurückkehrten. Aus dieser kleinen Notiz haben die Neuern ein grosses cis-danubisches Bulgarenreich gebildet. Auch Hasdeu meint, dass Fogarasch seit 813 bulgarisch war. — Kinnamos erzählt die Kriege der Byzantiner gegen die Ungarn 1160—1170. Zu Kinnamos Zeiten waren die Kumanen noch mächtig in der heutigen Walachei.



Continuität der Rumänen in ganz Siebenbürgen seit Traianus Zeiten annehmen und glauben. — Was ist also die Bedeutung des «dux Fogarasiensis et de Amlas»? Ganz einfach dies, dass die rumänischen Fürsten von ihren Souveränen, den Königen von Ungarn, Fogarasch und Omlasch als Lehen erhielten, welche Provinzen natürlich, wie jedes Lehen, an die Krone zurückkommen konnten und auch wirklich zurückgekommen sind; denn der «dux Fogarasiensis» u. s. w. hört schon zu Ende des XV. Jahrhunderts auf. Der mit Fogarasch Belehnte erhielt einmal auch Omlasch, das neue Einwohner aufnehmen konnte; daher der Titel: «et dux Novae Plantationis». Mit dem ersten verschwindet auch der letztere Titel zu Ende des XV. Jahrhunderts. Einen analogen Fall haben wir mit Keriatoevics, der unter Ludwig d. Gr. «dux de Munkács» geworden war. In den lithauischen Wirren flüchtete sich nämlich jener nach Ungarn und erhielt Munkács als Lehen, daher nannte er sich «dux de Munkács», und keinem Historiker kann es einfallen, zu glauben, dass Keriatoevics irgend welche souveräne Befugnisse besessen habe.

Endlich nannte sich der rumänische Fürst auch «banus» oder «comes de Severin», das heisst von der sogenannten kleinen Walachei im Osten des Aluta-Flusses. Diesen Theil nennt Hasdeu «Oltenia», derselbe soll nach seiner Ansicht zum grössten Theil die Wiege des rumänischen Volkes und des rumänischen Staates sein, was aber wieder die Auffassung Schinkai's und Anderer, die schon zur Zeit des Nicäischen Conciliums im siebenbürgischen Belgrad, d. h. Weissenburg, einen rumänischen Metropolitens finden, unmöglich macht. — Bekanntlich hat Roesler in seinen «Rumänischen Studien» (Leipzig 1871) dargethan, dass die rumänische Nation aus den balkanischen Ländern in späterer Zeit, etwa im XII. Jahrhundert, in die Provinzen diesseits der Donau, also in die heutige Walachei, in das südöstliche Ungarn und nach Siebenbürgen u. s. w. einzuwandern begann. Unter andern wichtigen Argumenten führt Roesler auch das Zeugniss der rumänischen Sprache auf, welche keine Spur des gothischen Einflusses zeigt; und doch müsste sie, wenn das rumänische Volk sich wirklich in den erwähnten diesseitigen Provinzen entwickelt hätte, gothische Wörter aufgenommen haben. Denn die Gothen und Gepiden herrschten bis zur Ankunft der Avaren in denselben. — Dies Zeugniss wäre entscheidend, meint Hasdeu, wenn nicht eben das Gegentheil wahr wäre. Die Gothen haben nämlich, nach Hasdeu, nur im Osten vom Dniester bis zum Flusse Prut geherrscht; alle ihre Einfälle machten sie von da aus über die Donau-Mündungen in die byzantinischen Provinzen; die Gothen streiften nur zeitweise bis an den Fluss Buzco, wo auch der gothische Schatz in Peatroasa gefunden worden ist. Weiter gegen Westen und gegen die Aluta zu seien die Gothen nie

gekommen. Das Zeugniß der rumänischen Sprache, die keine gothischen Wörter aufweisen kann, beweist also eben, wie Hasdeu darthut, dass das rumänische Volk sich in «Oltenia» und dem Hätzeg entwickelt hat. — Andererseits hätten die Gepiden nur im Westen, in einem Theile des heutigen Banats und in Syrmien gehaust, und erstreckten sich zeitweilig nur bis zu dem heutigen Torda in Siebenbürgen. Es ist also unwahr, dass die Gothen, oder nach diesen die Gepiden je über ganz Siebenbürgen und die Walachei geherrscht hätten. «Oltenia» und das Hätzeg blieben immer frei von diesen beiden Völkern, sie blieben auch frei von allen Slaven; in ihnen konnte sich also die rumänische Sprache und Nation frei von allen fremden Einflüssen entwickeln und sich nachher von da aus verbreiten. Ihr erste Auswanderung oder Ausbreitung geschah in den heutigen Banat, was Hasdeu in einem Werkchen «Dina Filma» unlängst bewiesen hat.\* Bei den banatischen Rumunen ist ein Märchen von der Fee *Filma* bekannt, welches die Wanderung der Feen erzählt, unter denen die *Filma* die gefährlichste sei, welche die Kranken martert. Diese Fee *Filma* ist aber nur im Banat gekannt, die Rumänen anderer Provinzen wissen nichts von ihr. Woher mag nun diese Fee kommen? Hasdeu beweist in langer linguistischer Deduction, dass *Filma* ein gothisches Wort ist, Schrecken bedeutet, und nun als Fee das Fieber personificirt. Dieses Wort oder diese Fee muss demnach von den Gepiden zu den banatischen Rumänen gekommen sein. Diese waren also schon im VI. Jahrhundert in Berührung mit den Gepiden. Allein die banatischen Rumänen stammen aus «Oltenia», deswegen kommt die *Filma* nur bei ihnen vor, denn nur sie standen, als Nachbarn, mit den Gepiden in Berührung. — Wir können nur wiederholen, was wir bereits (I, 242) bemerkt haben, dass die geographisch-historische Basis, auf welcher Hasdeu die Rumänen entstehen lässt, sehr schwankend sei; und dass auch der linguistische Faden, an welchem bei ihm die Chronologie der cisdanubianischen Rumänen hängt, sich äusserst schwach zeigt.

Um Hasdeu's Ansicht vollständig zu geben, fügen wir noch hinzu, dass er die Rumänen vom III. bis V. Jahrhundert ruhig und ungestört sich in «Oltenia» und im Hätzeg entwickeln und dann im VI. Jahrhundert nach dem Banat zu, nach Siebenbürgen und von da wieder in die östlichen Gegenden des Alutafusses verbreiten lässt, und die Herabsteigung des *Schwarzen Radu* aus Fogarasch, der das walachische Fürstenthum im XIII. Jahrhundert begründet haben soll, für einen Mythos erklärt.

Wie verhält es sich aber mit dem «banus» oder «comes de Severin» im Titel der rumänischen Fürsten? Wenn, wie Hasdeu

\* Dina Filma. Gotii si Gepidii in Dacia. Bucuresei, 1877.



fest überzeugt ist, das Hátszeg und «Oltenia» — denn dies ist das Severiner Banat — die Wiege der Rumänen und des rumänischen Fürstenthumes wären, so müsste Severin vor allen Titeln voranstehen. Allein schon der Name «Severiner Banat» zeigt, dass die Provinz ein Theil der ungarischen Krone war, der durch Bane regiert und vertheidigt wurde. Die rumänischen Fürsten, als Vasallen der ungarischen Krone, waren manchmal auch ernannte severiner Bane; aber wirklich nur sehr selten, denn wir besitzen ziemlich vollständig die Liste aller Bane von Severin.\* Dennoch hatte der Banus-Titel einen so grossen Werth in den Augen der Rumänen, dass sie den Begriff «Münze» oder «Geld» mit «bani» ausdrücken — was ebenfalls ein sonderbarer Einfall der Vollblutrömer war, der sich seiner Sonderbarkeit wegen der römischen Erfindung der slavischen Buchstaben würdig anreihet.

## IV.

Nachdem wir mehrere hervorragende Specimina der rumänischen Geschichtsschreibung betrachtet haben, wollen wir auch Einiges aus der rumänischen Sprachwissenschaft mittheilen. Nach unserem Wissen war Schinkai's Freund, Petrus Major de Dicső-Szent-Márton, der Erste, welcher den uralten römischen Ursprung der Rumänen auch durch die Sprache beweisen wollte. In der «Orthographia Romana», welche im Ofner Lexicon abgedruckt steht (siehe die Anm. S. 344), zeigt Major die «Figuras dictionis», welche den Lautwechsel zwischen der lateinischen und rumänischen Sprache darstellen, «wodurch zugleich der innere Kern der Wörter erschlossen wird und manche Eigenschaften der alten lateinischen Sprache zum Vorschein kommen, welche die gelehrte lateinische Schriftsprache kaum mehr kennt, so dass es keinem Zweifel unterliegt, dass die walachische Sprache viel älter ist, als die Sprache des M. Tullius Cicero . . . . Nur wer nicht hinlänglich unterrichtet ist, kann meinen, die walachische Sprache wäre ein verdorbenes Latein; da doch diese aus der walachischen sich gebildet hat.» («Eo ipso clavim supposito, qua penetralia originationis vocum reserantur, pluresque proprietates antiquae Latinae linguae, quae hodie in docta sive grammaticali lingua Latina vix aut ne vix quidem visuntur, apud Valachos hodiedum vigere detego, ita ut vix dubitari possit, linguam Valachicam longe antiquiorem esse Marci Tullii Ciceronis aetate, qua docta sive grammaticalis lingua Latina ad supremum culmen perfectionis eluctata fuit . . . . Qui re nondum satis ruminata adhuc credunt, linguam Valachicam ex Latina

\* Pray, Dissertationes.

esse corruptam, non vero doctam Latinam ex Valachica lingua fuisse excultam.»)

Diese überraschend grosse Entdeckung wird dann mittelst «figurae dictionis» durch viele Beispiele bestätigt. Mittelst *aphaeresis* sind z. B. *bola* (die Krankheit) aus dem lat. *debilis*, ital. *debole*; — *pricina* (Ursache, Grund) aus dem lat. *facinus*, mit Vorsetzung der Präposition *prae*; — *lioča* (Wagenleisten) aus dem lat. *obliquus* u. s. w. entstanden. Nun sind aber *bola* und *pricina* slavische Wörter, *lioča* ist sogar das magyarische *löcs*! — Mittelst *syncope* sind z. B. *alduescu* (*apprecor*, *benedico*) aus dem lat. *allaudo*; — *doru* (Wunsch, Verlangen) aus dem lat. *desiderium*, «subtractis duabus primis syllabis»; — *dragu* (theuer, lieb) aus dem lat. *diligo* entstanden; und, um noch ein Beispiel anzuführen, mittelst *metathesis* «*slugitor* factum ex dictione *servitor* pro *sruritor*, nisi velis deducere ab *ex lugeo*, cum servi semper lugeant. Inde per apocopen est formata dictio *sluga* servus.» Unter diesen vier Wörtern ist allein *doru* rumänisch, vom lateinischen *dolor*; *dragu* und *sluga*, von dem dann *slugitor* gebildet ist, sind slavische Wörter; endlich *alduescu* ist magyarisch, nämlich *aldui* = magy. *áldani*, segnen, *alduescu* die Praesensform der Infinitive auf *ui*. Aus diesen einigen Exempeln ist ersichtlich, dass die linguistische Unwissenheit des Major de Dicső-Szent-Márton ebenso gross ist, wie seine römische Vermessenheit. Fast ist es unglaublich, dass dieser Mann des Slavischen so unkundig gewesen sein sollte, wie er sich zeigt, da doch die rumänische Kirchensprache, deren vollständige Kenntniss man bei ihm voraussetzen muss, von slavischen Wörtern strotzt. Major ist in linguistischer Hinsicht ganz unzurechnungsfähig; dass seine historischen Arbeiten — und Major lieferte namentlich eine Kirchengeschichte, die ich nicht kenne — wohl Muster der Kritik nicht sein können, ist aus dem Angeführten mehr als wahrscheinlich.

Hasdeu giebt uns folgendes Bild von der Entstehung und Entwicklung der rumänischen Sprache. «In der rumänischen Sprache befinden sich auch nicht-lateinische Elemente; sie hat auch slavische Ausdrücke. Aber der vollständige Mangel an gothischen Wörtern beweist, dass die Sprache sich in «Oltenia» (d. h. dem ehemaligen Severiner Banat oder der kleinen Walachei, im Westen des Aluta-Flusses) und im Hátszeg (d. h. dem heutigen Hunyader Comitat in Siebenbürgen) gebildet hat, frei von allem gothischen Einflusse. Sowohl zu Traianus als auch zu der Gothen Zeiten waren Sarmaten Nachbarn der Dakier; die Sarmaten sind aber weder ein germanisches noch ein slavisches Volk gewesen; doch können sie viele thrakische und lateinische Elemente aufgenommen haben. Da das Albanesische ein Ueberbleibsel des Thrakischen ist, und die Dakier zu den Thrakern gehörten, so ist es



natürlich, dass die nicht-lateinischen Elemente der rumänischen Sprache mit dem Albanesischen übereinstimmen. Auch dies beweist, dass die rumänische Sprache in *dem* Theil der traianischen Provinz entstanden ist, in welchem das Dakerwesen am meisten entwickelt war, nämlich in «Oltenia» und im Hätzeg. Die rumänische Sprachenkarte im III., IV., V. und VI. Jahrhundert erstreckt sich also von Severin bis zum Hätzeg, und von den temescher Bergen bis zum Aluta-Fluss. Das Einwirken der slavischen Sprache beginnt nach dem IX. Jahrhundert mit dem Cyrillismus und währt acht Jahrhunderte hindurch, bis 1700. Wohl zogen einige slavische Stämme nach dem Abzug der Gothen und Sarmaten in das Innere Dakien's, und sie werden im VII. Jahrhundert in den Sümpfen der Jalomitza bemerkt; aber «Oltenia» und Hätzeg blieben unberührt auch von den Slaven. Von der römischen Eroberung bis auf unsere Tage sind siebenzehn Jahrhunderte oder fünfzig Menschenalter verflossen. Durch Berge, fremde Völker und verschiedene Regierungen von einander getrennt, leben die Rumänen, einander kaum kennend, in vier bis fünf verschiedenen Ländern, und doch sprechen sie, *die zehn Millionen zählen, eine Sprache, die keine Dialecte hat.* \* Diese Erscheinung wird nur dadurch erklärlich, dass die rumänische Sprache bis 500 sich auf den engen Raum von Oltenia und das Hätzeg beschränkt hat, auf dem sich Dialecte nicht entwickeln konnten. Für die ersten drei Jahrhunderte war es hinlänglich, zwei so widerhaarige Elemente, wie das Dakische und Lateinische, zu verschmelzen. Im VI. Jahrhundert begann die Ausbreitung der neuen rumänischen Sprache und Nation nach

\* Wir geben hier nach Vladescu's Schulbuche (Elemente de geografia pentru clasele II si a III. primarie. Bucuresci, 1869) die Zahl der Rumänen in allen Provinzen an:

in Rumänien . . . . .	4.500,000	Seelen
in Siebenbürgen . . . . .	1.503,000	»
in der Bukovina . . . . .	300,000	»
in Maramaros und Bihar . . . . .	500,000	»
im Temescher Banat . . . . .	200,000	»
in Macedonien und Thessalien . .	100,000	»
in Istrien . . . . .	10,000	»

zusammen 8.200,000 Seelen

Laurianu A. Ireb. (Geografia. teritoriu Romane, Bucuresci, 1866) giebt die Anzahl der gesammten Rumänen, mit Ausschluss Macedoniens, Thessaliens und Istriens — also ohne 110.000 — blos zu 7.400,000.

Moldovan Joan M. (Geografia Ardealului pentru scoale poporale. Edit. a II. indreptata. Blasiu, 1870) schätzt die Rumänen Siebenbürgens auf 1.200,000; die Ungarn und Székler auf 600,000, die Deutschen auf 200,000, die Zigeuner auf 80,000, die Juden auf 15,000, die Armenier auf 8000. — Wir sehen, dass es hier auf zwei Millionen mehr oder weniger nicht ankommt. Hasden spricht von zehn Millionen; Vasilie Maniu (in seinen Studii asupra scrierei Prof. Dr. J. Jung, Bucuresci, 1878) vermehrt sie schon auf zwölf Millionen.

Siebenbürgen, dem temescher Banat und nach Rumänien. Dies dauerte bis zum XIV. Jahrhundert; die Verbreitung und Wanderung des Rumänenthumes währte also durch sieben Jahrhunderte.\*

Hasdeu's Ansicht stösst auf grosse Schwierigkeiten. Wenn das Rumänenthum wirklich auf dem engen Raume von Oltenia und Hátzeg entstanden wäre, dann ist es schwer zu begreifen, wie es nach Makedonien und Thessalien kam, wo es im XI., XII. und XIII. Jahrhundert sehr zahlreich war. Es ist nicht nothwendig mit Apostol Margarit, der in letzter Zeit die südlichen Rumänen-Districte bekannt gemacht hat, anzunehmen,\*\* dass vor der Befreiung der Griechen von *dem fremden Joche*, die Rumänen überall im Osmanenreiche die Mehrzahl gebildet haben: sicher ist aber, dass sie dort in frühern Jahrhunderten unvergleichbar zahlreicher waren, als sie jetzt sind. Von einer Rumänen-Wanderung aus den Provinzen diesseits der Donau über die heidnischen oder christlichen Bulgaren ist nirgends eine Spur zu vernehmen. Das Makedonisch-Rumänische muss aber, wie es die Sprache beweist, einen und denselben geographischen Ursprung mit dem Dako-Rumänischen haben.

Aber auch die ethnographische Basis, auf welcher Hasdeu das Rumänenthum, das ganz unberührt vom slavischen Einfluss geblieben sein soll, entstehen lässt, ist unhaltbar. Wäre z. B. das Hátzeg oder das heutige Hunyader Comitatus in Siebenbürgen rein dakisch-romanisch gewesen und geblieben, wie es Hasdeu annimmt, wie wäre dann *Sarmizegetusa* oder *Ulpia Traiana* zum slavischen *Gredischte* geworden? Wie wären dann folgende Ortschaftsnamen daselbst entstanden: Banitza, Basarabsa, Bradatzel, Brazova, Branska, Bukova, Burzsuk, Briznik, Batzalaz, Brád; Dobra, Dobrotz, Dumbravitz, das mehrmal erwähnte Gredischte, Glod; Klopotiva, Krivadia; Magura, Ostro, Peschtjere, Prihigest, Sirb, Sereka, Streonja, Stretje; Ternava, Tirmova, Tirnavitz, Tomatek, Toplitz, Tscherna, Zám? Und man nehme die Karte der kleinen Walachei zur Hand, so stösst das Auge zuerst auf *Krajova*, das, wie Hasdeu selbst zugiebt, slavisch ist (Kraljova); dann wird es Tirgo-schyl, Topolnitz, Tschernetz, Jablenitz, Krivotnik, Zlatina u. s. w. finden. Das sind slavische Ortsnamen, welche laut verkünden, dass hier das Rumänenthum nicht unmittelbar auf die dakisch-römische Zeit folgte, sondern dass ihm eine slavische Zeit vorangegangen ist.

Endlich ist auch die Abwesenheit aller Dialecte im Rumänischen nicht so buchstäblich zu nehmen. Das lateinische sum, es,

\* Hist. Critica, I, 305 u. s. w.

\*\* Siehe Apostol Margarit's «Communele Romane din Dacia Aureliana cu incipere de la frontierele Grecei se siru muntelui Pindu» in Convorbiri Literare, Jassi, dem 1874—1875er Jahrgang.



est; sumus, estis, sunt lautet: 1. sint oder sum, su, 2. iesti, esti, 3. iesti, e; — pl. 1. sintem, suntemu, 2. sintet, sunteti, 3. sint, suntu, su. Im Makedo-Rumänischen lautet es: escu, eshti, este oder e; pl. himu, hici, suntu. Im banatischen Dialecte aber sogar folgendermassen: mis = ich bin, ieshti = du bist, ui oder i = er ist; nis = wir sind, vis = ihr seid, is, su = sie sind.\* Dieses banatische *mis, nis, vis* widerlegt schon allein das künstliche System Hasdeu's, nach welchem die banater Rumänen aus Oltenia stammen sollen. Es giebt also auch im Rumänischen Dialecte; vorzüglich unterscheidet sich das Makedo-Rumänische von dem Cis-Danubianischen trotz der allgemeinen Einheit der Sprache.

Timotheus Cipariu, Domherr von Blasendorf in Siebenbürgen, steht im höchsten Ansehen als rumänischer Sprachgelehrter; seine Ansicht hat also ein grosses Gewicht. Am 18. Aug. 1867 hielt er in der Bukarester Academie einen Vortrag, in welchem er die Geschichte der rumänischen Sprache in folgender Weise zeichnet: Römische Colonien kamen nicht nur aus Rom und Italien, sondern vorzüglich auch aus den benachbarten Provinzen nach Dakien, nämlich aus Moesien, Pannonien, Thrakien, Makedonien, Rhaetien, Noricum. «Dies sind, meiner Meinung nach, die ersten Wiegen, aus denen die dakischen Colonien stammen. Daher kommt die Uebereinstimmung des dako-rumänischen und des makedo-rumänischen Dialectes.» Was aber die nächsten Rumänen jenseits der Donau, in Bulgarien betrifft, die sind Nachkömmlinge theils der thrakischen und makedonischen Colonien, theils der durch Aurelianus aus Dakien hinübergeführten römischen Einwohnerschaft; daher steht ihre Sprache viel näher zu der diesseitigen im Traianischen Dakien, als zu der makedo-rumänischen. «Neben der Schriftsprache war in diesem Dakien gewiss auch eine römische Volkssprache, von der uns ein Denkmal durch die Güte der Vorsehung erhalten ist. Ich besitze eine Wachstafel, welche mit griechischen Buchstaben folgende Inschrift enthält: *Alexandrei Antipatri secondo auctor segnai*, d. i. secundus auctor signavi. Diese Tafel wurde am 4. October 160 n. Chr. verfertigt, demnach 55 Jahre nach der römischen Eroberung. Ohne Zweifel war also neben der Schriftsprache auch eine Volkssprache in Dakien, und von dieser stammt unser Rumänisch», das bald zweitausend Jahr alt sein wird.

Nachdem die römischen Legionen aus Dakien hinausgezogen wurden, hörte hier die römische Bildung und Literatur auf, denn aus den Zeiten nach Claudius findet sich keine römische Inschrift. Darum glaube man aber ja nicht, dass auch die römische Sprache aufgehört habe, oder dass alle Römer nach Moesien ausgewandert seien.

\* Picot Emil. Documents pour servir à l'étude des dialectes Roumains. Paris, 1876.

Wenn wir weiter gehen, so finden wir im VI. Jahrhundert, unter Maurikios, Spuren des Rumänischen im Haemus. Beweis dafür, dass die römische Sprache sich sowohl diesseits als auch jenseits erhalten hat. Und dass in beiden Theilen die lateinische Schriftsprache im Schwunge war, bezeugen die ersten Concilien. Als aber das römische Reich in zwei Hälften getheilt worden, noch mehr, als Phokas (um 602) in der orientalischen Hälfte die griechische Sprache zur diplomatischen erhob: da blieb die Volkssprache ohne Stütze der Schriftsprache. Und als im IX. Jahrhundert die Bulgaren Christen geworden und sich slavisirten hatten: da schlich sich das Slavische auch in die rumänische Kirche. Man kann nicht ohne Schauer die Barbarei betrachten, welche die slavische Sprache an der rumänischen verübt hat.\*

Der gelehrte Domherr irrt sich, wenn er aus Rom und Italien Colonien nach Dakien versetzt. Zu Traianus Zeiten hatte Italien keinen Ueberschuss an Einwohnern, noch weniger Rom, um Colonien liefern zu können; auch wissen die Inschriften nichts von solchen Colonien. Was Schinkai von Corvinern und anderen vornehmen römischen Familien träumt, ist wirklich nur ein Traum. Cipariu huldigt aber dem Schinkai-Major'schen Vorurtheil, deswegen muss auch Rom Colonien geliefert haben. Ebenso werden die Colonien aus Makedonien allein zu dem Behuf herbeigezogen, um die Gleichheit des Makedo-Rumänischen mit dem Dako-Rumänischen zu erklären. — Der Verfasser irrt sich aber sicher, wenn er die Inschrift der Wachstafel für rumänisch hält; die ist vielmehr italienisch, und würde beweisen, dass die Anfänge jener Volkssprache, aus welcher sich das Italienische entwickelt hat, bis ins zweite Jahrhundert nach Christus hinaufreichen. Wenn statt des italienischen «secondo» das rumänische «a doilea» stünde; dann, aber auch nur dann hätte der Verfasser Recht. — Nach Claudius kommen keine römischen Inschriften mehr in Dakien, d. h. im heutigen Siebenbürgen und in Rumänien vor, die römische Bildung und Literatur hatte damals dort schon aufgehört, — sagt der Verfasser selbst. Es ist wohl glaublich, dass die römische Sprache nicht urplötzlich aufgehört hat, und es mögen auch einige Colonisten zurückgeblieben sein. Allein angenommen, was auch Cipariu behauptet, dass die Dakier sich nicht romanisirt hätten, weil die Römer sie ganz vertilgt haben sollen: so müssen die zurückgebliebenen Colonisten den überschwemmenden Gothen gegenüber doch eine sehr geringe Zahl ausgemacht haben, weil die römische Bildung und Literatur auf einmal aufhörte. Und von den Schicksalen dieser zurückgebliebenen Colonisten überhaupt, sowie auch von ihrem Christenthume insbesondere weiss die Geschichte durchaus

\* Annalile Societatei Academice Romane. Tom. I. Bucuresci, 1869.



nichts. Was also Cipariu von der lateinischen Schriftsprache der ersten Concilien erwähnt, das kann für Pannonien gelten, wo die römische Herrschaft über zwei Jahrhunderte länger währte, als im traianischen Dakien, um so mehr kann es auf Moesien und andere balkanische Provinzen passen, — aber vom traianischen Dakien kann und darf es nicht behauptet werden. Die Metropole im siebenbürgischen Belgrad ist ein sehr schlecht erdachtes Märchen. Um so weniger dürfen die Spuren des Rumänischen, *welche man im VI. Jahrhundert im Haemusgebirge bemerkt, auf die Karpaten übertragen werden*. Das muss aber Cipariu thun, um die Continuität der Rumänen in Siebenbürgen, von Traianus an, zu retten.

In dem kurzen Büchlein «Despre limb'a Romana», welches Cipariu 1877 als Anhang zu seiner Grammatik \* herausgegeben hat, ist die Ansicht des Verfassers zum Theil eine andere. Die Colonien führt er wohl noch immer aus Italien, lässt aber Rom und Makedonien fallen; hingegen zieht er zu Thrakien, Moesien und Pannonien noch Syrien, Kleinasien, Gallien und Hispanien herzu, was den Inschriften entsprechender ist. Dann hütet er sich die Anfänge der siebenbürgischen Rumänensprache auf 160 n. Chr. zurückzudatiren; er sagt nur, was der Thatbestand erheischt, dass durch die Spaltung der römischen Monarchie in zwei Hälften, zumal durch die Verordnung des Phokas, welche die lateinische Sprache aus der diplomatischen Herrschaft verdrängte, die rumänische Sprache dem Einwirken der lateinischen entzogen, und dem der slavischen und griechischen ausgesetzt wird. Dabei verschweigt er aber wieder, am Schinkai-Major'schen Vorurtheil haftend, dass alles Dies nur auf die balkanische Halbinsel, nicht aber auf das traianische Dacien, d. h. auf Siebenbürgen und Rumänien, anwendbar ist. Wie es aber gekommen, dass eben in Siebenbürgen im XVI. Jahrhundert die Finsterniss gebrochen wird, welche das Slaventhum über den Rumänen verdichtet hatte, das mag er historisch nicht auseinandersetzen. Er begnügt sich mit der Behauptung, dass die Romanisirung der Dakier und der Auszug der gesamten Römer aus Dakien «zwei absurde Hypothesen» seien.

Zur Ergänzung wollen wir noch einige kleine Proben von Cipariu's Etymologie mittheilen. In der eben angezogenen Grammatik (I, 568) erklärt er *spranceana* «Augenbrauen» und *spelu* «ich wasche», jenes aus dem Lateinischen «supra genam», dieses aus «super lavo». Demnach wäre das lateinische «supra» und «super» im ersten Worte zu *spre*, im zweiten zu *spe* verstümmelt worden, was für den ersten Fall sicher, für den zweiten wahr-

\* Gramatec'a a limbei Romane. Partea I. Analitica, Bucuresei, 1869. Partea II. Sintetica, Bucuresei, 1877. Despre limb'a Romana. Suplementu la Sintactica. Blasiu, 1877.

scheinlich ist, weil aus dem lateinischen «prae» und «per» im Rumänischen *pre* und *pe* geworden. Wenn aber im *spranceana* aus «supra» *spra* wurde, wie kann dann *nceana* aus «gena» etymologisiert werden? Finden sich Analogien dafür, dass das lateinische *g* im Rumänischen *c* (tsch) geworden, statt des italienischen *gi* (dsch)? Ich kenne solche nicht; auch Cipariu erwähnt sie meines Wissens nicht. Im Makedo-Rumänischen heisst *spranceana* — *sufrenceao*; im *ceao ceana* scheint also nicht «gena», sondern vielmehr «cilium» zu stecken. — Aerger verhält es sich mit *spelu* «ich wasche», das aus «super» und «lavo» entstanden sein soll. *Spe* konnte aus «super» werden; aber wie erklären wir *lu* aus «lav-o»? Denn in *lu* würde nur *l* den Verbalstamm bilden; *u* ist nämlich der Exponent der ersten Person, wie *o* im lateinischen «lav-o». Dazu kommt noch, dass das lateinische «lavo, lavare» im Rumänischen auch *lau-u*, contr. *lau*, *lau-are* klingt; demnach müsste das supponirte «super-lavo» im Rumänischen *spelau* heissen, mit der Stammsilbe *la*. Das Wörterbuch der Bukarester Academie\* etymologisiert folgenderweise: «*spellare*, contrassu d'in *spellauare* si acestu-a din *esperlavare*.» Die Bukarester Gelehrten sind also der Ansicht, dass *spelare*, praes. *spelu* (das sie ohne Grund mit doppeitem *l* schreiben) vom lat. «ex-per-lavare» komme. Welches ist nun die richtige Etymologie? Wohl keine von beiden. Das rumänische *spel* ist wohl identisch mit dem albanesischen *spel* = *σπαλῶν* waschen, wenn es nicht mit dem slavischen *pol*, *pal* waschen, *spol*, *spal* auswaschen (daher im Russischen *spol-oskat'* ausspülen) zu vergleichen wäre.

Ebendasselbst erklärt Cipariu *intielegu* (spr. intzelegu) «ich verstehe» und *intrebu* «ich frage» so, dass er in beiden das lateinische «inter» sieht, welches im erstern Wort zu *intze*, im letztern gar zu *int* verschrumpfte; und dass zu *intre* das *legu* (vom latein. *lego* = intellego), zu *int* aber das *rebu* (welches vom lateinischen *rogo* = interrogatio kommen sollte) hinzu getreten sind. Dass *intieleg-u* vom lateinischen *intelligo*, *intellego* geworden, liegt klar auf der Hand. Cipariu geht nur darin fehl, dass er die lateinische Etymologie des «intelligo» zu Hilfe ruft, mit der das rumänische *intzeleg-u* nichts zu schaffen hat. Dieses hat sich von jenem gebildet, unbekümmert, woher es gekommen. Vom lateinischen *inter* wird nun und nimmer im Rumänischen *intze*, sondern nur *intre*, 'ntre. — Mit *intrebu* «ich frage» steht es wieder sehr arg. Nach Cipariu würde vom latein. «rogo» sich *rebu* gebildet haben, was um so unerhörter ist, weil von jenem das rumänische Verbum *rogu*, *ruqu*

\* Dictionariulu limbei Romane. Dupo insarcinarea data de Societatea academica Romana. Elaboratu de A. S. Laurianu si J. C. Massimu. Bucuresci, 1871. II. Tom. Collaboratori Jos. Hodosiu si G. Baritiu. Bucuresci, 1875.



wirklich existirt. Der Stamm des *intrebu*, *intrebare* ist unstreitig *treb*, also unlateinisch, mit vorgesetzter lateinisch-rumänischer Proposition *in*, was die Sprache sich gerne erlaubt. — Wir wollen den Leser mit Etymologien nicht ermüden, obgleich sie in sprachwissenschaftlichen Arbeiten unvermeidlich sind. Das Gesagte möge genügen, Cipariu's Verfahren zu kennzeichnen. Er steht gewiss hoch erhaben über dem Major'schen Unsinn: weil er aber ebenfalls mit der «römischen Krankheit» behaftet ist, so sehen seine Augen auch in dem Unlateinischen nur Römisches.

Zur Charakterisirung der rumänischen Sprachwissenschaft dient endlich auch das in der vorigen Note angeführte Wörterbuch, welches im Auftrage der Bukarester Academie «als Project» = *ca proiectu*, von mehreren Gelehrten verfasst wurde. Die Beauftragten hielten es für ihre Aufgabe, alle lexicalischen Elemente zu übergehen, welche sie für fremde ansehen, und nur das Romanische aufzunehmen. Nun kann aber, mit einiger Berücksichtigung der Lautveränderungen, nicht nur der ganze lateinische Wortschatz, sondern auch alles das rumänisch erscheinen, was die occidentalisch-romanischen Sprachen enthalten. Das Italienische kann auf diese Weise mit Haut und Haar in das walachische Lexicon übertragen werden. Ob dann aber das Lexicon die wirkliche lebendige Gegenwart der Sprache aufweisen, und ob es auch die Geschichte derselben uns lehren wird: das ist eine andere Frage, welche man zu umgehen scheint. Das Lexicon hält uns also ein rumänisches Ideal vor Augen, zu dem man die Geschichte *machen* muss. Wir werden aber die Sprache so betrachten, wie sie wirklich ist, und untersuchen, was ihre *wirkliche* und nicht *gemachte* Geschichte uns vorweist, damit wir ihr unbestechliches Zeugniß erhalten.

## V.

Die rumänische Sprache an und für sich betrachtet, sieht der italienischen so ähnlich, dass man sie für eine Nebensprache derselben halten müsste, wenn sie nicht einige charakteristische Züge an sich tragen würde, welche sie überhaupt von allen romanischen Sprachen unterscheiden. Der lateinische Keim der Sprache schlug hier in einem andern Boden Wurzeln, nicht im italienischen; und die Sonne, welche die Entwicklung des Keimes und das Wachstum der jungen Pflanze beförderte, war auch eine andere. In beiden Sprachen ist die Entartung oder Auflösung des Latein eine sehr ähnliche, doch geht die Lautwanderung im Rumänischen weiter als im Italienischen: allein der Boden für die italienische war ganz latinisirt; hingegen der Boden für die rumänische war un-lateinisch. Dann entwickelte sich die italienische Schriftsprache sehr

bald, schon im XIII. Jahrhundert, unter der Leitung der gelehrten lateinischen Sprache; nicht nur Dante und Petrarca, sondern auch die andern ältesten italienischen Schriftsteller, schrieben das gelehrte Latein ebenso leicht und gewandt, wie die vulgäre Volkssprache, die sie zur Schriftsprache erhoben. Die rumänische Schriftsprache dagegen taucht erst im XVI. Jahrhundert auf, und entwickelt sich unter dem Drucke der griechischen und bulgaroslavischen Sprache; diejenigen gebornen Rumänen, welche in ihrer Sprache zuerst zu schreiben versuchten, hatten kaum die geringste Kenntniss vom Lateinischen. Das ist der geschichtliche Unterschied zwischen der italienischen und rumänischen Sprache. In ungelehrten Kreisen sprossste das Italienische empor: aber die gelehrten Kreise, welche sich dann desselben bemächtigten, waren gelehrte Lateiner; in ungelehrten Kreisen sprossste auch das Rumänische empor: doch die gelehrten Kreise, die sich endlich seiner bemächtigten, waren gelehrte Griechen oder gelehrte Bulgaren, nicht aber gelehrte Lateiner.

Die rumänische Sprache zeigt uns jetzt zwei Hauptdialecte: den *makedo-rumänischen* und den *dako-rumänischen*. Die Heimat des erstern ist heute der Pindus zwischen Thessalien und Epirus, dann Makedonien von Thessaloniki angefangen bis an das Adriatische Meer. Mezzovo, Thessaloniki, Kastoria, Ochrida, Moskopola, Vlach-Klisura, Bitole, Ternova, Perlep, Resna, dann die Städte am Jonischen Meere: Skodra (Scutari), Durazzo, Berat, Avlona sind, nach den neuesten Berichten, die Hauptorte der Rumänen. Im Haemus, Makedonien und Thessalien lernten auch die Byzantiner die Rumänen zuerst kennen. — Die rumänischen Schriftsteller Bolinteanu und Apostol Margarit behaupten, dass die bekanntesten rumänischen Kaufleute in Wien, als Dumba, Kurti, Spirta; dann Baron Sina, die ungarischen Mocsonyi und Schaguna u. s. w. aus der Gegend von Kastoria und Ochrida stammen; auch aus Vlach-Klisura entsprangen viele Kaufleute in Belgrad, Pancsova und Wien. Wir wollen und können diese Abstammung heraldisch nicht untersuchen: aber das kann gesagt werden, dass viele Einwohner von Pest, Erlau, Miskolcz, Tokaj, von Grosswardein, Belényes, Temesvár u. s. w. aus Makedonien stammen, und daher bei uns Griechen heissen; und dass diese Griechen vorzüglich Handel trieben, so dass in der Sprache des ungarischen Bauers «Grieche» und «Kaufmann» gleichbedeutend waren. Nach den Berichten, namentlich des Apostol Margarit, soll dieses makedonische Rumänenthum durch das Griechenthum grossen Abbruch leiden; die Rumänen werden zu Griechen.

Die Heimat des Dako-Rumänischen ist diesseits der Donau, im heutigen Rumänien, Siebenbürgen u. s. w., wie aus der Anmerkung S. 360 ersichtlich ist. Sowie das Makedonische schwindet, ver-



mehrt sich das Dakische, das hier unter andern auch die Griechen absorbiert.

Der Wortschatz dieser beiden Dialecte \* enthält zuerst Wörter, die so zu sagen an Form und Bedeutung identisch sind mit den lateinischen Wörtern. Da wir stets einige Beispiele angeben müssen, so wollen wir auf die dako-rumunische Form die makedo-rumunische folgen lassen, und setzen das lateinische Wort mit der deutschen Bedeutung hinten an, also:

acu	acu	acus	die Nadel
albu	albu	albus	weiss
alegu	alegu	eligo	ich wähle
altu	altu	altus	hoch
amu	amu	habeo	ich habe
arbore	arbore	arbor	der Baum
ardu	ardu	ardeo	ich brenne
ascundu	ascundu	abscondeo	ich verberge
audu	avdu	audio	ich höre
barba	barba	barba	der Bart
bou	bou	bos	der Ochs
dau	dau	do	ich gebe u. s. w.

Ein kleiner Unterschied zeigt sich aber doch in den beiden Dialecten. Der Schwund der Laute ist in dem Dako-Rumänischen grösser als im Makedo-Rumänischen, z. B.:

chiemu	clemu	clamo	ich schreie
chiaie	cliae	clavis	der Schlüssel
muiare	muliare	mulier	das Weib
ochiu	ocliu	oculus	das Auge
unghia	ungle	ungula	die Klaue u. s. w.

Dann lautet *c* vor *e i* im Makedo-Rumänischen *tz*, im Dako-Rumänischen *tsch*, z. B.:

ține	cine	quis	wer
țe	ce	quid	was
țetate	citare	civitas	die Stadt
țina	cina	coena	das Abendmahl
țingu	cingu	cingo	ich umgürte

u. s. w.

Wegen dieser Aussprache nennen die Dako-Rumänen ihre südlichen Sprachverwandten *Tsintsaren*, weil sie *tz* und nicht *tsch* sprechen.

\* Für den dako-rumänischen Dialect stehen uns die Wörterbücher und die ganze rumänische Literatur zu Gebote; für das Makedo-rumänische kann ich nur Kavalliotis' Wörterverzeichnis (Thunmann's Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker. Erster Theil, Leipzig, 1774. Ueber die Geschichte und Sprache der Albaner und Wlachen, pag. 171—238) und Bojadschi's Romanische oder Macedo-wlachische Sprachlehre (Wien, 1813) anführen.

Dem *f* und *v*-Laut entspricht im Makedo-Rumänischen *h* und *j*, als:

ferbu	herbu	ferveo	ich siede
fia	hilia	filia	die Tochter
fiu	hiliu	filius	der Sohn
verme	jermu	vermis	der Wurm
vinu	jinu	vinum	der Wein
vitzelu	jicalu	vitulus	das Kalb u. s. w.

Doch:

ventu	vintu	ventus	der Wind
vina	vina	vena	die Ader
focu	focu	focus	das Feuer u. s. w.

Die lateinischen Guttural-Laute werden in beiden Dialecten häufig zu Labial-Lauten, was im Italienischen nicht vorkömmt, z. B.:

apa	apa	aqua	das Wasser
lapte	lapte	lac	die Milch
lemnū	lemnū	lignum	das Holz
limba	limba	lingua	die Zunge, Sprache
opto	opto	octo	acht
patru	patru	quatuor	vier
ficatu	hicatu	hepar	die Leber u. s. w.

Doch greift diese Aenderung nicht durch, denn z. B.:

calu	calu	cavallus	das Pferd
cale	cale	callis	der Weg
care	care	qualis	welcher u. s. w.

In diesem letzten Worte finden wir das lateinische *l* in *r* umgewandelt, was fast allgemein geschieht, und im Italienischen, wenigstens in der Schriftsprache, unbekannt ist, z. B.:

ceru	ceru	coelum	der Himmel
mascuru	mascuru	masculus	das Männlein
mormintu	marmindu	monumentum	das Grabmal
paru	paru	palus	der Pfahl
peru	peru	pilus	das Haar
purece	purece	pulex	der Floh
sare	sare	sal	das Salz
scara	scara	scala	die Leiter
supcire	supcire	subtilis	fein u. s. w.

Zu bemerken ist, dass im istrischen Dialecte, einer Abzweigung des Makedonischen, auch das *n* zu *r* wird, z. B.: *dumireca* statt *dumineca*, Sonntag; *farira* statt *farina*, Mehl; *irima* statt *inima*, das Herz; *lara* statt *lana*, die Wolle; *jira* statt *vina*, die Ader u. s. w.

Der lange *e*-Laut wird zu *ea*, *ia*, der *o*-Laut aber zu *oa* gedehnt.



jedoch nur vor *a* und *e*, daher lautet *video*, *vides*, *videt* im Rumänischen *vedu*, *vezi*, *veade*.

<i>eapa</i>	<i>iapa</i>	<i>equa</i>	die Stute
<i>dereapta</i>	<i>deriapta</i>	<i>directa</i>	recht
<i>doamna</i>	<i>doamna</i>	<i>domina</i>	die Frau
<i>foame</i>	<i>foame</i>	<i>fames</i>	der Hunger
<i>oaspe</i>	<i>oaspe</i>	<i>hospes</i>	der Gast
<i>oaste</i>	<i>oaste</i>	<i>hostis</i>	die Armee
<i>oameni</i>	<i>oameni</i>	<i>homines</i>	die Menschen
(Aber:			
<i>omu</i>	<i>omu</i>	<i>homo</i>	der Mensch)
<i>peatra</i>	<i>kiatra</i>	<i>petra</i>	der Fels
<i>peale</i>	<i>kiale</i>	<i>pellis</i>	das Fell
<i>moara</i>	<i>moara</i>	<i>mola</i>	die Mühle
<i>soare</i>	<i>soare</i>	<i>sol</i>	die Sonne u. s. w.

Dieses Gesetz behält die Sprache auch in nicht-lateinischen Wörtern, z. B.:

( <i>brosca</i> ) <i>broasca</i>	<i>broasca</i>	.....	der Frosch
( <i>gropa</i> ) <i>groapa</i>	<i>groapa</i>	.....	das Grab
( <i>vicleanu</i> ) <i>vicleana</i>	.....	.....	die Böse u. s. w.

Eine solche Uebereinstimmung sowohl in der identischen als auch in der abweichenden Lautform der Wörter, welche beide Dialecte gegenüber dem Lateinischen aufweisen, lässt sich nur durch den gemeinschaftlichen Ursprung dieser Dialecte erklären. Beide mussten demnach auf einem und demselben Boden entsprungen sein.

Der Wortschatz derselben enthält aber auch solche lateinische Wörter, deren Bedeutung im Rumänischen eine andere geworden ist, z. B.:

<i>asta-zi</i>	<i>a-zi</i>	<i>hodie</i>	heute
<i>astupu</i>	<i>astupu</i>	<i>obsturo</i>	zustopfen
<i>barbatu</i>	<i>barbatu</i>	<i>vir</i>	Mann
<i>demandu</i>	<i>demandu</i>	<i>jubeo</i>	befehlen
<i>dimineaca</i>	<i>diminiaca</i>	<i>aurora</i>	Morgenröthe
<i>doru</i>	<i>doru</i>	<i>desiderium</i>	Wunsch
<i>frica</i>	<i>frica</i>	<i>metus</i>	Furcht
<i>frunza</i>	<i>franza</i>	<i>folium</i>	Blatt
<i>gura</i>	<i>gura</i>	<i>os</i>	Mund
<i>imprumutezu</i>	<i>imprumutezu</i>	<i>mutuum do</i>	borgen
<i>inima</i>	<i>inima</i>	<i>cor</i>	Herz
<i>leuau</i>	<i>liau</i>	<i>capio</i>	fassen
<i>leuareaminte</i>	<i>loareaminte</i>	<i>animadversio</i>	aufmerken
( <i>levare ad mentem</i> )			
<i>lingura</i>	<i>lingura</i>	<i>cochlear</i>	Löffel
<i>lucru</i>	<i>lucru</i>	<i>labor</i>	Arbeit
<i>mare</i>	<i>mare</i>	<i>magnus</i>	gross

mergu	mergu	eo	gehen
muma	muma	mater	Mutter
orbu	orbu	coecus	blind
sarutare	sarutare	osculari	küssen
serbare	serbare	celebrare	feiern
sufletu	sufletu	anima	Seele
tata	tata	pater	Vater
uscatu	uscatu	aridus	trocken u. s. w.

Lateinische Wörter, welche in beiden Dialecten in gleich verschiedener Bedeutung vorkommen, beweisen noch stärker, dass diese Dialecte einen gemeinsamen örtlichen Ursprung haben müssen.

Dasselbe beweisen auch die nicht-lateinischen Wörter, z. B.

aruncu	aruncu	jacio	werfen
belescu	bilescu	decortico	schälen
buza	buza	labium	Lippe
feçora	ficora	puella	Mädchen
feçoru	ficoru	puer	Knabe
folosescu	felisescu	prosum	nützen
galbenu	galbenu	gilvus	gelb
graiu'	griaiu	vox	Wort
grasime	gresime	pinguedo	Fette
hranescu	harnescu	nutrio	nähren
invetzu	invecu	doceo	lehren
me invetzu	me invecu	disco,	lernen
moaşa	moaşa	vetula	alte Frau
padure	padure	silva	Wald
stanga	stanga	sinistra	linke
suta	suta	centum	hundert
trupu	trupu	corpus	Körper u. s. w.

Es wäre unglaublich, dass diese und viele, viele ähnliche Wörter, sowohl in Siebenbürgen als auch in Makedonien und Thessalien mit gleicher Bedeutung sich gebildet hätten, auch wenn man überall dieselbe thrakische Sprache als Grundsprache annehmen wollte.

Wenn wir also einen gemeinsamen örtlichen Ursprung des dako-romanischen und makedonischen Dialectes annehmen müssen, so fragt es sich, wo haben wir diesen zu suchen? Auf diese Fragen antworten bestimmt theils Wörter und Wortbildungen, theils grammatikalische Erscheinungen. Wir finden nämlich in beiden Dialecten Wörter, welche aus dem Griechischen und Albanischen herrühren, z. B.:

aflu	aflu	invenio	finden
beserica	besiarica	basilica	Kirche
dascalu	dascalu	docens	Lehrer



dracu	dracu	draco	der Teufel
drumu	drumu	iter, via	Weg
ermu	ermu	eremus	Wüste
lipsa	lipsa	λεῖψα	Mangel
lipsescu	lipsescu	deficio	ermangeln
pedepsa	pedefsa	παίδευσις	Strafe
spelu	spelu	. . . . .	waschen u. s. w.

Hier ist das Wort *biserica* hochwichtig. In allen slavischen Sprachen, auch in der russischen, heisst die Kirche «*cirkve*», so wie sie in der lateinischen «*ecclesia*» heisst. Wäre das Rumänische diesseits der Donau, also in Siebenbürgen u. s. w. entstanden, dann müsste entweder bei der vermeinten römischen Continuität — *ecclesia*, oder, der slavischen Umgebung wegen, *cirkve* in der Sprache vorkommen. Das *biserica* weist also auf einen südlichen Ursprung hin. Dass das *pedepsa* nicht «Erziehung» sondern «Strafe» bedeutet, zeigt den volkstümlichen Boden, auf dem die Sprache erwachsen, und den man im Süden, in der Nähe des Griechenthums suchen muss.

Auch Wortbildungen, welche von den italienischen, spanischen u. s. w. abweichen, hingegen im Süden der balkanischen Halbinsel ihr Vorbild haben, zeigen dieselbe ursprüngliche Heimat. Die Zahlwörter von 11—19 sind nicht die Composita der occidentalischen Romanen, sondern sind Constructionen, mit *supra* = spre, z. B. un-spre zeče = 11, doi-spre zeče = 12, optu-spre-zeče = 18. Auf solche Weise sind diese Zahlwörter im Albanischen componirt.

Das Futurum ist in allen occidentalisch-romanischen Sprachen mittelst «*habeo*» gebildet, denn *parlerò*, *parlerai* sind = *parlare-ho*, *parler-ai*. Hingegen in beiden rumänischen Dialecten wird das Futurum mit «*volo*» ausgedrückt, z. B.: im Dako-Rumänischen entspricht *voliu lauda*, im Makedo-Rumänischen *voi laudare* dem italienischen *loderò*. So bildet das Neugriechische und Albanische das Futurum mit dem Verbum «*wollen*», als: *θέλω εἶσθαι* = ich werde sein, *do kem* (alb.) ich werde haben.

Sehr entscheidend ist die Stellung des Artikels im Rumänischen. Der Artikel ist in allen Sprachen aus dem Pronomen demonstrativum geworden; und derselbe wird dem Hauptworte vorgesetzt, um die verschwundene Nominativ-Endung zu ersetzen, wie Präpositionen die verschwundenen Casus-Endungen ersetzen müssen. In den occidentalisch-romanischen Sprachen ist der Artikel aus dem lateinischen *ille*, *illa* entstanden. Nachdem die Nominativ-Endung s z. B. in «*lupus*» und «*spiritus*» verschwunden war, setzte die Sprache das Pronomen demonstrativum vor das Wort, und sagte im Italienischen «*il lupo*», «*lo spirito*»; im Französischen «*le loup*», «*l'esprit*». Vor diese Bildungen traten dann

noch die Präpositionen *de* und *a(d)*; und die synthetischen Wortformen des Latein waren für das Italienische und Französische u. s. w. in analytische Formen aufgelöst. Die beiden Dialecte des Rumänischen verwandten auch das lateinische *ille, illa* zum Artikel, sie setzen ihn aber nicht vor, sondern hinter das Wort, so: *lupu-lu, spiritu-lu*. Sie behielten auch den Genitiv Pluralis «*illorum*», der im Italienischen zu «*loro*» geworden, in dieser italienischen Form bei, und das Dako-Rumänische sagt *lupiloru*, das Makedo-Rumänische *lup-lor*, mit vorangestellter Präposition *a*, so: *a lu lupilor, a luplor* u. s. w. Zu diesem Vorgange konnte die Sprache nur durch das Beispiel derjenigen Sprachen veranlasst werden, auf deren Boden sie sich entwickelt hat. Nun finden wir aber in der albanischen und neu-bulgarischen Sprache denselben Vorgang. Wenn wir uns das Albanische als ein Ueberbleibsel des alten verschollenen Thrakischen vorstellen: so haben wir die Quelle dieser sprachlichen Erscheinung in dem alten Thrakischen zu suchen, aus welchem sie in eine slavische — die neubulgarische — und in eine romanische — die rumänische — Sprache übergegangen ist. Sogar die Zeit lässt sich erschliessen, in welcher die rumänische Sprache die Nachsetzung des Artikels sich angeeignet hat. *In dem Altbulgarischen, das zum Kirchenslavischen geworden, finden wir diese Erscheinung nicht.* Methodius lehrte in Pannonien und Mähren; seine Schüler waren demnach pannonische und mährische Slovenen, in deren Sprache die religiösen Bücher verfasst und die Liturgie abgehalten wurden. Aus Mähren vertrieben, setzten die Schüler in Bulgarien ihre Arbeit und die Bildung der neuen kirchlichen Literatur fort, welche uns die sogenannte altbulgarische, oder vielmehr kirchlich-slavische Sprache aufbewahrt hat, die dann auch, sammt der cyrillischen Schrift, bei den Russen Eingang gefunden hat. Neben dieser Kirchensprache lebte wohl die bulgarische Volkssprache, die viel später auch Schriftsprache geworden, und nun die *neubulgarische* heisst. In dieser hat sich aber schon die Nachsetzung des Artikels gebildet; und wenn wir alle geschichtlichen Umstände in Betracht ziehen, so müssen wir annehmen, dass *dieselbe Spracherscheinung im Rumänischen sich nicht vor der neubulgarischen Schriftsprache entwickelt haben kann.* Die Rumänen, wie auch immer ihre öconomische und gesellschaftliche Lage beschaffen gewesen sein mag, erhielten ihre ersten Lehrer theils von den Griechen, theils von den Bulgaren; deswegen wird auch das erste Rumänische entweder mit griechischen oder mit bulgarischen Buchstaben geschrieben, was aber erst in sehr später Zeit geschieht. Denn das Bulgarisch-Slavische blieb ja bis fast auf unsere Tage die Sprache der Liturgie bei den Rumänen; nur in der Mitte des XVII. Jahrhunderts wurde sie in Siebenbürgen auf den Befehl des protestantischen Fürsten Georg Rákóczy I. verlassen, und die



rumänische Sprache in die Liturgie eingeführt. Die cyrillische Schrift aber blieb unangefochten bis 1780, wo Schinkai zuerst den Versuch wagte, statt der cyrillischen die lateinischen Buchstaben anzuwenden, was ebenfalls in Siebenbürgen geschehen ist. Und so sehr hat sich die cyrillische Schrift mit dem Rumänischen verzwickelt, dass Cipariu und alle andern rumänischen Grammatiker gezwungen sind, die neue lateinische Orthographie (d. i. die mit lateinischen Buchstaben) mittelst der cyrillischen Schrift zu bestimmen und zu erklären.

Die sprachlichen Erscheinungen im Rumänischen, zumal aber die Herrschaft der cyrillischen Schrift beweist unumstösslich den südlichen transdanubianischen Ursprung der Sprache und des betreffenden Volkes, die beide später in die nördlichen cisdanubianischen Provinzen einziehen und sich hier verbreiten. Hiemit ist aber das Sprachzeugniss noch nicht erschöpft.

## VI.

Zur Frage über den geographischen Ursprung des rumänischen Volkes und seiner Sprache hat auch das Ungarische ein nicht unwichtiges Wort zu sprechen, das meines Wissens bisher noch nie angehört worden ist. Wenn nämlich die Ansicht der rumänischen Schriftsteller, dass die Rumänen in den cisdanubianischen Provinzen, namentlich in Siebenbürgen, oder auch nur, wie es Hasdeu annimmt, in der kleinen Walachei (im Westen des Aluta-Flusses) und im Hátszeg (dem heutigen Hunyader Comitat von Siebenbürgen) entstanden sind, von wo sie sich vom VI. Jahrhundert an durch ganz Siebenbürgen, das östliche und südlich-östliche Ungarn verbreiteten, — wenn diese Ansicht historische Begründung hätte: dann müsste die ethnographische Karte von Ungarn und Siebenbürgen zur Zeit der magyarischen Occupation vom westlichen Theissufer bis zu dem Mährenreich und der Ostmarke, dem heutigen Transleithanien, uns eine slovenische Einwohnerschaft, im Osten der Theiss aber bis an die äusserste östliche Grenze Siebenbürgens eine rumänische Bevölkerung zeigen, die noch ausserdem als Erbe und Erhalter der römischen Cultur, ihre westlichen Nachbarn, die Slovenen, in jeder Hinsicht übertröffen hätte.

Diese ethnographische Verschiedenheit müsste sich nothwendiger Weise in der ungarischen Sprache sichtbar gemacht haben. Was zeigt uns aber diese Sprache? So weit sie sich erstreckt, von der westlichen Grenze Ungarns, das heisst von Pressburg und Oedenburg angefangen, bis an die äusserste östliche Grenze Siebenbürgens, hat sie denselben lexikalischen Inhalt und zeigt überall

dieselben slavischen Elemente, welche demselben gesellschaftlichen Zustande abgeborgt sind. Die ungarische Sprache beweist damit, dass die magyarische Occupation überall, im ganzen Bereiche Ungarns und Siebenbürgens, eine und dieselbe slavische Bevölkerung vorfand, der sie die vielen slavischen Nomina verdankt, von denen sie strotzt. Dies Zeugniß der Sprache wird durch die zahlreichen slavischen Ortsbenennungen in ganz Ungarn und Siebenbürgen nur noch bestätigt, so dass es absolut unumstößlich ist. Wäre im Osten der Theiss und in ganz Siebenbürgen eine rumänische Bevölkerung gewesen, die sogar staatliche Bildungen entwickelt hätte — wie es Schinkai und seine Nachfolger bis auf Cipariu als ein Dogma glauben — : so würde die ungarische Sprache gewiss die Aufnahme der rumänischen Wörter nicht vermieden haben und auch nicht vermeiden haben können. Denn die Bereitwilligkeit der ungarischen Sprache, fremde Ausdrücke aufzunehmen, ist ja männiglich bekannt, sie wird durch die Sprechweise des gewöhnlichen Lebens und durch die Literatursprache im Uebermaass zur Schau getragen. Und die Nothwendigkeit einer solchen Aufnahme wäre ja durch die höhere rumänische oder römische Bildung noch mehr motivirt gewesen, als die Aufnahme der slavischen Wörter. Wenn demnach der Glaube an die Continuität der Römer als Rumänen im östlichen Ungarn und in Siebenbürgen auch nur irgend einen historischen Grund hätte, so müsste die ungarische Sprache in ihrer östlichen Ausbreitung ebenso, oder noch mehr, von rumänischen Wörtern überströmen, wie sie in der westlichen Ausbreitung von slavischen Ausdrücken überströmt. Nun hat aber die Sprache überall, sowohl in ihrer westlichen wie auch in ihrer östlichen Hälfte, denselben slavischen, aber nirgends einen rumänischen Wortschatz; es hat also auf ihre jetzige lexicale Gestalt überall dieselbe slavische Bevölkerung Einfluss gehabt. *Im X., XI., XII. und XIII. Jahrhundert hatte das Rumänische nicht die geringste Wirkung auf die Bildung der politischen und kirchlichen Sprache der Ungarn.* Diese Behauptung wird noch durch eine merkwürdige Erscheinung erhärtet. Die älteste magyarische Bibelübersetzung, die auf uns gekommen, sind die vier Evangelien, im Jahre 1466 in Tatros (Totruşu), einer moldauischen Stadt am Milko-Flusse, abgeschrieben (der sogenannte Münchner Codex), und mehrere Bücher des alten Testaments aus derselben Zeit und vermuthlich aus derselben Gegend (der sogenannte Wiener Codex). Dieses kostbare Denkmal stammt von den Hussiten der Moldau und wurde, so zu sagen, inmitten der Rumänen verfertigt. Aber auch dieses Denkmal ist so bar aller rumänischen Ausdrücke, wie jedes andere ungarische Schriftstück, und enthält hingegen alle slavischen Wörter, welche auch die heutige Schriftsprache aufweist.



Dies unumstössliche negative Zeugniß wird durch das positive der ungarischen Sprache noch unterstützt. Sie hat nämlich doch auch rumänische Wörter, und zwar nicht nur in Siebenbürgen, sondern auch in den Theilen Ungarns, wo heute Walachen wohnen. Diese Wörter beziehen sich aber zumeist auf das Hirtenleben und die Viehzucht; kein einziges entstammt der höheren politischen oder kirchlichen Sphäre. Auch sind diese Wörter in anderen Gegenden unbekannt, denn sie fanden in die allgemeine Literatursprache keine Aufnahme. Diese rumänischen Wörter zeigen uns die Rumänen nicht als Träger einer politischen oder kirchlichen Bildung, sondern als Viehhirten, die in Siebenbürgen und in einigen Gegenden Ungarns Aufnahme gefunden haben, als die ungarische Sprache längst schon politisch und kirchlich ausgebildet war.

Das Zeugniß der ungarischen Sprache wird überdies durch zahlreiche Wörter ergänzt, welche die rumänische Sprache aus dem Ungarischen aufgenommen hat. Dies ist bisher unbeachtet geblieben; meines Wissens wenigstens hat noch Niemand die Bedeutung dieser Erscheinung erörtert. Als ich anfang mich mit dem Rumänischen zu beschäftigen und die vielen magyarischen Ausdrücke in dieser Sprache bemerkte, war ich zuerst der Ansicht, diese wären wohl nur bei den siebenbürgischen und ungarischen Rumänen gebräuchlich. Da lernte ich Hasdeu's Vorlesungen «über die vergleichende ario-europäische Sprachwissenschaft, mit Bezug auf die Geschichte der rumänischen Sprache» \* kennen, und diese gaben mir hierüber vollkommenen Aufschluss. Hasdeu findet es im Eingange seiner Vorlesungen für nothwendig, die Zuhörer «an der Dombovitz» um Nachsicht zu ersuchen, wenn seine bessarabische Aussprache ihre zarten Ohren beleidigen sollte. Er wäre am Prut geboren worden (hatte dann an russischen Universitäten studirt), und sei ein neuer Bürger («pibeg» nennt er sich) Rumäniens. Daraus durfte ich wohl entnehmen, dass alle ungarischen Wörter, die ich in Hasdeu's Schriften finde, nicht siebenbürgische Provincialismen, sondern allgemeines Sprachgut der allgemeinen literarischen Sprache sind. Wenn ich demnach das Ofner Lexicon mit Vorsatz ausser Acht lasse, das nur von siebenbürgischen Rumänen geschrieben worden, so kann ich desto freier Pontbriant's «Dictionariu Româno-Francesu» \*\* benutzen, da dieses durch die Schulen-Ephorie in Bukarest «der studirenden Jugend als unumgänglich nothwendig» empfohlen wird. Was Pontbriant aufge-

\* Principe de Filologia Comparativa Ario-europa . . . cu aplicaciune la istoria limbei Romane. Bucuresci, 1875. Tom. I.

\*\* Raoul de Pontbriant, Dictionariu Româno-Francesu. Bucuresci, 1862. Die «Efori'a scôle-loru aprôba acêsta opera si o recomanda ca o lucrare de neapêrata trebuinca pentru junimea studiôsa.»

nommen hat, muss nicht nur der Sprache des öffentlichen Lebens, sondern auch der Literatur angehören. Pontbriant's Wörterbuch und die alten und neuen Schriften sind gewiss unbestochene Quellen, aus denen wir den magyarischen Einfluss auf die rumänische Sprache ersehen können.

In seinen Vorlesungen (Tom. I. 91—94) erwähnt Hasdeu das älteste gedruckte rumänische Vaterunser von 1580—1581, in welchem diese Bitte: Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel, so ausgedrückt ist: «Si nu ne duce in napaste, ce ne izbavește pre noi de *hitlenul*.» Diese übersetzte der Logofet (Kanzler) von Moldova, Lukas Stroici, 1593, folgendermaassen: «Si nu aduce pre noi in ispite, ce ne *mentuiaste* de *fitlanul*.» In der Vaterunser-Sammlung, welche John Chamberlayn (Amsterdam, 1715) herausgegeben hat, finden wir drei rumänische Vaterunser. In dem einen heisst der Nachsatz: «tze ne *mentueste* pre noi de *vičlianul*»; in dem andern: «shi *mentujeshte* pe noi de *hitlyanul*.» — Die Wörter «napaste», «izbavește», «ispite» sind slavisch, aber «mentueste» und «hitlen, fitlen, viklen» sind magyarisch. *Hitlen* bedeutet der Ungläubige; und dieses *hitlen* wurde, nach dem gewöhnlichen Lautwechsel, zu *fitlen* und *viklen*, welches in der heutigen Sprache «Böses», «Uebel» bedeutet.\* Wichtiger ist noch das Wort *mentueste* (die verschiedene Schreibart kommt nicht in Betracht). Das Wort ist das magyarische *ment-eni* = retten, befreien, das im Rumänischen *mentu* lautet und als Infinitiv-Exponent *i* hat; *mentui* bedeutet also retten, befreien. Im praesens *mentuiescu* ich rette u. s. w., *mentuiaste*, oder *mentuiaște* ist 2. pers. Conj. oder Imperat. «rette, befreie». Von diesem wird *mentuitoriu*, «der Erlöser», gebildet. Der Titel des Neuen Testamentes lautet: «Noulu Testamentu alu Domnului și *Mentuitoriului* nostru Isusu Christosu.»

Hier müssen wir aber auch die Ansicht der rumänischen Philologen berücksichtigen. Schon das Ofner Lexicon schrieb: *mantui*, *mantuitor*, und leitete es von «manu-tueri» ab. So schreibt auch das Bukarester academische Lexicon (Tom. II. Bucuresci 1875) und verweist mit Unrecht auf das Plautus'sche «mantutor». Denn in den alten Ausgaben (Truculentus, act. IV, scena IV. 6) stand *manstutor*, und dies war aus «amans tutor» verdorben. Der Vers bei Plautus lautet nunmehr (siehe edit. Spengel von 1868):

Vides eccum, qui *amans tutorem* me adoptavit suis bonis.

Die Lautgruppe an, en, in, un hat eine gleiche Aussprache im Rumänischen, und wird deshalb der Vocal mit demselben eigen-

\* Vulpe, der Fuchs, lautet auch hulpe; die slavischen Wörter: marha, prah, vrh, lauten im Rumänischen: marfa, prafu, verhu. So wird hitlen, zu fitlen und vitlen. Aber die Laute *tl* werden auch zu *kl*, z. B. Betlehem lautet im Rumänischen: Vikleimu. Ebenso wird fitlen, vitlen zu viklen.



thümlichen cyrillischen Buchstaben ausgedrückt, den die latinisierenden Rumänen, nach ihrer etymologischen Einsicht, mit einem der vier Vocale a, e, i, u ersetzen. So gelangten sie dahin, das ungarische Wort *ment* als *mantu* zu schreiben und dieses vom lateinischen *manu-tueri* abzuleiten. Aehnliche etymologische Verirrungen kommen bei ihnen häufig vor.

Warum und wann kamen wohl die Rumänen dazu, das «Uebel», das «Böse» mittelst des magyarischen «*hitlen*» = ungläubig, und das «erlösen», «Erlöser» mittelst des magyarischen «*ment-eni*» = befreien, auszudrücken? Gewiss darum, weil ihre Geistlichen und sonstigen Gelehrten, ohne alle Kunde des Lateinischen, da sie bloss im Slavischen und, mit geringer Ausnahme, auch im Griechischen unterrichtet waren, die Volksausdrücke anwendeten, und weil beide Wörter eben in der Volkssprache vorrätig waren. Und diese beiden Wörter sind gewiss zur Zeit der Hussiten und der Reformation aufgenommen worden, als der Glaubenssatz: «*Sola fides salvificat*» das Schiboleth war. Damals war der «Ungläubige» = «*hitlen*» wirklich der Böse und das Böse; das grösste Uebel aber war das «*hitelenség*» (der Unglaube), welches als «*viklešug*» auch in die rumänische Sprache kam.\* Bei alledem, was mochte die slavisch unterrichteten Geistlichen und sonstigen Gelehrten bewegen, den Volksausdruck *mentui* auch für die Bezeichnung des Erlösers zu verwenden? Vielleicht der Umstand, weil das *salvator*, welches alle romanische Sprachen haben, für sie unverwendbar war. Wegen des Accents auf der Mittelsilbe muss das *a* der ersten Silbe mit dem cyrillischen *ѣ* ausgedrückt werden, das sowohl *a* als auch *e* ersetzt. Das *l* aber wird im Rumänischen regelmässig zu *r*. Durch beides mussten also *servare* und *salvare* nothwendiger Weise gleichlautend werden. Nun war aber das «*serbare*» schon zur Bedeutung der «Feier», des «Feiertag» in Beschlag genommen; \*\* es konnte demnach nicht auch die Bedeutung des «Erlösens», «Erlösers» auf sich nehmen. Man musste also den Volksausdruck beibehalten, der dem Ungarischen entlehnt war. Zeigt aber alles Dies nicht ganz klar, dass die rumänische Kirchensprache noch unentwickelt und unbestimmt war, als die Rumänen mit den Magyaren, die bereits einen politischen und kirchlichen festen Bestand hatten, in Berührung gekommen sind?

Die ungarische Sprache hat sich eine Masse slavischer Wörter

\* Es ist fast auffallend, dass Pontbriant die Wörter *viklen* und *viklešug* richtig vom Magyarischen derivirt, ohne die kurze Wortform «*hitlen*» zu kennen, die im XV. und XVI. Jahrhundert allgemein bekannt war. Wir lesen bei ihm Folgendes: «*viclenu* adj. (*hivtelen*, ung.) fourche, perfide etc.» — «*viclešugu* (*hivtelenség*, ung.) astuce, rule, fourberie etc.»

\*\* Pontbriant: *a serba* «*fêter, célébrer, . . . chômer*», — *serbare* «*célébration, sanctification*» — *serbatore* «*fête, célébration*» etc.

angeeignet, aber unter diesen finden wir kein einziges Verbum; doch bildet sie von den angenommenen slavischen Nominibus mittelst eigener Bildungssilben zahlreiche Verba. Aber ein rein slavisches Verbum finden wir in ihr nicht. Die rumänische Sprache hingegen nahm auch Verba, pur und simpel, und viele ihrer Ableitungen aus dem Ungarischen an, wie die folgenden Beispiele zeigen. Wir geben zuerst das ungarische Verbum und seine ungarischen Ableitungen und lassen dann, nach Pontbriant, die Entlehnungen nachfolgen:

*áldani* segnen, *áldás* Segen, *áldomás* Opfer, und der Trank beim Kaufen und Verkaufen, ein Ueberbleibsel aus der alten magyarischen Mythologie. — Im Rumänischen: *aldui* «bénir», *aldaşu* «bénédiction», *aldamaşu* «vin bu comme arrhes à la conclusion d'un marché».

*alkotni* bilden, machen. — Im Rum. *alkatui*, erklärt durch «compune»; *alkatueşce* er bildet; *limba are o suma de cuvente nou-alcuite* = die Sprache hat eine Summe von neugebildeten Wörtern.

*bánni* bedauern. — Im Rum. *banui* «soupçonner, présumer».

*bántani* beschädigen. — Im Rum. *bantui* «occasioner une perte, un dommage».

*oltani* pflöpfen, *oltó* Pflöpfpreis. — Im Rum. *altui*, *hultui* «vacciner», «inoculer», *altuiu* «greffe».

*bírni* besiegen, besitzen. — Im Rum. *birui* «vaincre», *biruitor* «vainqueur» u. s. w. Daher das Ungarische *bíró* der Besitzer und Richter. — Im Rum. *birau* «juge».

*bélleni* das Kleid füttern, von *bél* das Innere; daher *béllét* und *béllés* das Kleidfutter. — Im Rum. *belui* «fourrer», «doubler»; *beletu* und *beleşu* das Unterfutter; von beiden neue Verba: *beletui* und *beleşui* füttern u. s. w.

*bízni* trauen, vertrauen. — Im Rum. *bizui* «présumer», «croire»; *bizuitu* der Vertraute, *bizuitoriu* «confiant», «crédule».

*bujdosni* irren, zumal in der Fremde als «réfugié». — Im Rum. *buduşlui* «errer, planer» u. s. w.

*fogadni* versprechen, geloben, — und aufnehmen, annehmen; daher *fogadó* der Gelobende, Aufnehmende und das Gasthaus. — Im Rum. *fagadui* «promettre», «s'engager», — *fagadui la Dumnezeu* «vouer à Dieu», — *fagadau* «cabaret où l'on donne à manger».

*festeni* malen, anstreichen. — Im Rum. *feşti* «colorer», «teindre».

*engedni* erlauben, nachgeben. — Im Rum. *ingedui* und *ingadui* «permettre», «donner permission».

*költeni* ausgeben. — Im Rum. *keltui* «depenser», «faire des frais».

*lakni* wohnen, *lakás* die Wohnung. — Im Rum. *lacui* «de-



meurer», «habiter»; lacaşu «demeure», «habitation». Hier giebt Pontbriant das *lacaşu* wohl für ein ungar. Wort an, aber das *lacui* schreibt er *locui*, und derivirt es vom lateinischen «locus». So thun auch das Ofner und das Bukarester Wörterbuch. Alle übersehen aber, dass von *locus* die lateinische Sprache *locare* gebildet hat, welches im Rum. nach aller Analogie a *loca* und *locare* lauten würde; endlich übersehen sie, dass von keinem lateinischen Nomen unmittelbar ein rumänisches Verbum entstehen kann.

örleri mahlen, örlés das Mahlen, Gemahlte. — Im Rum. urlui «moudre grossièrement», urluire «mouture» = Mehl.

szidni schelten, fluchen, szidalom das Schelten, das Fluchen, szidalma sein Fluchen. — Im Rum. sudui «invecter», «injurier», sudalma «malédiction, exécution».

tagadni läugnen, tagadás das Lügen. — Im Rum. tagadui «nier, renier», tagada «dénégation, désaveu».

Nun mögen auch andere Wörter folgen, z. B.:

beteg krank, betegség Krankheit. — Im Rum. betegu «infrme, malade», betegşugu «infirmité, maladie chronique».

bő, bőves reich, reichlich; bőség Ueberfluss. — Im Rum. bioşu «riche, fertile»; bişugu «abondance».

bér Lohn, Zahlung. — Im Rum. biru «tribut, impôt»; leuare de biru «perception».

borzas mit zerrauftem Haar. — Im Rum. borzoşu «hérissé, ebouiffé».

búcsu (alt búcsu) Ablass. — Im Rum. bulçu, belçu «foire, marché», wie im Deutschen «die Messe».

deres der Schimmel (ein Pferd), kommt von dér der Reif = pruină. — Im Rum. dereşu «gris et bai», — se ziće numai de cai = es wird nur von Pferden gesagt, erklärt Pontbriant.

fél, fele die Hälfte, halb. — Im Rum. fele «demi, moitié», z. B. o fele de oca de vin = eine halbe Okka Wein.

fél die Art; mi féle welcher Art? ollyan féle solcher Art. — Im Rum. felu «espèce, sorte, nature»; ce felu «quelle espèce?» Auch feliu, z. B. ast feliu ein solcher, alt feliu ein anderer u. s. w.

gazdag reich. — Im Rum. gazdăcu «riche, opulent».

háló das Netz. — Im Rum. halau «filet, rets».

halastó Fischsee. — Im Rum. halaştou, heleştou «étang, piscine».

hám Pferdegeschirr. — Im Rum. hamu «harnais», inhama «atteler» = anspannen = hámba fogni.

hintó die Kutsche. — Im Rum. hinteu «char, carrosse».

hold ein Morgen (Acker). — Im Rum. holda «champ labouré».

holdos, hódos mit einem weissen Flecken auf der Stirn (vom Pferde). — Im Rum. hodoşu «taché, plein de taches».

*határ* die Grenze, *határozni* bestimmen, begrenzen, *határos* der Grenzer. Im Rum. *hotaru* «limite, borne», *hotari* «limiter, borner», *hotarišu* «limitroph, voisin».

*ék* der Keil. Im Rum. *icu* «coin».

*ülő* der Amboss, eigentlich «der Sitzende». Im Rum. *ileu* «enclume».

*kezes* der Bürge, *kezeség* Bürgschaft. Im Rum. *chezešu* «garant, répondant»; *chezeša* «caution, garantie».

*külön* besonders. Im Rum. *chilinu* «différent».

*kín* Marter, Plage. Im Rum. *chinu* «tourment, torture».

*kép* Bild, und als Formwort *mikép* wie, *akkép* so u. s. w., dann *képzeni* bilden, vorstellen. Im Rum. *chipu* «image, figure», *če chipu?* wie? u. s. w., *chipzui* «décider, arrêter, méditer».

*koldus* der Bettler. Im Rum. *culdušu* «pauvre, ruiné».

*lakat* Schloss, *lakatos* Schlosser. Im Rum. *lacutu* «cadenas», *lacatušu* «serrurier».

*lepedő* Betttuch. Im Rum. *lepedeu* «drap de lit».

*nem* das Geschlecht, daher *nemes* der Edelmann, *nemesség* Adel. Im Rum. *nemu* «race, famille», *nemešu* «noble, illustre», *nemeša* «noblesse».

*óriás* der Riese. Im Rum. *uriašu* «géant». Bei Peatroasa, wo man 1837 den bekannten gothischen Schatz gefunden, giebt es Ruinen, welche das Volk «*četatea uriașilor*» = Riesenstadt, nennt.

*örök* ewig, und das Erbe. Im Rum. *uricu* «à perpétué», aber auch Erbe, z. B. *n' au vendut nime din uricul lor* = er hat nichts von ihrem Erbe verkauft.

*per* der Process; *peres* Partei im Process. Im Rum. *pera* «instance, action, accusation», *perišu* «accusateur».

*rovás* das Kerbholz, auf dem Soll und Haben durch Einschnitte bezeichnet waren. Im Rum. *ravašu* «billet, écrit, reçu, quittance».

*szállás* Niederlassung, Einkehr. Vorzüglich die kumanischen Ortschaften führen den Beinamen *Szállás*. Daher *szállásolni* sich aufhalten. Im Rum. *salašu* «gite, logis, demeure»; *salașlui* «séjourner, loger, héberger».

*szám* Zahl, *számba venni* in die Zahl aufnehmen, d. h. in Betracht ziehen, berücksichtigen, *számot adni* Rechenschaft geben; *számartó* Rentmeister; *számos* zahlreich und zahlhabend. Im Rum. *sama*, *seama* «attention, soin», *a leua seama* «avoir soin», *a da sama* «rendre compte»; *samešu* «receveur des contributions» u. s. w.

*sólyom* der Falke. Im Rum. *șoimu* «faucon»; *atenține de șoim* = Falkenauge.

*váltás* die Auslösung, von *váltani* auslösen. Im Rum. *valčeagu* «rançon, rachat d'un prisonnier».



*vám* Zoll, *vámos* Zolleinnehmer. Im Rum. *vama* «douane, octroi»; *vamašu* «douanier» u. s. w.

*vajda* der Woewode. Ein slavisches Wort, das in *vajvodu* latinisirt wurde, von dem die abgekürzte ungarische Form: *vajda*. Im Rum. *voda*, welches also nicht unmittelbar dem Slavischen entnommen ist, sondern der ungarischen Form entspricht. Auch die Stellung desselben neben dem Eigennamen ist magyarisch, wenn man z. B. *Petru-voda*, *Mihailu-voda* u. s. w. sagt, wie im Ungarischen: Péter vajda, Mihály vajda, statt: der Woewode Peter, der Woewode Michael.

*vár* Schloss, Festung, davon *várád*, das im Ungarisch-Deutschen Wardein lautet, z. B. Nagy-Várád = Gross-Wardein, Péter-várád = Peterwardein u. s. w. Dann *város* die (mit Mauern umgebene) Stadt. Im Rum. *orad*, z. B. Orad mare = Grosswardein; Orad micu = Kleinwardein (Kisvárád); — *orašu* «ville». Das ungarische *város* zeigt von einem weiterstreckten politischen Einfluss, denn es hat sich nicht nur bei den Rumänen (als *orašu*), sondern auch bei den Bulgaren und Serben (als *varosch*) eingebürgert u. s. w.

In der ungarischen Sprache finden wir natürlich auch deutsche Wörter, z. B. *harcz*, spr. hartz, der Kampf, die Schlacht, ist das deutsche «Hetze», das in der Gestalt «Hatz» herüber kam. Die Rumänen nahmen es in der Form *harcu*, spr. hartzu, auf: «guerre, lutte, conflit». Merkwürdiger ist das *példa* «Beispiel», d. i. das deutsche *Bild*. Im Rumänischen *pilda* «exemple, précédent», *despre pilda* = zum Beispiel u. s. w., *pildui* «servir de modèle» u. s. w.

Wir können und wollen das Verzeichniss der in das Rumänische aufgenommenen ungarischen Wörter nicht erschöpfen, und fügen nur noch hinzu, dass auch ungarische Bildungsformen hinüber gingen, welche auch bei nicht-ungarischen Wörtern gebraucht werden. Solche sind unter andern *s* und *ség*, das im Rumänischen *șug* geschrieben wird.

Das *s* bezeichnet sowohl den Besitzer, als auch die Menge des Besitzes. Dieses tritt zu lateinischen und nicht lateinischen Wörtern, z. B. *frunte* «die Stirn», *fruntašu* «ein Vornehmer»; *arma* «Waffe», *armašu* «ein Bewaffneter»; *suta* (slav.) «hundert», *sutašu* «der über Hunderte gesetzt ist, Hauptmann» u. s. w. Bei den übernommenen ungarischen Wörtern kommt es natürlich um so eher zum Vorschein, als: *arenda* «die Miethe», *arendašu* «der Miethende» u. s. w.

Das *ség* (*șug*) drückt das Abstracte des Nomens aus; dieses tritt auch zu solchen Wörtern, die nicht dem Ungarischen entnommen sind. Wir finden also nicht nur *betegșugu* (ungarisch *betegség*) «Krankheit», *mesteșugu* (ungarisch *mesterség*) «Meister-

schaft, Handwerk», *viklešugu* «Bosheit», sondern auch *prieteșugu* «Freundschaft», vom slavischen *prietel* = Freund u. s. w.

Gleichwie die ungarische Sprache blos Wörter der niederen Lebenskreise dem Rumänischen entnommen: so hat im Gegentheile die Rumänische dem Magyarischen Wörter der höheren Lebenskreise abgeborgt. Dies charakterisirt den verhältnissmässigen Zustand der beiden, als sie mit einander in Berührung kamen. Die ungarische Sprache zeigt uns einen festen politischen und kirchlichen Zustand, der sich bereits ohne Einfluss des Rumänischen gebildet hatte: das Rumänische dagegen zeigt uns einen unfertigen politischen und kirchlichen Zustand; die Sprache selbst ist noch im Werden begriffen. Darum nimmt sie nicht nur Nomina, sondern auch Verba, ja sogar auch Bildungssilben aus dem Ungarischen auf und verwendet die letzteren wie eigenes Sprachgut. Dasselbe, und noch in grösserem Maasse, thut sie auch mit der slavischen Sprache; sie entnimmt ihr nicht nur Nomina und Verba, sondern auch Präpositionen, die sie als Eigengut mit lateinischen und nicht lateinischen Wörtern verknüpft. Ein paar Beispiele sollen genügen, dieses anschaulich zu machen. Die slavischen Präpositionen *o* und *po* sind sehr gewöhnlich. Die rumänische Sprache erlaubt sich ihr *mori* «sterben», mit dem slavischen *o* zu verbinden und dem *o-mori* «tödten» eine transitive Bedeutung zu geben. Das ungarische Wort *rend* «die Ordnung» ist slavischen Ursprungs (*read*), aber die Wortform ist sozusagen magyarisirt, und diese nahm die rumänische Sprache auf: *rendu* «rang, tour». Aus diesem bildet sie ein Verbum: *rendui* «ranger, arranger»; und mit der slavischen Präposition *o* ein anderes Verbum: *o-rendui* «classer, coordonner». Die rumänische Sprache übernahm das ungarische *szomorú* «traurig» und verband es mit der slavischen Präposition *po*, so dass *po-somori* «devenir sombre, morose, mélancolique» bedeutet. Daher *po-somorire* «tristesse», *po-somoritu* «mélancolique» u. s. w. Wir ersehen zugleich aus diesem Beispiel, dass die slavischen Präpositionen der rumänischen Sprache sehr gemäss waren, was von den entsprechenden ungarischen Präpositionen: *el*, *meg* nicht gesagt werden kann, die ich noch an keinem rumänischen Worte bemerkt habe. Der slavische Einfluss auf das Rumänische war eben noch viel anhaltender und dauernder als der magyarische.

Fragen wir: wo stiess das unfertige Rumänische mit dem Ungarischen zusammen? so müssen wir antworten: gewiss zuerst in der heutigen Walachei und Moldau, dann aber auch in Siebenbürgen und im südöstlichen Ungarn. Kumanien, d. h. Walachei und Moldau, kam nach der Mongolenfluth unter die ungarische Krone; aber schon längst vorher erstreckte sich ungarischer Einfluss auf dasselbe. Katholische Bisthümer entstanden in der Moldau



und in Severin; am Boza-Fluss war auch ein kumanisches Bisthum; so weit die Wirkung der römischen Kirche reichte, so weit verbreitete sich auch das Magyarenthum. Wir haben erwähnt, dass die ungarischen Hussiten in der Moldau sehr zahlreich waren, und dass wir ihnen die älteste — uns überkommene — ungarische Bibel-Üebersetzung verdanken. Die Rumänen kamen hier, sowie in Siebenbürgen und Ungarn, unter staatlich und kirchlich geordnete Verhältnisse; deshalb hatten sie Veranlassung die ungarischen Ausdrücke aus den höheren Lebenskreisen auf- und anzunehmen. Hier entstand auch ihre erste rumänische Bildung, sowie die erste rumänische Literatur. Daher erstrecken sich die ungarischen Ausdrücke auf das ganze nördliche Rumänenthum; und weil heute nur dieses eine Literatur hat, so finden wir dieselben in der ganzen rumänischen Literatur.

## VII.

Fassen wir nun das ganze Sprachzeugniss zusammen. Die rumänische Sprache hat zuerst, wie die Identität des Dako- und Makedo-Rumänischen beweist, auf einem und demselben Boden Wurzeln geschlagen; und dieser Boden ist das Haemusgebirge und Makedonien. Der Boden war also nicht latinisirt, wie es Italien war, auf welchem die italienische Sprache entstanden ist; es war vielmehr ein *thrakischer* Sprachboden. Die gebildeten Kreise über der sich kristallisirenden rumänischen Vulgärsprache waren im Süden Griechen, in der Mitte und im Norden der Balkanhalbinsel slavisirte Bulgaren; die Priester des rumänischen Volkes waren demnach ebenfalls theils Griechen, theils Bulgaren; und wer von diesen zuerst rumänische Laute niederzuschreiben versuchte, der musste dies entweder mit griechischen oder bulgarischen, d. h. mit cyrillischen Buchstaben thun. Je mehr sich das rumänische Volk über ganz Bulgarien verbreitete, um so zahlreicher waren seine bulgarischen oder slavisch gebildeten Priester, die den Gottesdienst oder die Liturgie natürlich in slavischer Sprache abhielten. Das unabhängige Bulgarenreich hatte eine kirchliche Selbständigkeit, mit einem Patriarchen an der Spitze. Als es aber von Basilius erobert wurde, verlor es seinen Patriarchen, an dessen Stelle Basilius (1020) den Erzbischof von Ochrida setzte, dem er auch *alle Walachen in ganz Bulgarien unterordnete*.\* Die Wlachen (*βλαχοι*), deren Existenz seit dem VI. Jahrhundert auf der Balkanhalbinsel sichtbar war, finden wir demnach zu Anfang des XI. Jahrhunderts schon über ganz Bulgarien ver-

\* Jiriček, Geschichte der Bulgaren. 201, 202, 217.

breitet; ihre Priester, entweder Bulgaren oder Griechen, haben zu ihrem Oberhirten den Erzbischof von Ochrida, der gewiss ein Grieche war, so lange seine Ernennung von den byzantinischen Kaisern beeinflusst wurde. Doch mögen sie, die Walachen oder Rumänen, unter der byzantinischen Herrschaft, den Bulgaren gegenüber, mehr und mehr Bedeutung erhalten haben, denn sie beginnen sich von diesen zu unterscheiden. Das Hirtenleben blieb aber noch immer ihre Hauptbeschäftigung. So findet sie auch Benjamin von Tudela im Jahre 1170 auf dem Haemusgebirge, in Makedonien und auf den Abhängen der thessalischen Bergkette.\* Ungefähr fünfzehn Jahre nach dem Berichte des Tudela beginnt das Losreißen Bulgariens von der byzantinischen Herrschaft, und von 1185 angefangen entsteht Neubulgarien, bei dessen Begründung Peter und Asan, zwei walachische Brüder vom Haemus, eine bedeutende Rolle spielen. Aber die Befreiung von Constantinopel gelingt nur durch die sehr thätige Hilfe der Kumanen diesseits der Donau, in der heutigen Walachei und der Moldau, welche grosse und fette Weiden hatten, die die walachischen Hirten von jenseits der Donau recht gerne beziehen; finden wir doch solche bereits um 1164 sogar in Galizien, d. h. in der heutigen Bukowina, oder in ihren westlichen Gemarken.\*\*

Wenn wir nun das Zeugniß der ungarischen Sprache mit dem Zeugniß der rumänischen, in Betreff der gegenseitig aufgenommenen rumänischen und ungarischen Wörter, verbinden: so erhellt aus beiden als unbestreitbares historisches Factum, dass das Rumänenthum nicht den geringsten Einfluss auf die staatliche und kirchliche Entwicklung der zum Christenthum bekehrten Magyaren genommen hat; es war demnach während des X., XI. und XII. Jahrhunderts in Siebenbürgen und Ungarn nicht nur staatlich und kirchlich *nicht* consolidirt, sondern selbst als eine Fraction der Bevölkerung *noch ganz unkenntlich*. Im Gegentheil: aus dem zuverlässigsten Zeugniß der rumänischen Sprache erhellt der höchst wichtige Umstand, dass dieselbe noch in einem staatlich und kirchlich sehr primitiven Zustande begriffen war, als sie mit der ungarischen Sprache in Berührung gekommen. Nur dieser primitive, *auch grammatikalisch noch schwankende Zustand* der rumänischen Sprache macht die Aufnahme solcher ungarischer Wörter und Bildungssilben erklärlich, wie wir sie als Beispiele angeführt haben. Sie lag damals literarisch noch ganz brach, war noch durchaus unfixirt; niemand, der irgend eine Bildung hatte, gebrauchte sie noch zu schriftlichen Aufzeichnungen; die über dem gemeinen Volke stehenden Kreise waren noch durch und durch slavisch.

\* Ludv. Hurmuzaki, Fragmente zur Geschichte der Rumänen. Bucuresci, 1878. pag. 11.

\*\* Nicetas Choniates, Bonner Ausgabe, pag. 171.



Während der langen Kriege zwischen den Bulgaren und Walachen einerseits und den constantinopolitanischen Herrschern andererseits war die Donau Zeuge eines ununterbrochenen Herüberflüchtens der Bulgaren und Walachen, um Schutz bei den Kumanen zu suchen, und häufiger Züge dieser letztern gegen die Byzantiner. In dieser Zeit blieben immer mehr Walachen diesseits der Donau zurück, und tauchen um 1222 auch in Siebenbürgen auf. Je mehr dann die Kumanen in der Walachei und Moldau schwinden — ein grosser Theil derselben ward 1235 von Béla IV. in Ungarn aufgenommen — um so leichter breiteten sich die Walachen, unter der Oberherrschaft der ungarischen Könige, aus. Im Jahre 1247 übertrug Béla IV. dem Johanniter-Orden sowohl Severin, d. i. die kleine Walachei diesseits des Alutafusses, als auch, von diesem Flusse bis zum Schwarzen Meere, ganz Kumanien als Lehen, die Oberherrschaft sich selbst vorbehaltend. In beiden Theilen werden Walachen mit ihren Kenesen und Woiwoden erwähnt, die als königliche Unterthanen in den von der Krone erhaltenen Besitzungen nebst andern königlichen Lehensmännern verbleiben. Schon unter Ladislaus IV., dem Enkel Béla's (1280—1290), noch mehr unter Andreas III. (1290—1300) erleidet die ungarische Königsmacht grossen Abbruch. Vollends erschüttert wird dieselbe mit dem Aussterben der Árpád'schen Dynastie, unter den Kronprätendenten. Die zwei ersten Decennien des XIV. Jahrhunderts boten den walachischen Woiwoden eine günstige Gelegenheit, den Verband mit der ungarischen Krone zu lockern, wodurch auch der Bestand der katholischen Bisthümer unterbrochen wird. Die Woiwoden bleiben zwar noch Vasallen der ungarischen Könige: aber sie emancipiren sich kirchlich, und 1359 erhalten sie aus der Hand des constantinopolitanischen Patriarchen den ersten Metropolit für «Ungro-Wlachien». — In Siebenbürgen bleibt aber die katholische Hierarchie uneingeschränkt; neben dem katholischen Bischofe finden wir dort keinen orientalischen Bischof, dessen Existenz von der ungarischen Krone anerkannt worden wäre. Die etwaigen griechischen Mönche und Popen der ruthenischen Einwohner standen unter der katholischen Hierarchie; die Geistlichen der sich vermehrenden Rumänen wurden ignoriert, weil eben die Rumänen lange eine sehr bewegliche Bevölkerung ohne feste Wohnsitze bildeten.

Für beide Behauptungen haben wir diplomatische Beweise. König Emerich, der Vorfahre Andreas II., machte die Erfahrung, dass manche Kirchen der griechischen Mönche, entweder *durch die Sorglosigkeit der lateinischen Bischöfe*, oder wegen des eigenen unordentlichen Lebens der Mönche, zu Grunde gingen; er ersuchte demnach den Papst, er möchte für diese einen Bischof ernennen, der unmittelbar vom Papste abhängig wäre. In Folge dessen beauf-

tragt Innocentius III. im Jahre 1204 den Bischof von Grosswardein und den Abt von Bakonbél, sie sollten die betreffenden Kirchen genau untersuchen, ob eine Reformation der Klöster mittelst der Mönche selbst durchgeführt werden könnte, oder *ob mit Einwilligung der Diöcesan-Bischöfe* einer der Mönche zum Bischof ernannt werden müsste, der unmittelbar unter der Jurisdiction des Papstes stünde.\* Das Gesuch des Königs, sowie die Bereitwilligkeit des Papstes scheinen ohne Erfolg geblieben zu sein: wir aber ersehen hieraus, dass es in Siebenbürgen und Ungarn griechische Klöster und Mönche gab, die unter der Aufsicht der lateinischen Bischöfe standen. Und diese Mönche waren die Seelsorger der ruthenischen Einwohner.

Das Nomadenwesen der Rumänen in noch viel späterer Zeit ist aus Folgendem ersichtlich. Die Sachsen in Siebenbürgen hatten noch zur Zeit des Königs Mathias Corvinus häufige Klagen wider die herumstreifenden Walachen, die sich allerlei Gewaltthatigkeiten erlaubten und das Land überhaupt unsicher machten. Dies Unwesen dauerte auch nachher fort. Die Walachen trieben ihre Viehherden auf den Königsboden (Sachsenland) und verursachten in Wald und Feld grossen Schaden; steckten Märkte und Dörfer in Brand und verübten Mordthaten. Der König Wladislaus befahl demnach (4. März 1498) dem Woiwoden und Vicewoiwoden von Siebenbürgen, dergleichen Verbrechen strengstens zu ahnden. Noch Reychersdorff behauptet in seiner *Chronographia Transilvaniae*, die er dem Nicolaus Olahus, als Bischof von Erlau (seit 1548), dedicirte: «Valachi etiam hanc terram, sed sparsim, sine sede fixa incolunt.» \*\*

Neben dieser flottanten Bevölkerung waren aber auch ansässige Kenesen, namentlich auf den Gemarken der königlichen Schlösser im Hunyader Comitatus in Siebenbürgen, und im Severiner und den benachbarten Comitaten in Ungarn. Dies war der allgemeine Zustand bis 1500.

Die Rumänen fanden in der Walachei und Moldau neben den Kumanen eine slavische, vermuthlich ruthenische Bevölkerung; dasselbe muss man auch von Siebenbürgen und dem südöstlichen Ungarn sagen, wo sowohl die Magyaren als auch die hereingerufenen Deutschen weder den Boden ganz besetzen, noch die vorgefundene slavische Bevölkerung hatten absorbiren können. Den Rumänen gelang, was den Magyaren und Deutschen nicht gelingen wollte; sie assimilirten sich die Slaven sowohl in dem heutigen

\* Pray, Specimen Hierarchiae Hungariae. I. 372, 373.

\*\* Siehe: Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge XII. Band. Hermannstadt, 1875. Seite 277 und 300. — Reychersdorff's Chronographia Transilvaniae in allen Ausgaben der «Scriptores rerum Hungaricarum.»



Romanien, wie auch im Bereiche der ungarischen Kronländer. Dazu hat gewiss die slavische Liturgie der Rumänen sehr viel beigetragen, welche demnach die Gläubigen der orientalischen Kirche ausserordentlich vermehrte. Während aber die Popen slavisch sangen und beteten, und die etwa schreiben konnten, sowohl am Hofe der walachischen Woiwoden, wie ausser demselben, auch slavisch schrieben, lebte die rumänische Sprache im Munde des Volkes fort, und eroberte zuerst die gesammte slavische Bevölkerung, dann begann sie auch die Magyaren und Deutschen zu rumänisiren. Seit einem Jahrhundert rumänisirt sie auch ihre Priester und ihre Vornehmen. Das ist ihr eigentlicher Stolz, und nicht die faden Märchen, welche diese rumänisirten Priester und Vornehmen aushecken, um vor dem unwissenden Publicum für unmittelbare Nachkommen der römischen Consuln und Kaiser zu gelten.

Von allen uns bekannten rumänischen Schriftstellern macht Ludovicus Freiherr von HURMUZAKI eine rühmliche Ausnahme, dessen «Fragmente zur Geschichte der Rumänen» das fürstlich rumänische Cultus- und Unterrichts-Ministerium unlängst (1878) zu «Bucuresci» herausgegeben hat. In dem bisher erschienenen Bande bewegt sich der Verfasser durchaus auf historischem Boden, und zeigt sich von dem römischen Wahnfieber frei. Auch das ist ein gutes Zeichen, dass die Herausgabe eben des Hurmuzaki'schen Werkes durch das Cultus-Ministerium besorgt wird.

PAUL HUNFALVY.

## PRÄHISTORISCHE UND ANDERE FUNDE IN UNGARN.\*

### I.

Die geographischen Verhältnisse der Länder sind nunmehr als Factoren, welche auf die Charakterentwicklung und Geschichte der Völker oft einen namhaften Einfluss ausüben, anerkannt und werden von den Geschichtschreibern heutzutage nicht mehr ausser Acht gelassen. Der Einfluss des Klimas und der Localverhältnisse ist ein um so grösserer, je primitiver die Cultur der Völker ist. Der moderne Staat emancipirt sich immer mehr von der Einwirkung der ihn umgebenden Natur; aber die unentwickelten Völker waren ausser Stande, ihrer Macht zu widerstehen und ihr Charakter hat sich unter der Pression des Klimas und der geographischen Verhältnisse entwickelt. Die Regelmässigkeit und Ausdehnung der Nilüberschwemmung, welche die Grenzmarken alljährlich fortspült, aber den Sand befruchtet, hat aus den Egyptern ein ordnungsliebendes, gesetzachtendes, Ackerbau treibendes Volk gebildet, bei welchem die schmale Seeküste im Norden, die lybische Wüste und die östliche Gebirgskette die Abgeschlossenheit beförderten. Das stark gegliederte Gebirgssystem Griechenlands und der Schweiz hat die Neigung entwickelt, in kleinen unabhängigen Staaten die Lösung der Aufgaben des politischen Lebens zu suchen; daneben haben bei den Hellenen die zahlreich in das Land hinein reichenden Seebuchten und jene lange Reihe von Inseln, welche vom Peloponnes bis nach Kleinasien eine Brücke schlug, den Seehandel, die Wechselberührung der Völker, die Civilisation, die höhere Cultur gefördert. Wer würde den ungeheuren Einfluss des Umstandes, dass es in ganz England keinen Punkt giebt, welcher weiter als zehn Meilen vom

\* Vortrag, gehalten auf der diesjährigen feierlichen Jahres-Versammlung der ungarischen Academie der Wissenschaften am 16. Juni 1878.



Meere entfernt liegt, auf den englischen Nationalcharakter in Abrede stellen? Die Geschichte Hollands steht in Verbindung mit seinem Canal- und Dammsystem; das eine hat den Verkehr, die Viehzucht und den Handel befördert, das andere die Bewohner zur fortwährenden Vorsicht, zu gemeinsamen Opfern, zu unermüdlicher Arbeit angespornt und in Feindesgefahr zum Schutz gedeut, daher die Idee der Freiheit und Unabhängigkeit gefördert. Die endlose Ebene Russlands blieb das Hinderniss der Entwicklung des Föderalismus und Feudalismus, denn es gibt da keine Gebirgsketten, welche das Land in kleinere Bezirke theilten, keine Felsen, auf welche man Burgen hätte bauen können; Russland ist daher auch durch seine geographischen Verhältnisse zum Pflanzboden des Cäsarismus und Centralismus geworden. In unserem Vaterlande war es die Donau, die einen so mächtigen Einfluss auf den Volkscharakter ausgeübt hat. Dieser grosse Strom ist seit urgeschichtlichen Zeiten der Wegweiser des grössten Theiles jener Völkerschwärme gewesen, welche von den Hochebenen Asiens westwärts wanderten. Denn nachdem im Euphrat- und Nilthale schon in den ältesten Zeiten mächtige Culturstaaten der südlichen Richtung der westwärts strömenden Völkerfluth einen Damm gesetzt hatten, musste dieselbe sich nordwärts wenden, der Weg stand ihr nur dorthin offen. Dort aber boten das rauhere Clima, die waldlosen Steppen Russlands und die Sümpfe der Wolga, des Don und Dniester keinen angenehmen Wohnsitz und die Wandervölker fanden einen solchen nur im unteren, insbesondere aber im mittleren Becken der Donau. Darum siedelten sie sich hier auch gerne an, bis sie von einer folgenden mächtigeren Völkerwoge entweder verdrängt oder verschlungen wurden. Die Donau hat unser Vaterland zu einer grossen Heerstrasse gemacht, auf welcher die verschiedenen Völker einander rasch ablösten; und obgleich sie nicht viele Denkmäler ihres Daseins hinterliessen, so ist dennoch jedes von ihnen ein Bevölkerungsfactor geblieben, der Grund jenes ethnographisch wichtigen Ergebnisses, dass unser Vaterland, seit wir seine Geschichte kennen, stets von einem Mischvolke bewohnt war. Eine reine Race, die sich mit keiner anderen gemischt hätte, dürfen wir hier ebenso wenig suchen, wie in England, Spanien oder Italien.

Woher die ältesten vorgeschichtlichen Bewohner unseres Vaterlandes, das Volk der neolithischen Periode, in das mittlere Donaubecken gekommen seien, sind wir nicht im Stande zu bestimmen; ihre primitivere Cultur oder Barbarei unterscheidet sich kaum von derjenigen, deren Spuren wir in Frankreich, England und im skandinavischen Norden wahrnehmen. Es ist indessen wichtig und bereits unleugbar, dass bei uns auf die Steinperiode eine Kupferzeit gefolgt ist, deren Civilisation sich von derjenigen

der Bronzezeit stark unterscheidet, indem die Typen der Kupferperiode ganz verschieden von denjenigen sind, welche die Bronzezeit charakterisiren. Im ungarischen National-Museum sehen wir über anderthalbhundert Kupferdenkmale, sämmtlich in unserem Vaterlande ausgegraben, von denen einige davon zeugen, dass in der ältesten Zeit ihrer Herstellung die Kunst des Metallschmelzens noch unbekannt war; die Kupferwerkzeuge sind aus gediegenem Metall kalt gehämmert und wir können sagen, dass sie identisch sind mit denjenigen, welche der Eisenbahn-Ingenieur Le Mesurier in Ostindien gefunden hat. Sie ähneln sogar einigen Typen der Steinzeit, was die Annahme wahrscheinlich macht, dass die Kupferzeit bei uns die Fortsetzung und Entwicklung der Steinzeit sei. Ja auch später, als die Kupferwerkzeuge und Waffen aus geschmolzenem Metall gegossen wurden, blieb lange Zeit hindurch noch immer mehr das Gewicht des Werkzeuges, wie in der Steinzeit dasjenige des Steines, von grösserer Bedeutung als dessen Schärfe. Endlich sehen wir auch feinere Typen, welche von den Steintypen vollständig abweichen, aber selbst diese stehen in keinerlei Verwandtschaft mit den Formen der Werkzeuge aus der Bronzezeit. Wir erblicken trotz alles Suchens keinen Uebergang aus der Kupfer- in die Bronzezeit und es zeigt sich eine auffallende Lücke zwischen diesen Perioden, was uns berechtigt, in dieser Thatsache die Zeichen einer prähistorischen Eroberung zu erkennen. Das Volk der Bronzezeit ist, wie die Archäologen glauben, wahrscheinlich aus Asien eingewandert und hat die Völker der Stein- und Kupferzeit unterdrückt.

Die Völker der Bronzezeit müssen unser Vaterland lange bewohnt und eine hohe Bildungsstufe erreicht haben. Die Form ihrer Schwertgriffe, ihrer Streithämmer (Tschakans) verräth Geschmack, aber die in Ungarn gefundenen weichen in ihrem Charakter ebensowohl von den skandinavischen, wie von den italienischen, französischen und englischen Typen ab. Unsere Kleiderspangen, Schwerter, Lanzen spitzen, insbesondere aber der Stil unserer Verzierungen haben sich eigenthümlich entwickelt, wiewohl sich auch Formen finden, welche insbesondere an die italienische Bronzezeit erinnern und Zeugniss davon ablegen, dass italienische Kunstgegenstände gegen Ende der Bronzezeit im Wege des Tauschhandels auch in unserem Vaterlande bekannt waren. Hier ist zu bemerken, dass in der Bronzezeit nicht selten Goldschmuck vorkommt, dessen starker Silbergehalt bezeugt, dass er aus dem gediegenen Golde verfertigt worden sei, das in Siebenbürgen häufig vorkommt. Der merkwürdigste Goldfund aus dieser Zeit ist der Czófalver in Siebenbürgen, dessen Innenwerth denjenigen der übrigen Funde um ein Beträchtliches überwiegt; doch nur sein kleinster Theil gelangte in unser Museum; der schönste



der vier aus gediegenem Golde verfertigten schweren Streithämmer ist im kaiserlichen Antikencabinet in Wien aufbewahrt, der Rest des Fundes aber in's Ausland gewandert und verschollen.

Bei uns haben die Völker der Eisenzeit schon in historischen Zeiten der Bronzeperiode ein Ende gemacht, es waren die Kelten. Die Ausbreitung der römischen Republik drängte die cisalpinischen Gallier, die alten Nachbarn und Feinde der Etrusker und Römer, im Pothale aufwärts. Die Boier liessen sich im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt in der Gegend des Neusiedler-Sees nieder; die oberen Donaugegenden aber, das heutige Baiern, die Schweiz, Böhmen, Steiermark und Illyrien waren ebenfalls seit langer Zeit von keltischen Völkern bewohnt gewesen und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir ihnen im vierten Jahrhundert vor Christo auch in unserem Vaterlande begegnen. Sie haben eine bedeutende Cultur, stehen in Verkehr mit den Römern und Griechen, kennen den Werth des Geldes, ja prägen selbst Geld, was ein Merkmal höherer Civilisation ist, wiewohl es nicht immer mit Kenntniss des Schreibens und Lesens in Verbindung steht, was eben ein Theil jener keltischen Völker bezeugt, indem sie bald die Silberdrachmen Philipps von Macedonien und der Insel Thasos, bald die römischen Consular-Münzen in barbarischer Weise nachahmen, oft auch die Aufschrift copiren wollen, dieselbe jedoch nicht lesen können und deshalb die unbekannten Buchstaben entstellen. Neben diesen längs der Donau überall häufig vorkommenden Münzen finden sich jedoch auch solche, die einer höheren Civilisation angehören und die beweisen, dass ein Theil der Kelten, die aus Italien verdrängten Boier, die Schrift gekannt, dass sie Könige gehabt haben, ja dass ihr Handel so hoch entwickelt gewesen, dass sie auch die Nothwendigkeit der Goldmünzen fühlten. Auf solchen Münzen lesen wir die Namen Luvomarus, Nonnos, Evojurix, Busomarus und Sobisomarus, insbesondere aber Biatec, den letzteren auch auf Goldmünzen, alles Namen von Königen, welche von den Geschichtschreibern niemals genannt worden sind.

In den Grabstätten dieses Volkes finden wir auch bei uns, wie in Frankreich, England und Italien, stets das gerade Eisenschwert, die breite Eisenhandhabe des Holzschildes, eine Kette als Schwertgehäng und eine eigenthümlich gestaltete Fibula, deren Ende sich zu ihrem Bogen zurückkrümmt, ausserdem bald Lanzenspitzen, bald Dolche oder Messer. In jüngster Zeit, im September des vorigen Jahres, wurde auf der Fokoruer Puszta bei Szolnok ein Goldschatz aus dem Sandboden gepflügt, welcher unzweifelhaft aus der Zeit der Gallier herrührt. In einem von primitiver Hand, nicht auf der Töpferscheibe verfertigten rohen Thongefässe, welches die Finder sofort zerbrachen, war hier ein

Goldschmuck im Gewichte von 2 Kilogramm und 136 Gramm verborgen, und zwar ein breiter, langer Goldgürtel, mit Rosen und Kugeln in getriebener Arbeit verziert, zwei schwere Armbänder, zwei Gewandspangen, die eine unversehrt, die andere als Fragment, vier Goldbuckeln, von gleicher getriebener Arbeit wie der Gürtel, vier grössere und ebenso viele kleinere, inwendig hohle Kugeln und 17 eigenthümlich geformte Halsbänder, welche die Römer sehr bezeichnend *torques* benannt haben, weil sie aus gedrehtem dicken viereckigen Golddraht verfertigt sind. Dies war der charakteristische Halsschmuck der Gallier; wir sehen ihn am Halse des sterbenden Galliers, der berühmten capitolinischen Statue, und auf dem von Professor Blackie in den «Monumenti» des römischen Istituto herausgegebenen Sarkophag Amendola. Einem solchen Schmuck verdankt der Römer Manlius den Beinamen Torquatus. Da man in dem Thongefässe der Fokoruer Pusztá 17 Exemplare dieses Halsbandes gefunden hat, können wir kühn behaupten, dass wir es mit einem vergrabenen Schatze zu thun haben, nicht mit einer Begräbniss-Urne. Dies wird auch durch den Umstand bezeugt, dass der Gürtel dreifach zusammengebogen war, damit er so in das Gefäss hineingehe; ferner dadurch, dass ausser dem goldenen Schmuck kein anderweitiger Metallgegenstand gefunden wurde, weder Schwert noch Schild noch Lanze, da die Häuptlinge doch immer mit ihren Waffen begraben wurden. Interessant ist noch, dass an der *einen* Fibula zwischen zwei goldenen Kugeln ein silberner Ring sichtbar ist, wodurch die Annahme ausgeschlossen wird, dass dieser Fund der Bronzezeit angehören könnte, da wir in derselben Gold nicht selten, dagegen Silber niemals finden, während die Eisenzeit regelmässig auch Silberschmuck mit sich führt.

Nach ihrer Aehnlichkeit mit den Armbändern des Fokoruer Fundes haben wir auch in den Acsáder drei goldenen Armbändern Denkmäler aus der Zeit der Gallier erkannt; die Gestalt der goldenen Spangen aber hat unsere Annahme bestätigt, dass jene grossen silbernen Fibulae, welche zu den Eigenthümlichkeiten unseres Vaterlandes gehören und hochbedeutende Zierden der Alterthumssammlung unseres Museums sind, ebenfalls Reliquien gallischer Cultur sein dürften.

Aus solchen Funden kennen wir die Herrschaft des keltischen Volkes in unserem Vaterlande. Aus den Classikern erfahren wir, dass die Gallier hier mächtig wurden, dass sie an den Kämpfen zwischen den Nachfolgern Alexanders des Grossen als Söldner Theil nahmen, dass schliesslich ein grosser Theil derselben voll Selbstvertrauen, dem Lande den Rücken kehrend, nach Süden zog und verheerend und plündernd durch die Balkanhalbinsel bis an die Landenge von Korinth hinab gelangte, von deren Be-



festigungen er sich zurück wandte, dass ein Ungewitter diese Galater bei Delphi von der Plünderung des Apollotempels abschreckte und dass sie längs der Küste ostwärts gehend über den Bosphorus nach Vorderasien hinüberfluteten, wo sie lange Zeit hindurch die Völker und die Könige schreckten, bis zuerst Antiochus Soter, später vollends Attalus sie besiegte und in den Gebirgen ansiedelte. Sie gründeten auch dort einen Staat, und der Name Galatia ist in der Schule aus der Rede des Cicero, der für ihren König Dejotarus plaidirte, in der Kirche aus dem Briefe Pauli an die Galater bekannt. Die Archäologen wissen, dass der Apollo vom Belvedere das Denkmal der Abwendung der delphischen Gefahr geworden ist, Attalus aber seinen Sieg in vier Gruppen auf der Akropolis von Athen verewigt hat, von welchen einige erhaltene Statuen in den Museen von Neapel, Rom, Venedig und Paris zu sehen sind.

In Ungarn wurden die Kelten durch die Römer abgelöst. Diese drangen zur Zeit des Augustus von Südwesten aus herein und eroberten nach mehrjährigen Feldzügen, in welchen die Pannonier unter ihrem Feldherrn Batho sich heldenmüthig vertheidigten, die transdanubische Provinz; doch war Aquincum — das heutige Altofen — nur eine nach aussen liegende Grenzstadt, der Sitz der Provincial-Regierung war in Siscia und Syrmium. Die römische Cultur hat bei uns viele namhafte Spuren hinterlassen: Inschriften, Gebäude, Bildsäulen, Reliefs, Broncedenkmäler, Waffen, Glas- und feine Thongefässe, Gold-, Silber-, Bernsteinschmuck, ja ihr Einfluss erstreckte sich theils durch Feldzüge, theils durch Handelsverkehr auch auf die ausserhalb der römischen Provinz wohnhaften Völker. Römische Geld- und Schmuckfunde sind in den nördlichen Comitaten Szathmár, Sáros, Ung nichts Seltenes; in Siebenbürgen aber fand man und findet man noch heute auch aus der vortrajanischen Zeit zahlreiche, namentlich Lysimachos- und Thasos-Münzen.

In der pannonischen Provinz hat die römische Herrschaft fünffthalb Jahrhunderte, in Siebenbürgen von Trajan bis Aurelian gewährt und die römischen Kaiser haben während dieser Zeit viele Colonien sowohl in Pannonien als auch in Dacien angesiedelt. Jene Militär-Colonisten jedoch, welche Roms Sprache und Cultur in das Land brachten, sind ethnographisch betrachtet keine Römer gewesen. Nach dem Zeugniss der Inschriften befanden sich unter den hier stationirten Legionen Lusitanier, Hispanier, Asturier, Gallaecier, Gallier, Bataver, Britannier, Noriker, Dalmater, Daken, Itureer, mit einem Wort romanisirte Barbaren aus dem ganzen Reiche, welche zwar lateinisch sprachen, aber weder römischen noch überhaupt italischen Stammes waren. Jenseits der Provinz wohnten im Norden Quaden germanischen Stammes, zwischen der Donau und der Theiss Jazygen, im Osten Daken.

Die römische Herrschaft in Pannonien wurde durch Attila's Heere vernichtet, doch auch diese bestanden aus verschiedenen Völkern, hauptsächlich aus germanischen Stämmen, Gothen und Gepiden, welche dem hunnischen Führervolke Heerfolge leisteten. Was die späteren Schriftsteller über die Verheerungen des Hunnenfürsten und den völkervernichtenden Charakter seiner Feldzüge auch schreiben mögen, so ist es doch nicht glaublich, dass in einem Kriege, in welchem weder von religiösem, noch von nationalem Fanatismus die Rede sein konnte, die gesammte Bevölkerung einer Provinz ausgerottet worden wäre. Es konnte höchstens ein Theil der kampffähigen Männer zum Opfer fallen, aber auch von diesen ergaben sich viele. Die Frauen und Kinder wurden nur ausnahmsweise, in solchen Städten niedergemetzelt, deren hartnäckiger Widerstand die blutigen Leidenschaften der Belagerer entfacht hatte. Grosse Theile der Bevölkerungen verblieben auf ihrem Heimatsboden, wengleich oft blos als Sklaven.

Aus Attila's Zeit ist kein bestimmtes Denkmal erhalten geblieben. Es ist zwar möglich, dass der *Herpályer* Schildbuckel im ungarischen National-Museum oder der Goldfund von *Gross-Szent-Miklós* im Wiener Antikencabinet (woraus unser Museum einige Prunkgefässe und Pocale in galvanoplastischer Nachbildung aufweist) die Cultur jener Zeit repräsentirt; Sicheres lässt sich hierüber so lange nicht sagen, bis wir auf einen Fund stossen, dessen Gleichzeitigkeit mit der Hunnenherrschaft durch Münzen Valentinians III. oder Theodosius II. erwiesen wird.

Nach Attila's Tode zogen sich die in Folge innerer Zwistigkeiten und blutiger Conflictte geschwächten Hunnen nach den Donaumündungen zurück, die Gothen drangen nach Italien vor und die Gepiden verblieben als Herren in unserem Vaterlande. Und da ist es wieder unmöglich anzunehmen, dass kein Theil der sich zurückziehenden, sowie der vorwärtsdringenden Völker in ihren angewöhnten Wohnsitzen zurückgeblieben sein sollte.

Der Gepidenherrschaft machten die verwandten Langobarden ein Ende. Alboin besiegte an der Donau den Gepidenkönig Kunemund. Es ist möglich, dass jene schwere Goldkette, welche auf der *Hatvaner* Puszta im Albenser Comitate gefunden wurde und sich derzeit im Besitze des Grafen Edmund Zichy sen. befindet, ein Ueberbleibsel dieser Zeit ist; jedesfalls gehört sie der ersten Hälfte der Völkerwanderungs-Periode an. Die sieghaften Langobarden siedelten sich indessen bei uns nicht an, sondern eilten nach Italien weiter. Letztlich occupirten die Avaren, wieder ein turanischer Stamm, das mittlere Donaubecken und gründeten hier einen ansehnlichen Staat, welcher nahezu drei Jahrhunderte lang fortbestand. In diesem Zeitraume fand auch die grosse sla-



vische Wanderung von Norden nach Süden statt, die Niederlassung der Kroaten und Serben auf der Balkanhalbinsel, und begann der noch immer nicht beendete Kampf der Slaven gegen die turanischen Elemente, welche sich zwischen die Nord- und Südslaven einkielten und die Verschmelzung des Gesamt-Slaventhums verhinderten.

Aus der Avarenzeit giebt es in Ungarn viele Denkmäler: Pferdegeschirr, Riemenbeschläge, Schnallen, Knöpfe aus Bronze; Gefässe und Kleiderzierrath aus Silber; Ohrgehänge, Armbänder, Halsketten, Ringe und mancherlei Gewandschmuck aus Gold. Es ist charakteristisch, dass die Gewandspange in dieser Zeit verschwindet und die Schnalle an ihre Stelle tritt, als Zeichen, dass dieses Volk nicht mehr Gewänder von Wollstoff trug, sondern sich in Leder kleidete, denn die Schnalle bedingt den Riemen, die Spange das Tuch, welches die schwache, dünne Nadel der Fibula leicht zu durchstechen vermag, und dessen weiche Falten sich bequem in den Bogen der Spange hineinfügen. Die Avarenfunde, deren Zeit durch die mit ihnen gefundenen byzantinischen Kaisermünzen bestimmt wird, habe ich bei einer anderen Gelegenheit vor der Academie besprochen. Ich muss indessen wiederholen, dass in dieser Zeit die Goldfassung der geschliffenen Granaten ganz besonders beliebt war. Diese Mode erstreckte sich vom schwarzen Meer bis an den atlantischen Ocean, fand aber im Westen ihre schönste Entwicklung. Die Franzosen nennen sie deshalb merovingisch, mit vollem Recht, insofern sie die in ihrem Vaterlande gemachten Funde dieser Art mit diesem Namen bezeichnen, da sie in der That insgesammt der Zeit ihrer merovingischen Könige angehören; es ist jedoch nicht richtig, wenn sie diese Bezeichnung auch auf derartige Funde anderer Länder ausdehnen, denn diese Gattung der Goldschmiedekunst ist nicht ausschliesslich die Eigenthümlichkeit der Merovinger. LINDENSCHMIED nennt die deutschen Funde ebendeshalb fränkisch-alemannisch und wir die hiesigen Funde mit demselben Rechte avarische, nicht als ob dieser Stil ausschliesslich die Avaren kennzeichnete, sondern weil alle derartigen Funde in unserem Vaterlande aus der Avarenzeit stammen. Wir finden nämlich ähnlichen Goldschmuck auch in Rumänien (der grossartige Fund von Petrossa ist europabekannt), in Oberitalien unter den Reliquien der langobardischen, in Spanien an den Kronen der westgothischen Könige. Dr. EMERICH HENSZLMANN hat deshalb diesen besonderen Stil der Goldzierrathen mit den Gothen in Verbindung gebracht; es ist jedoch zu bemerken, dass Charles De Linas in seinem Werke: «L'orfèvrerie cloisonnée» den Ursprung dieser Goldschmiedearbeit noch weiter zurückführt, auf die persischen Sassaniden, die Assyrier und alten Egypter, bei welchen

jedoch der beinahe ausschliessliche Gebrauch der Granaten, welcher diesen Schmuck vom V. bis zum IX. Jahrhunderte charakterisirt, noch nicht vorkommt. Die in unserem Museum befindlichen Funde von Bakod, Kún-Agota und Ozora rivalisiren mit den derartigen Goldschätzen des Auslandes und geben Zeugniß von dem Reichthum der Avaren.

Im Anfang des IX. Jahrh. haben die Deutschen unter Carl dem Grossen das Avarienreich zerstört und im ganzen Kreise jenseits der Donau, der alten römischen Provinz, welche stets der civilisirteste Theil Ungarns war, die Goldschätze der Avaren geraubt. Diese waren so ansehnlich, dass ihre plötzliche Verbreitung den Werth des Goldes im Vergleich zu dem des Silbers herabsetzte. Carl der Grosse indessen und seine Nachfolger kümmerten sich nicht um die Organisirung der eroberten Provinz, in welcher sich jetzt die Slaven ausbreiteten. In den nordwestlichen Theilen bildete sich daher das marahanische Reich, welches zur Zeit der letzten Karolinger Deutschland selbst bedrohte. Um dieses Reich zu zerstören, rief Arnulf die Ungarn herein, welche in der That die Slaven niederwarfen und jenen Staat gründeten, dessen tausendjährigen Bestand wir schon in einem Jahrzehend feiern werden.

## II.

Unsere Vorfahren sind im dunkelsten Jahrhunderte der Geschichte Westeuropa's im mittleren Donaubecken erschienen. Die Chroniken und Annalen werfen kein genügendes Licht auf ihre Culturzustände, ihre Bildungsstufe, ihre Regierungsformen; nur das Andenken ihrer räuberischen Streifzüge und Verwüstungen in den benachbarten Ländern blieb erhalten. Unsere Quellen für diese Zeit sind spärlich, vielleicht auch nicht lauter. Es ist ja bis heute noch nicht endgiltig entschieden, wieviel Glauben unsere detaillirteste Chronik, die Erzählung des bekannten Anonymus, verdient. Der Geschichtschreiber nimmt daher dankbar jedes neue Datum entgegen, welches auf das Dunkel der damaligen Zeiten einiges Licht werfen kann, und dies ist der Punkt, wo die Thätigkeit des Archäologen beginnt, der die erhaltenen Denkmäler jener Zeiten aufsucht und erklärt. An solchen mangelt es nun durchaus nicht, denn es sind vielfach Grabfunde aus der heidnischen Zeit der Ungarn vor Stefan dem Heiligen in neuerer Zeit gemacht worden. Dieselben gehören insgesamt der zweiten Hälfte des IX. und der ersten Hälfte des X. Jahrhunderts an. Sie können nämlich einerseits nicht älter sein, als die in ihnen gefundenen Münzen, andererseits nicht jünger, als die Zeit Stefans



und der christlichen Bekehrung, da neben dem menschlichen Skelett überall auch das Gerippe des Pferdes, ja in zwei Fällen auch dasjenige des Hundes gefunden wurde, wodurch die Möglichkeit des christlichen Begräbnisses ausgeschlossen ist, da nur der heidnische Ritus das Pferd dem Herren beisetzte.

Demnach können wir nicht irre gehen, wenn wir erklären, dass diese Funde insgesammt der *Zeit der ungarischen Herzoge* angehören. Solche sind bis jetzt bei eilf Gelegenheiten gefunden worden: auf der Puszta Bene 1834, in Vereb 1853, in Galgócz 1869, in Szolyva 1870, in Pörös 1871, in Pilin 1872, in Batta 1873, in Teremia 1876 und in Neszmély 1877. Ueber die Fundzeit des Anarcses Grabes und desjenigen, das aus dem Gödöllőer Museum in das Nationalmuseum gelangt ist, bin ich nicht unterrichtet. Alle diese Funde sind Grabfunde. Schätze, wie sie aus der Bronzeperiode und aus den Zeiten der Gallier, Römer und Avaren gefunden worden sind, haben wir aus der Zeit der ungarischen Herzoge bis jetzt nicht entdeckt. Ueber die begleitenden Umstände dieser Funde sind wir nur in zwei Fällen genau unterrichtet: THEODOR VON LEHOCZKY hat den Szolyvaer Hügel sachverständig ausgraben lassen und die Ergebnisse der Ausgrabung kurz, doch erschöpfend beschrieben; Baron EUGEN NYÁRY aber, welcher in Pilis fünf alte Magyaren-Gräber fand, von denen jedoch zwei bereits ausgeraubt waren, hat ebenfalls Alles fachmässig aufgezeichnet, was in seiner Anwesenheit ausgegraben wurde; die übrigen Funde wurden zufällig entdeckt und nur später beschrieben; ihr namhaftester Theil ist indessen ins Nationalmuseum gelangt, wo jetzt alle Ueberreste der Magyarenzeit vor Stefan dem Heiligen vereinigt studiert werden können. Sie können sich in keiner Hinsicht mit den reichen Schätzen der Avarenzeit messen, werfen aber dennoch einiges Licht auf jenes dunkle Jahrhundert, in welchem sie verfertigt wurden, trotzdem dass wir über die begleitenden Umstände der Funde von Bene, Vereb, Pörös, Galgócz und Neszmély nur einen mageren Bericht erhalten haben, über die Funde von Anares, Teremia, Gödöllő und Batta aber gar nichts wissen. Indessen sprechen die Gegenstände für sich selbst und ihre Zahl ist genügend gross, um sie verstehen zu können. Unter den fünfzehn entdeckten Gräbern enthielten blos zwei (in Pilin) weibliche Gerippe und selbst in diesen fand man mit dem Weibe auch das Pferd begraben. Gold kam nur sehr selten vor: in Teremia eilf Schuppen von feiner Goldplatte, in Pilin eine Platte; Werkzeuge oder Schmuckgegenstände von Bronze aber fehlten durchgängig. Der Schmuck besteht bei allen aus theilweise vergoldetem Silber von niedrigerem Gehalt; die Waffen, Steigbügel, Zügel und Messer sind aus Eisen. Blos in Szolyva und Teremia fand man Spuren des Holzsarges, in wel-



chem die Krieger begraben worden waren. In den meisten Fällen lagen neben den Skeletten auch Münzen: in Bene von Berengar, König von Italien (von 915—923), in Vereb von Carl dem Kahlen, Ludwig II., Carl dem Einfältigen, Pabst Sergius und König Berengar, also Münzen aus der Zeit von 840 bis 924; in Pilin ebenfalls von Ludwig, in Gödöllő von Athelstan, König von England, in Neszmély von Berengar, in Galgóc von Emir Nazr ben Ahmed aus der Samaniden-Dynastie in Khorassan. Die letztgenannte Münze wurde 911 n. Chr. in der Stadt Samarkand geprägt, wie der gelehrte Karabacek nachgewiesen hat, mit dem Bemerkten, dass die Samaniden-Münzen im X. Jahrhunderte ein Mittel des Welthandels gewesen und in grosser Menge nach dem nördlichen und durch Russland selbst nach dem westlichen Europa geführt wurden. — Aber obgleich in diesen Gräbern öfter Münzen vorkommen, so sind dieselben doch mehr als Schmuck, denn als Tauschmittel benutzt worden, denn sie sind sämmtlich an zwei oder drei Stellen durchlöchert, um auf das Gewand als Schmuck aufgenäht zu werden. Das Kleid wurde wahrscheinlich aus Leder verfertigt, denn auch hier finden wir, wie bei den Avarn, Schnallen und Riemenbeschläge; das schönste ist der silberne Riemenbeschlag von Bene, auf welchem die Muskeln des in orientalischem Geschmack ausgeführten Raubthieres mit Nielle gekennzeichnet sind. Merkwürdig sind auch die silbernen Knöpfe, die in kleinerer oder grösserer Gestalt in jedem Grabe in bedeutender Anzahl vorkommen. Ein Theil derselben hat jedenfalls zum Schmuck des Pferdegeschirres gedient, ein anderer zur Zier der Kleider. Sie sind insgesamt, wie die Goldbutzen der Avarn, hinten mit drei oder vier Stiften versehen, an deren Ende ein viereckiges Plättchen geschraubt ist, was wiederum auf die dicke Lederkleidung hinweist. In Pilin wurde an der Brust des Pferdes auch eine grosse herzförmige Platte gefunden und ähnliche Silberplatten kommen beim Gödöllőer und Battaer Funde vor. Zügel, Steigbügel und Eisenschnallen wurden fast in jedem Ungargrabe gefunden, aber ein Hufeisen in keinem.

Was die Waffen betrifft, so wurde das auf der Puszta Bene gefundene gerade Schwert bei seiner Auffindung von den Tagelöhnern zerbrochen und verschleppt, anderswo war dasselbe ganz vom Roste verzehrt, nur THEODOR LEHOCZKY ist es gelungen, zwei Schwerter, ein kürzeres und ein längeres, das letztere nebst einem Theile seiner Holzscheide, vom Untergange zu retten; beide sind gerade und zweischneidig. Auch eiserne Pfeilspitzen sind an mehreren Orten gefunden worden, in Pilin und Szolyva nebst Stücken des Pfeilschaftes, in welchen die Spitze eingekeilt, mit einer Gedärm-Saite festgebunden und mit dünner Thierhaut überzogen war. Der untere Theil eines Köchers ist, nach meiner



Ansicht, in Galgóc und Szolyva erhalten geblieben. Dafür halte ich nämlich jene wappenschildförmigen, mit Laubzierrath geschmückten zwei Silberplatten, welche bisher irrthümlich für eine Hutzier gehalten worden sind; dagegen sind jene offenen, flachen Silberringe, welche für Köcheröffnungen galten, jedenfalls viel zu klein für diesen Zweck; es sind ohne Zweifel Armbänder und gehören, wie die Ohrgehänge, die Ringe und das Piliner Glasperlen-Collier, zum weiblichen Schmuck, sowie auch der in Silber gefasste Haifischzahn, der vielleicht als Amulet gedient hat. Für eine Männerhalskette aber halte ich den Galgóczyer Silbertorques, welcher sich vom gallischen Torques darin unterscheidet, dass er künstlich aus vier Silberdrähten zusammengeflochten, nicht einfach gedreht ist.

Die Schädel und Knochen, welche in den Gräbern aus der Zeit der ungarischen Herzoge gefunden wurden, befanden sich grösstentheils in einem so verwitterten Zustande, dass sie nicht erhalten werden konnten. Dies gelang nur mit den in Bene, Vereb, Pilin und Pörös gefundenen. Darunter hat der Vereber das grösste Aufsehen erregt, indem sein Obertheil abgesägt und durch eine Silberplatte ersetzt war. Érdy hatte dies für eine ärztliche Operation gehalten; seitdem sind aber viele derartige durchbohrte Schädel zum Vorschein gekommen, insbesondere aus prähistorischen Zeiten. Professor BROCA hat in seinem, gelegentlich des 1876 in Budapest gehaltenen internationalen Congresses für Archäologie und prähistorische Anthropologie über diesen Gegenstand gehaltenen Vortrage nachgewiesen, dass solche Schädeldurchbohrungen theils noch zu Lebzeiten des Menschen aus religiösen und therapeutischen Rücksichten, theils nach dem Tode zu dem Zwecke stattfanden, um das abgeschnittene Schädelstück als Talisman zu gebrauchen. Dies ist auch mit dem Vereber Schädel geschehen, welcher das jüngste Zeugniss dafür ist, dass diese Art der Schädelverstümmelung auch in historischen Zeiten noch im Gebrauche war.

Ich habe mich bemüht, die Gegenstände der ungarischen Gräberfunde kurz zu beschreiben, welche zu nachstehenden Ergebnissen führen:

Der unzertrennliche Gefährte unserer Vorfahren ist das Pferd; es folgt seinem Gebieter selbst ins Grab; in Pilin thut dies sogar der Jagdhund. Demnach sind Kampf und Jagd das Hauptvergnügen der Herren gewesen. Die Bewaffnung bestand aus dem geraden Schwert und Pfeil; von Schild und Panzer wurde bis jetzt keine Spur gefunden; die Kleidung war wahrscheinlich von Leder, obwohl im Grabe von Teremia auch Leinwand von feinem Gewebe gefunden wurde. Die Kleider sind mit silbernen, theilweise vergoldeten Buckeln, Knöpfen und fremden

Münzen verziert und weichen von der damals in Europa — bei Byzantinern und Deutschen — üblichen Kleidung ab. So reiche Gräber, wie sie aus der Avarenzeit häufig vorkommen, sind aus der Zeit der ungarischen Herzoge bis jetzt nicht gefunden worden. Wir dürfen indessen behaupten, dass Spinnen und Weben und dass das Schmiede-, Schwertfeger-, Goldschmied- und Vergolder-Handwerk bei unseren Vorfahren bekannt war. Ob sie diese Künste selbst geübt haben oder ob sie die Waffen, Kleider und Schmuckgegenstände durch ihre Slaven und Kriegsgefangenen verfertigen liessen, ist schwer genau zu bestimmen; so viel ist gewiss, dass die in den ungarischen Gräbern gefundenen Riemenbeschläge sowohl in ihrer Gestalt, als auch in ihren Verzierungen den avarischen Riemenbeschlägen von Gold sehr ähnlich sind und auf eine ununterbrochene traditionelle Thätigkeit hindeuten. Alle Funde aus der Zeit der Herzoge deuten auf einen uncultivirten primitiven Zustand hin. Wenn unsere Vorfahren trotzdem im Stande gewesen sind einen mächtigen Staat zu gründen, so ist dies zumeist jenem politischen Instinct zuzuschreiben, mit welchem sie nicht allein die Religion und die Institutionen des Westens annahmen, sondern auch nie eine exclusive Racen- oder Religions-Politik befolgten, vielmehr gerne Deutsche, Italiener, Rumänen, Polen, Böhmen, Griechen in ihrer Mitte aufnahmen, die eigene Freiheit mit ihnen theilten und bis auf den heutigen Tag an dem Grundsatz festhielten, dass jeder ein Ungar sei — er mag von welcher Race und Herkunft immer sein — der sich als Ungar fühlt, sein Schicksal an das unsrige knüpft und an unsere Zukunft glaubt.

FRANZ PULSZKY.



## GEORG RÁKÓCZY I. UND DIE DIPLOMATIE.

Nach ALEXANDER SZILÁGYI's Forschungen.

Das Zeitalter des dreissigjährigen Krieges hat für unser Vaterland nicht die traurige Bedeutung, welche es in der Geschichte der andern Staaten Mitteleuropas, insbesondere Deutschlands besitzt. Der ganze Zeitraum ist vielmehr eine Epoche der Erholung, der Ruhe zu nennen, als ein wildes Aneinanderprallen entgegengesetzter Weltkräfte wie im übrigen Europa. Um nur Eines hervorzuheben: die erste Blüthe der ungarischen Prosa und die Gründung der reichsten und angesehensten Hochschulen beider Confessionen fällt in diese Jahre. Wir sehen, wie die Fürsten von Siebenbürgen, als Vertreter der ungarisch-nationalen Idee, in grösseren oder kleineren Intervallen das Schwert gegen Oesterreich ziehen, im Bunde mit der protestantischen Idee. Es war der neuern Geschichtsforschung vorbehalten, den Zusammenhang ihrer Feldzüge mit den diplomatischen und militärischen Unternehmungen der protestantischen Vorkämpfer aufzuhellen. Die grosse Bedeutung GABRIEL BETHLENS nicht nur für sein Land, sondern für die ganze Gestaltung der mittel- und osteuropäischen Verhältnisse in dieser Epoche ist von RANKE in eingehender Weise gewürdigt worden.\* In frühern Geschichtsdarstellungen, besonders in den von österreichischer Seite ausgehenden, wird «diese gewaltige emporstrebende Natur» als ein Ausbund von Schlaueit und Unzuverlässigkeit dargestellt, und selbst GINDELY in seinem gross angelegten Werke\*\* vermochte nicht dieser eigenthümlichen Individualität und den Bedingungen, innerhalb welcher sie sich bewegen musste, vollkommene Gerechtigkeit zu zollen. Auch hier stellt sich immer mehr heraus, das nur die stetig fortschreitende Kenntniss *aller* Verhandlungen alle Factoren in ihr gebührendes Licht setzen könne. Schon die Negociationen Roe's, des englischen Gesandten in Constantinopel, zeigen, dass

\* Geschichte Wallensteins von L. v. RANKE, 2. Aufl., besonders S. 59—61.

\*\* Geschichte des dreissigjährigen Krieges von ANTON GINDELY.

BETHLEN nicht anders handeln konnte, als er handelte, ohne sein Land, zwischen dem Hammer und dem Ambos, dem Grosssultan und dem Kaiser, der grössten Gefahr auszusetzen, — und dass er auch keine Minute seiner grossen politischen und religiösen Mission untreu wurde. Die von ALEXANDER SZILÁGYI veröffentlichten Papiere BETHLENS tragen wichtige Details zu dem Bilde des grossen Fürsten hinzu, und wir glauben, dass sich keine vollständige Darstellung dieser Zeiten mehr denken lässt, ohne auf die Rolle BETHLENS und seiner Nation gehörig Rücksicht zu nehmen. Dieses sonderbare Gemenge von Unterhandlungen und Waffenthaten, diese rasche Folge von Friedensschlüssen und Kriegserklärungen erscheinen als nothwendige Consequenzen der jeweiligen politischen Lage und nicht als Ausgeburten der wankelmüthigen unberechenbaren Natur dieses Fürsten. Seine Moralität in der Politik war etwa die eines mächtigen deutschen Territorialfürsten dieses Zeitalters; an Scharfsinn und Energie aber lässt sich nur der grosse Churfürst Friedrich Wilhelm mit ihm vergleichen.

Eine andere Natur war GEORG RÁKÓCZY I., der seine Politik fortsetzte. Man kann wohl von ihm sagen, dass er vor lauter Diplomatisiren nicht zum Schlagen kam. Auch lähmte das Bewusstsein seine Energie, dass er in Siebenbürgen nicht die gesicherte Position besass, die Bethlen inne hatte, und auf die Pforte nicht den bestimmenden Einfluss auszuüben vermochte, wie sein grosser Vorgänger. Die ebenfalls von ALEX. SZILÁGYI herausgegebene «Urkundensammlung zur Geschichte der schwedischen und französischen Verbindungen Georg Rákóczy's I.» beweist aber auch, wie schwer seine Macht ins Gewicht fiel, als er sie 1644—45 ernsthaft gebrauchte. Sagten ja die Vertreter Frankreichs auf dem Congresse in Münster, D'Avaux und Servien, von seiner Intervention: *Elle est venue si à propos pour occuper les forces de l'Empereur, au tems que les suédois ont comme abandonné l'Allemagne pour leur guerre de Denemark, qu'on peut dire, que sans cela tous leurs succès se fussent peut être évannouis cette campagne.*

Wir wollen den Gang dieser Unterhandlungen und Feldzüge in den Hauptzügen, besonders in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Politik der antikaiserlichen Partei kurz darstellen. Neben den officiellen Urkunden und Correspondenzen, die grossen Theils aus dem reichen Archive zu Vörösvár (einst Familienarchiv der Rákóczi, jetzt im Besitze der gräflich Erdödy'schen Familie), stammen, stützt sich unsere Darstellung auf die reiche, hochwichtige, leider bis jetzt nur zu wenig benutzte und gewürdigte Memoirenliteratur jener Zeiten.



## I.

Gleich nach der Thronbesteigung Georg Rákóczy's versuchte der Bevollmächtigte Gustav Adolf's, Paul Strassburg, mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniss einzugehen und dies um so mehr, als das Verhältniss zwischen Schweden und Franzosen nach den entscheidenden Siegen der Ersteren, immer gespannter wurde.

Die Catastrophe von Lützen vereitelte alle stolzen Pläne der Protestanten, und Rákóczy sah sich bewogen (am 28. Sept. 1633) Frieden mit Ferdinand zu schliessen. Fünf Jahre hindurch konnte er keine Hoffnung hegen, durch Eintreten für die Protestanten den Interessen seines Landes, seines Hauses und seiner Religion Vorschub zu leisten; während dieser ganzen Zeit waren die Bemühungen Schwedens bei der Pforte gegen ihn gerichtet. Der Krieg nahm eine immer günstigere Wendung für das Haus Oesterreich, der Prager Friede söhnte die beiden grossen nord-deutschen Churfürstenthümer Brandenburg und Sachsen mit ihm aus. Richelieu sah alle seine Pläne gefährdet. In diesem Zeitpunkt war es nun, im Sommer des Jahres 1638, dass der Fürst von Siebenbürgen einen der gelehrten Professoren seiner Hochschule, Johann Heinrich Bisterfeld, nach Paris sandte. Der König und Richelieu empfingen ihn und nahmen folgende Hauptpunkte als Basis der Unterhandlung an: genügende Subsidien, gemeinsame Kriegführung, und Garantie für ihn und seine Familie für jeden Fall.

Der allerchristlichste König sandte bald darauf Dubois d'Avaujour im tiefsten Geheimniss über Venedig nach Siebenbürgen. Der Fürst hielt gerade in Besztercze (Bistritz) Gerichtstag. Um alles Aufsehen zu vermeiden, bevollmächtigte er seinen General Kemény, die Unterhandlung zu führen. Doch war der Gegensatz zwischen der Forderung der französischen Krone und den Bedingungen des Fürsten zu scharf, als dass dieselben zu einem Ergebnisse geführt hätten. D'Avaujour forderte, dass Rákóczy vor der Abfassung des Vertrages in's Feld ziehe, während Rákóczy seinen Feldzug von der Ratification des Bündnisses abhängig machte. Am 15. November sah er selbst Dubois und gab ihm folgende drei Punkte mit, welche die Verbündeten für ihn bei der hohen Pforte auswirken sollten: 1. dass sie ihm mit Hilfstruppen beistehe, 2. dass sie seinen von den Ständen zum Fürsten gewählten Sohn bestätige, und 3. dass sie den Prätendenten Moses Székely heimsende. Neben der eigenthümlichen zu weit getriebenen Behutsamkeit Rákóczy's waren es auch die Rathschläge seines Ministers Stefan Kassai, der im Dienste der kaiserlichen Politik stand, welche diesmal die Verständigung unmöglich machten.

Schon im April 1639 ging Bisterfeld auf's Neue nach Paris. Der französische Gesandte bei der Pforte erhielt Befehl, für die Durchführung der drei erwähnten Punkte zu wirken. Doch war auch hier kein Erfolg zu verzeichnen, trotzdem Rákóczy, wohl mit schwerem Herzen, seinen Vertrauten Tholdalagi mit grossen Geschenken nach der Türkei schickte. Hiemit war die erste Phase der Unterhandlungen zu Ende. — Rákóczy trachtete bisher vor Allem, das Bündniss und die Garantie Frankreichs zu gewinnen und wollte nur unter dieser Bedingung sich den Protestanten anschliessen. Seine Bedachtsamkeit war Schuld, dass er selbst die günstige Gelegenheit, welche ihm die siegreichen Feldzüge Baner's boten, nicht benützte, seinerseits den Kaiser zu bedrängen.

## II.

Als Torstenson im Juli 1642 im Begriffe war, die entscheidenden Schläge gegen die kaiserlichen Heere zu führen, sandte er zwei seiner Obristen: Dörfling und Plettenbergk nach Siebenbürgen. Dieser erste Brief des grossen Feldherrn schildert in starken Zügen, mit klarer Kenntniss der Sachlage das Verhältniss zwischen Siebenbürgen und dem römischen Kaiser, das fortwährende Bestreben des Kaisers, der Unabhängigkeit des Fürstenthumes ein Ende zu machen, und die Kämpfe und Catastrophen der siebenbürgischen Fürsten. Wessen konnte wohl das Land gewärtig sein, wenn der Kaiser seine Pläne durchführen könnte? Ihre gemeinsamen Interessen gebieten es, dass sie mit einander in vertrauliche Verbindung treten. Rákóczy forderte noch immer Garantie für seine Familie und schwedisches Fussvolk für den Fall eines Angriffes. Ausserdem dürften die Verbündeten keinen Frieden ohne oder gegen ihn eingehen. — Diese Antwort ging an die Regentschaft nach Schweden ab, welche wohl die meisten Punkte bestätigte, aber unter der Bedingung, dass Rákóczy sogleich in's Feld ziehe. Auch Torstenson bat den Fürsten, ihm bei seinem beabsichtigten Zuge gegen Wien Hilfe zu leisten und verpflichtete sich «bey seinen wahren Worten und Cavaliersparole», von beiden Kronen die Annahme der von Rákóczy geforderten Bedingungen zu erwirken. So aufrichtig auch der Fürst es mit dem Protestantismus meinte, so sehr er hoffte an seinen Siegen theilzunehmen, so ging sein Eifer doch nicht so weit, dass er das Schicksal seines Landes und das seinige von einem Worte abhängig gemacht hätte, selbst wenn dies Wort von Torstenson kam. Nach vielem Hin- und Herziehen nahm endlich Torstenson, als Bevollmächtigter der Königin Christine, folgende Punkte an :

1. Dass der französische Gesandte an der Pforte alle Kräfte



aufbieten werde, die Genehmigung des Divans zu dem Feldzuge zu erlangen; 2. dass Frankreich und Schweden den Fürsten und seine Nachkommen gegen den Kaiser in Schutz nehmen und, wenn sie des Thrones beraubt werden sollten, für ihre Verpflegung sorgen werden; 3. dass sie Siebenbürgen in seinen Rechten und Freiheiten und im Genusse der freien Religionsübung für Katholiken, Reformirte und Lutheraner erhalten;\* 4. dass sie nie einen Anspruch gegen Siebenbürgen oder Ungarn erheben, im ersten Jahre 200,000, später 150,000 Thaler Subsidien zahlen, dem Fürsten 3000 Mann, wenn nöthig noch mehr zur Hilfe schicken und für ihn Werbungsplätze bezeichnen; 5. dass sie nur einträchtig Frieden schliessen; 6. dass sie den Frieden zwischen Siebenbürgen und der Pforte aufrecht erhalten. Endlich sollten die Gesandten beider Theile diese Bedingungen beschwören.

Der Obrist Jacob Rebenstock und der Hauptmann Andreas Orbay (von Geburt ein Ungar) überbrachten diese Punkte an Rákóczy, der sie am 16. August 1643 in Deés empfing. Nach vielen Berathungen mit Bisterfeld, Kassay und dem Hofprediger Stefan Katona von Gelej entschloss er sich endlich das Schwert zu gürten. Nicht ohne Einfluss blieb ein scharfer publicistischer Angriff gegen seine «treue alte arme Hausfrau» (Susanna Lórántffy) auf seine Gesinnungen. Er verpflichtete sich (16. Nov. 1643 in Weissenburg): bis zum allgemeinen Frieden Krieg zu führen; sobald Torstenson an die Grenze käme oder ihm die 3000 Mann zuführte, zum Angriff zu schreiten; nach Ueberschreitung der Theiss 3000 Reiter zum schwedischen Heere stossen zu lassen, die nach ungarischem Gesetze gehalten werden sollten; für den Fall, wenn die Verbündeten nach dem Friedensschluss angegriffen würden, ihnen beizustehen.

Dieses Bündniss wollte er, die Stände und seine Nachkommen halten, nur behielt er sich vor für den Fall, dass er von der Türkei bedroht würde, einen Separat-Frieden schliessen zu dürfen. Er stand schon kriegsbereit an der Spitze seiner Truppen; schon verhandelte er mit Torstenson, ob sie bei Szencz oder bei Trencsin sich vereinigen sollen, da erhielt der schwedische Marschall plötzlich Befehl, nach Holstein zu ziehen, um Dänemark anzugreifen.

### III.

Torstensons Feldzug in Dänemark gehört zu den glorreichsten Blättern der Kriegsgeschichte Schwedens. Für die Sache des

\* Wie bekannt, war Rákóczy kein Freund der Unitarier, der vierten Religionsgemeinschaft seines Fürstenthumes.

Protestantismus selbst hätte er leicht verhängnissvoll werden können. Ausser dem geschwächten und demoralisirten französischen Heere gab es damals eben keine Kriegsmacht gegen die Habsburger im Felde. Da war es Rákóczy's Eintreten, das die Kräfte des Kaisers zurückhielt.

Die seit 1637 aufgehäuften Gravamina — «die Wegnahme der Gotteshäuser und die Vertreibung vieler christlichen Lehrer» — konnten immer als Vorwand dienen. Im Besitze der Einwilligung der Pforte ging er mit verdoppeltem Eifer zu Werke. Er beschickte die einflussreichsten ungarischen Herren, und sein Stückgiesser in Grosswardein hatte vollauf zu thun. Der für den 3. Januar 1644 einberufene Landtag erfuhr, wenigstens officiell, nichts von seinen Zielen. Die Steuer ward um keinen Pfennig erhöht. Er konnte aus seinem reichgefüllten Schatzhause die Ausgaben decken, bis die Subsidien anlangten. Das Moment, das die auswärtige Thätigkeit der meisten Fürsten dieser Zeit lähmte, das finanzielle, und in Verbindung damit der Kampf gegen die Stände, hatte für ihn keine Bedeutung.

Rasch, wie immer bei ähnlichen Feldzügen, nahm das siebenbürgische Heer die Ebene an beiden Ufern der Theiss in Besitz. Am 15. Februar konnte er schon von Nagy-Kálló sein Manifest an die Comitате und Städte erlassen. So oft, hiess es darin, das Land seit 1619 seine Freiheit gewonnen, so oft wurde es wieder unterdrückt; sein Feldzug sei die Fortsetzung dieser alten Kämpfe. Gott habe die fremden Völker ihm geneigt gemacht, und das Hinderniss — den Türken — abgewendet. Er erwarte ihren Anschluss binnen zehn Tagen. Am 19. zog er in sein Stammschloss Sáros-Patak ein.

So rasch er vordrang, so ungünstig schienen sich die auswärtigen Conjunctionen für ihn zu gestalten. Der Grossvezir Kara Mustapha, Rákóczy's Freund, ward auf Befehl des Sultans umgebracht, von dessen Nachfolger hoffte der Palatin Esterházy, dass er wenigstens nichts für Rákóczy thue. Torstenson schrieb ihm zwar am 2. Januar, dass er sich im Frühjahr mit ihm vereinigen wolle, bis dahin bittet er, den Kaiser zu beunruhigen, damit er seine Kräfte erschöpfe. Doch wusste Rákóczy schon, dass er von Schweden für lange Zeit nichts erwarten könne. Er hoffte auf Hilfe von Frankreich, das er am 26. Februar von seinen Erfolgen benachrichtigte, und mochte stolz auf das ihm zuströmende Volk blicken.

Ein Brief Stefan Bethlens an den Palatin legt die Gründe dieser Erfolge klar. «Wenn Seine Majestät die Gravamina der Stände geheilt hätte, wäre sein Reich nie einer Gefahr ausgesetzt worden. Was für Nutzen haben wohl die Herren Prälaten von diesem grossen Verderben?» Er setzt hinzu: «Wollten sie nur



nicht die Leute mit Gewalt selig machen, sondern die Sache Gott überlassen!» So sehr bei dem Adel die nationale Freiheit und die Wahrung der Nationalität bei allen diesen Feldzügen in erster Linie stand, so stark war bei den protestantischen Städten der Einfluss der religiösen Idee. Eperjes, Bartfeld, Leutschau, Kaschau huldigten ihrem Vorkämpfer.

Wohl mochte dieser sich grossen Hoffnungen hingeben. Ausser der Hilfe der huldigenden Comitate, 1000 Walachen, 400 Türken, die zur Abschreckung des Feindes dienten, damit man sähe, dass der Sultan auf seiner Seite stehe, bestand seine Kriegsmacht aus 25,000 Mann aus Siebenbürgen. Der spätere Verlauf des Feldzugs beweist, dass die musterhafte, durch Bethlen durchgeführte Organisation dieser Armee nicht mehr ihre Wirkung übte. Doch konnte er damals an dem Vordringen bis Pressburg, bis Wien nicht zweifeln. Er hoffte noch immer auf rechtzeitige Hilfe. Wir wissen, dass diese nicht eintraf und nicht eintreffen konnte. Nicht uninteressant ist, dass Christian IV. ihn ermahnte, sich mit dem Kaiser auszusöhnen, und seine Mediation anbot.\* Auch der König von Polen suchte zu vermitteln; Rákóczy wusste aber sehr wohl, dass ein grosser Theil der polnischen Herren auf seiner Seite stand.

Andererseits musste Ferdinand Alles aufbieten, um gegen Osten Frieden zu haben. Nicht die Furcht, in einen grossen Türkenkrieg verwickelt zu werden, bewog ihn hiezu, sondern das Bestreben, dem König von Dänemark helfen zu können. Seitdem Mittel-Europa, durch den beispiellosen Kampf erschöpft, dringend nach Frieden begehrte, und die Unterhandlungen schon einige Aussicht auf Gelingen darboten, war es der stete Wunsch der Herrscher, solche Vortheile auf dem Schlachtfelde zu gewinnen, die sie dann bei den Verhandlungen in Münster geltend machen konnten. Ferdinand wusste, dass die Niederlage Christian's IV. seine Lage schwieriger gestalten würde, und dass jeder Soldat, den er von Gallas' Heere abrief, seiner Macht am nothwendigsten Punkte fehlte. Dies war der Grund, weshalb die Verhandlungen zwischen den beiden feindlichen Mächten während des ganzen Krieges nicht aufhörten.

Rákóczy musste in den gebirgigen Gegenden sein Heer theilen. Es lag nicht in seinem Interesse, eine entscheidende Schlacht zu liefern; musste er ja noch Hilfe von Schweden und Franzosen erwarten. Er hielt es also für die beste Politik, den Feind durch Hin- und Herziehen zu ermüden, um so mehr, als der Pascha von Ofen ihn versicherte, dass die Hilfstruppen in Bosnien und Rumelien schon versammelt wären. Diesen Zeit-

\* Dieser Brief gelangte nie in die Hände Rákóczy's.



punkt nun benützte Esterházy, die zerstreuten siebenbürgischen Truppen bis an die Theiss zurückzuwerfen, ohne dass es, nach Art dieser Kriege, zu einer grösseren Schlacht gekommen wäre. Doch widerstanden Kaschau und Eperjes dem Palatin; die Ausbreitungen seiner deutschen Truppen machten das Landvolk schwierig, so dass er sich schon am 30. Mai zum Rückzug entscheiden musste. Jetzt empfing er gerne die Gesandten Rákóczy's. An der ganzen Verhandlung ist das Wichtigste, dass keiner sie ernst nahm. Rákóczy schrieb in dieser Zeit an seine Gemahlin: «Wir müssen wohl, wenn wir können, mehr auswirken, als die vor uns regierenden Fürsten, guten Gedächtnisses.» Auch in seinen schlechten Tagen verlor er dies Ziel nicht aus den Augen. Seit Wochen hatte er keine Nachricht von den Schweden; als er sogar fürchten musste, von den Türken verlassen zu werden, dachte er einen Augenblick an den Frieden, und schrieb an den Marschall: «Wir protestiren vor Gott, seinen heiligen Engeln und den Menschen der Welt, dass wir nicht Ursache sind, wenn wir zum Schaden von Euer Gnaden Frieden schliessen müssen.» Jetzt ging er in die Verhandlung nur ein, um Zeit zu gewinnen, bis schwedische oder französische Hilfe anlangte. Esterházy's Zweck war ebenfalls Zeit zu gewinnen und den Fürsten aufzuhalten. Erst gegen Ende Juli dachte Rákóczy ernstlich an Frieden. «Die ganze christliche Welt weiss es», schrieb er, «dass niemand den Schweden und den anderen Confoederirten so viel genützt hat als wir; aber sie haben die Conditionen violirt; wir haben kein Geld, keine Hülfe von ihnen, selbst keine Antwort von Seite der Krone». Der gewichtigste Grund aber, der ihm Einhalt gebot, war das zweideutige Verhalten der Pforte, und besonders des Pascha von Ofen, von dem er in jenen schweren Tagen ebenso wenig Hilfe erhalten konnte, als von den Schweden. Wenn wir bedenken, in welche Lage der Einfluss Oesterreichs auf die Pforte dreizehn Jahre später den Sohn Rákóczy's und Siebenbürgen stürzte, können wir ihm aus dieser Furcht keinen Vorwurf machen. Er beschloss die Unterhandlungen den Ständen Ober-Ungarns vorzulegen, die er für den 1. August nach Kaschau einberief. Von dreizehn Comitaten war die Blüthe des Adels erschienen. In derselben Zeit kamen auch Gesandte von Polen und der Türkei an. Er stellte den Ständen dar, wie er die Waffen für ihre Freiheiten ergriffen, da er nicht länger anzusehen vermochte, wie das täglich weiterfressende Feuer die geringe Zahl der wahren Ungarn verderbe. Doch schätze er den Segen des Friedens höher als die Siege, und hätte auch in den Waffen immer an die Herstellung des Friedens gedacht. Man wies ihn damit zurück, dass er nur ein Mitglied des Landes sei und nicht das Recht habe, allein für die Remedur der Gravamina einzuschreiten. Des-



halb fragte er jetzt die Versammlung, ob er Waffenstillstand schliessen oder die Unterhandlungen fortsetzen solle und endlich, wenn die Stände den Frieden nicht wünschen, auf welche Hilfe er zählen könnte.

Die Gesinnung der Versammlung entsprach den Wünschen des Fürsten. «So weit ich ihre Gedanken kenne», schreibt er seiner Gemahlin, «handeln sie lieber so, wie Siebenbürgen gethan, bevor sie das Joch der Deutschen tragen, und nicht in geistiger und leiblicher Freiheit leben dürfen, denn Alle sind den Deutschen entfremdet und verfeindet». Ein Beweis mehr, dass es sich hier vor Allem um die Nationalität handelte. Die dreizehn Comitate, der reiche Nord-Osten Ungarns war bereit von Ferdinand abzufallen. Das war der höchste Preis des Friedens, und für diesen Preis war er selbst bereit, dem schwedisch-französischen Bündnisse zu entsagen — von dem ja bisher noch kein Punkt in Erfüllung gegangen war. Rebenstock, der bis zu seinem Tode beim Fürsten blieb, vermochte nur auszuwirken, dass er die Unterhandlungen bis zum 1. October verzögerte, aber nur, wenn auch die Verbündeten hielten, was sie versprochen. Denn wenn auch Frankreich damals 100,000 Thaler bei dem Gesandten in Venedig für Rákóczy anwies, konnten diese wegen der Schwierigkeit, sie zu beheben, nicht als wirkliche Leistung gelten.

Zur selben Zeit, am 16. August, langte endlich ein schwedischer Courier an, der die Bestätigung des Tractats im Namen der Königin mitbrachte. Die Ursache, weshalb diese so spät (am 22. April) ausgestellt wurde, war, dass der Chiffreschlüssel zum betreffenden Briefe Torstensons wegen Abwesenheit Strassburgs nicht zur Hand war. Wegen der Ratification von Seite Frankreichs möge er unbesorgt sein. Nach der Beendigung des dänischen Krieges werden sich die schwedischen Truppen mit den fürstlichen vereinigen. Derselbe Courier brachte auch ein Schreiben Torstensons vom 27. Juni, worin der Feldherr einen entscheidenden Schlag gegen die Dänen mit Hilfe der holländischen Flotte in Aussicht stellt, und dem Fürsten die von seinen Truppen besetzten Festungen Olmütz und Neustadt, auch Eulenburg überlässt. Die Weisung dazu liess er an die Befehlshaber dieser Festungen ergehen. Rákóczy möge die Besatzung herausziehen und im Felde verwenden, und seine Fusstruppen (Heiducken) in die Burgen legen.

Auf diese Weise beruhigt konnte Rákóczy den Landtag am 17. August entlassen. Es ging ein Gesandter an den Kaiser, zu erklären, «dass die Stände mit Rákóczy zu leben und zu sterben bereit sind, und dass Seine Majestät ihre geistige und leibliche Freiheit je eher restauriren möge». Die Stände nahmen einen guten Eindruck mit nach Hause, Rákóczy war überall im Vor-

theil, sein Stern war im vollen Glänzen. Niemand ahnte noch, dass er — wenn auch nur für kurze Zeit — bald verdunkelt werden würde. Der erste Verlust war die Uebergabe Murány's in den ersten Tagen des August, ein Erfolg der Liebe, nicht der rauen Waffen.\* Esterházy mochte hoffen, durch ein concentrisches Vorgehen auf der ganzen Linie, von Homonnais polnischen Parteilgängern unterstützt, bleibende Erfolge zu erzielen. Ein eigenhändiges Billet des Kaisers, in den wärmsten Ausdrücken verfasst, bewog ihn trotz seiner stark angegriffenen Gesundheit, auf seinem Posten auszuharren. Viel Hoffnung machte ihm auch der Schwur des Pascha von Ofen, Rákóczy nicht beizustehen, sondern sogar die bei ihm lagernden türkischen Truppen zurückzuberufen. Kemény, der an der Neutra stand, war gezwungen bis Füleke zu retiriren und brachte den Feind auf seinen Fersen mit. Rákóczy gab ihm Befehl: «das Heer intacte zu behalten, defensive vorzugehen, bis er Hilfe schaffe». Er begann die Unterhandlungen aufs Neue, trotzdem, oder vielleicht weil er die schwedische Hilfe erwartete und Zeit gewinnen wollte. Der Palatin war hiemit einverstanden; war es ja immer Habsburg'sche Maxime: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Er stellte dem Fürsten frei, auch während der Verhandlungen den Krieg fortzusetzen oder nicht. Rákóczy erblickte hierin das einzige Mittel, Herr der Situation zu bleiben. Er erwartete Hilfstruppen, die sein Sohn Sigmund heranzuführte, und sah zu, wie das kaiserliche Heer bis zur Theiss vordrang.

#### IV.

Die Boten der Comitате und Städte traten am 5. October in Tokaj zusammen, um bei der Abreise der Bevollmächtigten nach Tirnau zugegen zu sein. Esterházy versprach ihnen vollkommene Amnestie; ihre Gesinnung war im Allgemeinen eine friedfertige. Ausschliesslich aus seinen ungarischen Getreuen erwählte Rákóczy die Bevollmächtigten; die Comitате sollten sehen, dass er vor Allem ihr Interesse vor Augen habe. Er wollte consequent sein und beweisen, dass bei dem ganzen Handel von den Interessen Siebenbürgens nicht die Rede sein dürfe. Er wollte die bürgerliche und religiöse Freiheit in Ungarn schützen, er wollte ungarische Comitате, ungarische Domänen für sich, — was konnte ihm vortheilhafter sein, als wenn Einheimische für seine An-

\* Die Burgfrau, Maria Gräfin Szécsi, durch ihre Schönheit berühmt, übergab mit der Burg auch ihr Herz und ihre Hand dem kühnen Franz Wesselényi. Ein poetisches Object, das mehrere ungarische Dichter seit Gyöngyösi besungen haben, vor Allem JOHANN ARANY in seiner «Belagerung von Murány» und ALEXANDER PETÓFI in seiner «Maria Szécsi.»



sprüche eintraten? Unzweifelhaft ist, dass er in diesem Augenblicke ernst an den Frieden dachte. «Gott sieht, wie gerne ich bereit wäre das zu thun, was Ihm gefällt und den andern Ländern frommte: aber wenn die Schweden auch weiter ihren Verpflichtungen nicht genügen, kann nichts daraus werden. In der Zeit meiner grossen Noth habe ich keinen Mann, keinen Pfennig Hilfe von ihnen; bei der Pforte haben sie nichts ausgerichtet, nur mein armer Kopf war bedrängt; ich gab mein Geld aus, mein Vaterland wurde verwüstet. Mit unzuverlässigen, den Glauben, die Ehre, die Gottesfurcht, die Freiheit des Vaterlandes nicht achtenden Leuten habe ich zu thun. Wohl habe ich ein schönes Heer, aber allein kann ich damit nichts ausrichten.»\* Er nährte, wie wir sehen, keine Illusionen; sein ganzes, durch und durch nüchternes, nur durch Religiösität gehobenes Wesen tritt uns in diesen Zeilen entgegen.

Die Verhandlungen zeigen uns im Kleinen das Spiegelbild der gleichzeitigen Negotiationen in Münster und Osnabrück. Die Bevollmächtigten mussten sich über die geringste Frage mit ihren Herren verständigen. Die mitgebrachten Punkte wichen in den meisten Fällen total von einander ab; Jedermann wusste, dass die grossen schwebenden Fragen nicht am grünen Tische, sondern im blutigen Kampfe entschieden werden müssten. Vor Allem sträubte sich Rákóczy, die Religionsfrage auf den Reichstag zu verschieben, wie es Esterházy «als Ungar und als Mediator» beantragte. Hatten ja auch Bocskay und Bethlen, seine Vorgänger, die Sache des Protestantismus tractatmässig sicher gestellt. «Wir halten uns an Urtheil, Dignität und Verstand für geringer als diese beiden hochseligen Fürsten; aber da unsere Ehrliche und unsere Pflicht gegen das Vaterland dieselbe ist, weshalb will man mit uns anders verfahren?»\*\* Die Erfolge der Schweden in Dänemark, das Abrücken der deutschen Truppen in das bedrohte Mähren machte ihn siegesbewusst. Der Pascha von Ofen, Osman, ward gestürzt und sein Nachfolger dem Kaiser feindlich gesinnt. Seine Heere standen so nahe zur Grenze, dass er leicht sich mit Torstenson verbinden konnte, der in seinen Briefen vom 7. und 27. October sein Heranrücken in nahe Aussicht stellte. «Als wir nichts von Torstenson hörten, der Pforte nicht trauen konnten, der Franzose im Reich nicht so siegreich war als jetzt, vermochten sie uns nicht einmal zum Waffenstillstand; — sollen wir jetzt unsere Contentation und die Satisfaction des Landes in pendent lassen?»

\* Brief an seine Gemahlin vom 16. October 1644.

\*\* Rákóczy an seine Bevollmächtigten am 28. November.

## V.

Gerade damals kam in Frankreich selbst die Rechtskräftigkeit des siebenbürgischen Bündnisses in Zweifel. Es herrschte wohl der Wille vor, dem Kaiser im Osten Verlegenheiten zu bereiten, doch hielt man sich an die Versprechungen Torstenson's und Schwedens nicht für gebunden. Es war zum grossen Theile die Schuld Torstenson's. Seine Macht nahm der dänische Krieg in Anspruch; um so mehr wäre es seine Pflicht gewesen, auf diplomatischem Wege dafür zu entschädigen, bei der Pforte dem Kaiser entgegen zu arbeiten, und Frankreich von Allem zu verständigen. Er that keines von beiden Dingen. Erst auf Antrag der Bevollmächtigten in Münster (1644, 13. Mai) entschloss sich die französische Regierung mit Rákóczy wieder anzuknüpfen und bestimmte hiezu das Mitglied des Pariser Parlaments, Croissy. Zugleich wirkte der Gesandte in Polen, Vicomte Brégy, im Interesse des Fürsten. Croissy säumte noch, da er Alles mit Torstenson in's Reine bringen musste, bevor er an die Ratificirung des Vertrages mit Rákóczy denken konnte. Alle Differenzen kamen zur Sprache; die Subsidien, die Hilfstruppen; das Auftreten bei der hohen Pforte, — denn man wusste wohl in Frankreich, dass der Krieg in Ungarn von den Entschlüssen im Divan abhängt. Endlich am 28. Januar 1645 kam Croissy, auf sein Verlangen von Reitern geleitet, in Zboró an. Die wichtigen Vorfälle der letzten Wochen, die Niederlage Gallas', der Zug Torstenson's gegen Süden und die Ankunft Croissy's verfehlten nicht, ihre Wirkung auf die Unterhandlungen auszuüben. Am 21. überreichten die Gesandten Rákóczy's die Forderungen des Fürsten und der oberungarischen Stände, «über welche der Herr Palatin so traurig war, dass er nicht schlafen und nicht essen konnte.» Ferdinand fühlte sich so bedrängt, dass er nachgeben musste. Doch war noch immer kein Ende abzusehen.

Rákóczy konnte nun frei wählen zwischen einem vortheilhaften Frieden mit dem Kaiser und einem regelrechten Bündniss mit Frankreich und Schweden, das ihm Croissy in aller Form anbot (29. Januar). Er fühlte, dass beide Theile seiner bedürfen und wollte den Augenblick ausnützen. Er liess Bisterfeld zu der Verhandlung mit Croissy zu sich bescheiden und wies zugleich seine Gesandten an, vom Palatin zu erfahren: «ob man die Forderungen der Stände erfüllen, und zu unserer Contentation, und von den Comitaten etwas cediren wolle oder nicht.» Er suspendirte die Tracten mit Croissy bis zum Einlangen ihrer Antwort.

Der am 16. Februar in Bartfeld zusammentretende Landtag huldigte ganz diesen Anschauungen. Die Anwesenheit eines französischen Gesandten electrisirte Alle. Das Prestige Frankreichs



stand im Zenith; dazu kam das Gefühl, dass die Nation in ihrer Stellung zwischen Deutschen und Türken nicht verlassen sei und nicht aufgehört habe, ein nothwendiges Mitglied des europäischen politischen Systemes zu bilden. Wenn etwas, kann nur dieses Gefühl der europäischen Solidarität den ungeheuren Einfluss erklären, den die französische Politik im XVII. und XVIII. Jahrhundert bei uns ausübte. — Es ward entschieden, den Krieg fortzusetzen. Am 26. Februar versprach Rákóczi dem französischen Gesandten, die Verhandlungen, wenn der Kaiser in allen Punkten nachgeben sollte, mit seinen privaten Ansprüchen scheitern zu machen. Er rief seine Bevollmächtigten zurück. Doch ward die Verhandlung nicht abgebrochen; der Kaiser sollte jetzt Rákóczy beschicken. Die Wahl des Gesandten, Johann Törös, eines in der Schule Esterházy's geschulten Diplomaten, bewies, wie ernst es dem Kaiser um den Frieden zu thun war. Der Grund dieses Entschlusses lag in der kritischen Wendung des schwedischen Krieges.

Torstenson drang nach dem Siege von Jüterbogk unaufhaltsam gegen Böhmen vor. Der Kaiser sandte ihm Erzherzog Wilhelm und Hatzfeld entgegen, dem sich Götz mit 10,000 Baiern anschloss. Bei Jankau, unweit Tabor, vernichtete Torstenson dieses Heer (27. Februar a. St.). Nichts stand ihm jetzt im Wege; rasch zog er gegen Wien, während die kaiserliche Familie nach Steiermark flüchtete und Gallas ein Heer organisirte, zu dem auch die oberungarischen Truppen stossen sollten. Das Hauptziel Torstenson's war, sich mit Rákóczy zu vereinigen. Am 7. April zog er in Hammersdorf ein; er wollte sich der Brücke über die Donau bemächtigen. Er forderte Rákóczy auf, Truppen gegen Pressburg und Tirnau zu senden. Aber anstatt der erwarteten Hilfstruppen kam ein Schreiben von Esterházy, in welchem ihm dieser Vorwürfe machte, dass er, ein christlicher Feldherr, das Reich eines christlichen Herrschers, das Bollwerk des Christenthums gegen die Heiden, verwüste. Er stellte ihm vor, dass er von Rákóczy nichts zu hoffen habe, da dieser den Frieden schon abgeschlossen habe. Endlich ermahnte er ihn seine Heere wegzuziehen, denn die Söhne Ungarns würden ihre Freiheit bis zum letzten Tropfen Bluts vertheidigen. Torstenson hatte Grund ihm nicht zu glauben und antwortete: Ich wäre nicht hier, wenn Ew. Gnaden nur so gnädig mit den Christen verfahren wären wie mit den Juden, — und benachrichtigte Rákóczy von seinem Plan, das Donauthal bei Pressburg in seine Macht zu bringen. Dies würde ein Stoss in's Herz des Kaisers sein. Er erwartet seine Heere zwischen March und Vág, um Pressburg anzugreifen.

Rákóczy kam nicht. Die Krisis zog ohne Gefahr für Ferdinand vorüber. Torstenson wandte sich gegen Brünn, nachdem er sich

überzeugt, dass Wien sich lange halten könne. Das Ereigniss des Jahres 1644 wiederholte sich. Damals entfernte sich Torstenson von Rákóczy, jetzt der Fürst von den Schweden.

Er hatte von Ende Januar bis Ende April keine Nachricht von den Schweden, wusste nicht, wie nahe sie waren, sogar von der Schlacht von Jankau war er nicht direct unterrichtet. In dem Maasse, wie die Schweden sich den westlichen Grenzen des Landes näherten, zog er an die östliche Grenze. Die Verhandlung mit Croissy nahm ihn ganz in Anspruch. Als Verhandlungsort bezeichnete er Munkács.

Das Schloss war unlängst restaurirt, zum Theil neu gebaut; es war mit seinen geräumigen Sälen, seinen hübschen Zimmern ein schöner Aufenthalt. Die Verhandlungen dauerten lange. «Ich hatte viel Mühe mit diesem Croissy, schreibt Kemény in seinen Memoiren, — denn er war sehr schlau, ein Practiker, gelehrt, ein canis filius, der in vielen Dingen den Fürsten übervorthellen wollte. Ueber ein Wort haben wir manchmal Tage lang gestritten.» Wir haben zwar kein Protocoll dieser Verhandlungen, aber die erhaltenen Brouillons der einzelnen Artikel bezeugen den harten Kampf. Beinahe jeder Punkt wird umgestaltet. Die Ausdrücke und Worte werden wiederholt umgeändert, bis endlich der Text zu Stande kömmt. Die Hauptschwierigkeit war, dass Frankreich den Tractat von Weissenburg, als ohne seine Einwilligung abgeschlossen, nicht annahm. Seine Gründe waren, dass in diesem Schweden früher genannt wird als Frankreich, und dass die auf die Religion bezüglichen Punkte für Frankreich nicht verbindlich sein könnten, «während wir und die Schweden um so mehr darauf bestanden.» \* Endlich am 19. April kam man mit den Punkten in's Reine. Johann Törös war während der ganzen Zeit in Munkács. Man sah, Rákóczy wollte seine Stellung zwischen beiden Parteien nicht verlassen. Nach Beendigung der Punkte forderte Croissy, dass Rákóczy nicht mehr über den Frieden mit dem kaiserlichen Gesandten unterhandeln dürfe und erklärte, dass er nur dann den Tractat unterschreibe und für den allerchristlichsten König verpflichtend halte, wenn der Fürst den kaiserlichen Gesandten entlasse.

So schritt man am 22. April zur Unterschrift. Der Tractat hat 16 Artikel, die zum Theil auf dem Tractat von Weissenburg basiren, aber ihn ganz umgestalten. Es fehlte in demselben das einzige Band, das Siebenbürgen an Schweden knüpfte: das religiöse. Die Berührung zwischen Frankreich und Ungarn war in dieser Zeit eine rein politische, sowie die zwischen Frankreich und den protestantischen Fürsten Deutschlands.

\* Kemény's Memoiren, S. 428.



Die Einleitung bezeichnet als Zweck des Bündnisses die Herstellung der unterdrückten Freiheit und des sichern und dauernden Friedens in der Christenheit. Der Fürst nimmt mit Dank die Hilfe an, die ihm der König für sein so bedrängtes Vaterland anbietet, und geht auf folgende Punkte ein, um die Rechte, Freiheiten und die Constitution des Imperiums und Ungarns — von denen bloß mehr der Name übrig war — zu vertheidigen.

I. Der König von Frankreich nimmt den Fürsten, sein Weib und seine Nachfolger in seinen Schutz und wird sie vertheidigen, wenn Oesterreich oder ein anderer Feind ihre Rechte angreift.

II. Er erhebt kein Anrecht auf Ungarn oder Siebenbürgen.

III. Er zahlt dem Fürsten oder seinen Nachfolgern jährlich 20,000 Thaler, wenn sie in Folge dieses Tractates ihrer Besitzungen beraubt würden.

IV. Zur Kriegführung trägt er jetzt mit 100,000, dann jährlich mit 15,000 Thalern bei.

V. Er giebt 48,000 Thaler für den auf ihn entfallenden Theil der von den Schweden versprochenen 3000 Mann.

VI. Er schliesst keinen Frieden ohne ihn.

VII. Er trägt Sorge für ihn und sein Land auch nach dem Frieden;

VIII. und bleibt auch später in freundschaftlichem Verständniss mit ihm.

IX. Der Fürst verspricht bis zum Hauptfrieden den Krieg aus vollen Kräften fortzusetzen.

X. Er schliesst weder einen Separatfrieden noch einen Separat-Waffenstillstand, höchstens auf drei Wochen. Nur für den Fall, dass ihn die Pforte bedrohte und die Verbündeten ihm nicht hülfe, dürfe er Frieden mit dem Kaiser machen.

XI. Doch bleibt die Freundschaft auch für diesen Fall in Kraft, und er, seine Familie, Ungarn und Siebenbürgen werden in den allgemeinen Frieden miteingeschlossen.

XII. Er verspricht den Katholiken in seinen gegenwärtigen und künftigen Besitzungen die Religionsfreiheit. Doch müssten auch die ungarischen Katholiken die Religionsfreiheit der Protestanten anerkennen.

XIII. Die 1500 Mann, welche Schweden versprochen, sollen dem Fürsten Treue schwören. Am Ende des Krieges wird er sie anständig verabschieden.

XIV. Dieser Tractat verändert nur jene Punkte des früheren schwedischen Bündnisses, von welchen dies ausdrücklich erwähnt ist.

XV. Dieses Bündniss verpflichtet auch die Nachfolger des Fürsten.

XVI. Der König und seine Nachfolger werden diese Punkte halten.

Endlich wurden die mit Plettenberg abgeschlossenen Punkte mit Torstenson's darauf bezüglichen Briefen inarticulirt.

Nun war Rákóczy in Wahrheit Verbündeter von Frankreich und von Schweden. Er wendete nun alle Kräfte an, um die Verbindung mit Torstenson aufrecht zu erhalten, — aber es war schon zu spät.

Die Schaaren Torstenson's streiften trotz der Protestationen Esterházy's in Ungarn, während der Feldherr Brünn belagerte. Rákóczy sendete seinen Sohn Sigmund zu ihm und folgte bald mit seiner Hauptarmee. Doch war dieses gemeinsame Wirken nicht von langer Dauer. Die durch kaiserliche Geschenke umgestimmte Pforte sah sich durch die Machtentfaltung Rákóczy's in ihrer dominirenden Stellung bedroht. Sie wollte nicht gestatten, dass er mehr als die sieben Comitate, die schon Bethlen besessen, mit Siebenbürgen vereinige, und bedrohte ihn mit Krieg, wenn er nicht sogleich den Rückzug antrete. Croissy ging zwar nach Constantinopel, aber mit leeren Händen. Die Pforte konnte nicht zur Aenderung ihres Beschlusses bewogen werden.

So musste Rákóczy auf alle schönen Hoffnungen verzichten. Man kann wohl sagen, die Pforte hat damals das Haus Oesterreich im Besitze von Ungarn erhalten.

Bald folgten die Präliminarien von Lampersdorf und gegen Ende des Jahres der Friede von Linz. So weit Worte vermögen, war die Stellung des Protestantismus in Ungarn gesichert und den Fürsten Siebenbürgens Raum geboten, für dessen Vertheidigung immer einzustehen. Die Verbündeten sahen ihn als Abfall von der gemeinsamen Sache an und hielten sich nicht für verpflichtet, ihm die Subsidien für die frühere Hilfe zu bezahlen. Alles in Allem erhielt er nicht mehr als dreissigtausend Thaler, während er auf beinahe dreimalhunderttausend Anspruch machen konnte. Vergebens sandte er Gesandte auf Gesandte nach Paris, nach Stockholm, nach Münster, vergebens berief er sich auf die Tractate und seine guten Dienste, vergebens bot er diese für die Zukunft an. Sein ganzer Erfolg war, dass man auch Siebenbürgen in den Frieden von Münster mit einschloss. Er war zwar zu den Verhandlungen geladen, ging aber aus Behutsamkeit, vielleicht wegen übertriebener Befürchtungen nicht hin.



## ZEHN JAHRE UNGARISCHER UNTERRICHTS- VERWALTUNG.

### DIE VOLKSSCHULE.

Im Februar 1867 übernahm das verantwortliche ungarische Ministerium die Regierung des Landes. Dieser Moment bezeichnet für das gesammte öffentliche Leben Ungarns den Eintritt einer neuen Entwicklungsepoche; insbesondere sind aber auf dem Gebiete des Volksbildungswesens fruchtbringende Thaten zu verzeichnen, deren Walten schon heute vielfach erkennbar ist, obgleich dieselben der Natur der Sache gemäss ihre segensvolle Wirksamkeit erst in der Zukunft durchgreifender bekunden werden. Denn die Volksbildung reift langsam heran, man muss ihrem Entfalten, Ausbreiten und Vertiefen Zeit und Ruhe gönnen; jeder überhastete Eifer schadet hier, so lobenswerth auch die Tendenz sein mag, die ihn verursacht. Ungarns erstes Decennium seiner selbständigen staatlichen Unterrichts-Verwaltung weist uns alle jene Züge auf, welche mit dem Beginne einer neuen Epoche fast untrennbar verknüpft sind. Wir sehen auch hier jenen heissen Wunsch, die Versäumnisse von Decennien, ja von Jahrhunderten im Sturmschritte gut zu machen; in Folge dessen drängte man gewaltsam nach vorwärts. Man hielt die geräuschvolle äusserliche Bewegung, die blos mechanische Umformung, die blosse Nachahmung des Fremden, das Verändern des Bestehenden überhaupt schon für Fortschritt. Dieser dem besten Wollen und Streben entsprungenen Anschauung muss eine Reihe von Massregeln, Einrichtungen und Verfügungen zugeschrieben werden, die auf dem Unterrichtsgebiete mehr Verwirrung und Zerstörung als Segen hervorriefen.

Sieht man jedoch von diesen Mängeln des Beginnens ab, so bleiben dennoch zahlreiche Beweise von der Einsicht, von dem Verständnisse, von der trefflichen Absicht und dem thatkräftigen Eifer, wodurch das ungarische Unterrichtswesen in dem Decennium 1867—1877 einen überaus achtenswerthen Aufschwung

genommen. Diese erfreulichen Momente finden wir sowohl in den leitenden Kreisen, wie auch auf Seite der lehrenden und beaufsichtigenden Factoren; ja es ist klar bewiesen, dass das Interesse sowie die Opferfreudigkeit für Schule und Bildung auch die unteren Schichten des Volkes durchdringt und belebt. Wir haben uns zur Aufgabe gesetzt, diese Momente, welche Ungarns öffentliches Unterrichtswesen und seine Neubildung charakterisiren, an dieser Stelle in ihren wesentlichen Zügen anzudeuten. Diese Skizzen machen selbstverständlich auf Vollständigkeit oder auf im Einzelnen erschöpfende Darstellung keinen Anspruch; ebenso verbietet es der Raum, dem ungarischen Unterrichtswesen vor dem Jahre 1867 eine eingehendere Aufmerksamkeit zu widmen. Wir müssen uns in dieser Beziehung ebenfalls auf die allernothwendigsten Andeutungen beschränken.

Wir eröffnen unsere Skizzen mit der Volksschule nicht nur deshalb, weil es als naturgemässer Ausgang erscheint, vom Elementaren fort- und aufwärts zu schreiten; sondern auch aus dem Grunde, weil gerade auf dem Gebiete des Volksschulwesens Ungarns Legislative und Regierung ihre besten Thaten vollbracht haben. Hier treffen wir einen in seinen Grundlagen vortrefflichen Bau, der im Einzelnen ebenfalls schon vielfach befriedigende Durchführung erfahren hat.

Ungarns Volksschulwesen war bis zur Jüngstzeit eine *ausschliesslich confessionelle* Institution; die Schule galt gesetzlich als ein Adnexus der Kirche und die Legislative sowie die Staatsregierung beschäftigten sich mit derselben nur in indirecter Weise. Die ersten Versuche einer Regelung des öffentlichen Volksschulwesens durch die Regierung geschahen unter der Kaiserin-Königin MARIA THERESIA. Wie in Oesterreich so verdankt man auch in Ungarn dieser ruhmvollen Herrscherin die Gründung der allgemeinen Volksschule. Schon seit dem Jahre 1766 begann im Einzelnen die Reform des Unterrichtswesens, die jedoch erst durch die Einsetzung der «Studiencommission» im Schosse des ungarischen Statthaltereirathes und durch die Abfassung der nach dem Muster der «allgemeinen österreichischen Schulordnung» entworfenen «Ratio Educationis totiusque rei literariae per regnum Hungariae et Provincias eidem adnexas» (genehmigt im Jahre 1777) in rechten Fluss gerieth. Was den Werth dieser «Ratio Educationis» betrifft, so äussert sich darüber ein Kenner in folgender Weise: «Die Gerechtigkeit gebietet zu gestehen, dass die darin niedergelegten Grundsätze ganz ausgezeichnet, dass, was insbesondere das Elementarschulwesen betrifft, die den ungarischen Verhältnissen entsprechende Anpassung der allgemeinen Schulordnung vollkommen gelungen war, und dass, wäre sie auch thatsächlich ausgeführt worden, das schöne Ungarland daraus keine



geringeren Früchte geerntet hätte, als die anderen Länder der grossen Maria Theresia in Folge der allgemeinen Schulordnung.» \*

Nur ungerne verzichten wir auf eine nähere Charakteristik dieser «Ratio Educationis», die namentlich in Bezug auf die staatliche Leitung und Beaufsichtigung der Schulen treffliche Bestimmungen enthält und dem Staatsinteresse nach dem Grundsatz der grossen Kaiserin-Königin: «das Schulwesen ist und bleibt allzeit ein politicum» in vollem Maasse Rechnung trägt. Die Bestrebungen Maria Theresia's und ihrer Staatsmänner konnten jedoch schon deshalb den gewünschten Erfolg nicht erzielen, weil das gesammte nichtkatholische Schulwesen dem Einflusse der Staatsgewalt in Ungarn entzogen war. Zwar auf die Schulanstalten der Griechisch-Orientalischen, insbesondere der Serben in Ungarn, Croatien und in der Militärgrenze wirkte die Regierung im Wege der «illyrischen Hofdeputation» und durch ihre Commissäre auf den serbischen Kirchencongressen bestimmend ein; dagegen war ihr das gesammte Unterrichtswesen der Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen kraft der gesetzlichen Kirchenautonomie derselben gänzlich entzogen. Die Protestanten errichteten, organisirten und leiteten ihre Schulen ganz selbständig; ja sie erklärten in einer Repräsentation an Kaiser Josef II., dass die Schulverordnungen der Kaiserin-Königin Maria Theresia ihre Religionsfreiheit nicht bloß verletzen, sondern sogar mit gänzlicher Vernichtung bedrohen, weshalb sie dieselben nicht annehmen können. Dasselbe Schicksal erlitten auch die Anordnungen des Kaisers Josef in Betreff der gemischten (simultanen) Schulen, der Beaufsichtigung der protestantischen Schulen durch Staats-Inspectoren, der Annahme des officiellen Lehrsystems und der Schulbücher u. s. w. Josef war vor seinem Tode genöthigt, diese Anordnungen zurückzunehmen (20. Januar 1790).

Der nach Josef II. Tod einberufene Reichstag entsandte auch eine «deputatio in literariis», deren Elaborat im Jahre 1793 als eine neue «Ratio educationis publicae» erschien, jedoch die Genehmigung des Königs nicht erhielt; der Entwurf wurde vielmehr einer neuen Umarbeitung unterzogen und im Jahre 1806 officiell publicirt. In dieser Gestalt blieb diese «Ratio educationis» für

\* Frhr. v. HELFERT: Die österreichische Volksschule, I., 436. Nebst diesem inhaltreichen Werke wurde für die historischen Notizen über das Volksschulwesen hier noch benützt: FICKER, Oesterreichs Schulwesen in der Schmid'schen Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, Bd. VII. — HOCHEGGER und BEER, Die Fortschritte des Unterrichtswesens in den Culturstaaten Europas. Bd. I. — Bericht des ungarischen Ministers für Cultus und Unterricht vom Jahre 1872. (Auch in deutscher Sprache erschienen.) — SCHWICKER, Die letzten Regierungsjahre der Kaiserin-Königin Maria Theresia. Bd. I. — EDM. DÖLLE, Geschichte der Erziehung (in ungarischer Sprache).

sämmtliche katholische Schulen Ungarns und der partes adnexae verpflichtende Norm und bestand im Wesentlichen in Kraft bis zum Jahre 1848; ja einzelne Bestimmungen derselben haben auch noch heute Geltung.

Die Protestanten hatten durch den Gesetzartikel 26:1790/1 neuerdings das Recht der Kirchen- und Schulautonomie bestätigt erhalten und nahmen von den Schulordnungen der Regierung keine Notiz. Denn Ungarn war damals ein «katholischer» Staat, die übrigen Confessionen schützten sich gegen dessen confessionelle Propaganda durch Staatsverträge, Gesetze und Privilegien und betrachteten voll Misstrauen jede Machterweiterung der Staatsgewalt. Die traurigen Erfahrungen der Vergangenheit rechtfertigten allerdings solches Misstrauen. Die geistige Cultur des Landes kam aber dabei zu Schaden. Es fehlte nicht an achtungswerthen Bestrebungen zur Reform des protestantischen Schulwesens; allein diese Bestrebungen waren nur partieller Natur. Treffliche Schulanstalten der Protestanten gab es insbesondere bei den Evangelischen in Ober- und Westungarn; dann bei den Reformirten jenseits der Theiss und im Donau-Kirchendistrict. Aber diese Schulreformen bezogen sich mehr auf die Lateinschulen.

Erst im Jahre 1827 entsendete der Reichstag abermals eine Deputation in Schulsachen, jedoch deren im Druck erschienene Entwürfe gelangten ebenfalls niemals zur legislatorischen Verhandlung. Auf dem Reichstage 1832/6 gedachten die «Väter des Landes» auch nur nebenbei der Schule, indem sie beschlussmässig aussprachen, bei Segregation der Hutweide sei eine halbe Ansässigkeit für den Schullehrer auszuscheiden. Zu einem Schulgesetze kam es nicht. Da griff die Regierung mindestens für die katholischen Schulen wiederum auf dem Verordnungswege ein; sie errichtete fünf römisch-katholische Lehrerpräparanden mit zweijährigem Lehrkurs und gab im Jahre 1846 das «Systema scholarum elementarium» heraus, das der österreichischen «Politischen Schulverfassung» nachgeahmt war und die wesentlichen Bestimmungen der «Ratio Educationis» vom Jahre 1806 zeitgemäss umgestaltete, respective erneuerte. Aber auch die Protestanten besserten mit Eifer an ihrem Elementar-Schulwesen. Im Jahre 1840 wurde seitens der Reformirten im Districte jenseits der Theiss das preussische Unterrichtssystem zum Muster genommen; die Evangelischen Augsburgischer Confession folgten mit der Schulverbesserung im Jahre 1841 nach; von 1839—1847 errichteten die Protestanten in Ungarn-Siebenbürgen elf Lehrerpräparanden. Auf katholischer Seite zeichneten sich einzelne Bischöfe, Domcapitel, Gutsherrschaften und Private durch eifrige und opferwillige Schulfreundlichkeit aus. Schlimmer stand es um die



Bildungsanstalten bei den Griechisch-Orientalischen und Griechisch-Katholischen; bessere Schulung wiesen jedoch die jüdischen Bewohner des Landes auf.

Immerhin war beim Eintritt des Jahres 1848 die ungarische Volksschule im Allgemeinen in wenig erfreulichem Zustande. Dr. FICKER giebt «nach einer möglichst sorgfältigen Berechnung» an, dass im Durchschnitte für ganz Ungarn und Croatien-Slavonien vor 1848 auf 100 schulpflichtige Kinder nur 37 schulbesuchende entfielen.

Einen wichtigen Moment in der Geschichte des ungarischen Unterrichtswesens bildet das Jahr 1848, das in dem neuen verantwortlichen Ministerium dem Lande auch einen Minister für Cultus und Unterricht brachte. Der edle Baron JOSEF EÖTVÖS übernahm das Portefeuille desselben. Freilich war in diesen sturmvollen Tagen eine durchgreifende Reform des öffentlichen Bildungswesens nicht möglich. Nichtsdestoweniger verdient es als rühmliche That betont zu werden, dass Eötvös dennoch den Muth und die Energie besass, dem Reichstage einen in vieler Hinsicht vorzüglichen *Entwurf eines Elementar-Schulgesetzes* vorzulegen. Derselbe kam am 3. August 1848 auf die Tagesordnung und wurde in den Tagen vom 3. bis zum 12. August in zwölf Sitzungen verhandelt und mit grosser Majorität angenommen. Leider traf den Entwurf im Oberhause ein ungünstiges Geschick. Er wurde abgelehnt und konnte somit gleichfalls keine Gesetzeskraft erhalten.\*

Epochemachend für Ungarns Unterrichtswesen war die Zeit des Absolutismus 1850—1860. Dieses Decennium hat in politischer Beziehung über Ungarn viel Unheil gebracht, für die Schule war es jedoch die Zeit der Neugestaltung, des erfreulichen Gedeihens sowohl in Bezug auf die innere Einrichtung wie auch hinsichtlich der äusseren Administration, der Leitung und Aufsicht. Die entscheidenden Normal-Verordnungen wurden von Seite des österreichischen Unterrichtsministeriums namentlich in den Jahren 1851—1856 erlassen; sie regelten die Lehrerbildung, schrieben methodische Lehrpläne und passende Schul- und Hilfsbücher, sowie sonstige zweckmässige Lehrmittel vor. Die Errichtung und Erhaltung der Schulen, der ordentliche Schulbesuch, die amtliche Stellung sowie die materielle Entlohnung des Lehrpersonals, die Herstellung einer geordneten Schulaufsicht, die Schaffung einer periodischen pädagogischen Literatur sind weitere Verdienste dieser Schulverwaltung,\*\* deren Resultate auch folgende Ziffern beweisen.

\* Vgl. «Ungarischer Schulbote» 1868, S. 165, 185.

\*\* Eine übersichtliche und ausführliche Darstellung dieses Systems bietet Freih. v. HELFERT im zweiten Bande seiner «Oesterreichischen Volksschule».



Man zählte nämlich in Ungarn (mit der «serbischen Wojwodenschaft und dem temescher Banat») und Siebenbürgen insgesamt im Jahre

		1850	1858
römisch-katholische	Volkschulen	5475	6382
griechisch-orientalische	»	769	1534
evangelische . . . . .	»	1387	1534
reformirte . . . . .	»	2349	2545
unitarische . . . . .	»	116	107
jüdische . . . . .	»	95	304
Zusammen		10,191	12,406

Die Zunahme beträgt demnach 2215 Schulen, ohne Zweifel für den Zeitraum von acht Jahren ein sehr günstiger Erfolg. Der Schulbesuch war im eigentlichen Ungarn im Jahre 1850 bei den Knaben 44 %, bei den Mädchen 33 %; in Siebenbürgen 26 % der Schulpflichtigen. Diese Verhältnisszahlen stiegen im Jahre 1858 im eigentlichen Ungarn bei den Knaben auf 62 %, bei den Mädchen auf 46 %; in Siebenbürgen auf 52 % der Schulpflichtigen.\*

Die Zeit des staatsrechtlichen «Provisoriums» (von 1860 bis 1867) war dem Unterrichtswesen nicht vortheilhaft. Aeusserlich blieben zwar die erlassenen Normen fortbestehen, aber es fehlte der Ernst und die Gewalt der Executive. Manche gute Einrichtung verfiel, einzelne Gemeinden beseitigten ihre Schulen, schmälerten die Lehrerbeseoldungen, hielten die Kinder vom Schulbesuch ab u. dgl. Erst mit dem Jahre 1864 machte sich abermals eine kräftigere Leitung im Schulwesen bemerkbar, die jedoch die eingerissenen Uebelstände nicht zu beseitigen vermochte.

So fand das wieder errichtete ungarische Unterrichtsministerium ein ziemlich verworrenes und verwahrlostes Schulwesen vor. Die Zahl der Schulbesuchenden stand mit der Menge der Schulpflichtigen im grellen Widerspruch; die vorhandenen Lehrkräfte genügten weder in der Zahl noch in der beruflichen Qualification; die Schulgebäude waren unzulänglich, häufig verfallen; die Besoldung der Lehrer in vielen Theilen des Landes beschämend niedrig. Dieser Zustand ging namentlich dem wieder an die Spitze des ungarischen Unterrichtswesens gestellten Baron JOSEF EÖTVÖS tief zu Herzen. Er fasste den Entschluss, seine gesammte Regierungsthätigkeit vor Allem dem Volksschulwesen zuzuwenden; denn seiner Ueberzeugung nach, die er aus dem Zustande in Deutschland schöpfte, übe zwar die Pflege der höheren Wissenschaften auf die Verbreitung der Civilisation in allen Classen des Volkes Einfluss, «aber um vieles grösser und allgemeiner sei jener

\* Vgl. FICKER l. c. p. 538 ff. und 549 ff.



Einfluss, den die allgemeine Verbreitung der Cultur auf die Hebung der Wissenschaften und Künste ausübe.» Darum stellte er auch dem Reichstage gegenüber als dessen erste Pflicht die *Förderung des Volksschulwesens* hin.\*

Ehe Eötvös jedoch die Legislative für diesen Zweck in Anspruch nahm, wendete er sich mit seiner hinreissenden Beredsamkeit in einem Aufrufe an die Nation zur Errichtung von *Volks-Erziehungsvereinen*, deren Zweck die Hebung und Entwicklung der Volkserziehung auf *sozialem* Wege sein sollte. Die Macht und der Einfluss der Regierung sei zur Bewerkstelligung der nöthigen Schulreform nicht ausreichend. «Nur dort allein kann eine lebensfähige, selbständige und dauernde menschliche Cultur sich entwickeln, wo das Gefühl der Nothwendigkeit dieser Cultur in der Gesinnung der Nation erwacht ist und wo die Cultur durch das einmüthige Zusammenwirken aller Classen der Bürger aus dem Leben des betreffenden Volkes selbst hervorgeht.» Der von warmem patriotischem Eifer erfüllte Aufruf hatte in der Presse wie im Publicum den lebhaftesten Beifall, die lauteste Zustimmung gefunden; allein dieser Enthusiasmus, womit man allerwärts zur Constituirung von «Volks-Erziehungsvereinen» schritt, erwies sich in den meisten Fällen als schnell verloderndes Strohfeuer. Zwei Jahre später sah sich der Minister zu dem Geständnisse genöthigt, dass «seine Hoffnung sich nur zum kleinen Theile erfüllt habe; denn auf seinen Aufruf kamen im ganzen Lande bis Ende 1869 nur etwa 25 Vereine zu Stande.»\*\* Heute besteht auch von diesen 25 Vereinen kein einziger mehr. Ungarns Volksbildungswesen konnte auf *sozialem* Wege nicht fruchtbringend gefördert werden; es fehlte im Volke vielfach das Bedürfniss, das Interesse und Verständniss, sowie die selbstlose Hingabe, Opferwilligkeit und Ausdauer. Hier konnten nur *legislatorische* Verfügungen und auf Grund derselben *ordentliche und consequente Regierungsmassregeln*ersprießliches schaffen.

Dies bewog Baron Eötvös und die einsichtigen Staatsmänner und Politiker vor Allem zur Vorbereitung und Schaffung eines *ordentlichen Volksschulgesetzes*. Schon am 3. Juni 1863 legte der Minister unter lautem Beifall des Hauses den Gesetzentwurf zur Regelung des Volksschulwesens vor. Derselbe wurde nach einer Monate langen eingehenden Berathung in Commissionen und Enquêtes, wobei der ursprüngliche Entwurf nicht immer zu seinem Vortheile manche wesentliche Modification erlitt, und nach einer ebenfalls lebhaften Discussion in den beiden Häusern des

\* Vgl. den ersten ministeriellen Bericht über den Zustand des Volksschulwesens in Ungarn im Jahre 1869 (in ungarischer Sprache). I. Theil, p. 42.

\*\* Ebend. p. 27.

Reichstages angenommen und dann als 38. Gesetzartikel des Jahres 1868 am 5. December desselben Jahres vom Könige sanctionirt.

Das *ungarische Volksschulgesetz*,\* dessen ursprünglicher Entwurf sich im Wesentlichen das Züricher Schulgesetz zum Vorbild genommen hatte, zerfällt in neun Capitel mit 148 Paragraphen. Das I. Capitel spricht die *Schulpflichtigkeit* für die körperlich und geistig gesunde Jugend vom 6. bis zum vollendeten 15. Lebensjahre in der Weise aus, dass vom 6. bis zum 12. Lebensjahre die Kinder beider Geschlechter zum Besuche der Alltagsschule im Winter und Sommer, die Jugend vom 12. bis zum 15. Lebensjahre aber zum Besuche der Wiederholungs- (respective Fortbildungs-) Schule verpflichtet ist. Unentschuldbare Schulversäumnisse werden an den Eltern mit Geld- und Freiheitsstrafen, ja auch durch Entziehung der elterlichen Vormundschaftsrechte bestraft. Der Privat- oder häusliche Unterricht ist gestattet, doch müssen die daheim privatim unterrichteten Kinder jährlich einer öffentlichen Lehranstalt zur Prüfung vorgeführt werden.

Capitel II. setzt die verschiedenen *Arten der Volksschulen* und deren *Errichtung* fest. Die Volksschulanstalten zerfallen in Elementar-, höhere Volks- und Bürgerschulen und in Lehrerseminarien, welche Anstalten entweder *öffentliche* oder *private* sein können. Öffentliche Anstalten können errichten und erhalten die in Ungarn gesetzlich anerkannten Religionsgenossenschaften (Confessionen), ferner Gesellschaften und Einzelne; endlich die (politischen) Gemeinden und der Staat.

Das III. Capitel beschäftigt sich mit den *confessionellen Volksschulen*. Diese bedürfen zu ihrer Errichtung keiner behördlichen Genehmigung und werden von den Gläubigen der betreffenden Religionsgenossenschaft aus eigenen materiellen Mitteln erhalten, wozu diese Gläubigen von der gesetzlichen Vertretung der Confession besteuert werden können. Die Confessionen besitzen für ihre Schulen das Recht der freien Lehrerwahl und der Feststellung der Lehrerbesoldung; ferner die Freiheit in Bezug auf die Heranbildung und Approbation ihrer Lehrer, endlich die Freiheit in der Bestimmung des Lehrsystems, der Lehrmethode und der Lehrbücher. Der Staat hat sich nur die Oberaufsicht, sowie die Erfüllung gewisser Bedingungen vorbehalten. Diese letzteren beziehen sich auf die Art der Erbauung und Einrichtung der Schulhäuser, auf die Trennung der Geschlechter, auf die Maximalzahl (80) der Schüler in einer Schulelasse, auf die Lehr-

\* Den Wortlaut s. «Die ungarischen Schulgesetze sammt den ministeriellen Instructionen und Verordnungen». Herausgegeben von Professor J. H. SCHWICKER. Budapest, 1877—1878, 3 Lief.



befähigung der angestellten Lehrer und deren erlaubte Nebenbeschäftigungen; auf die obligaten Lehrgegenstände, sowie auf die Versehung der Schule mit den erforderlichen Lehrmitteln und endlich auf die Dauer der jährlichen Unterrichtszeit, die in Dörfern mindestens acht, in Städten wenigstens neun Monate beträgt. Sollte eine confessionelle Schule den gesetzlichen Vorschriften nicht nachkommen, so erhält die confessionelle Schulbehörde von Seite des Staates in Zwischenräumen von je einem halben Jahre eine amtliche Mahnung zur Besserung; wird derselben auch beim dritten Male keine Folge geleistet, so kann die Regierung die Errichtung einer interconfessionellen Gemeindeschule anordnen, wobei dann die Schulsteuer auch auf die Mitglieder der renitenten Confessionsgemeinde ausgedehnt wird.

Im Capitel IV werden die Schulanstalten von *Privaten* oder *Gesellschaften* behandelt. Die Schulerrichtung steht Jedermann frei, der die vorschriftsmässige Befähigung nachweisen kann. Wenn die Privatanstalten den betreffenden gesetzlichen Normen entsprechen, erhalten sie den Charakter und die Rechte der öffentlichen Schulen; sie müssen deshalb ihre Organisation und den Lehrplan dem Districts- (Comitats-) Schulrathe vorlegen und unterstehen der Aufsicht der ordentlichen Local-Schulbehörde. Vorzügliche Privatanstalten können auch der materiellen Staatshilfe theilhaftig werden; dagegen hat die Regierung auch das Recht, schlechte oder gar in moralischer Hinsicht beanstandete Privatschulen nach vorheriger gerichtlicher Untersuchung schliessen zu lassen.

Das V. Capitel erörtert Wesen und Beschaffenheit der *Gemeindeschulen*. Die Gemeinden sind verpflichtet, dort, wo entweder gar keine Schule besteht, oder die Confessionen keine den gesetzlichen Anforderungen entsprechende Schule erhalten, die nöthigen Volkslehranstalten zu errichten und zu erhalten. Diese Gemeindeschulen sind gemeinsame (interconfessionelle) Lehranstalten für die Kinder aller Ortsbewohner ohne Unterschied der Confession. Es steht der Gemeinde frei, den in ihrer Mitte bestehenden confessionellen Schulen auch in der Zukunft nach einem gerechten Verhältnisse Subsidien zu gewähren. Die Confessionen können ihre Schulen an die politische Gemeinde übertragen und diese ist verpflichtet, dieselben zu übernehmen; ja wenn die Eltern von 30 schulpflichtigen Kindern die bestehenden confessionellen Schulen nicht benützen wollen, so muss die Gemeinde für diese Schulpflichtigen eine gemeinsame Elementar-Volksschule auf Gemeindekosten errichten. Die Gemeinde hat die Schulgebäude und Schuleinrichtungen herzustellen und in Stand zu halten, dieselben mit den erforderlichen Lehrmitteln zu versehen und den armen Kindern die Schulrequisiten unentgeltlich zu reichen.



Mädchen und Knaben sind wo möglich in abgesonderten Schulzimmern, jedenfalls aber in getrennten Abtheilungen zu unterrichten. Von den Eltern der Schüler wird ein mässiges Schulgeld eingehoben; Arme sind davon befreit. In der Regel dürfen in einem Lehrzimmer nur 60, höchstens 80 Schüler von einem Lehrer unterrichtet werden. Zur Deckung der Schulerhaltungskosten, für welche die Gemeinde einzustehen hat, kann dieselbe auf ihre Mitbürger eine Schulsteuer auswerfen, die jedoch 5 % der directen Staatssteuer nicht überschreiten darf. Von dieser Schulsteuer sind jene Confessionsgenossen befreit, die für ihre eigene confessionelle Schule schon einen ebenso hohen oder gar grösseren Beitrag leisten. Weist eine Gemeinde nach, dass sie aus eigenen Mitteln die Schullasten nicht zu erschwingen vermag, dann hat sie das Recht, die Staatshilfe anzurufen; zu diesem Zwecke der Staatsunterstützung votirt die Legislative dem Unterrichtsminister jährlich eine bestimmte Summe. In jeder Gemeinde soll die Gründung eines Schulfonds angestrebt und derselbe wo möglich mit liegendem Gut dotirt und vermehrt werden.

Die *Elementar-Volksschule* zerfällt in zwei Curse: in die *Alltags-* und in die *Wiederholungs-* oder *Fortbildungsschule*; für jene beträgt die wöchentliche Lehrstundenzahl 20—25, für diese im Winter fünf, im Sommer zwei Stunden. Die Unterrichtszeit dauert in Dörfern mindestens acht, in Städten wenigstens neun Monate. Als obligate Lehrgegenstände der Elementar-Volksschule bestimmt das Gesetz: Religions- und Sittenlehre, Schreiben und Lesen, Kopf- und Zifferrechnen und Kenntniss der vaterländischen Maasse und Münzen, Sprachlehre, Sprech- und Denkübungen, vaterländische Geographie und Geschichte, das Wichtigste aus der allgemeinen Geographie und Geschichte, die Elemente der Naturlehre und Naturgeschichte mit besonderer Rücksicht auf die Lebensweise der Bevölkerung und die Beschaffenheit der Ortslage, practische Anleitung in der Landwirthschaft und im Gartenbau, die wichtigsten bürgerlichen Rechte und Pflichten, Gesang und Turnen. Für die Ertheilung des Religionsunterrichtes hat die betreffende Confession zu sorgen; doch muss derselbe öffentlich und in den ordentlichen Lehrstunden ertheilt werden. Jedes Kind empfängt den Unterricht in seiner Muttersprache; in gemischtsprachigen Gemeinden sind nur solche Lehrer anzustellen, welche der betreffenden Sprachen kundig sind.

Gemeinden mit mehr als 5000 Einwohner sind verpflichtet, eine *höhere Volks-* oder eine *Bürgerschule* zu errichten. Die *höhere Volksschule* hat für Knaben einen drei-, für Mädchen einen zweijährigen Lehrcurs und schliesst sich fortsetzungsweise an den sechsten Jahrgang (die sechste Jahresklasse) der Elementarschule an. In Bezug auf Unterrichtssprache, Religionsunterricht, Schü-



lerzahl in einer Classe und jährliche Unterrichtszeit gelten die einschlägigen Bestimmungen der Elementar-Volksschule; in der höheren Volks- und in der Bürgerschule müssen die Geschlechter unbedingt abgesondert unterrichtet werden. Lehrgegenstände der höheren Volksschule sind: *a)* für Knaben: Religions- und Sittenlehre, Schönschreiben und Zeichnen,\* Muttersprache, wo die Muttersprache nicht die ungarische ist, die ungarische Sprache, Arithmetik und Geometrie mit practischen Uebungen, Physik und Naturgeschichte mit besonderer Rücksicht auf Agricultur und Gewerbe, Geographie und Geschichte (allgemeine und vaterländische), die Grundzüge der Landwirthschaftskunde, vaterländische Verfassungslehre, einfache Buchhaltung, Turnen mit besonderer Rücksicht auf militärische Uebungen, Gesang; *b)* für Mädchen: Religions- und Sittenlehre, Schönschreiben und Zeichnen, Arithmetik, Muttersprache, ungarische Sprache (wo dieselbe nicht Unterrichtssprache ist), Geographie und Geschichte, Physik und Naturgeschichte mit besonderer Rücksicht auf Gartenbau und Haushaltung, Gesang, weibliche Handarbeiten. An einer höheren Volksschule müssen mindestens zwei ordentliche und ein Hilfslehrer angestellt sein; die wöchentliche Stundenzahl einer Classe kann 18—24 (inclusive Religionsunterricht) betragen. Mehr als 30 Stunden in der Woche ist kein Lehrer zu unterrichten verpflichtet.

Die *Bürgerschule* ist für Knaben sechs-, für Mädchen vierclassig; sie nimmt ihre Zöglinge in die unterste (erste Classe) aus der vierten Jahresklasse der Elementarschule auf; in einer Classe dürfen in der Regel nur 50 Schüler sein. Die Anzahl der Lehrkräfte wird nach Anzahl der Classen bestimmt, doch müssen mindestens drei ordentliche und ein Hilfslehrer angestellt sein. Die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden in einer Classe beträgt 24—26 mit Einschluss des Religionsunterrichtes. Die ordentlichen Lehrgegenstände der Bürgerschule sind: Religions- und Sittenlehre, Muttersprache, Stilistik und Literatur, ungarische Sprache (wo dieselbe nicht Unterrichtssprache ist), deutsche Sprache (wo die ungarische Sprache Unterrichtssprache ist), Arithmetik, Geometrie, Geographie und Geschichte (allgemeine und vaterländische), Naturlehre, Naturgeschichte und Chemie mit besonderer Rücksicht auf Industrie, Handel und Landwirthschaft, Landwirthschafts- oder Gewerbskunde, Statistik, die Grundzüge des allgemeinen, des Privat- und Wechselrechtes, Buchführung, Zeichnen in Verbindung mit Geometrie und Schönschreiben, Gesang, Turn- und Waffenübungen. Ausserordentliche Lehrfächer: lateinische und französische Sprache, Musik. Der

\* Wir folgen in der Aufzählung der Reihenfolge im Gesetze.



Unterrichtsminister bestimmt, welche von diesen Lehrgegenständen in den Mädchen-Bürgerschulen zu lehren sind; überhaupt ist die Feststellung des Lehrplanes hier und bei allen Schulanstalten Sache des Unterrichtsministers. — Wo es für nothwendig erachtet wird, hat der Minister das Recht und die Pflicht, reine Staatsschulen auf Kosten des Staates zu errichten und zu erhalten.

Das VII. Capitel handelt von den *Lehrerseminarien*, deren der Staat in den verschiedenen Gegenden des Landes 20 errichten soll; dasselbe hat hinsichtlich der Errichtung von Lehrerinnen-Seminarien zu geschehen. Mit jedem Lehrerseminar ist eine Uebungsschule und ein mindestens zwei Joch grosser Garten zum landwirthschaftlichen Unterrichte verbunden. Der Seminarcurso dauert für Lehrer und Lehrerinnen drei Jahre. In das Lehrerseminar werden solche körperlich und geistig gesunde Jünglinge aufgenommen, die mindestens das 15. Lebensjahr vollendet und die unteren vier Classen einer Bürger- oder Realschule oder eines Gymnasiums absolvirt haben; in das Lehrerinnenseminar treten vierzehnjährige Mädchen nach beendigter höherer Volksschule. Der Lehrkörper eines Lehrerseminars besteht aus dem Director, aus wenigstens zwei ordentlichen und einem Hilfslehrer und aus dem Lehrer der Uebungsschule, die stets einclassig ist. Bei den Mädchen kommen noch einige weibliche Lehr- und Aufsichtspersonen hinzu. Die Besoldung der ordentlichen Seminarlehrer beträgt 1000 fl. Gehalt und 100 fl. Quartiergeld; der Director hat 200 fl. Functionszulage.\* Der Hilfslehrer genießt 750 (resp. 800) fl. Gehalt, freie Wohnung, Heizung und Kost am gemeinsamen Anstaltstische. Der Uebungsschullehrer bezieht ausser freier Wohnung noch 700 fl. Besoldung. Ordentliche Lehrfächer sind: Religions- und Sittenlehre, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Geographie und Geschichte (allgemeine und vaterländische), Muttersprache, ungarische und deutsche Sprache, Naturwissenschaften und deren Anwendung auf Industrie und Agricultur (bei den Mädchen auch Gartenbau und Hauswirthschaft), Landwirthschaftskunde mit Garten- und Feldarbeiten (fehlt bei den Mädchen), vaterländische Verfassungslehre (fehlt bei den Mädchen), Mathematik und Geometrie (bei den Mädchen nur Arithmetik), Gesang und Musik, besonders Clavier- und Violinspiel (bei den Mädchen nur Gesang), Schönschreiben und Zeichnen, Unterricht im Turnen (fehlt bei den Mädchen), Lehrproben in der Uebungsschule. Für die Mädchen noch insbesondere: Haushaltungskunde und weibliche Handarbeiten. Mit jedem Seminar soll eine Bibliothek verbunden sein. Die Staatsseminarien haben keinen confes-

\* Nur in Budapest sind die Besoldungen 1200 fl. Gehalt, 200 fl. Quartiergeld und 300 fl. Directionszulage.



sionellen Charakter, doch besoldet der Staat für jede im Seminar vertretene Confession den bestellten Religionslehrer. In den Lehrseminarien werden Haushaltungen eingerichtet, so dass die Zöglinge gegen mässiges Entgelt Verköstigung empfangen; in jeder Anstalt werden arme, fleissige und wohlgesittete Candidaten unentgeltlich verköstigt, oder sie geniessen eines Geldstipendiums. Für die Zöglinge eines Lehrerinnenseminars ist das Internat vorgeschrieben; hier ist Wohnung und Wäsche frei, die Kost wird um ein geringes Entgelt gereicht, doch erhalten dieselbe viele Zöglinge ganz unentgeltlich. Schulgeld wird an keinem Lehrerseminar gezahlt. Bei jedem Seminar ist vom Minister als höhere Instanz ein Directionsrath aufgestellt. Derselbe hat nach den Instructionen des Ministers unter Vorsitz des betreffenden Schulinspectors die materiellen und geistigen Angelegenheiten des Seminars zu leiten. Der Seminardirector ist Mitglied des Directionsrathes, der ausserdem noch fünf Mitglieder zählt. An den Seminarien finden jährlich öffentliche Prüfungen statt. Ein oder längstens zwei Jahre nach Beendigung des Seminarcurse hat jeder absolvirte Seminarist die ordentliche Lehrbefähigungs-Prüfung zu bestehen. Zur Erprobung der Qualification als Bürgerschullehrer haben die Aspiranten ausserdem noch aus bestimmten Lehrfächern ein besonderes Examen abzulegen. Wer bei den Prüfungen zweimal durchfällt, wird für immer abgewiesen.

Das Capitel VIII beschäftigt sich mit den *Schulbehörden*. Diese sind: Ortsschulcommissionen,\* Comitatsschulräthe, Comitatsschulinspectoren und das Unterrichtsministerium. Die *Ortsschulcommission* besteht mindestens aus neun Mitgliedern, die von der Gemeinde auf drei Jahre gewählt werden. Ausserdem sind noch der Seelsorger des Ortes und der Repräsentant des Lehrkörpers vollberechtigte Mitglieder dieser Commission. Dieselbe wählt den Lehrer, inspicirt wöchentlich die Schule, bestimmt das Schulgeld, wacht über den Schulbesuch, strengt die Bestrafung der Schulversäumnisse an, besorgt die Verwaltung der Schulfonde, hält die Schulgebäude in gutem Stand, versieht die Schule mit den nöthigen Lehrmitteln, folgt die Lehrerbesoldung aus, bildet in Streitigkeiten zwischen Lehrern und Eltern das erste gerichtliche Forum u. s. w. — Das ganze Land wird nach den Comitaten in Schuldistricte eingetheilt (Budapest bildet einen besonderen Schuldistrict). An der Spitze des Schuldistricts steht der vom Minister ernannte *Schulinspector*, der zugleich Präses des Comitatsschulrathes ist und dessen Wirksamkeit sich auch über mehrere Schuldistricte erstrecken kann, doch darf die Zahl der ihm zugewiesenen

\* In Ungarn auch «Schulstühle» genannt, analog den «Gerichtsstühlen», Gerichtshöfen.



Gemeinden 300 nicht überschreiten. Nach Erforderniss wird demselben auch ein Unter-Inspector beigegeben. Der Schulinspector ist das Organ der Regierung, durch welches diese sämtliche Volks-Lehranstalten beaufsichtigen, respective leiten lässt. Die letztere Function bezieht sich jedoch nur auf die Gemeinde- und Staatsschulen. Der Inspector soll jede Schule seines Districtes jährlich wenigstens ein Mal besuchen und hierüber wie über den Zustand des Schulwesens seines Districtes überhaupt jährlich dem Minister ausführlichen Bericht erstatten. Der Schulinspector bezieht eine ordentliche Besoldung vom Staate. — Der *Comitats-Schulrath* besteht aus je einem Vertreter der im Comitate vorhandenen Confessionen, aus vier vom Lehrstande aus seiner Mitte gewählten Repräsentanten und aus 14—34 Mitgliedern des politischen Comitatsausschusses. Diese Mitglieder werden auf fünf Jahre gewählt; sie beziehen für die Dauer der vierteljährigen Sitzungen Diäten sowie Vergütung ihrer Reisekosten. Der Comitatsschulrath steht über den Ortsschulcommissionen, deren Thätigkeit er controlirt, er erstattet jährlich über seine Wirksamkeit an das Comitats einen Bericht.

Das IX. und letzte Capitel des ungarischen Volksschulgesetzes beschäftigt sich mit den *Lehrern*. Das Lehramt können in Zukunft nur ordentlich geprüfte, absolvirte Seminaristen bekleiden; doch werden auch jene ungeprüften Lehrer, die bei Schaffung des Gesetzes im Amte gestanden, in demselben belassen, wenn sie entweder durch eine nachträgliche Prüfung oder durch ihre unterrichtliche Thätigkeit ihre Qualification zum Lehramt dargelegt haben. Die Lehrer werden unter Vorsitz eines Mitgliedes des Comitatsschulrathes von der Ortsschulcommission auf Lebenszeit gewählt. Sie können nur wegen eines Verbrechens oder wegen Nachlässigkeit oder Sittenlosigkeit durch Urtheil des Comitats-Schulrathes aus dem Amte entlassen werden. Jedes derartige Urtheil unterliegt der Bestätigung des Ministers. Die erledigten Dienststellen müssen längstens binnen einem halben Jahre definitiv besetzt werden. Nach dem Tode eines Lehrers gebührt der Wittve noch für ein halbes Jahr die ganze Besoldung und die Wohnung des Lehrers. Ausser den Ehrenstellen eines Reichstags-Deputirten\*, eines Mitgliedes der Comitats-, Gemeinde- und Kirchenvertretung oder des Geschwornengerichtes darf der Lehrer kein anderes Nebenamt bekleiden. Die confessionellen Lehrer können beim Gottesdienste und bei den Leichenbegängnissen dem Geistlichen Assistenz leisten. Die Besoldung der Lehrer soll nach den örtlichen Verhältnissen von der Ortsschulcommission bean-

\* Diese gesetzliche Erlaubniss wurde im Jahre 1875 durch das Incompatibilitätsgesetz wieder aufgehoben.



tragt und vom Comitatsschulrathe bestätigt werden. Doch darf das Gehalt nebst einer anständigen Wohnung und einem Garten nicht geringer sein als 300 fl. für den ordentlichen Elementar-, 200 fl. für den Elementar-Hilfslehrer, 550 fl. für den höheren Volksschullehrer, 250 fl. für den Hilfslehrer an höheren Volksschulen, 800 fl. für die Bürgerschullehrer in grösseren, 700 fl. in kleineren Städten, 400 resp. 350 fl. für die Hilfslehrer an Bürgerschulen. Ein Theil des Gehaltes kann in Naturalien verabfolgt werden. Wo bisher höhere Gehaltsbezüge bestanden, dürfen dieselben nicht herabgemindert werden. Zwei Procente des Lehrer-gehaltes liefert die Ortsschulcommission an den Comitatsschulrath, dieser an das Unterrichtsministerium ab; letzteres bildet daraus eine Unterstützungscasse für altersschwache oder durch Krankheit dienstuntauglich gewordene Lehrer oder Lehrerinnen, sowie für deren Wittwen und Waisen. Ausserdem votirt der Reichstag jährlich eine Summe zur Unterstützung von 100 Lehrer-Waisen.

Die Lehrer an den Gemeindevolks- und Bürgerschulen constituiren in jedem Schuldistricte eine Lehrercorporation, die wieder in einzelne Kreis- oder Bezirksvereine getheilt wird. Die Bezirks-Vereine halten jährlich zwei, die Corporation eine Sitzung ab. Das nähere Statut hierüber erlässt der Minister. Dieser hat auch in jedem Jahre dem Reichstag über den Zustand des öffentlichen Unterrichts einen ausführlichen Bericht zu erstatten. —

Das sind im Wesentlichen die Bestimmungen des ungarischen Volksschulgesetzes, das dem niederen Schulwesen Ungarns eine neue Grundlage geschaffen hat. Ueber den politischen, pädagogischen und allgemein culturellen Werth dieses Gesetzes können wir an dieser Stelle Raummangels wegen ebenfalls nur einige Andeutungen geben. Vor Allem erscheint es wichtig, dass die ungarische Legislative durch die Schaffung dieses Gesetzes zum *ersten Male* den Boden der *gesetzlichen Regelung des öffentlichen Unterrichtswesens* betreten und dadurch der Staatsgesetzgebung ein bisher vernachlässigtes Gebiet im Interesse der Volkscultur, ja im Interesse der Existenz des Staates selbst zurückgewonnen hat. Das ungarische Volksschulgesetz wurzelt auf dem Princip der *Lehrfreiheit*; die Errichtung und Erhaltung der Schulen, die Ertheilung des Unterrichtes steht Einzelnen wie Gesellschaften und Corporationen frei, sobald dieselben nur den gesetzlichen Bedingungen entsprechen. Zur Schulerrichtung werden nur die politischen Gemeinden verhalten; denn der moderne Staat erkennt die Verbreitung eines gewissen Maasses allgemeiner Kenntnisse und Fertigkeiten als ein wesentliches Erforderniss seines Gedeihens. Die Lehrfreiheit ist auch insofern gestattet, als es den Eltern freisteht, ihre Kinder in eine beliebige öffentliche Schule zu schicken oder dieselben auch im Hause privatim unterrichten zu lassen.



Nur der *Lernzwang* wird ausgesprochen; denn durch die Verpflichtung der Eltern und Vormünder, die lernpflichtige Jugend zu unterrichten, respective in die Schule zu schicken, schützt der Staat nicht blos seine eigenen Interessen, sondern er sorgt auch für die Zukunft der Unmündigen, deren Anrecht auf geistige und moralische Bildung nicht verkümmern darf. Die Unwissenheit, der Aberglaube, der Fanatismus sind Gebrechen, die den Staat und die Gesellschaft bedrohen und die Stellung des Einzelnen gefährden. Das ungarische Volksschulgesetz übt in Bezug auf die religiösen *Confessionen* einen Act seltener *Toleranz* aus, indem es denselben eine Freiheit gestattet, die anderwärts kaum wieder anzutreffen ist; ja es unterliegt keinem Zweifel, dass hierin das Maass des Statthaften überschritten wurde, was auch die spätere Erfahrung bestätigte. Das Grundmotiv des Gesetzes bestand hier vor Allem darin, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel *gute Schulen* zu erhalten, mochte nun der Errichter und Erhalter dieser Schulen wer immer sein. Die interconfessionelle Gemeindeschule ist bei weitem keine «*confessionslose*» Anstalt, wie deren Gegner und Bekämpfer fälschlich behaupteten und dadurch im Volke manchen «*Kampf um die Schule*» provocirten. Auch in der Gemeindeschule ist die confessionelle Religions- und Sittenlehre ordentlicher, öffentlicher Lehrgegenstand.

Gute Schulen sind aber hauptsächlich durch das Vorhandensein *tüchtiger Lehrkräfte* bedingt. Das ungarische Volksschulgesetz trifft darum Sorge für die entsprechende *Heranbildung des Lehrstandes* in ordentlich eingerichteten Staats-Lehrerseminarien. Nicht minder zweckmässig war die gesetzliche Definition der *Dienststellung des Lehrers*, dessen Beziehungen zu Gemeinde, Staat und Kirche, und die Regelung seiner *materiellen Bezüge*, obwohl die Bestimmungen des Gesetzes sich diesbezüglich in mancher Hinsicht als unzulänglich erwiesen haben.

Ein richtiges Princip findet sich auch in Bezug auf die *Schulaufsicht* ausgesprochen. Der Staat überwacht durch hiezu bestellte Fachorgane sämtliche Schulanstalten des Landes; aber er führt die Schulleitung nicht in ausschliesslicher Weise. Den *Confessionen* ist die Leitung und unmittelbare Aufsicht ohnehin ganz überlassen; bei den Gemeinde- und Staatsschulen, ja selbst bei den Lehrerseminarien (und hier ist das weniger zu billigen) haben die verschiedenen öffentlichen Erziehungsfactoren: Familie, Gemeinde, Kirche und Lehrer an der directen Leitung und Ueberwachung ihre gesetzlich umschriebene Betheiligung. *Das Volk, die einflussnehmenden Kreise der Gesellschaft und des Staates finden auf dem Gebiete der Schule den gesetzlichen Boden gemeinsamer Thätigkeit*, werden dadurch für die Culturinteressen angeregt und vor Gleichgiltigkeit gegen dieselben, wie auch vor dem Ueber-



wuchern einseitiger Staats-Omnipotenz bewahrt. Das ungarische Volksschulgesetz sucht hier zwischen der Wirksamkeit der Staatsgewalt und den Autonomien in der Gesellschaft angemessen zu vermitteln.

Die gesunden Principien dieses Gesetzes sind aber im Gesetze selbst nicht durchwegs in befriedigender Weise zur Geltung gelangt. Schon nach wenigen Jahren zeigte die Praxis des Schulens die Mängel und Lücken des Gesetzes; die theilhaftigen Kreise erhoben deshalb immer lauter ihre Stimmen nach einer Revision, respective Ergänzung des Gesetzes. Insbesondere waren es folgende Punkte, gegen die von verschiedenen Seiten her, namentlich aus der Mitte der Lehrwelt, Einwürfe erhoben und Abänderungsvorschläge gemacht wurden.

a) Gegen die unzulänglichen Bestimmungen des Gesetzes in Betreff der *staatlichen Beaufsichtigung der nichtstaatlichen, insbesondere der confessionellen Schule*, wodurch allmählig ein schädlicher Dualismus, ja ein Pluralismus in der Entwicklung des elementaren Schulwesens entstand, was nebst den confessionellen Verschiedenheiten auch im Hinblick auf die nationalen Zerklüftungen des Volkes in Ungarn für den ungarischen Staat aus politischem Gesichtspunkte von grosser Bedeutung sein musste.

b) Gegen das unbefriedigende *Ausmaass der Lehrerbezüge*, welche sowohl hinsichtlich der ordentlichen Besoldung wie auch in Betreff der Altersversorgung (Pensionirung) der Lehrer oder der Unterstützung der Lehrerwitwen und Lehrerwaisen weder den Ansprüchen des Lebens noch der Billigkeit entsprechen. Man wünschte allenthalben: Erhöhung der Minimalsätze des Lehrerenthaltes, Zuerkennung ordentlicher Quinquennalzulagen und gesetzliche Pensionsfähigkeit des Lehrers und seiner Hinterbliebenen.

c) Unklar und darum mangelhaft und viele Streitigkeiten veranlassend waren auch die gesetzlichen Bestimmungen über die *Competenz und den Wirkungskreis der Ortsschulcommissionen*, deren Verhältniss zu den Lehrern; ferner die Stellung der *Comitats-Schulräthe* zu den Ortsschulcommissionen, endlich befriedigte auch die Institution der *staatlichen Schulinspection* nur wenig, da sowohl hinsichtlich der Besetzung wie auch bezüglich der Verwaltung dieses wichtigen Amtes das Gesetz keine ausreichenden Vorschriften enthielt.

d) Eine Hauptbeschwerde bezog sich noch auf die ganz unklare Stellung der *Bürgerschulen*, die neben den «höheren Volksschulen» zu keiner Bedeutung gelangen können, da sie in ihren Lehrzielen einerseits mit diesen letzteren Schulanstalten in Collision gerathen, andererseits aber vom Gesetz zur Rivalität mit Gymnasien und Realschulen angewiesen wurden. Zur Elementar-

schule selbst haben sie die engen Beziehungen eingebüsst, stehen mit derselben ausser Zusammenhang; aber auch nach oben hin mangelt ihnen der Ausbau, die unterrichtliche Abschliessung, die Ausmündung in eine bestimmte Berufssphäre des öffentlichen Lebens. Eine Reform dieser Schulen liegt darum vor Allem im Interesse dieser Anstalten selbst, die heute wahrhaftig «in der Luft» schweben, zwischen «Thür und Angel» stehen und kein Schülerpublicum befriedigen.

Der Ruf nach einer *Revision*, respective *Ergänzung* des *Volks-Schulgesetzes* fand auch Gehör und theilweise Befriedigung. Das Jahr 1875 brachte in seinem 32. Gesetzartikel den Lehrern und Erziehern an öffentlichen Volkslehr- und Kinderbewahr-Anstalten ein *Pensionsgesetz*, das zugleich die ordentliche Versorgung der Wittwen und Waisen dieser Lehrercategorien ausspricht. Die Hauptmomente dieses Gesetzes bestehen in Folgendem: Eine lebenslängliche ordentliche Pension erhalten diejenigen ordentlichen Lehrer (respective Lehrerinnen) und Kinderbewahrer (respective Kindergärtnerinnen), welche das 65. Lebensjahr vollendet und durch mindestens 40 anrechenbare Jahre an einer öffentlichen Volkslehranstalt (Volksschule, Kinderbewahr-Anstalt, Kindergarten) als Hilfs- oder ordentliche Lehrer gedient haben. Die Pensionsberechtigung beginnt nach vollendetem zehnten anrechenbarem Dienstjahre; vor diesem kann beim Austritte aus dem Lehramte oder bei eintretender Dienstuntauglichkeit nur eine Abfertigung beansprucht werden. Die Verleihung der Pension geschieht entweder über freiwilliges Ansuchen oder auf behördliche Anordnung. Die Lehrerwittwe erhält eine jährliche Unterstützung nur in dem Falle, wenn der Gatte zehn anrechenbare Jahre gedient und sie mit demselben wenigstens ein Jahr in der Ehe gelebt hat, auch höchstens 20 Jahre jünger als ihr Gatte war. Auch die Lehrerwaisen erhalten nur im Falle zehnjähriger Dienstzeit ihres Vaters die jährliche Unterstützung.

Die volle Pensionssumme beträgt für die Elementarschullehrer und Kinderbewahrer (respective Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen) nach 40jähriger einrechenbarer Dienstzeit 300 fl.; für ordentliche Lehrer an höheren Volks- und Bürgerschulen, sowie für Waisen- und Findelhaus-Directoren 400 fl. Die volle ordentliche Wittwenunterstützung macht 40 % des Pensionsbetrages vom Manne aus; elternlose Waisen, wenn ein Elternteil Lehrer gewesen, erhalten für jede Waise jährlich 50 fl., wenn beide Elternteile im Lehramte gestanden, 75 fl. an Unterstützung. Lebt die Mutter und bezieht eine Wittwenunterstützung, so gebührt ihr für ein einziges Kind keine besondere Unterstützung, für jedes weitere Kind erhält sie jährlich 25 fl. Alle Pensionsrechte, welche



die Lehrer aus früheren Normalien, Statuten oder Verträgen be-  
sassen, bleiben aufrecht erhalten.

Zur Beschaffung des Landes-Pensionsfondes haben beizutragen: die Lehrer, die Gemeinden und der Staat. Dem Pensions-Institut haben sämtliche Volksschullehrer des Landes ohne Unterschied der Confession beizutreten, falls sie nicht nachweisen, dass für ihre Pensionirung bereits in anderer Weise mindestens ebenso gesorgt ist, wie dieses im Staatsgesetze der Fall ist. Wer dem Institute beitrith, hat ein- für allemal 5% des ihm zugesicherten vollen Pensionsbetrages als Eintrittsgebühr zu erlegen; rückt er in eine Stelle mit höherem Pensionsbezüge vor, so muss er 50% dieses Unterschiedes seiner Pensionshöhe entrichten; tritt der Lehrer in den Genuss der Pension, so werden ihm das erste Jahr 2% seines Pensionsbetrages zu Gunsten des Pensionsfonds in Abzug gebracht. Ausserdem hat jeder pensionsberechtigte Lehrer an der Elementarschule während der Dauer seiner Dienstzeit 6, der Lehrer an der höheren Volks- oder Bürgerschule aber 12 fl. jährlich als Pensionstaxe zu entrichten. Die Gemeinden (Schulpatrone oder Schulerhalter) haben bei Pensionirung eines Lehrers oder bei dessen Ableben, wenn derselbe eine Wittwe oder Waisen, die auf Unterstützung Anspruch haben, hinterlässt, den Betrag von 10 fl. an die Pensionscasse zu entrichten; überdies sind sie verpflichtet, für jede an ihren Schulen bestehende Lehrstelle 12 fl. jährlich an das Pensionsinstitut zu bezahlen. Ausser anderen fiscalischen Bestimmungen zur Vermehrung des Pensionsfondes sei noch erwähnt, dass der Staat für die Jahre 1875, 1876 und 1877 jährlich 50,000, von 1878 bis einschliesslich 1880 jährlich 100,000, von da an jährlich 150,000 fl. als Beitrag in die Volksschullehrer-Pensionscasse abliefern.

Man hat dieses Gesetz in seinen Einzelbestimmungen als überaus hart und drückend für die Lehrer bezeichnet. Die Bedingungen zum Vollgenuss der ohnehin sehr mässigen Pension sind ohne Frage sehr erschwerend, ebenso erscheinen die Beitragsleistungen für die Lehrer Ungarns, deren thatsächliche Gehaltsbeträge vieler Orts selbst das bescheidene gesetzliche Minimum lange nicht erreichen, als besonders gross und in keinem Verhältnisse zu den gewährten Vergünstigungen. Nichtsdestoweniger muss anerkannt werden, dass dieses Pensionsgesetz auf richtigen Principien beruht. Die ordentliche Pensionirung der Volksschullehrer Ungarns, sowie die regelmässige Unterstützung von Lehrerwitwen und Lehrerwaisen ist gesetzlich anerkannt. Die zweite Errungenschaft, die nicht minder wichtig ist, besteht darin, dass dieses Gesetz für sämtliche Volksschullehrer des Landes gilt, somit in die starr abgeschlossenen confessionellen Kirchenautonomien in Schulsachen eine Bresche legt; und endlich

entspricht die Beitragspflicht der Lehrer, der Schulerhalter und des Staates zur Pensionscasse ebenfalls einer gerechten Auffassung der Verhältnisse. Wünschenswerth bleibt nur die finanzielle Erleichterung des Lehrstandes und die angemessenere Reduction der Dienstjahre, eventuell eine bessere Relation der Pensionshöhe mit den Gehaltsbezügen des Lehrers. Diese Reformen sind jedenfalls zu erwarten, sobald durch die heute so reichlich fließenden Zuschüsse der ungarische Landes-Pensionsfond für Volksschullehrer die erforderliche Höhe erreicht haben wird. \*

Aber noch ein anderer Punkt des Volksschulgesetzes wurde einer Revision unterzogen, nämlich die Bestimmungen über die *Volksschulbehörden*, welche durch den Gesetzartikel 28 vom Jahre 1876 in mehrfacher Hinsicht wesentliche Modificationen erfuhren. Diese Abänderungen waren theils durch die Erfahrung geboten, theils waren sie eine Consequenz des neuen Staatsgesetzes (Gesetzartikel VI vom Jahre 1876) über die Verwaltungsausschüsse in den Municipien.

Darnach werden die Angelegenheiten der Volksschule durch den Unterrichtsminister und unter dessen Leitung durch die Municipien (Comitate und königliche Freistädte) und deren Verwaltungsausschüsse, durch die Schulinspectoren, Gemeindebehörden und durch die Ortsschulcommissionen verwaltet. Wir notiren kurz die getroffenen Abänderungen. Der Schulinspector wird «aus der Reihe der in Unterrichts- und Verwaltungs-Angelegenheiten bewanderten Personen und mit besonderer Rücksicht auf Diejenigen, welche sich im Unterrichtswesen und bei der Leitung von Schulen auch practisch hervorgethan haben», vom Minister für Cultus und Unterricht ernannt. Dem Schulinspector können ein oder mehrere definitiv ernannte fachkundige Adjuncten beigegeben oder auch Fachmänner zur provisorischen Aushilfe zugetheilt werden; endlich kann der Minister verständige Schulfreunde und Volontairs «mit der Schulvisitation aushilfsweise betrauen». Die amtliche Wirksamkeit dieser Aufsichtsorgane erstreckt sich auch auf die confessionelle Schule. In Bezug auf diese letztere ist das Aufsichtsrecht des Staates und seiner Organe bedeutend erweitert worden, dasselbe bezieht sich nunmehr auch auf die Beurtheilung der Lehrpläne, Lehrbücher und Lehrmittel in den confessionellen Schulanstalten und wird dadurch sowie durch den gestatteten directen Verkehr des Schulinspectors mit den confessionellen

\* Bis Ende Juni 1877 waren dem Landeslehrer-Pensionsinstitut 9653 Lehrer und Lehrerinnen als Mitglieder zugehörig; 5077 mussten theils wegen überschrittener Altersgrenze, theils wegen mangelnder ordentlicher Lehrbefähigung von der Aufnahme abgewiesen werden. Das effective Vermögen des Institutes betrug Ende 1776, also nach kaum zweijährigem Bestande, bereits die respectable Summe von 792,003 fl. 87½ kr.



Schulcommissionen und Schulvorständen überhaupt die staatliche Aufsicht zur wirklichen und wirksamen Inspection.

Der Schulinspector ist ordentliches Mitglied des municipalen Verwaltungsausschusses und dessen Referent in Angelegenheiten der Volksschule. Dieser Verwaltungsausschuss tritt überhaupt an die Stelle der bestandenen Comitatschulräthe, welche durch das neue Gesetz aufgehoben wurden und bildet für die Schulcommissionen des Schuldistrictes die controlirende und verfügende Behörde, für Klagsachen das Forum zweiter Instanz. Die Executirung der Beschlüsse des Verwaltungsausschusses in Schulsachen muss von den politischen Behörden überwacht, respective durchgeführt werden. Desgleichen wurde das Disciplinarverfahren gegen die Lehrer genau festgestellt. Im Schoosse des Municipiums soll ferner eine «permanente Volksschulcommission» aus der Mitte sachkundiger und schulfreundlicher Männer bestellt werden. Diese Commission ist in allen Volksschul-Angelegenheiten um ihr Gutachten anzugehen; sie selber kann auch aus eigener Initiative Anträge stellen und Verbesserungsvorschläge an den Verwaltungsausschuss machen.

Weitere Bestimmungen regeln dann das Verhältniss der politischen (respective confessionellen) Gemeinden zu den Orts-Schulcommissionen, deren Einsetzung auch den Confessionen anbefohlen wird; desgleichen fanden die Agenden dieser Orts-Schulcommissionen eine präcisere Fassung, um allen Missverständnissen und Competenzconflicten ein Ende zu machen.

Auch dieses dritte Gesetz in Volksschul-Angelegenheiten hat manch' richtigen Gesichtspunkt geltend gemacht; hierzu rechnen wir insbesondere die Ausdehnung der Staatsaufsicht über die confessionellen Lehranstalten, die Betonung der fachmännischen Qualification bei den Schulinspectoren, die Verpflichtung der politischen Behörden, den gesetzlichen Weisungen und Wünschen des Schulinspectors nachzukommen, die deutlichere Umschreibung des Wirkungskreises der Gemeinden und der Local-Schulcommissionen und endlich die Vorschrift, dass auch die Confessionen ihre Volksschulbehörden den staatlichen Organen gemäss gestalten müssen. Dagegen erscheint die Einfügung des Schulinspectors in den Verwaltungsausschuss als nachtheilig für die Interessen der Schule. Der Schulinspector wird dadurch vom Gebiete der Schulleitung grossentheils abgelenkt, er verliert den lebendigen Zusammenhang mit der Schule und den Lehrern; aus dem Schulaufseher entwickelt sich leicht der reine Kanzleimensch, der Bureaukrat. Die Beistellung von Adjuncten, sachverständigen Aushilfsinspectoren und Schulfreunden zur Inspection der Schulen erscheint als ein ungenügendes, ja mit Rücksicht auf die blossen «Schulfreunde» und Volontairs sogar als ein bedenkliches Surrogat, wodurch die



vom Gesetze angestrebte ordentliche, sachgemässe Inspection der Schulen wieder illusorisch gemacht wird. Der ungarische Schulinspector von heute ist der geplagteste Mann im Staate, der es dabei trotz allem Eifer dennoch keinem Theile recht machen kann. Wer darunter am meisten leidet, das ist die Schule selbst, in deren Interesse man doch die Institution der staatlichen Schulinspection creirt hat.

Die Unterrichtsverwaltung Ungarns hat nun als ihre Hauptaufgabe betrachtet, die hier skizzirten drei Gesetze in Volksschul-Angelegenheiten im Leben selbst zu verwirklichen. *In dieser Durchführung der Gesetze beruht die wesentlichste Thätigkeit unseres Unterrichtsministeriums*; hierin hat sich dasselbe ohne Zweifel sehr namhafte Verdienste erworben.

Seit der Wiedererrichtung des Ministeriums für Cultus und Unterricht standen nacheinander an der Spitze desselben hervorragende Männer, die durch ihr öffentliches oder wissenschaftliches Wirken bereits vor ihrem Amtsantritte sich einen wohlverdienten Ruf erworben hatten. Der Erste war der unvergessliche Baron JOSEF EÖTVÖS; er gilt mit Recht als der Bahnbrecher und Neuschöpfer des ungarischen Volksschulwesens. Was im Jahre 1848 ungünstige Zeitverhältnisse ihm verwehrt, das errang er zwanzig Jahre später: Ungarns erstes ordentliches Volksschulgesetz. Er legte auch zuerst Hand an die Durchführung dieses Gesetzes und besiegte muthvoll und unermüdet die tausendfachen Schwierigkeiten des Anfanges dieser weittragenden Reformarbeit. Freilich musste er diesen Sieg mit seinem kostbaren Leben bezahlen! Nach Baron EÖTVÖS übernahm am 16. Februar 1871 der ausgezeichnete Professor des Strafrechtes an der Budapester Universität Dr. THEODOR PAULER das Portefeuille des Ministers für Cultus und Unterricht. Während seiner kaum zweijährigen Thätigkeit setzte er auf dem Gebiete des Volksschulwesens hauptsächlich die eingeleiteten Organisationsarbeiten im Geiste seines Vorgängers fort, wie er dies in seinem Berichte v. J. 1872 an den Reichstag S. 26 selber erklärt. Ihm folgte dann im Jahre 1872 in der obersten Unterrichtsleitung AUGUST TREFORT, auf politischem und publicistischem Gebiete wie als hervorragender Nationalöconom und Vorkämpfer der Neugestaltung Ungarns nach modernen Staatsprincipien schon aus den ereignissvollen Tagen vor 1848 ehrenvoll bekannt. In seiner Hand befindet sich das Portefeuille des Ministers für Cultus und Unterricht bis heute. Die Zeit seiner bisher sechsjährigen Wirksamkeit bezeichnet in vieler Hinsicht entscheidende Wendepunkte in der Gesamtentwicklung des ungarischen Unterrichtswesens. War die Periode unter EÖTVÖS und PAULER vor Allem durch Schwierigkeiten des Anfanges der Schulreform und durch manche überstürzte und verfehlte Experimente und blosse Nach-



ahmungen gekennzeichnet; so bewegt sich unter TREFORT die oberste Unterrichtsleitung auf dem sichern Boden der Erfahrung, der Besonnenheit und der nüchternen Auffassung der concreten Verhältnisse.\*

Die Thätigkeit des Ministeriums wollen wir nun in ihren Hauptzügen nach folgenden Richtungen charakterisiren: A) *Organisatorische Arbeiten*; B) *Errichtung von Lehrerseminarien* und *Massnahmen zur Hebung und Förderung der Lehrerbildung überhaupt*; C) *materielle Unterstützung der Lehrer*; D) *Verfügungen bezüglich der Errichtung von Volksschulen* und des *ordentlichen Besuches derselben*; E) *höhere Volks- und Bürgerschulen, Fachschulen*; F) *Anfertigung von Lehrplänen*; *Abfassung von Schulbüchern* und *Herstellung von Lehrmitteln* und sonstigen *Schulrequisiten*; G) *verschiedene Verfügungen im Interesse der allgemeinen Volksbildung*. Bei dieser Schilderung werden wir jedesmal den *ganzen Zeitraum* überblicken und auch die *Resultate der ministeriellen Thätigkeit* in Kürze anführen.\*\*

#### A) *Organisatorische Arbeiten.*

Nachdem das Volksschulgesetz geschaffen war, wurden zur Durchführung desselben im Jahre 1869 vor allem 41 *Ober-* und 16 *Unter-Schulinspectoren* ernannt. Hierauf folgte in allen Schuldistricten die *Constituierung der Comitatsschulräthe*, welche Arbeit jedoch mit grossen Schwierigkeiten verbunden war und zu einem unerquicklichen Streite zwischen der Regierung und den neuen Schulräthen Anlass bot; diese verweigerten nämlich in vielen Comitaten die Ablegung des geforderten Eides und machten aus der an sich ganz natürlichen Forderung eine «Staatsaffaire». Dabei ist bemerkenswerth, dass während der Dauer dieses Streites (der in manchen Landestheilen über ein Jahr dauerte) die Sitzungen des Comitatsschulrathes stets gut besucht waren. Als aber die Streit-

\* Für den nichtungarischen Leser sei hier bemerkt, dass sich die nachfolgende Schilderung über die ungarische Unterrichtsverwaltung räumlich *blos auf Ungarn-Siebenbürgen* bezieht; da Croatien-Slavonien in Unterrichtsangelegenheiten vollständige legislatorische und administrative Autonomie besitzt, der Rest der croatisch-slavonischen Militärgrenze aber bis heute ebenfalls noch unter besonderer Verwaltung steht.

\*\* Als Hauptquelle sind hier selbstverständlich die zum Theil sehr umfangreichen *Berichte* der Minister für Cultus und Unterricht über den Zustand des ungarischen Schulwesens benützt. Es liegen bisher *sechs* solche amtliche Berichte vor. — Im Einzelnen war dann noch das officiële «*Volksschullehrerblatt*», die pädagogischen Fachzeitschriften «*Ungarischer Schulbote*» (1868—1872) und «*Ungarische Schulzeitung*» (1873—1876), beide vom Verfasser des obigen Artikels redigirt; endlich SCHWICKER, Statistik des Königreiches Ungarn (Stuttgart, 1877) unsere Quelle.

sache endlich geschlichtet war und man zur Besorgung der Schulangelegenheiten schreiten sollte, da blieben die Mitglieder aus und es konnten die Schulinspectoren in Folge dessen oft keine beschlussfähigen Sitzungen abhalten.

Zur ordentlichen Amtsführung wurden von Seite des Ministeriums im Jahre 1869 ausführliche *Instructionen* für die Schul-Inspectoren, für die Comitattsschulräthe, für die politischen Gemeinden, für die Gemeinde-Schulcommissionen, für den Budapester Schulrath, sowie für die Schulcommissionen in Budapest hinausgegeben. Diese *Instructionen* blieben bis zum Jahre 1876 in Kraft. In diesem Jahre wurden theils wegen der neuen Pensions- und Aufsichtsgesetze, theils weil die früheren *Instructionen* sich in manchen Punkten als unzulänglich, lücken- und mangelhaft erwiesen hatten, für die obgenannten Aufsichtsorgane *neue Instructionen* ausgearbeitet.\* Als ganz neu kamen hinzu: die *Instruction* für die Curatorien an Staatsvolksschulen und die Unterweisung über die Einhebung der Pensionstaxen. Hierher können auch noch die beiden *Circularschreiben* des Unterrichtsministers vom 2. September 1876 an die *Municipien* und an die *confessionellen Oberbehörden* gerechnet werden; denn in beiden Actenstücken werden die gesetzlichen Verpflichtungen und Agenden dieser Behörden in Schulsachen erörtert und deren genaue Erfüllung dringlich gefordert. Die umgearbeitete *Instruction* für die Ortsschulcommissionen enthält zugleich die bisher mangelnden Grundzüge einer *inneren Organisation* des Elementarschulwesens. Ein noch unbefriedigtes Bedürfniss bleibt die Herausgabe einer ausführlichen Amtsinstruction für die Lehrer selbst und die Abfassung und Veröffentlichung einer eingehenden Schul- und Prüfungsordnung für die verschiedenen Categorien der öffentlichen Volksschule.

Nebst der Constituirung der Comitattsschulräthe, deren Wirksamkeit wie schon erwähnt im Jahre 1876 aufhörte und an die neuereinten municipalen *Verwaltungsausschüsse* überging, hatten die Schulinspectoren in erster Reihe auf Grund vorgelegter Formulare eine genaue *statistische Beschreibung der vorhandenen Schulen* durch die Gemeindebehörden zu ermitteln und auf Grund dieser Daten für jede Schule ein *Stammbuch* anzulegen. Diese Datensammlung bildet bis heute noch eine der mühevollsten und widerwärtigsten Arbeiten; dieselbe war aber im Anfang noch besonders durch den Umstand erschwert, dass viele Gemeinden und Kirchenbehörden aus politischer Parteilichkeit oder aus aufgeregter confessioneller Leidenschaft die Einsammlung und

\* S. diese neuen *Instructionen* bei SCHWICKER, Die ungarischen Schulgesetze etc. Lief. I, p. 89 ff.



Ablieferung der vom Staatsschulinspector verlangten Daten verweigerten. Auch in der Gegenwart ist das eingelieferte statistische Material nach dem wiederholten offenen Geständnisse der ministeriellen Berichte in vieler Beziehung tadelnswerth.

Die Schulinspectoren hatten ferner bald nach ihrer erfolgten Ernennung die ihnen zugewiesenen *Schuldistricte zu bereisen*, um sich von dem Zustande der Lehranstalten in demselben durch den Augenschein zu überzeugen. Gleich bei diesen ersten Bereisungen zeigte es sich aber, dass man bei Schaffung des Volksschulgesetzes keine genaue Kenntniss der Dinge hatte. Denn sonst hätte man die Schuldistricte nicht in einer Weise ausmessen können, dass vieler Orts *einem* Schulinspector 300, 400, ja bis 600 Gemeinden zufielen. Wie sollte der Mann in *jedem* Jahre diese Gemeinden und deren Schulen ordentlich inspiciren können? Dazu kam noch die Renitenz der confessionellen Schul- und Kirchenbehörden, welche dem Staatsschulinspector häufig den Zutritt in die confessionelle Schule geradezu verwehrten. Diese confessionelle Abgeschlossenheit hat nun das Gesetz über die Volksschulbehörden vom Jahre 1876 allerdings zum grössten Theile beseitigt; aber jene andere Schwierigkeit, die allzu grosse Ausdehnung der Schuldistricte und demzufolge die zahlreiche Menge der einem Schulinspector zugewiesenen Schulgemeinden, besteht noch fort; ja dieser Uebelstand wurde noch dadurch vermehrt, dass die Schulinspectoren, wie schon erwähnt, als Mitglieder des municipalen Verwaltungsausschusses ihrer eigentlichen Berufsaufgabe theilweise entfremdet werden.

Eine bemerkenswerthe organisatorische Einrichtung war die im Mai des Jahres 1871 erfolgte Creirung eines ungarischen *Landes-Unterrichtsrathes*, der seiner ersten Organisation zufolge nach den Schulcategoryen in vier Sectionen (Volks-, Mittel-, Hoch- und Fachschulen) getheilt war und dessen Mitglieder von den betreffenden Lehrkörpern frei *gewählt* wurden. Diese Constitution des Unterrichtsrathes erwies sich aber als nicht zweckentsprechend, deshalb wurde drei Jahre später eine Reorganisation dieser Corporation in der Weise vorgenommen, dass nunmehr die Scheidung der Sectionen nach den *wissenschaftlichen Fächern* geschah und die Mitglieder in Folge königlicher, beziehungsweise ministerieller Ernennung berufen werden. Die Aufgabe dieses Unterrichtsrathes ist es, «den Stand und die Bedürfnisse des öffentlichen Unterrichts mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, den wissenschaftlichen und methodischen Theil des Unterrichts zu überwachen und dessen Förderung bezweckende Eingaben und Vorschläge zu machen, überhaupt dem Minister mit fachkundigem Rathe behilflich zu sein». Der Landes-Unterrichtsrath besteht aus einem Präsidenten, Vicepräsidenten und Schriftführer und aus sechs ständigen und

20 abwechselnden (auf drei Jahre ernannten) Mitgliedern, die folgende sieben Wissenschaftsgruppen repräsentiren: *a)* classische Philologie, *b)* moderne Philologie und Literatur, *c)* Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaft, *d)* Geographie und Naturgeschichte, *e)* Mathematik und Physik, *f)* Philosophie und Pädagogik, *g)* Fertigkeiten (Gesang, Zeichnen, Modelliren, Turnen). Der Landes-Unterrichtsrath ist eine rein consultative Körperschaft, welche als solche mit keiner anderen Behörde als mit dem Unterrichtsminister verkehren kann, dem er seine Gutachten und Vorschläge unterbreitet.

Die Idee des Unterrichtsrathes als eines ständigen fachkundigen Beirathes in allen wissenschaftlichen und methodischen Unterrichtsfragen ist ohne Zweifel eine lobenswerthe; nur erscheint die dormalige Organisation dieser Körperschaft als voller Gegensatz zur früheren Gestaltung derselben ebenfalls nicht zweckmässig, denn die alleinige Scheidung nach den Lehrfächern ist wohl richtig auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens, jedoch keineswegs zulässig auf den Stufen des niedern und selbst des mittleren Unterrichts. Hier kommt der *methodische Gesichtspunkt* hauptsächlich in Betracht, wobei der organische Zusammenhang, die Harmonie, das Ineinandergreifen der verschiedenen Lehrgegenstände, sowie die richtige Aufeinanderfolge und Abstufung derselben vor Allem zu berücksichtigen ist. Es muss darum zwischen der Sectionstheilung nach den Schulcategorien und der Trennung nach wissenschaftlichen Lehrfächern eine entsprechend combinirte vermittelnde Organisation des Unterrichtsrathes getroffen werden.

Als letzte organisatorische Arbeit für das Gesamtgebiet des Volksschulwesens erwähnen wir noch das im Jahre 1871 in Ausführung des §. 147 des Volksschulgesetzes erlassene Statut über die *Lehrercorporationen*. Nach dem erwähnten Gesetzesparagraphen sind nämlich, wie weiter oben angedeutet worden, die Lehrer der Gemeindevolks- und Bürgerschulen verpflichtet, sich in jedem Schuldistricte zu einer Lehrercorporation zu vereinigen. Das hierüber erlassene ministerielle Durchführungsstatut fasste die Bestimmung des Gesetzes mehr im Sinne der Constituirung von freien Lehrervereinen auf, beließ deshalb auch den Lehrercorporationen die freie Wahl des Vorstandes u. dgl. Dadurch brachte das Statut die officiële Corporation, die nach den Intentionen des Gesetzes vor Allem eine unter Vorsitz des Schulinspectors organisirte verpflichtende Vertretung des Lehrstandes sein sollte, mit den bestehenden freien Lehrervereinen in Conflict und rief manche Opposition und Verwirrung hervor. Eine richtige Scheidung dieser principiell unterschiedenen officiellen Körperschaften von den freien Vereinen ist auch bis heute



noch nicht durchgeführt, weshalb die nicht überall bestehenden Lehrercorporationen auch keine rechte Wirksamkeit entfalten konnten.

B) *Lehrerseminarien, Maassregeln zur Hebung und Förderung der Fortbildung der Lehrer.*

Bei Uebernahme der Unterrichtsleitung durch den verantwortlichen ungarischen Minister für Cultus und Unterricht im Jahre 1867 bestanden in Ungarn nur confessionelle Anstalten zur Heranbildung der Lehrkräfte. Unter diesen waren 13 königlich-katholische, d. h. solche, die aus dem Studienfonde erhalten wurden und darnach auch der Regierung unterstanden; daneben gab es noch sechs römisch- und griechisch-katholische Lehrerpräparanden, deren Errichtung und Erhaltung sowie unmittelbare Leitung Sache der betreffenden erzbischöflichen und bischöflichen Consistorien war. Endlich hatten die Griechisch-Orientalischen drei, die Evangelischen neun, die Reformirten vier und die Israeliten eine Lehrerpräparandie. An weiblichen Anstalten dieser Art gab es nur sechs katholische, sämmtliche in den Händen von Nonnen, denen jedoch auch weltliche Lehrer zur Seite standen. Die katholischen Präparanden waren seit dem Jahre 1854 zu zwei Jahrgängen erweitert und mit ordentlichen Lehrplänen und strengen Prüfungsnormen versehen worden. Es gingen aus denselben entsprechend vorbereitete Lehramtscandidaten hervor, denen die moderne Volksschule Ungarns ihre erste fortschrittliche Entwicklung grossentheils zu danken hatte.

Das ungarische Volksschulgesetz vom Jahre 1868 schrieb die Errichtung von 20 Seminarien für Lehrer und eine entsprechende Zahl dieser Anstalten für Lehrerinnen vor. Die Unterrichtsminister betrachteten diesen Theil der gesetzlichen Bestimmungen als einen der wichtigsten; denn sie gingen von der richtigen Erkenntniss aus, dass das Gedeihen der Schule in erster Reihe vom Vorhandensein geeigneter Lehrkräfte bedingt sei. Deshalb bilden die Massregeln zur Hebung und Förderung der Lehrerbildung eine Hauptthätigkeit der ungarischen Unterrichtsverwaltung.

Noch vor der Schaffung des Volksschulgesetzes votirte die Legislative 40,000 fl. zur Errichtung einer *Central-Lehrerbildungs-Anstalt* in Ofen. Im Herbste des Jahres 1869 wurden vier *Seminarien für männliche* und eines für *weibliche Lehrer* errichtet. Diesen folgten im Jahre 1870 abermals acht Lehrerseminarien und ein Lehrerinnenseminar, so dass am Schlusse des Jahres 1870, also zwei Jahre nach Schaffung des Volksschulgesetzes, bereits *vierzehn* Staats-Lehrerbildungs-Anstalten in's Leben gerufen waren. Indem die Nachfolger des Baron Eötvös auf dieser Bahn



fortschritten, hat sich der Status dieser Lehrerseminarien im Anfang des Jahres 1877 auf 16 Anstalten für männliche und sechs Anstalten für weibliche Lehramtscandidaten, in Summa also auf 22 staatliche Lehrerbildungsinstitute mit 242 Lehrern und 1783 Zöglingen (darunter 627 weibliche) erhöht. Die Kosten zur Erhaltung dieser Anstalten stellten sich mit Ende des Jahres 1876

für die Lehrerseminarien	auf	315,952 fl. 09	kr.
» » Lehrerinnenseminarien	»	194,343 » 62 $\frac{1}{2}$	»
Zusammen auf		510,295 fl. 71 $\frac{1}{2}$	kr.

Der Errichtung dieser Anstalten ging selbstverständlich die Ausarbeitung des *Organisationsstatutes* und des *Seminarlehrplanes* voraus; es wurden hierbei die Einrichtungen in den schweizerischen Lehrerseminarien zum Vorbild genommen. Diese ersten Normalien erlitten jedoch durch ein neues Statut vom Jahre 1877 wesentliche Abänderungen.\* Gleichzeitig mit diesem veröffentlichte der Unterrichtsminister auch die modificirten Lehr- und Stundenpläne sowohl für die Volks- wie auch für die *Bürgerschul-Lehrerseminarien*. Von diesen letzteren bestehen dermalen zwei (eines für männliche, das andere für weibliche Lehramtscandidaten an Bürgerschulen) in der Landeshauptstadt. Dieselben haben zwei Jahrescurse und stehen mit den betreffenden Volksschul-Lehrerseminarien im Zusammenhange. Desgleichen gab der Minister im Jahre 1877 neue *Prüfungsordnungen* für die Berufs-Examina der Lehrer an Volks- und Bürgerschulen heraus.\*\* Dadurch wurde das Lehrerbildungswesen in ein ordentliches, zusammenhängendes System gebracht.

Bei Errichtung von Staats-Lehrerseminarien hatte die Regierung anfänglich auch mit dem Mangel an verwendbaren Lehrkräften für diese Anstalten zu kämpfen. Um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, entsendete Baron Eötvös schon im Jahre 1868 fünf *Candidaten des Seminarlehramtes* mit Jahresstipendien von je 1000 fl. behufs beruflicher Vorbereitung an die vorzüglicheren Lehrerseminarien nach Deutschland und in die Schweiz. Im Jahre 1869 betrug die Zahl dieser Entsendeten 24, im folgenden Jahre 27. Im Jahre 1871 befanden sich 55 solche Candidaten im Auslande und überdies noch 25 Fachlehrer der Industrieclassen an den höheren Volksschulen. Diese Entsendungen wurden auch in den folgenden Jahren, doch in abnehmender Weise fortgesetzt und hörten endlich mit dem Jahre 1874 gänzlich auf. Die Resultate dieses kost-

\* S. diese neuen Normalien in SCHWICKER, Die ungarischen Schulgesetze etc. Lief. II, S. 112 ff.

\*\* Ebend. S. 170 ff.



spieligen Vorganges erscheinen im Allgemeinen befriedigend, würden aber jedenfalls erheblicher gewesen sein, wenn bei Auswahl der Sendlinge eine strengere Prüfung beobachtet, die zu besuchenden ausländischen Anstalten sorgfältiger und genauer bestimmt und mit den Leitern derselben behufs Ueberwachung und Leitung der Entsendeten ein näheres Uebereinkommen getroffen worden wäre. Ebenso würde eine stetige Controle und eine strengere Rechenschaftsablegung bei der Rückkehr der Candidaten am Platze gewesen sein.

Trotz der beschleunigten Errichtung der Staats-Lehrerseminarien und der grossen Begünstigung, deren die Lehramts-Zöglinge in denselben theilhaftig wurden, blieb der Lehrermangel ein empfindlicher. Baron Eötvös suchte dem Uebel durch die provisorische Eröffnung *einjähriger Präparandencurse* abzuhehlen. Solche Curse wurden im Schuljahre 1870/1 an zehn Lehrerseminarien eingerichtet; aber der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht. Baron Eötvös hoffte auf diesem Wege mindestens 400 neue Lehrer zu gewinnen. Dagegen fanden sich nur 90 Frequentanten ein und auch diese waren grösstentheils bereits im Lehramte gestandene Individuen, also keine Vermehrung der Lehrkräfte. Minister Dr. PAULER stellte deshalb die Abhaltung dieser einjährigen Präparandencurse schon im Jahre 1872 wieder ein.

Zahlreiche im Amte befindliche Volksschullehrer konnten gar keine berufliche Qualification nachweisen. Um diesen Lehrern zum wenigsten das Nothwendigste ihrer beruflichen Bildung zuzuführen, traf schon Baron Eötvös folgende Verfügungen:

a) In einigen Gegenden wurden für die im Amte stehenden Lehrer *pädagogische Wandercurse* durch die Schulinspectoren, die früher dem Lehramte angehörten, abgehalten.

b) Während der zweimonatlichen Ferienzeit wurden *pädagogische Nachtragscurse* eröffnet. Im Jahre 1869 gab es 29 solche Nachtragscurse, die von 1090 Lehrern besucht waren. Diese Curse wurden bis zum Jahre 1873 fortgesetzt. Der Besuch derselben stand grösstentheils im freien Belieben der Lehrer; der Staat unterstützte die Erscheinenden mit bescheidenen Diäten und honorirte die vortragenden Lehrer. Am stärksten erscheint die Bethheiligung im Jahre 1872; es erschienen damals bei den an 38 Orten abgehaltenen Nachtragskursen insgesamt 4774 Lehrer, deren nachträgliche Ausbildung dem Staate auf 139,476 fl. zu stehen kam. Am Schlusse der Curse unterzogen sich die Theilnehmer einer entsprechenden Prüfung. Nachdem jedoch im Jahre 1873 die Theilnahme an diesen Kursen eine überaus geringe war, so wurden dieselben als «überflüssig» aufgelassen.

Dagegen organisirte das Ministerium im Jahre 1871 bei den im Lande vorhandenen Turnvereinen für die Volksschullehrer



*Turnlehrcurse*, an denen, nach Auswahl der Schulinspectoren, geeignete Lehrer unter Empfang von Taggeldern aus der Staatscasse Theil nahmen und dann die Prüfung als Turnlehrer bestanden. Diese also approbirten Turnlehrer hatten in ihrem Kreise die Collegen im Turnen zu unterrichten und erhielten für jeden unterrichteten Lehrer, der vor dem Schulinspector die Prüfung aus dem Turnen bestand, fünf Gulden, konnte derselbe das Examen vor einem hiezu befugten Turnverein ablegen und das Turnlehrerdiplom erlangen, zehn Gulden als Honorar. Diese Turnlehrcurse werden auch heute noch fortgesetzt; das ziffermässige Resultat ist ein sehr befriedigendes; denn im Jahre 1871 erhielten 151, im Jahre 1872 schon 303 Volksschullehrer das Turnlehrerdiplom. An den Privateursen dieser Turnlehrer beteiligten sich im Jahre 1872 insgesamt 604 Lehrer, die auch die Prüfung bestanden. Im Jahre 1875 wurden 209, im Jahre 1876 263 Turnlehrer approbirt. Vergleicht man jedoch die Specialnachweise über den Zustand des Volksschulunterrichts, so findet man, dass nur an den wenigsten Volksschulen Ungarns dem Turnen die gesetzlich vorgeschriebene Aufmerksamkeit gewidmet wird, wiewohl eine jährlich zunehmende Zahl von Turneinrichtungen constatirt werden kann.

Ein weiteres Mittel zur Fortbildung der im Amte befindlichen Lehrer war die Schaffung des amtlichen *Volksschullehrerblattes*. Dasselbe wurde im Anfang des Jahres 1868 durch Baron Eötvös in's Leben gerufen und von demselben mit einer begeisternden Ansprache an die Lehrerwelt Ungarns eingeleitet. Dasselbe erschien bis zum Jahre 1873 auf Staatskosten in *sieben* Sprachen, nämlich: ungarisch, deutsch, slovakisch, rumänisch, serbisch, ruthenisch und croatisch und wurde jedem Lehrer auf dessen Verlangen unentgeltlich zugeschickt. Die Staatssubvention für dieses Blatt betrug erstlich 20,000 fl., seit dem Jahre 1874 aber nur 10,000 fl. Darum wurde die Ausgabe in sieben Sprachen aufgelassen und es erscheint dieses ministerielle Schulblatt seitdem nur in ungarischer Sprache. Die Höhe der Auflage war in diesen Jahren folgende:

im Jahre 1868 . . .	14,600	Exemplare
» » 1869 . . .	12,900	»
» » 1870 . . .	12,100	»
» » 1871 . . .	14,000	»
» » 1872 . . .	15,150	»
» » 1873 . . .	15,000	»
» » 1874 * . .	9,200	»

\* Von da an nur in ungarischer Sprache.



welche Summe seitdem ziemlich stabil geblieben ist. Der bildende Einfluss dieses ministeriellen Schulblattes war bei vielen Lehrern unstreitig ein bedeutender und wohlthätiger. Weniger zu billigen ist aber die ganz unentgeltliche Zusendung; sie verleitete vielfach zur Geringschätzung des Blattes und gewöhnte die Lehrer zu der Anschauung, dass der *Staat* ihnen *alle Fortbildungsmittel* ohne Entgelt zutheilen müsse.

In den Jahren des «volkswirthschaftlichen Aufschwunges» (von 1868—1873) suchten die Unterrichtsminister die Fortbildung der im Amte stehenden Lehrer auch dadurch zu fördern, dass sie jährlich eine grössere Anzahl der besseren Lehrkräfte des Landes auf sechs Wochen zum *Besuche ausländischer Schulen* entsendeten. Dieses Bildungsmittel erwies sich aber bald als ein sehr zweifelhaftes, weil auch gar keine sichere Garantie für die wirkliche Ausführung des Auftrages geboten war. Derlei «Studienreisen» wurden später auf ein bescheidenes Maass beschränkt; eine gänzliche Auflassung erscheint jedoch nicht zweckmässig.

Ueberblickt man diese Masssregeln der ungarischen Unterrichtsverwaltung zur Hebung und Förderung der Lehrerbildung, so wird man dem Eifer, der Opferwilligkeit die Anerkennung nicht versagen, obgleich auch hier im Wunsche nach möglichst rascher Reform manche Verfügung als überhastet, als unpractisch erscheint. Die Erfahrung, diese beste Lehrmeisterin des Lebens, musste erst das Richtige zeigen.\*

### C) *Materielle Unterstützung der Lehrer.*

Der Mangel an tüchtigen Lehrkräften beruhte einerseits in der ungünstigen dienstlichen Stellung und sodann in der materiellen Noth des Lehrstandes. Jenem Uebel hat das Volksschulgesetz abgeholfen, dem zweiten aber, nämlich der unzureichenden Besoldung der Lehrer, brachte auch das Gesetz keine befriedigende Abhilfe. Dies war nicht bloß deshalb der Fall, weil das gesetzliche Minimum von 300 fl. nebst Wohnung und Garten den Ansprüchen des gebildeten Lehrers auch auf dem Lande keineswegs genügt; sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil selbst dieses unzureichende Gehaltsminimum nur für die Gemeinde- und Staatsschulen, nicht aber auch für die in über-

\* Noch merken wir an, dass das Ministerium auch die aus Initiative der Lehrer hervorgegangenen Bildungsmittel eifrig und wohlwollend förderte. Hierher gehört vor Allem die Aufmunterung zur Constituirung von *Lehrervereinen*, deren man ungefähr 100 im Lande zählt; dann die schriftliche oder mündliche Begrüssung der öffentlichen *Lehrerversammlungen*, worunter bisher zwei Landesversammlungen (1870 und 1874), die Subventionirung der Besucher der *deutschen Lehrertage* u. dgl. m.

grosser Mehrheit befindlichen confessionellen Schulen verpflichtend war.

Die Regierung konnte also hier bei Durchführung des Gesetzes nur bezüglich der Communal- und Staatsschulen unmittelbar eingreifen, und sind in diesen Anstalten gegenwärtig die Gehaltsbezüge der Lehrer auf einer genügenden Höhe. Die Lehrer an den Staats-Elementarschulen beziehen z. B. je nach den örtlichen Theuerungsverhältnissen neben Freiquartier oder Quartiergeld noch Besoldungen von 300 bis 900 fl.

Auf die *Besoldungen der Lehrer* an confessionellen Lehranstalten nahm die Regierung nur indirecten Einfluss. Dies geschah theils durch das gegebene Beispiel an den von ihr eingerichteten und geleiteten Schulen, theils durch die in Folge dessen entstandene Concurrenz zur Erhaltung guter Lehrkräfte, theils durch Aneiferung und Aufmunterung der confessionellen Schulerhalter, denen die Regierung erforderlichen Falles auch durch *Darlehen* oder momentane *Geldunterstützungen* zu Hilfe kam. Diese Einwirkungen hatten im Laufe der Wirksamkeit des Unterrichtsministeriums sehr erfreuliche Resultate zur Folge. Es betrug nämlich die Gesamtsumme der Lehrerbesoldungen in Ungarn-Siebenbürgen

im Jahre 1872 . . . .	4.399,922 fl.
„ „ 1873 . . . .	5.664,014 „
„ „ 1874 . . . .	6.256,244 „
„ „ 1875 . . . .	6.213,606 „
„ „ 1876 . . . .	6.632,608 „

Die Zunahme ist also eine continuirliche; der Abfall, den das Jahr 1875 zeigt, ist den bösen Nachwirkungen der volkswirtschaftlichen Krise und den Missernten und den Elementarunfällen von 1873/75 zuzuschreiben. Aber im Jahre 1876 hob sich die Besoldungsziffer der Lehrer wieder in namhafter Weise. Das Wachsthum derselben wird auch augenscheinlich, wenn man erwägt, dass im Jahre 1869 im eigentlichen Ungarn das Durchschnittsgehalt des Volksschullehrers 208 fl. 87 kr., in Siebenbürgen aber gar nur 120 fl. 47 kr.; also in Ungarn-Siebenbürgen 164 fl. 67 kr. betrug. Diese Ziffer stieg im Jahre 1873 bereits auf 289 fl. 5 kr., im Jahre 1874 auf 319 fl.; also von 1873 auf 1874 um 13·98 %. Dagegen sank sie im folgenden Jahre auf 312 fl. 97 kr., hob sich aber im Jahre 1876 wieder auf 329 fl. 57 kr., überschreitet sonach das gesetzliche Minimum von 300 fl. um ein Bedeutendes. Nichtsdestoweniger herrscht im Einzelnen noch viel materielle Noth unter den Lehrern, namentlich in den gebirgigen Theilen des Landes, wo es noch Tausende von Lehrern giebt, deren jährliches Gesamteinkommen zwischen 100 bis



200 fl. schwankt, ja in vielen Fällen selbst *unter* 100 fl. zurückbleibt.

Die Regierung sucht in solchen bejammernswerthen Fällen subsidiär durch *Geldunterstützungen der Lehrer* einzuschreiten, zu welchem Zwecke die Legislative jährlich eine gewisse Geldsumme bewilligt. Solche Staatsunterstützungen erhielten

	Lehrer	Unterstützungs- summen	Auf <i>einen</i> Lehrer entfielen
im Jahre 1869 . . .	1069	73,390 fl.	68·65 fl.
» » 1870 . . .	928	56,860 »	61·60 »
» » 1871 . . .	322	19,480 »	63·60 »
» » 1872 . . .	497	26,165 »	53·06 »
» » 1873 . . .	467	19,796 »	42·38 »

Im Jahre 1875 sank die Unterstützungssumme auf 7725 fl. herab und betrug auch im Jahre 1876 nur 8245 fl. 33 kr. «Die Abnahme dieser Staatsunterstützungen ist weniger eine Folge der vollzogenen Gehaltsaufbesserungen der Lehrer, als vielmehr eine Consequenz des von Jahr zu Jahr mehr reducirten Budgets des Unterrichtsministeriums.» \*

#### D) Errichtung von Volksschulen ; der Schulbesuch.

In seinem ersten Ausweise über den Zustand des ungarischen Volksschulwesens führte Baron Eötvös die betäubende Thatsache an, dass in den 11,903 Gemeinden, welche Daten eingeliefert hatten (83 schickten überhaupt keine Ausweise), 1712 *gar keine Schule* hatten. Allein selbst in denjenigen Gemeinden, welche den Bestand einer Schule nachwiesen, genügten diese vorhandenen Schulen zumeist dem Bedürfnisse nicht; denn die Lehrzimmer und Lehrkräfte waren kaum für die Hälfte der schulpflichtigen Jugend ausreichend. Selbst in Städten und reicheren Ortschaften war der Schulbesuch ein äusserst vernachlässigter; so z. B. konnten die Schulen in Szegedin (der zweitgrössten Stadt der Landes) von den 12,056 schulpflichtigen Kindern nur 6017 in die bestehenden Schulräume aufnehmen; in Arad besuchten von 7071 Schulpflichtigen blos 2157 die Schule, in Kecskenét von 6067 nur 2765, in Debreczin von 7528 nur 3118, in Pressburg von 7760 nur 3495, in Temesvár von 6099 nur 2535. Das Bedürfniss für die Nichtbesucher, deren Zahl im Jahre 1869 nicht weniger als 1,132,626 Schulpflichtige betrug, stellte sich darnach auf eine nöthige Vermehrung von mindestens 14,157 Lehrzimmern (auf ein Lehrzimmer 80 Schüler gerechnet). Aber das erschöpfte noch

\* Vergl. SCHWICKER, Statistik des Königreiches Ungarn, p. 631.



lange nicht das Erforderniss. Denn in ebenso traurigem Zustande wurden die bestehenden Schulgebäude gefunden. Baron Eötvös sagt: «Der grösste Theil der vorhandenen Lehrzimmer entspricht nicht blos den gesetzlichen Bestimmungen nicht, sondern diese Räume sind theils ganz baufällig, theils so finster, enge, niedrig oder feucht, dass unter geordneten Verhältnissen es weder vom sanitären noch vom pädagogischen Standpunkte aus gestattet wäre, dieselben zu Schullocalitäten zu benutzen . . ., weil die Jugend daselbst in ihrer körperlichen Entwicklung und Gesundheit grösseren Schaden erleidet, als der Nutzen des Unterrichts gut machen kann.»

Man muss sich diese Thatfachen vor Augen halten, um eine richtige Werthschätzung dessen zu gewinnen, was die ungarische Unterrichtsverwaltung in dem Zeitraume von zehn Jahren auf diesem Gebiete zu Stande gebracht hat. Vor Allem sei erwähnt, dass der Minister auf Grund der besten ausländischen Fachschriften eingehende «*Baupläne für Schulhäuser*» herausgeben liess; überdies wurden in den «Instructionen» für die Schulinspectoren und Ortsschulcommissionen die verschiedenen Rücksichten und Gesichtspunkte, welche bei dem Neubau oder bei der Umgestaltung von Schulhäusern zu beobachten sind, ausführlich angegeben. Endlich errichtete der Minister im Schosse des Unterrichtsministeriums eine eigene «Bausection», in welcher die eingesandten Pläne vom technischen, pädagogischen und finanziellen Standpunkte aus fachmännisch überprüft werden.

Die weitere Fürsorge des Ministeriums bezog sich dann auf die *Vermehrung der Volksschulen* selbst, wobei insbesondere jene Gemeinden in's Auge gefasst wurden, wo bis dahin gar keine Schule bestand; aber in gleicher Weise hatten die Schulinspectoren den Auftrag dahin zu wirken, dass die vorhandenen Schulen entsprechend erweitert, respective vermehrt werden. Wo die Gemeinden mittellos waren, da trat der Staat mit der Errichtung von Staats-Elementarschulen ein; wo sie nur vorübergehender oder leihweiser Hilfe bedurften, bot die Regierung ihnen aus dem Staatsbudget momentane Unterstützungen oder Darlehen. Ueberdies waren Minister und Schulinspectoren bemüht, die confessionellen Gemeinden, einzelne Schulpatrone, Gesellschaften und Private zur Errichtung, respective Verbesserung der Schulen anzuspornen.

Die Resultate dieser Bemühungen zeigen folgende Ziffern. Man zählte in Ungarn-Siebenbürgen

im Jahre 1864/5	. .	13,245 Volksschulen	
»	»	1869 . . . .	13,646
»	»	1870 . . . .	14,032



im Jahre 1871 . . . .	14,550	Volksschulen
» » 1872 . . . .	15,246	»
» » 1873 . . . .	15,445	»
» » 1874 . . . .	15,387	»
» » 1875 . . . .	15,282	»
» » 1876 . . . .	15,388	»

Der Rückgang seit 1874 steht mit den schon berührten volkwirthschaftlichen Calamitäten im Zusammenhange; immerhin beträgt die Zunahme von 1864—1876 über 2000 Schulen. Von diesen Schulen waren im Jahre 1875 bloß 1372 Gemeindeschulen, darunter 87 reine Staats-Elementarschulen. Im Jahre 1876 stieg die Zahl der Gemeinde- und Privatschulen auf 1481, darunter 125 Staatsschulen. Die übrigen Schulen gehörten den Confessionen des Landes. Ihre Zahl betrug 13,907.

In ebenso erfreulicher Weise vermehrten sich die *Schulgebäude* und die in denselben befindlichen *Lehrzimmer*. Im Jahre 1873 bestanden 15,343 *Schulgebäude*, davon waren 13,516 Eigenthum der Schulgemeinde und 1827 gemiethet. Im Jahre 1876 war die Zahl der eigenen Schulgebäude bereits auf 13,967 gestiegen. Die Gesamtzahl betrug 15,388. Hand in Hand ging damit die Vermehrung der Lehrzimmer, also die innere Ausgestaltung der Schulen. Im Jahre 1869 zählte man insgesamt 16,938 Lehrzimmer; im Jahre 1876 war deren Anzahl 20,695; die Zunahme ist also 3757 oder über 22 %. In ähnlicher Weise mehrten sich auch die in den Schulhäusern befindlichen *Lehrerwohnungen*, ferner die für den practischen Unterricht und die Pflege der Selbstthätigkeit sowie hinsichtlich des Einflusses der Schule auf das Volksleben überaus wichtigen *Baumschulen* (Status von 1876: 6917) und *Schulgärten* (4638). Die Anzahl der *Turnlocalitäten* wird für Ende 1876 mit 3829 beziffert, doch entsprechen dieselben offenbar nur wenig ihrem Zwecke; denn die Gesamtzahl der *Turngeräthe* wird nur auf 1640 angegeben. Die *Ausrüstung* der Lehrzimmer mit den nöthigen *Lehrmitteln* (schwarze Schultafeln, Lesetabellen, Wandkarten, Erdgloben, naturgeschichtliche Sammlungen und physikalische Apparate) nimmt auch jährlich in steter Weise zu. Nicht minder erfreulich ist die Vermehrung der *Schul-Bibliotheken*, deren es im Jahre 1873 bloß 1508, im Jahre 1876 aber bereits 2299 gab.

Durch diese Vermehrung und den innern Ausbau der Schulen musste nothwendiger Weise auch die *Zahl der Lehrkräfte* an den Volksschulen zunehmen, obgleich diese Zunahme, namentlich in Bezug auf die approbirten Lehrer, keine durchwegs befriedigende war und oft durch den Austritt tüchtiger Kräfte aus dem Lehramente paralysirt wurde. Der Status der Volksschullehrer im Jahre

1869 war 17,769; im Jahre 1876 betrug deren Zahl 20,125, das ist um 2356 oder 12·6 % mehr. Von diesen Lehrern waren 15,443 geprüft, 4682 ungeprüft. Im Jahre 1872 zählte die letztere Kategorie bloß 3727 Individuen, sie nahm also in vier Jahren um 955 Individuen oder über 26 % zu, indess die Zahl der Geprüften von 14,463 auf 15,443 stieg, das ist bloß mit 980 qualificirten Lehrern oder etwa 7 % mehr zählt. Die Ungeprüften vermehrten sich also mehr als dreimal rascher. Von den Schulbesuchenden entfielen im Jahre 1876 im Durchschnitt auf einen Lehrer 59·8, auf ein Lehrzimmer 58·1 Schüler.

Dieses Verhältniss wird allerdings ein ganz anderes, wenn man die Zahl der *Schulpflichtigen* in Betracht zieht. Die Zahl der Schulpflichtigen betrug im Jahre 1869 in Ungarn-Siebenbürgen 2.298,275, auf eine Schule kamen damals 153, auf eine Lehrkraft 119 schulpflichtige Kinder. Im Jahre 1876 betrug die Zahl der Schulpflichtigen 2.129,597; auf eine Schule kamen darnach 138, auf eine Lehrkraft 105 schulpflichtige Kinder. Da nun das Maximum der Schülerzahl auf eine Lehrkraft 80 beträgt, so wird diese Zahl noch immer mit 25 überschritten. Ungarn bedarf also mindestens noch 4000 Lehrer, wenn es alle seine Schulpflichtigen zum ordentlichen Schulbesuch und erfolgreichen Unterricht verhalten will.

Freilich lässt dieser *Schulbesuch* noch viel zu wünschen übrig; aber auch darin wurde seit der Wirksamkeit des Unterrichts-Ministeriums ein anerkennenswerther Erfolg erzielt. Im Jahre 1869 besuchten von den 2.284,741 schulpflichtigen Kindern nur 1.152,115 oder 48·15 (in Siebenbürgen allein gar nur 40·97) Percent thatsächlich die Schule.\* Dagegen waren im Jahre 1876 von den 2.129,597 Schulpflichtigen 1.507,031 oder 70·76 % Schulbesucher. Die Besserung ist also eine absolut bedeutende; sie ist es aber auch in relativer Hinsicht. Denn während im Jahre 1873 nur in 19 Schuldistricten die Schulbesucher 80–98 % der Schulpflichtigen ausmachten, erhöhte sich die Zahl dieser Schuldistricte im Jahre 1876 auf 25. Andererseits sank das Minimum des Schulbesuches im letztgenannten Jahre nur bis auf 38·1 % herab, während es im Jahre 1873 noch unter 30 % gestanden war. Geschmälert wird dieser wachsende Schulbesuch freilich durch drei Uebelstände: 1. Viele Schüler besuchen die Schule nur während der Winter-, oder auch nur während der Sommermonate; doch ist die Zahl derjenigen Kinder, welche Sommers und Winters zur Schule gehen, in erheblicher Zunahme begriffen. (Sie betrug z. B. im Jahre 1875 um 85,879 mehr als im Vorjahre und war im Jahre

\* Das bezeichnet gegen die Aufnahmen im Jahre 1858 (s. o. S. 423) einen sehr empfindlichen Rückgang.



1876 um 52,622 grösser als im Jahre 1875.) 2. Auch während des Schulbesuches wird die Lernzeit durch häufige Schulversäumnisse unterbrochen. Diese Schulversäumnisse erreichten im Jahre 1876 die Riesensumme von 4.607,817, um 2.226,622 mehr als im vorhergehenden Jahre. 3. Noch immer kommen Tausende von Schülern ohne Schulbücher und Schulrequisiten in die Schule. Die Zahl solcher Schüler war im Jahre 1875 mit 268,161, im Jahre 1876 gar mit 296,667 angegeben.

Bei solchen Umständen sind denn auch die *Unterrichtserfolge* trotz unverkennbarer Verbesserung des Unterrichts dennoch sehr bescheiden. Von den 397,289 im Jahre 1876 aus der Schule getretenen Schülern konnten bloss lesen 104,212 (26·10 %), lesen und schreiben 293,077 (73·77 %). Der Lehrerfolg wird endlich auch durch die *sprachlichen* Verhältnisse gehemmt. Ungarn-Siebenbürgen hat 1263 Schulen, in denen der Unterricht in *zwei*, und 90, in denen er in *drei* Sprachen ertheilt werden muss.

#### E) Höhere Volks- und Bürgerschulen. Fachschulen.

Der elementare Volksunterricht findet seine Fortsetzung, Erweiterung und Abschliessung in der höheren Volksschule, welche der schweizerischen Secundarschule entspricht, oder in der Bürgerschule, die im Grunde dasselbe bedeutet und in Oesterreich und Deutschland auch in der That nur die Aufgabe einer «gehobenen Volksschule» zu erfüllen hat. Ungarns Volksschulgesetz schreibt die Errichtung von höheren Volks- und Bürgerschulen allen jenen Gemeinden vor, die mehr als 5000 Einwohner haben. Der jetzige Unterrichtsminister, Herr AUGUST TRÉFORT, lässt sich die Verbreitung dieser für den Bürger- und Oeconomenstand höchst wichtigen Schulcategoryen sehr angelegen sein. In einem Rundschreiben an die Staats-Schulinspectoren vom August 1874 machte er nicht weniger als 212 Gemeinden namhaft, welche nach Vorschrift des Gesetzes höhere Volks- oder Bürgerschulen zu errichten verpflichtet sind. Im Jahre 1873 gab es in Ungarn-Siebenbürgen 27 höhere Volks- und 39 Bürgerschulen; im Jahre 1876/1877 bestanden:

##### a) Höhere Volksschulen:

1. Vom Staate subventionirt	21
2. Ohne Staatssubvention	40
zusammen	61

##### b) Bürgerschulen:

1. Vom Staate erhalten oder subventionirt	28
2. Ohne Staatssubvention	44
zusammen	72

Die Gesamtzahl dieser «gehobenen Volksschulen» beträgt somit 113 Schulanstalten. Darunter sind von den höheren Volksschulen 31 reine Mädchen- und eine «gemischte» Schule; mehrere dieser Schulen sind mit landwirthschaftlichen Fachclassen, mit Weinbau-Cursen oder Gewerbeschulen verbunden, Unter den Bürgerschulen sind 19 reine Mädchenschulen und zwei Anstalten für beide Geschlechter. Die Bürgerschulen sind mit keinen Facheursen verbunden.

Der Staat verwendete im Jahre 1875 auf die höheren Volks- und Bürgerschulen den Betrag von 166,826 fl. 75<sup>1</sup>/<sub>2</sub> kr., im Jahre 1876 von 182,122 fl. 25 kr. Diese Anstalten waren im letztgenannten Jahre von 8936 Knaben und 5901 Mädchen, zusammen von 14,837 Schülern besucht. Auf eine Schule kamen sonach im Durchschnitte ungefähr 132 Schüler.

Wie schon erwähnt, besteht zur beruflichen Heranbildung der Lehrkräfte für die höheren Volks- und Bürgerschulen in Budapest je ein Seminar für die männlichen und für die weiblichen Lehramtsaspiranten; diese Seminarien haben zwei Jahrescurse und nehmen als Zöglinge theils absolvirte Seminaristen des Volksschullehrer-Seminars, theils mit Maturitätszeugnissen versehene Abiturienten des Gymnasiums oder der Realschule auf. Nach absolvirtem Curse müssen die Candidaten sich vor einer besonders bestellten Prüfungscommission den vorgeschriebenen Rigorosen unterwerfen.

Eine besondere Sorgfalt widmet der jetzige Unterrichts-Minister AUGUST TRÉFORT auch der Förderung des *gewerblichen und mercantilen Fachunterrichts*. Ueber die Organisation des industriellen Unterrichts legte derselbe erst kürzlich dem Reichstage einen umfassenden Entwurf vor, dessen Durchführung für die Industrie Ungarns von wesentlicher Bedeutung wäre. Leider steht zu besorgen, dass derselbe gleich anderen trefflichen Vorschlägen zur Hebung des öffentlichen Unterrichts an finanziellen Schwierigkeiten scheitern wird. Was bisher für die Verbesserung des gewerblichen Unterrichts geschehen konnte, bestand theils in der Errichtung und Unterstützung industrieller Fachclassen an den höheren Volksschulen, theils in der Gründung besonderer Schulanstalten, so der *Winzerschule* in Balaton-Füred, der *Holzschnitzschulen* in Zay-Ugróc und Hosszufalu, dann der *Gewerbeschulen* in Kézdi-Vásárhely, Trencsin, Rajecz und Privitz. Diese Schulen sollen in den betreffenden Gegenden des Landes zugleich die entsprechende *Hausindustrie* pflegen und fördern. Zu diesem Zwecke hat aber auch die allgemeine Volksschule ihr Scherflein beizutragen. Einzelne Zweige der Hausindustrie bilden obligate Lehrfächer in den Staats-Lehrerseminarien und müssen auch in der Elementarschule gelehrt und geübt werden. Zur Verbreitung der



Kenntnisse und Fertigkeiten in dem Arbeitsunterrichte wurden auf Staatskosten geeignete Lehrkräfte in's Ausland, namentlich nach Dänemark, Schweden, Sachsen u. a. O. entsendet; dieselben dienen nun im Lande theils als Wanderlehrer, theils als Leiter und Lehrer an den betreffenden gewerblichen Schulanstalten. Die Regierung giebt auch ein besonderes Fachblatt («Hausindustrie-Blatt») heraus und theiligt damit alle Lehrer unentgeltlich. Weiteren Ansprüchen auf höhere gewerbliche Ausbildung kommt die im Jahre 1871 als Privatanstalt begründete «*höhere Maschinen-Industrieschule*» in Kaschau nach, welche im Jahre 1875 zur Staatsanstalt erhoben wurde. Dieselbe umfasst drei Jahrgänge und wurde im Jahre 1876 von 44 Zöglingen besucht.

In einem sehr verwahrlosten Zustande befanden sich bis auf die Jüngstzeit die *Handelsschulen* des Landes. Der Unterrichtsminister erliess im Einvernehmen mit dem Handelsminister für dieselben ein geeignetes Organisationsstatut, dessen Einhaltung allen Eigenthümern dieser Schulen geboten ist. Denn es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dass in Ungarn-Siebenbürgen sämtliche bestehenden niederen und höheren Handelsschulen theils Eigenthum von Handelsgenossenschaften sind, theils Privaten angehören. Im Jahre 1876 bestanden gemäss diesem Statute 9 niedere, 10 mittlere und eine höhere, zusammen also 20 Handels-Lehranstalten mit 93 Lehrkräften und 1153 Schülern. Ausserdem besteht in Budapest eine *Handels-Academie*, vom Pester Handelsgremium errichtet und erhalten, an welcher im Jahre 1876 11 Professoren 317 Hörer unterrichteten. Der ministerielle Bericht vom Jahre 1877 erklärt selbst: «Die Entwicklung und Verbreitung der Handelsschulen lässt noch Vieles zu wünschen übrig.»

F) *Anfertigung von Lehrplänen, Schulbüchern, Lehrmitteln und Schulrequisiten.*

Auf dem Gebiete der inneren Schulorganisation mit Rücksicht auf den Lehrstoff, dessen Abgrenzung und Abstufung in Lehr- und Stundenplänen, dann hinsichtlich der methodischen Auffassung und Behandlung entwickelte die Unterrichtsverwaltung vom Beginn an eine rührige, jedoch nicht stets gerühmte Thätigkeit. Die schon im Volksschulgesetz übermässige Anzahl von Lehrfächern für die einzelnen Stufen der Volksschule verleitete dazu, den naturgemäss minimalen Lehrstoff dieser Lehranstalt in kaum zu billiger Weise in selbständige Fächer zu zerlegen, wodurch das Material theils zersplittert, theils für die Auffassungskraft und die künftige Lebensbestimmung der übergrossen Mehrzahl der Volksschul-Jugend in einzelnen Richtungen zu umfassend aufgenommen wurde.

Die ersten *Lehr- und Stundenpläne* für die elementare Volks-

und für die Bürgerschulen erschienen im Jahre 1869; ihnen folgte im Jahre 1872 der Lehrplan für die höheren Volksschulen. Unter Einem wurden für die verschiedenen Stufen des Volksschulunterrichts die Formulare für die nothwendigen Schulprotocolle, Schülermatrikel, Schülerzeugnisse etc. entworfen und in den verschiedenen Landessprachen veröffentlicht. Aber diese Lehrpläne genühten bald dem Bedürfnisse und der besseren Erkenntniss nicht und es wurden deshalb im Jahre 1877 *neue* Lehrpläne für die Elementar- und für die Bürgerschulen vom Unterrichtsminister herausgegeben.\*

Gleichzeitig mit der Inangriffnahme der Volksschul-Reform berief Baron Eötvös im Herbst 1868 eine Enquêtecommission zur Entwerfung eines Prospectes über die erforderlichen *Volksschul-Lehrbücher*. Das Elaborat dieser Commission approbirte der Minister und auf die Vorschläge desselben wurden die Concurse für die Abfassung der Lehrbücher ausgeschrieben. Die freie Concurrenz war jedoch hierbei insoferne wesentlich behindert, als der Minister gleichzeitig einzelne Fachmänner theils mit der Abfassung des betreffenden Lehrbuches unmittelbar betraute, theils hiezu amtlich aufmunterte. Diese Art der Gewinnung von Lehrbüchern fand auch in anderer Hinsicht grossen Tadel; man sah darin eine mindestens indirecte Wiedereinführung des verhassten Schulbücher-Monopols, eine Gefährdung der Entwicklung der einheimischen Schulbücher-Literatur überhaupt, eine empfindliche Benachtheiligung des privaten Bücherverlags u. s. w. Der Vertrieb der Regierung in den von ihr herausgegebenen Schulbüchern ist ein sehr bedeutender. Es wurden nämlich verkauft im Jahre

Schulbücher in ungarischer Sprache		1875	Exemplare	1876	Exempl.
		248,812		256,269	
» » deutscher	»	83,819	»	78,111	»
» » slovakischer	»	11,538	»	10,936	»
» » ruthenischer	»	4,197	»	6,361	»
» » serbischer	»	10,746	»	11,642	»
» » rumänischer	»	6,727	»	6,513	»
» » wendischer	»	1,632	»	1,333	»

Nicht minder eifrig war das Ministerium in der Herstellung tauglicher *Lehrmittel* und zweckentsprechender *Schulutensilien*. In dieser Richtung kann in neuester Zeit der erfreuliche Fortschritt verzeichnet werden, dass die Regierung von dem früheren Vorgange stets mehr abkömmt, wornach mit österreichischen und deutschen Lehrmittel-Fabrikanten monopolisirende Lieferungsverträge geschlossen wurden. Heute wird stets mehr die einhei-

\* S. dieselben bei SCHWICKER, Die ungarischen Schulgesetze etc. Heft 2 und 3.



mische Industrie und die Freiheit in der Concurrenz beachtet. Zur Hebung der Lehrmittel-Industrie trägt auch die Errichtung und Erhaltung des *Landes-Lehrmittel-Museums* in Budapest wesentlich bei.

G) *Verschiedene Verfügungen im Interesse der Volksbildung.*

Baron Josef Eötvös gab die Losung, dass auf dem Gebiete des Volksbildungswesens unverzügliche Reformen durchgeführt werden müssen, dass Ungarn gerade auf diesem Gebiete nicht warten könne. Und dieser Losung entsprach auch die eigene rastlose Thätigkeit des grossen Patrioten und Staatsmannes. Seiner Anschauung schloss sich die Nation an und wir sehen in den ersten Jahren der wiedergewonnenen verfassungsmässigen Freiheit einen lebendigen, opferwilligen Eifer für die Hebung der Volks-erziehung, der alle Schichten des Volkes ergriffen hatte. Damals bewilligte z. B. die Legislative aus eigener Initiative eine Million Gulden mehr für das Unterrichtsbudget, als der Minister selbst verlangt hatte. Seitdem ist wieder die entgegengesetzte Strömung herrschend geworden.

Dem stürmischen Vorwärtsdrängen, um die Versäumnisse langer Jahre in Eilschritten nachzuholen, entsprang auch die Ungarn eigenthümliche Institution des *Unterrichts der Erwachsenen*. Es klang freilich sonderbar, dass dem Staate zugemuthet wurde, er solle für den Unterricht der Mündigen sorgen, während mehr als die Hälfte der unmündigen Schulpflichtigen ohne Unterricht heranwuchs. Und doch wurde auf jenen Antrag eingegangen. Im Herbst des Jahres 1870 erliess der Minister einen Aufruf sowie eine Verordnung an die Lehrer und Seelsorger, worin diese gemahnt werden, das in der Bildung zurückgebliebene Volk durch gute Worte zu bewegen, damit es am ordentlichen Unterrichte im Lesen, Schreiben, Rechnen und anderen nützlichen Kenntnissen ordentlich Theil nehme. Jedermann, der ein Individuum erfolgreich im Lesen und Schreiben unterrichtet, erhält nach bestandener Prüfung des Unterrichteten je 3 fl., für jedes Individuum, das nur schreiben gelernt, je 2 fl. aus der Staatscasse als Honorar. Für die Ertheilung anderer nützlicher Kenntnisse (Rechnen, Geschichte, Geographie) wurde dem Instructor für jeden Prüfling 1 fl. bewilligt. Ueberdies erhielten die Professoren an den Mittelschulen die Aufforderung, während der Wintermonate populäre Vorlesungen zu halten, wofür sie desgleichen vom Staate honorirt wurden.

Und nun begann eine interessante Bewegung und Agitation für den «Unterricht der Erwachsenen»; am meisten interessirten sich dafür die Lehrenden selbst, und von ihnen gingen auch die warmen Fürsprachen in der Presse für diesen «Unterricht» aus.

Die ministeriellen Berichte wissen anfänglich nur Lobenswerthes darüber zu melden und die Legislative bewilligte dafür die respectable Summe von 70,000 fl. jährlich.

An diesem «Unterrichte» theilten sich nach diesen Meldungen Tausende und schon im Jahre 1871 sollen 23,700 Erwachsene das Lesen und Schreiben auf diesem Wege erlernt haben. Im folgenden Jahre wuchs die Zahl der Theilnehmer und die Resultate waren angeblich noch glänzender; denn nicht weniger als 30,484 Individuen bestanden die obige Prüfung und den Lehrenden bezahlte der Staat hiefür 73,510 fl. an Honorar. Der Minister wollte diesen Unterricht bereits durch ein Gesetz stabilisiren. Aber schon das Jahr 1873 zeigte mancherlei Unzukömmlichkeiten und Missbräuche, die allerdings in Fachkreisen schon lange kein Geheimniss waren. Der Unterrichtsminister TREFORT sah in der Sache kühler und weil er nach angestellter Untersuchung erkannte, dass die aufgewendeten Kosten in keinem Verhältnisse zu dem erzielten Erfolge standen: so liess er die Institution des «Unterrichts der Erwachsenen» gänzlich fallen und beförderte mit richtiger Erkenntniss die Hebung und Pflege der Hausindustrie, um im Volke die Arbeitsamkeit und die gesunden Erwerbszweige zu vermehren.

Wie der ehrenwerthe Hypereifer der Unterrichts-Verwaltung im Beginn die Sorge des Staates für die Volksbildung über den Kreis der Schulpflichtigen zu weit hinaus erstrecken und selbst die Mündigen noch bevormunden wollte: so ging derselbe Drang nach rascher und allseitiger Förderung der Volkscultur andererseits wieder zu tief unter das Alter der schulpflichtigen Jugend herab. Minister Baron EÖTVÖS hatte nämlich schon in seinem Entwurfe des Volksschulgesetzes auch die *Kinderbewahranstalt* (den Kindergarten) als eine öffentliche Institution einführen wollen. Der betreffende Abschnitt des Gesetzentwurfes wurde jedoch vom Reichstage abgelehnt. Dagegen brachte der Minister im Jahre 1870 einen selbständigen Gesetzentwurf über die Kinderbewahranstalten ein, aber dieser gelangte niemals zur reichstägliehen Verhandlung. Derselbe fand auch in Fachkreisen eine wenig ermunternde Aufnahme. Mittlerweile nahm sich auch in Ungarn die Societät der Pflege und Erziehung der Jugend im Vorschulalter mit steigendem Eifer an; es wuchs die Zahl der Bewahranstalten, Kindergärten, Fröbelvereine u. s. w. mit jedem Jahre. Desgleichen wurde die in Budapest bestehende Bildungs-Anstalt für die Erzieher und Erzieherinnen der Jugend im Vorschulalter einer zeitgemässen Reform unterzogen. Und die Regierung? Sie prätendirt heute nicht mehr die Ausdehnung der Schulpflicht auch auf das Vorschulalter; sie überlässt die «erweiterte Kinderstube» (denn das soll der Kindergarten sein) der



Familie, der Gesellschaft und beschränkt sich darauf, die wohlthätigen Intentionen dieser socialen Factoren subsidiär zu fördern. Die Regierung hat die ordentlich geprüften Kinderbewahrer und Kindergärtnerinnen in den Verband des «Landes-Volksschullehrer-Pensionsinstitutes» aufgenommen; sie überwacht die Ausbildung und Prüfung derselben und kommt den betreffenden Communen, Gesellschaften und Vereinen durch jährliche Geldsubventionen zu Hilfe. Diese Unterstützungen betrugen im Jahre 1874 die Höhe von 15,200 fl., im Jahre 1876 bereits 25,740 fl. 27 kr. Im letztgenannten Jahre bestanden in Ungarn-Siebenbürgen 215 Bewahranstalten und Kindergärten, an denen 315 Erzieher und Erzieherinnen wirkten; darunter hatten aber blos 179 die berufliche Qualification sich erworben.

Wie die Geschäfte der Central-Unterrichtsleitung im Laufe der Jahre in Bezug auf das Volksschulwesen riesig gestiegen, das lehrt auch die jährlich rapid anwachsende Zahl der *hierher gehörigen Geschäftsstücke* im Unterrichtsministerium. Von den erledigten laufenden Geschäftsstücken kamen auf Volksschul-Angelegenheiten:

im Jahre 1869 . . . . .	5381	Stücke
» » 1870 . . . . .	7815	»
» » 1871 . . . . .	8350	»
» » 1872 . . . . .	13508	»

Aus späteren Jahren fehlen die Daten; doch lehren auch diese Ziffern die jährliche Zunahme, das innere und äusserliche Wachsthum der Volkslehranstalten.

Was zum Schlusse den *Geist* anbelangt, in welchem die ungarische Unterrichts-Verwaltung das Volksschulwesen leitet, so bemerken wir hierüber in Kürze Folgendes: Baron Eörvös, der Neubegründer der ungarischen Volksschule, hat in seinem ersten Berichte den Satz hervorgehoben: «Wie gross auch die Vorzüge sein mögen, mit denen die göttliche Providenz unser Vaterland gesegnet hat: so ist doch die Zukunft dieses Landes hauptsächlich von jener Stellung abhängig, welche dasselbe vom Gesichtspunkte der Civilisation unter den Völkern Europas einnimmt!» Es war also der *patriotische* und der *allgemein menschliche* Standpunkt, von welchem Baron Eörvös in der Neugestaltung der ungarischen Volksschule ausging und diesen Standpunkt haben er und seine bisherigen Nachfolger treu eingehalten.

Die Volksschule soll dem Volke nicht blos Kenntnisse, sondern auch eine religiös-sittliche und patriotische Erziehung bieten. Im Rechtsstaate folgt aus dem Principe der Gleichberechtigung auch die nothwendige Forderung, dass jedem Bürger die

Ausübung dieser gleichen Rechte ermöglicht werde. Dies ist aber ohne ein gewisses Maass geistiger und sittlicher Bildung nicht erreichbar. Wie in der bürgerlichen Gesellschaft die Privilegien gefallen und der Staat unter den Bürgern keinen Unterschied in den Rechten und Pflichten kennt: so muss das Unterrichtswesen nach dem Ausspruche von Eötvös derart geordnet werden, «dass auch jene Scheidewände, welche bisher die eigentliche Volkserziehung von dem sogenannten «höheren Unterricht» getrennt, beseitigt und die Schule derart organisirt werde, damit von den untersten Stufen des Unterrichts bis zu den höchsten der Uebergang und der Aufstieg von einer Stufe zur andern überall thunlichst erleichtert sei.»

Ungarns Volksschulgesetz beruht auf *freiheitlichen*, auf *fortschrittlichen* Principien; es schliesst die einseitige Staatsomnipotenz aus; es ruft alle Kreise und Factoren der Gesellschaft zur Mithilfe auf, insbesondere schützt es die gesetzlich bestehenden Confessionen in dem Recht und im Besitze ihrer Lehranstalten, und es war nur böser Wille, Fanatismus oder Unwissenheit, welche Gesetz und Regierung beschuldigen konnten, beide beabsichtigten die Vernichtung des confessionellen Schulwesens. Schon Baron Eötvös und Dr. PAULER protestirten energisch gegen diese unstatthafte Auffassung und Herr TREFORT äusserte sich in seinem bemerkenswerthen Rundschreiben an die Kirchenbehörden vom 22. Februar 1873 hierüber in folgender Weise:

«Ich habe nicht die Absicht, die von den Confessionen zu erhalten gewünschten und im Sinne des Volksschulgesetzes bereits geregelten oder in nächster Zukunft zu regelnden Volksschulen derselben in (interconfessionelle) Gemeindeschulen umzugestalten. Ich finde bezüglich der Volkserziehung und des Volksunterrichtes vollkommene Beruhigung darin, wenn die confessionellen Volksschulen auf Kosten der Kirchengemeinden und unter der Leitung der kirchlichen Oberbehörden, im Sinne des Gesetzes geregelt und entwickelt werden . . . Ich meinerseits werde bei der Ausübung der Oberaufsicht über die Volksschulen nie darauf sehen, ob die Schulen confessionell oder nichtconfessionell sind, sondern allezeit und ausschliesslich darnach fragen, ob es *gute Schulen* sind.» \*

In diesem Sinne wird Ungarns Volksschulwesen auch hinsichtlich des *nationalen* Gesichtspunktes geleitet. Sämmtliche Volksschulen ertheilen den Unterricht in der Muttersprache der Schüler, es steht den betreffenden Erhaltern der Schule völlig frei, die Unterrichtssprache in ihren Lehranstalten zu bestimmen,

\* S. den vollständigen, sehr interessanten Erlass in dem Bericht des Unterrichtsministers über den Stand des ungarischen Unterrichtswesens am Beginne des Jahres 1875. Deutsche Ausgabe S. 160.



und die Staatsaufsicht wacht nur darüber, dass dieser verschiedensprachige Unterricht von *einer* Gesinnung, nämlich vom wahren *Patriotismus* und von der aufgeklärten *Humanität* und *Sittlichkeit* durchdrungen und geleitet sei.

Wir haben nur in flüchtigen Zügen eine Skizze der zehnjährigen ungarischen Unterrichts-Verwaltung mit Rücksicht auf die Volksschule zu geben versucht. Das Bild ist allerdings mangelhaft; dennoch hoffen wir, dass es uns gelungen ist, im Leser die Ueberzeugung zu wecken, dass die Volksschule Ungarns auf richtiger Basis ruht, dass sie schon in ihrem dermaligen Aufbaue Anerkennung verdient und dass trotz der noch vorhandenen Mängel, Gebrechen und Lücken dieses überaus wichtige Bildungsinstitut unter fortgesetzter einsichtsvoller und thatkräftiger Oberleitung einer stetigen Vervollkommnung entgegenschreitet.

Prof. Dr. J. H. SCHWICKER.

## LITERATUR.

1. **Régi magyar költők tára.** Kiadja a m. t. Akademia. I. Középkori magyar költői maradványok, kiadja SZILÁDY ÁRON. (Sammlung alter ungarischer Dichter. I. Mittelalterliche Denkmäler. Im Auftrage der ungarischen Academie herausgegeben von ARON SZILÁDY.) Budapest, 1877. Gr. 8. 391 S.
2. **Költészetünk I. Mátyás király idejében.** (Unsere Dichtung zur Zeit König Matthias des Ersten von ARON SZILÁDY. Vortrag gehalten auf der 37. feierlichen Jahresversammlung der ungarischen Academie.) Budapest, 1877. (Im XVI. Bde der «Évkönyvek» [Jahrbücher] der Academie.)

Die Sammlung der ungarischen Sprach- und Literaturdenkmäler schreitet rüstig fort und liefert dem Literarhistoriker überaus werthvolles Material in geschmackvoller Ausstattung, versehen mit dem wünschenswerthen wissenschaftlichen Apparat. Mit dem uns vorliegenden Bande hat die ungarische Academie der Wissenschaften ein neues, höchwichtiges Unternehmen, die Herausgabe eines *Corpus poetarum veterum Ungaricorum*, begonnen, dessen erster (bisher einziger) Band die ungarischen poetischen Denkmäler aus der Zeit vor der Kirchentrennung umfasst. Die Stücke dieser Sammlung waren zum grössten Theil auch bisher schon bekannt, aber dergestalt zerstreut und in theilweise so unzuverlässiger Form publicirt, dass sie nun, gesammelt und nebeneinander gestellt, in ganz neuem Lichte erscheinen. Vor Allem werthvoll aber ist die vorliegende Sammlung (71 Stücke, S. 3—224) durch die überaus fleissig gearbeiteten, von ausgezeichneten Sachkenntniss zeugenden Anmerkungen (S. 225—391), mit denen der gelehrte Herausgeber die einzelnen Dichtungen begleitet hat. Gewissermassen als Einleitung des Bandes oder auch als zusammenfassende Uebersicht der im Laufe seiner Studien gewonnenen Resultate darf der interessante Vortrag gelten, den SZILÁDY über den Stand und die Denkmäler der ungarischen Dichtung aus der Zeit des Königs Matthias Corvinus gehalten hat, den wir deshalb bei der folgenden Anzeige mit berücksichtigen.



Denn aus der Zeit dieses grossen Königs stammt mit ziemlicher Sicherheit Alles, was von ungarischer Dichtung aus der Zeit vor 1526 — vor der Catastrophe von Mohács — erhalten ist. SZILÁDY'S Forschungen, welche selbstverständlich vor Allem dem Ursprung und der Entstehungszeit der einzelnen Stücke zugewendet waren, haben für die meisten Denkmäler die Matthias'sche Epoche als ganz unzweifelhaft, für einen kleinen Theil als wenigstens sehr wahrscheinlich nachgewiesen.

Der vorliegende Band — der alles Poetische aus der Zeit vor 1526 enthält, mit einziger Ausnahme der Psalmen und Hymnen, welche in einem separaten *Codex hymnologicus* gesammelt werden sollen — umfasst im Ganzen 71 Stücke, darunter einige von mehr als bloss sprachlichem oder literarhistorischem Interesse. Von dem Reichthum und Werthe der ungarischen Dichtung zur Zeit des Königs Matthias geben diese, im Ganzen doch kümmerlichen Reste allerdings kein getreues Bild, obwohl sie zahlreich und werthvoll genug sind, uns ahnen zu lassen, dass die ungarische Poesie am Hofe und unter der Herrschaft des grossen Königs eine bedeutende Stufe der Blüthe erklommen hat. Der König selbst war ein Freund der nationalen Dichtung, wie denn, nach Galeotti's (Cap. XVII) unverfänglichem Zeugnisse, über der Tafel des Königs stets in der Landessprache abgefasste Lieder gesungen wurden, welche die Thaten der Helden verherrlichten. Der Inhalt der vor dem König gesungenen Lieder war nach demselben Gewährsmanne stets eine grosse That; Liebeslieder wurden nur selten gesungen, «da meist an den Türken verübte Heldenthaten vorkamen.» Nicht die Zeit des Matthias hat diese historischen, epischen Dichtungen geschaffen; denn schon als Knabe ergötzte und begeisterte er sich an dergleichen Gesängen; wohl aber hat die grosse Gestalt und die bei allem Kosmopolitismus dem Nationalen verständnisvoll zugewendete Denkweise des seltenen Fürsten dazu beigetragen, dass diese Dichtung gerade unter seiner Regierung eine bedeutende Höhe der Entwicklung erreichte.

Mit dem Glanze der lateinischen Poesie Ungarns zur Zeit des Matthias kann freilich die Poesie in der Landessprache nicht verglichen werden, denn nur der eine Janus Pannonius überragt ja an dichterischer Begabung und tiefer Bildung Alles, was die nationale Dichtung vor dem XVI. Jahrhundert geschaffen hat. Aber jene lateinische Dichtung war ein fremdes Gewächs, fremd im Inhalte wie in der Form, das nicht im nationalen Leben fusste und auf das Leben der Nation keinerlei erhebliche Wirkung übte. Die Zeit hat über beide Strömungen, welche im XV. Jahrhundert nebeneinander hergingen und am Hofe und im Volke um die Herrschaft rangen, das entscheidende Urtheil gefällt: während die Gegenwart auch das bescheidenste, fragmentarischste *ungarische* Denkmal aus jener Zeit sorgsam aufbewahrt, sammelt, erläutert, jeden neuen Fund mit Begeisterung begrüsst und rastlos nach weiteren Resten der alten Dichtung forscht, — ruhen die grossen lateinischen Dichter jener Zeit vergessen und verlassen in unseren Bibliotheken, kaum hie und da von dem Historiker oder Culturhistoriker einer flüchtigen Durchsicht gewürdigt.

Die wichtigsten Stücke des vorliegenden Bandes sind unter den *historischen* Gedichten das Lied über die Eroberung Pannoniens (157 Verse), die Einnahme von Szabács (150 Verse), das Trauerlied über Johann Both's Ende, das Lied auf den Tod des Königs Matthias, Franz Apáti's Straflied, das Lied vom heil. Ladislaus und einige zerstreute, inhaltlich wichtige, jedoch nur in Bruchstücken erhaltene Strophen; — unter den Dichtungen *geistlichen Inhalts* der Hymnus des heil. Bernhard an den gekreuzigten Christus (310 Verse); die Catharinenlegende, 4073 Verse, das umfangreichste und bedeutendste ungarische Gedicht aus dem Mittelalter; und zahlreiche Bearbeitungen lateinischer Kirchenhymnen, welche selbstverständlich nur sprachlichen und historischen Werth haben.

Im Folgenden mögen über diese hervorragenderen Denkmäler einer überaus glänzenden Culturperiode im Leben des ungarischen Volkes einige Bemerkungen Platz finden.

Das Lied von der *Eroberung Pannoniens* ist uns nur in zwei Abschriften erhalten, deren eine von Georg Pray, dem bekannten ungarischen Historiker her stammt, während die andere in der Teleki'schen Bibliothek in Maros-Vásárhely (in Siebenbürgen) aufbewahrt wird. Beide Abschriften nennen als ihre Quelle eine Handschrift vom Ende des XIV. oder Anfang des XV. Jahrhunderts. Das Gedicht erzählt die Eroberung Pannoniens durch die Magyaren ganz in derselben Weise, wie die sogenannte Wiener «Bilder-Chronik» (Marci Chronica, ed. Fr. Toldy, Pest, 1867), welche selbst auf ältere Erzählungen hinweist, andererseits auch späteren als Quelle gedient hat. Ueber den Charakter und die Entstehungszeit des Gedichtes gingen bei uns die Ansichten auseinander. Heute darf (besonders auch auf Grund von ARON SZILÁDR's Untersuchungen) das wissenschaftliche Ergebniss der Forschungen in Folgendem zusammengefasst werden: das Lied von der Eroberung Pannoniens stammt aus dem Schlusse des XV. oder dem Anfange des XVI. Jahrhunderts und ist ein, theilweise von einem Gelehrten überarbeitetes, seinem wesentlichen Inhalte wie seiner Form nach jedoch echtes Product der epischen Volksdichtung. Der letzte Uebersetzer des Gedichtes kannte bereits die Erzählungen der Chroniken, er musste jedoch auch das ursprüngliche Volkslied oder wenigstens Bruchstücke desselben kennen. So wenig er von diesem letzteren erhalten haben mag, auch dies wenige gestattet den Schluss, dass *das Original dieses Liedes die Quelle sämmtlicher späterer Chroniken* war.

Das werthvollste historische Lied des Mittelalters ist das Gedicht über die *Einnahme von Szabács*, welches erst im Jahre 1871 im Archive der Familie Csicsery im Unger Comitat entdeckt wurde. Das Lied ist unstreitig bald nach dem besungenen Ereigniss (1476) entstanden; dasselbe erzählt die Einnahme von Szabács ungefähr in derselben Weise, wie Curaeus in den silesischen Annalen. Das Gedicht ist ein echtes episches Volkslied, einfach und natürlich in Sprache und Stil, frei von jeder Weitschweifigkeit, gehalten und stimmungsvoll, von lebendiger und plastischer Darstellung. Die Schilderung des grossen Königs ist, besonders im Vergleich mit dem



panegyrisch-überschwänglichen Ton der zeitgenössischen lateinischen Poeten, so discret und zurückhaltend, dass Toldy die nicht ganz grundlose Vermuthung wagen konnte, dies Lied sei wohl eine jener Dichtungen, welche (nach Galeotti's Erzählung) die Thaten des Königs verherrlichten und an der Tafel desselben gesungen wurden.

Gregor's *Lied auf den Tod des Johann Both* stammt ebenfalls unstreitig aus der Matthias'schen Epoche, wenn es bis heute auch noch nicht ganz klar ist, auf welches Ereigniss und auf welchen Johann Both sich das Gedicht bezieht. Den Namen des Verfassers ergeben die Anfangsbuchstaben der Strophen: *Gregori(us)*. Das Gedicht ist wahrscheinlich, wie schon der unvollständige Name des Dichters beweist, bloß Bruchstück. Ton und Stimmung desselben drücken wahre Trauer aus. Dasselbe gilt von dem *Trauerlied auf des Königs Tod* (1490), das mit seiner reinen, kräftigen Sprache und seinen anschaulichen, der Wirklichkeit abgelauchten Bildern zu den schönsten Denkmälern des ungarischen Mittelalters gehört.

Ueber die Entstehungszeit des *Apát'schen Strafliedes* gehen die Ansichten auseinander. Nach Toldy gehört es «unzweifelhaft» in die Zeit der Jagellonen; SZILÁDY weist es, wie mir scheint mit Recht, der Regierungszeit des Königs Matthias zu. Den Namen des Dichters weisen die Anfangsbuchstaben der Strophen auf; leider ist über ihn, der so energisch zu tadeln wusste, nichts Näheres bekannt.

Von den *einzelnen Strophen*, die zerstreut in alten Handschriften erhalten blieben, sind einige von grossem Interesse. So die zwei Verse, in welchen Blasius aufgefordert wird, den König Karl II. zu ermorden (was im Jahre 1386 geschah), — wohl das traditionell erhaltene Bruchstück einer Ballade des XIV. Jahrhunderts; so das fragmentarische Lied Pester Kinder über die Wahl des Matthias Hunyadi zum König von Ungarn (1458); so die zwei Verse aus einem Volksliede (welches nach des Dichters Zrinyi Worten die kleinen Mädchen im Jahre 1463 sangen), in denen von Mohamed gesagt wird, dass er floh, sobald er die Fahne des Ungarkönigs erblickte; so ein Bruchstück aus dem Jahre 1484, eine Strophe über die heilige rechte Hand des ersten Ungarkönigs u. a.

Von den *geistlichen Denkmälern* des ungarischen Renaissance-Zeitalters verdient der *Hymnus des heiligen Bernhard auf den gekreuzigten Christus* erwähnt zu werden, welcher zwar nach dem berühmten lateinischen Original, aber so frei und mit solcher dichterischen Kraft bearbeitet ist, dass er hoch über dem Niveau einer gewöhnlichen Uebersetzung steht. Der Hymnus ist auch durch einfache Schönheit der Sprache, durch anmuthigen Wohlklang des Rhythmus, durch innigen Einklang von Inhalt und Form ausgezeichnet. Eine *solche* Uebearbeitung kann nur das Werk eines hochbegabten, eines echten Dichters sein.

Das werthvollste Denkmal dieses Zeitalters ist jedoch die umfangreiche *Legende von der heiligen Catharina von Alexandrien*, welche in dem (in den Jahren 1530—31 von der Clarissa-Nonne Martha Sövényházi

abgeschriebenen) sogen. Neuhäuseler Codex erhalten ist. Ueber den Ursprung des Gedichtes hat bereits der erste Herausgeber desselben, der verdienstvolle Fr. Toldy, sehr eingehende Untersuchungen angestellt. Schon er hat die verschiedenen Bearbeitungen der Catharinen-Legende mit einander verglichen und die grössere Vollständigkeit sowie den selbständigen Entwurf der ungarischen Dichtung nachgewiesen. Toldy war es auch, der, nach den Quellen des Gedichtes forschend, in der 99. Predigt des Franciscaner-Mönchs Pelbárt von Temesvár (*Sermones Pomerii de SS.*) den ganzen Inhalt der ungarischen Legendendichtung vollständig aufgefunden hat. Der neue Herausgeber ist nun auf Toldy's Spuren weiter geschritten und gelangte zu dem Resultate, dass der Dichter der ungarischen Legende eben jener Pelbárt sei, in dessen lateinischer Predigt sich der Legendentext erzählt findet. SZILÁDY hat alles Material zusammengetragen, das zur tiefern Begründung seiner Ansicht beitragen konnte, und unstreitig manches herbeigezogen, was die Autorschaft Pelbárt's nicht ganz unwahrscheinlich erscheinen lässt. Nichtsdestoweniger muss ich gestehen, dass das vorhandene Material, meiner Ansicht nach, nicht genügend ist, um diese oder eine andere Hypothese über den Verfasser des Gedichtes mit dem Scheine grösserer Wahrscheinlichkeit zu wagen. Besonders von Pelbárt selbst wissen wir eigentlich nicht viel mehr, als dass er ein Franciscaner-Mönch des XV. Jahrhunderts gewesen ist. Ob er auch Dichter war? und ob er besonders — was hier in erster Reihe von Wichtigkeit ist — auch die ungarische Dichtung geübt hat, dafür fehlen genügende Anhaltspunkte.

Die Catharinen-Legende selbst gehört zu den werthvollsten Producten der mittelalterlichen Legendendichtung. Das Werk zerfällt in drei Theile: Vers 1—692 enthält die Jugendgeschichte der Heiligen bis zum Tode ihres Vaters; Vers 693—1435 erzählt ihre Bekehrung zum Christenthume; Vers 1436—4073 behandelt ihre Leiden und ihren Tod. Ob und welche Quellen der ungarische Dichter benutzt hat, darüber sind wir in Folge Mangels an Material nicht in der Lage ein Urtheil zu fällen. Die erhaltenen lateinischen, wie die in anderen modernen Sprachen abgefassten Legenden behandeln meist nur die Bekehrung und die Leidensgeschichte der Heldin; doch mag ein lateinisches Werk, das auch Catharinens Jugend umfasste, verloren gegangen sein. Wie dem auch sei, — das ungarische Gedicht ist inhaltlich wie formell vortrefflich; die Eintheilung und Gruppierung des Stoffes zeigt von Geschmack und dichterischer Gestaltungskraft, die Schönheit der Sprache und der rhythmischen Form lässt auf einen gewandten Dichter schliessen, der die Sprache vorzüglich beherrschte.

Doch wir eilen zum Schlusse dieser bereits etwas lang gerathenen Anzeige.

An der Blüthe der ungarischen Dichtung zur Zeit des Königs Matthias lassen weder die unfraglichen Aeusserungen der Quellen, noch die uns erhaltenen Denkmäler zweifeln. Allerdings reicht die ungarische Dichtung der Zeit, weder was die Quantität noch was den Werth ihrer Producte anbelangt, an die Leistungen der gleichzeitigen lateinischen Poesie



hinan. Aber diese letztere war eine Treibhauspflanze, ohne Boden, ohne Zukunft, — während die ungarische Dichtung im nationalen Bewusstsein wurzelte und auf das Volk zurückwirkte, aus dem sie hervorgegangen war. Es ist sogar ganz unzweifelhaft, dass in jener Zeit neben der Kunstdichtung auch die Volksdichtung blühte, wenn auch die Scheidewand zwischen beiden nicht allzu hoch war und die erhaltenen Denkmäler zu einer eingehenden Charakteristik der beiden Richtungen nicht ausreichen.

Durch zwei Momente ist die nationale Dichtung, der lateinischen Hofdichtung gegenüber, besonders charakterisirt: einmal finden wir in jener keine Spur von dem leeren Spiel mit den Namen und Gestalten der griechischen und lateinischen Mythologie, — was freilich auch dazu beigetragen haben mag, den Werth dieser Dichtungen in den Augen der «gebildeten Kreise» herabzusetzen; — dann aber sind die ungarischen Dichtungen frei von jenem Cynismus, von jener unsauberen Frechheit, welche ein wesentlicher Zug der zeitgenössischen Hofdichtung war. Die Producte der nationalen Poesie sind im Gegentheil von einer ernsten religiösen Stimmung durchdrungen und fassen auf reinem Sittlichkeitsgefühl, — ein Charakterzug, der dem Geschmack und der Bildung der Nation und des grossen Königs (der ja nach Galeotti und Arnoldus de Bavaria auch an den Dichtungen in der Landessprache grosses Gefallen fand) wirklich zur Ehre gereicht. Ebenso eigen ist den ungarischen Dichtungen dieser Zeit die strenge Objectivität ihrer Verfasser, die schlicht und einfach die That-sachen mittheilen und diese selbst reden lassen, mit ihrer eigenen Persönlichkeit aber möglichst hinter der Sache zu verschwinden suchen. Dass der epische Charakter ihrer Dichtungen durch diese echt epische Haltung der Dichter wesentlich gewann, ist ganz zweifellos; — dagegen verlieren die Gedichte für uns Nachgeborene manches von ihrer culturhistorischen Bedeutung, da sie uns nun keinen Einblick gestatten in die Seele und das Herz der Zeitgenossen.

Die «Sammlung alter ungarischer Dichtungen» gehört zu den werthvollsten Producten unserer wissenschaftlichen Literatur. Dieselbe wird gewiss auch im grossen Publicum verdiente Verbreitung finden, auf die Verbesserung des literarhistorischen Unterrichtes wohlthätig einwirken und die Kenntniss und das Verständniss unserer Vergangenheit allseitig fördern.

### 3. Petőfi-Reliquiák 1841—1849. Gyűjtötte Halasi Aladár. (Petőfi-Reliquien, gesammelt von ALADÁR HALASI.) Budapest, 1878. Franklin-Gesellschaft. 8. 128 S.

Wiederholt ist in diesen Heften über die interessanten Beiträge berichtet worden, welche in jüngster Zeit von nahe stehenden Freunden des frühverklärten Freiheitssängers über Petőfi's Leben und Dichten mitgetheilt worden. Zu diesen persönlichen Mittheilungen tritt nun in dem vorliegenden Bande eine Sammlung von Briefen, Actenstücken, Zeitungsartikeln, Tagebuchblättern u. dgl. m., — Alles aus PETŐFI's Feder, Alles von leben-

digstem Interesse für die Kenntniss von Petöfi's Leben, Charakter und Dichtung. Allerdings hat das von HALASI gesammelte Material keinen Anspruch auf absolute Neuheit, denn das Meiste, was der vorliegende Band enthält, war bereits gedruckt, aber zu so verschiedener Zeit und in so entlegenen, theilweise ganz verschollenen Zeitungen und Zeitschriften, dass die meisten Beiträge nun doch den Reiz der Neuheit haben. Der Herausgeber verdient unstreitig aufrichtigen Dank für die Mühe, mit welcher er das zerstreute Material gesammelt und in geschmackvoller Gestalt und bequemer Form Allen zugänglich gemacht hat, die sich für eine der anziehendsten Dichtergestalten der Neuzeit interessiren. Paul Gyulai, der Schwager Petöfi's, zugleich gegenwärtig der ausgezeichnetste ungarische Literaturhistoriker und vor Allem der beste Kenner Petöfi's und seiner Dichtung, dessen Petöfi-Vorlesungen an der Budapester Universität im verflossenen Winter so lebhaften Beifall gefunden haben, — hat das Bändchen mit einigen einleitenden Bemerkungen versehen, welche den Werth der Sammlung nur zu erhöhen geeignet sind.

Die interessantesten Stücke dieser «Reliquien» sind Petöfi's Zeitungsartikel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1848—1849, und die Briefe des Dichters an Johann Arany, — jene zugleich werthvolle Beiträge zur Kenntniss der revolutionären Bewegung in Ungarn, diese unschätzbare Quellen für die richtige Würdigung von Petöfi's Charakter, um so unschätzbare, da sie bisher noch nicht veröffentlicht waren.

Petöfi's politische Artikel und Reflexionen geben ein lebendiges Bild von des Dichters jugendlicher Begeisterung, von seinem naiven Glauben, von seinem oft betonten revolutionären Instincte, von seinen politischen Ambitionen, seinem persönlichen Ehrgeize, aber auch von seinem edlen Charakter, von seiner reinen, offenen Begeisterung für die grosse Sache der Freiheit. Petöfi hat die Revolution bereits vor 1848 geahnt, gefühlt, er hat sie auch prophezeit, ebenso wie Graf Stefan Széchenyi, nur dass bei diesem aus politischer Einsicht entsprang, was bei jenem Ausfluss eines leidenschaftlichen Instinctes war. Es ist nur natürlich, dass Petöfi den Ausbruch der Bewegung selbst mit lodernder Begeisterung begrüßte und dem Laufe der Dinge mit der heftigsten, glühendsten Erregung, bald auch mit stets wachsendem Missmuthe und schliesslich mit gewaltig losbrechendem Grimm verfolgte.

Das erste Fragment aus seinem Tagebuche ist vom 15. März 1848, dem Geburtstage der ungarischen Revolution, datirt. Es beginnt mit folgenden Sätzen:

«Die Presse ist frei! . . . — Wenn ich wüsste, dass das Vaterland meiner nicht mehr benöthigte, würde ich mein Schwert in mein eigenes Herz tauchen und so, hinsterbend, mit meinem eigenen Blute diese Worte niederschreiben, damit die rothen Buchstaben daständen wie die Strahlen des Morgenrothes der Freiheit.

«Heute wurde die ungarische Freiheit geboren, denn heute wurde die Presse von ihren Fesseln befreit . . . Oder giebt es noch einen Einfältigen,



der zu glauben vermöchte, dass eine Nation auch ohne die Freiheit der Presse frei sein könnte? Ich grüsse dich am Tage deiner Geburt, du ungarische Freiheit! *ich* begrüsse dich zuerst und vor Allen, ich, der ich für dich gebetet und gekämpft habe, — ich begrüsse dich mit so hoher Freude, als tief mein Schmerz war zu der Zeit, da wir dich entbehren gemusst!

«O unsere Freiheit, du süsses, liebes Wesen, lebe lange auf Erden, lebe so lange, als ein Ungar lebt, — und stirbt der letzte unseres Volkes, wirf dich als Bahrtuch auf den Entschlafenen... und ergreift dich der Tod früher, reiss mit dir in dein Grab die ganze Nation, denn ohne dich weiter zu leben, — welche Schande, mit dir unterzugehen — welche Herrlichkeit!...

«So grüsse ich dich, dieser Gruss sei dein Begleiter durchs Leben. Lebe glücklich! Ich wünsche nicht, dass dir keine Gefahren begegnen mögen auf deiner Bahn, denn das ewig ruhige Leben ist halber Tod, — wohl! aber, dass du stets männliche Kraft besitzen mögest, um die Gefahren siegreich zu überwinden!

«Es ist tiefe Nacht. Gute Nacht, schöner Säugling... schön bist du, schöner als deine Schwestern in andern Ländern, denn du hast nicht in Blut gebadet wie jene, dich haben reine Freudenthränen genetzt; und die Polster deiner Wiege sind nicht kalte, starre Leichen, sondern glühende, pochende Herzen. Gute Nacht!... wenn ich entschlummere, erscheine du mir im Traume, so gross, so strahlend, so allverehrt, als ich dich kenne und hoffe!»...

Dies das erste Tagebuchblatt. In dieser Weise, mit Jubel und unter Thränen, begrüsst und feiert er die junge Freiheit. Es ist etwas Herzgewinnendes, Rührendes in dieser begeisterten Liebe, in diesem naiven Glauben, in dieser satten Seligkeit. In den folgenden Blättern erzählt er nun, wie schmerzlich er diese grosse Zeit ersehnt, wie sicher er sie vorausgeahnt hat. Seit Jahren hatte Petöfi sich beinahe ausschliesslich mit der Geschichte der französischen Revolution beschäftigt. Dies «neue Evangelium der Welt, in welchem der zweite Erlöser der Menschheit, die Freiheit, ihre Lehren verkündet», war sein «Morgen- und Abendgebet, sein tägliches Brod». Jedes Wort, jeden Buchstaben dieses grossen Ereignisses schnitt er in sein Herz ein, «und da drinnen wurden nun die todtten Buchstaben lebendig und der Raum war ihnen zu enge und sie tobten und wütheten in meinem Herzen. In die Tiefe des Vulcans müsste ich meine Feder tauchen, um meine Tage, die Qualen meiner Tage beschreiben zu können».

«So harrete ich der Zukunft — schreibt er am 17. März — so harrete ich des Momentes, wo meine Freiheitsgefühle und Freiheitsideen, diese verdammten Seelen meines Herzens, ihren Kerker, den Ort ihres Martyriums, verlassen konnten... ich harrete dieses Momentes, ich hoffte nicht blos, ich wusste es ganz gewiss, dass er kommen werde. Dies beweisen meine Gedichte, welche ich seit länger denn einem Jahre geschrieben. Nicht auf Grund von Speculationen, sondern aus jener prophetischen Weihe — oder nennt es thierischen Instinct, wenn ihr wollt —, welche

dem Dichter inne wohnt, sah ich klar und deutlich, dass Europa sich von Tag zu Tag einer colossalen, gewaltsamen Erschütterung nähere. Ich habe diesen Gedanken wiederholt niedergeschrieben, denselben wiederholt Anderen mitgetheilt. Niemand glaubte meiner Prophezeiung, viele lachten mich aus, die meisten nannten mich einen schwärmerischen Narren, — aber in mir lebte jener Glaube trotzdem lebendig fort, und mir war, wie den Thieren vor einem Erdbeben oder einer Sonnenfinsterniss» . . . .

In diesem Stile geht es fort, in diesem Sinne begrüsst er die ersten Strahlen der neuen Sonne. In den folgenden Blättern erzählt er nun die Vorgänge der Märztage und folgt dem Verlaufe der Ereignisse anfangs mit lodender Begeisterung und vollem Vertrauen, bald mit steigender Angst, endlich mit bitterer Enttäuschung. Dem ungarischen Ministerium will er schon nach wenigen Tagen nicht sein Vaterland, sondern nicht einmal seinen Hund anvertrauen. Der Groll reisst ihn schliesslich zu der Unvorsichtigkeit hin, die Fahne der Republik aufzupflanzen und den Königen den Krieg zu erklären. «Ich bin Republikaner mit Leib und Seele — schreibt er am 19. April; — das war ich seit ich denke, das werde ich bis zum letzten Athemzuge bleiben. Diese feste Ueberzeugung, welche in mir niemals auch nur einen Augenblick schwankte, drückte in meine jugendliche Hand den Bettelstab, den ich Jahre lang getragen, und dieselbe standhafte Ueberzeugung legt nun in meine männliche Hand die Palme der Selbstachtung. Zu der Zeit, da man die Seelen kaufte und mit gutem Geld bezahlte, als ein ergeben gekrümmter Rücken die Zukunft des Menschen begründete, da mied ich den Markt und neigte vor Niemandem selbst nur mein Haupt, sondern stand aufrecht und fror und hungerte. Es mag glänzendere, grossartigere Leiern und Federn geben, als die meinigen sind, aber makelloosere giebt es gewiss nicht, denn niemals habe ich auch nur eine Saite meiner Leier, auch nur einen Zug meiner Feder verpachtet; — ich sang und schrieb, wozu mich der Gott meiner Seele trieb, der Gott meiner Seele aber ist die Freiheit.

«Die Nachwelt mag von mir sagen, dass ich ein schlechter Dichter gewesen, — aber sie wird zugleich sagen, dass ich streng sittlich, d. h. — denn das ist gleichbedeutend —, dass ich ein Republikaner gewesen bin, denn das Hauptschlagwort des Republikaners lautet nicht: «Nieder mit den Königen!» sondern «Reine Sittlichkeit!»

«Nicht die zertrümmerte Krone, sondern der unbestechliche Charakter, die feste Ehrlichkeit ist die Basis der Republik . . . ohne diese könnt ihr die Throne bestürmen, wie die Titanen den Himmel, und ihr werdet mit Blitzen niedergeworfen werden, — mit diesen dagegen schleudert ihr die Monarchie zu Boden, wie David den Goliath!

«Ich bin Republikaner auch aus Religiosität. Die Männer der Monarchie glauben nicht an die Entwicklung, an den Fortschritt des Weltgeistes, oder wollen ihn aufhalten, — und das ist Gottesläugnung. Ich dagegen glaube, dass sich der Weltgeist von Stufe zu Stufe entwickelt, ich sehe, wie er sich entwickelt, ich sehe den Weg, den er verfolgt. Er schreitet



nur langsam fort, er thut nur alle hundert, ja zuweilen nur alle tausend Jahre einen Schritt, — wozu sollte er auch eilen? er hat Zeit, denn die Ewigkeit ist ja sein. Jetzt erhebt er abermals den Fuss, um einen Schritt zu thun . . . aus der Monarchie in die Republik. Soll ich ihm in den Weg treten, damit er mich mit vorwurfsvollem Blicke verfluche und vernichte? Nein! Ich falle vor ihm nieder und stehe mit seinem Segen auf, ich halte mich an seinen heiligen Mantel und folge seinen ruhmvollen Spuren» . . .

Es ist ein naiver Republikanismus, der sich in diesen überaus jugendlichen Reflexionen ausspricht, ein Republikanismus, mit dem es Petöfi natürlich niemals Ernst war; — die Verkündigung desselben blieb aber für ihn nicht ohne trübe und für die Kenntniss der Zeit charakteristische Folgen. Denn diese Tagebuchblätter — und das erhöht den Werth derselben — erweisen in unzweideutigster Weise, was oft hartnäckig geleugnet worden, — dass *die ungarische Nation nur sehr schwer, sehr widerwillig den Weg der Revolution betrat*. Petöfi, der Dichter der Freiheit und der Revolution, ist sehr unbeliebt, besonders seit seinem Liede gegen die Könige; es gelingt ihm nicht, ein Abgeordneten-Mandat zu erlangen, nicht einmal in seiner eigenen Vaterstadt: ein unbedeutender Mensch wirft ihn bei den Wahlen aus dem Sattel. Petöfi sieht sich genöthigt einzugestehen, dass er unpopulär ist, dass man ihm nicht traut, dass man ihn nicht liebt. Es braucht wohl nicht erst betont zu werden, wie ihn dies schmerzt, wie schwer ihm dies Geständniss fällt. — «Die verläumerischen Hunde beschäftigen sich jetzt überhaupt sehr viel mit mir (heisst es in einem Tagebuchblatt vom 29. April). Einige verbreiten die Nachricht, ich sei wahnsinnig geworden, Andere erzählen, man habe mich fangen wollen, ich sei jedoch entflohen». Petöfi versichert seine Gegner, dass jenes gelogen, dieses aber ganz unmöglich sei, denn er werde niemals fliehen, auch wenn ihm ein himmelhohes Schaffot drohe. Und am 27. Mai schreibt er bereits offen und ehrlich: «Es ist eine Thatsache, dass ich in den Märztagen einer der Lieblinge der Nation war . . . einige Wochen, und nun bin ich einer der gehassten Menschen. Jeder Landsmann, der an mir vorübergeht, hält es für seine Pflicht, mir einen Stein an den Kopf zu werfen» . . . Er sucht die Schuld auf persönliche Feinde, Brodneider, Intriguanen zu wälzen; — vergebens, der ruhige Beobachter merkt nur zu wohl, das des Dichters Standpunkt, seine extreme Richtung, sein Ruf zu den Waffen die eigentlichen Gründe seiner Unvolksthümlichkeit sind. Und in der That, — als die traurige Wendung der Verhältnisse, als Fehler von Oben und von Unten, die Nation schliesslich doch in die Richtung drängten, welche Petöfi stets gewiesen hatte, steigt er sofort in der Liebe des Volkes und im Herbst des Jahres 1848 ist der Dichter bereits wieder einer der populärsten Männer des Landes.

Die meisten Stücke der Sammlung sind natürlich rein persönlichen Charakters, — sie beziehen sich auf einzelne, an und für sich unwesentliche Momente im Leben des Dichters, decken jedoch Züge seines Wesens auf, die uns bisher nicht genügend bekannt gewesen, und erlangen hier-

durch psychologische Bedeutung. Die missglückte Candidatur für den Reichstag erfüllt Petöfi mit stets wachsendem Grimm. Erst sucht er den Gegencandidaten unmöglich zu machen, — als dies nicht gelingt, bestrebt er sich, die Annullirung seiner Wahl durchzusetzen, — und als auch dies ohne Erfolg bleibt, fordert er den glücklicheren Mitbewerber auf Waffen! Als dieser die Forderung nicht annimmt, lässt der Dichter eine Aufforderung an die Mitglieder des Reichstages drucken und jedem derselben persönlich zustellen, in welcher er sie warnt, «mit diesem gezeichneten Menschen» ja nicht auf einer Bank zu sitzen!

Der werthvollste Bestandtheil der Sammlung sind jedoch, wie bemerkt, die bisher ungedruckten Briefe Petöfi's an Johann Arany, den grössten lebenden Dichter Ungarns. In diesen Briefen spricht sich die ganze Liebenswürdigkeit und Schönheit von Petöfi's edler, reiner Seele aus. Arany errang sofort mit seinem Erstlingswerke, dem naiven Volksepos *Toldi*, einen durchschlagenden Erfolg,\* der ihn über Nacht zum grössten, gefährlichsten Rivalen Petöfi's machte. Aber im Herzen des Letzteren regt sich kein Fünkchen von Neid oder Furcht; im Gegentheil, begeistert und hingerissen von der herrlichen Leistung seines Landmanns, schreibt er ihm sofort einen dithyrambischen Brief und besingt ihn zugleich in einem schwungvollen Gedichte.

«Ich grüsse Sie!» — so beginnt der erste Brief Petöfi's an Arany, 4. Februar 1847 — «Heute habe ich Ihren *Toldi* gelesen, heute habe ich das beiliegende Gedicht (*An den Dichter des Toldi*) geschrieben\*\* und noch heute übersende ich es Ihnen. Es wird in den *Életképek* (d. h. «Lebensbilder») erscheinen; ich möchte aber die Ueberraschung, die Freude, das Entzücken, welche durch Ihr Werk in mir erweckt worden, sobald als möglich zu Ihrer Kenntniss bringen. Die Volksdichtung ist und bleibt doch

\* Mit diesem erzählenden Gedicht, in welchem Arany (geb. 1817) eine der populärsten ungarischen Sagen behandelte, gewann der bis dahin ganz unbekannte Dichter einen von der Kisfaludy-Gesellschaft für die beste poetische Erzählung ausgesetzten Preis. Die Dichtung ist auf drei Theile berechnet: der erste (*Toldi* in zwölf Gesängen) und der letzte (*Toldi's Abend* in sechs Gesängen) sind bereits erschienen; von dem mittleren, der des Helden ritterliches Abenteuerleben umfasst, hat der Dichter bisher erst drei Gesänge veröffentlicht. Arany's *Toldi* ist zweimal in's Deutsche übersetzt worden, zuerst von K. M. Kertbeny (Arany's Erzählende Dichtungen, I., Leipzig, 1851), dann von Mor. Kolbenheyer, bevorwortet von Friedr. Hebbel, Pest, 1857. Kolbenheyer hat gleichzeitig auch *Toldi's Abend* (Pest, 1857) übertragen. Diese Uebersetzungen von Arany's epischem Meisterwerke sind jedoch in Deutschland, wie es scheint, gar nicht beachtet worden.

\*\* Das Gedicht steht S. 106 der Uebersetzung Alex. Petöfi'scher Gedichte von Ladislaus Neigebauer (Leipzig, 1878). Das Gedicht beginnt:

Mög' zu Toldi's Sänger meine Seele schweben,  
Ihm die Hand zu pressen, ihn a s Herz zu drücken! . . .  
Bruder in Apoll! ich las dein Werk soeben,  
Und erfüllt ist meine Seele von Entzücken.



die echte Dichtung; streben wir, sie zur herrschenden zu machen! Wenn das Volk erst in der Dichtung herrscht, nähert es sich auch in der Politik der Herrschaft, — und darin besteht doch die Aufgabe des Jahrhunderts, dies wünscht jedes edle Herz, dem der Anblick zum Ekel geworden ist, wie Millionen sich als Märtyrer hinschleppen, damit einige Tausende herumlungern und prassen können. In den Himmel das Volk, in die Hölle die Aristokratie! . . . Schreiben Sie mir, wenn Sie es für der Mühe werth halten, — schreiben Sie mir über sich selbst, was immer, Alles, wie alt Sie sind, ob ledig oder verheiratet, blond oder braun, gross oder klein . . . Alles ist mir interessant. Gott mit Ihnen, Gott mit Ihnen! Ab invisio Ihr aufrichtiger Freund Alex. Petöfi.

«Du nimmst es mir vielleicht nicht übel» — so beginnt schon der zweite Brief, vom 23. Februar — «wenn ich die «Sie»-Titulatur aufgebe. Ich bin nun einmal ein Mensch, der sich gern familiär niederlässt, wenn er in ein Haus tritt . . . Da ich bei dir angeklopft und du die Thüre geöffnet hast, so gestattest du wohl, dass ich mir's bequem mache, um so mehr, da wir uns einander bereits «Freund» genannt, — und *ich* meinerseits dies Wort nie im alltäglichen Sinne zu gebrauchen pflege, sowie ich hoffe, dass auch *Du* es nicht so auf mich angewendet hast. Allerdings müssen wir den Charakter des Mannes kennen, den wir zu unserem Freunde gewählt; ich denke jedoch, dass du den meinigen bereits zur Genüge aus meinen Werken kennst, gleichwie ich den Deinigen aus Deinem «Toldi» erkannt habe. Wer so herrlich die Kindesliebe geschildert hat, der muss ein guter Sohn sein oder gewesen sein, der kann kein schlechter Mensch sein, der ist eine schöne, reine, edle Seele. Für eine solche halte ich Dich, und darum nannte ich Dich meinen Freund . . .»

Nur noch einige Stellen aus diesen reizenden Briefen.

«Dein Brief gelangte erst heute in meine Hand, — Gott weiss, aus der wie vielen; — und daran bin *ich* schuld, da ich dir meine Wohnung anzugeben vergass, so sehr war ich damals vor Entzücken ausser mir. Und da werfen mir Viele vor, ich sei gegen Dichter voreingenommen! das heisst, höflich ausgedrückt, dass ich ausser mir Niemand als Dichter anerkennen wolle — und das ist doch, bei Gott, die elendeste Verläumdung! Es ist wahr: Leute ohne Talent oder mit mittelmässiger Begabung, die sich vordrängen, mag ich nicht, die kann ich nicht leiden, ich zertrete sie wenn möglich; — aber vor dem wirklichen Talente sinke ich nieder und bete an . . .»

«Dein Brief bereitete mir grosse, grosse Freude, und dein Gedicht habe ich schon so oft gelesen, dass ich es auswendig weiss. Ich schreibe es ab und schicke es an Tompa.\* Das ist auch ein ganzer Kerl! Ueber-

\* Michael Tompa (geb. 1819. gestorben 1868), einer der populärsten ungarischen Lyriker und Epiker, besonders in der poetischen Erzählung hervorragend; ebenfalls Anhänger der volksthümlichen Richtung, welche in Petöfi und Arany culminirt. Der Letztere war seiner gesellschaftlichen Stellung nach Dorfnotär, Tompa Dorfpfarrer, Petöfi — ohne Amt. Hierauf

haupt: Arany, Petöfi, Tompa . . . bei meiner Seele! ein schönes Triumvirat, und wenn unser Ruhm auch nicht so gross sein wird, wie der des römischen Triumvirates gewesen ist, so ist doch unser Verdienst, daran zweifle ich nicht, gewiss ebenso gross, wenn nicht grösser. Und unser Lohn? Eine Dorfpfarre, eine Dorfnotärstelle und ein grossstädtisches Dingsda . . . Nichts! . . . Thut nichts! ich bin ein anspruchsloser Mensch und begnüge mich auch damit, und wenn ich auch Hungers sterbe, so lebe ich doch bis zu meinem Todestage, darüber hinaus aber pflege ich mich um mein Schicksal nicht zu kümmern. Für die Begräbnisskosten soll ein Anderer sorgen . . . Wahrlich, ein trauriges Handwerk, diese ungarische Schriftstellerei! Irgend ein Amt bekäme ich wohl auch noch, aber davor schaudert mich entsetzlich, und so bleibt nichts Anderes übrig als: Iss, mein Junge, wenn du was hast! . . . Ach, es schmerzt mich in der That sehr, wenn ich bedenke, welch' ein Beduine in mir verloren gegangen ist! aber ich glaube in tiefster Seele, dass auch bei uns die Zeit kommt, wo auch die Heiden, welche die *Freiheit* anbeten, leben können, nicht blos die vor dem *einzig wahren Herrn* demüthig gekrümmten Christen. Darum heirate ich auch nicht, denn es könnte geschehen, dass ich eine Witwe und Waisen hinterliesse. Ich heirate nicht, Freund, und doch stelle ich mir das eheliche Leben so schön vor! Wie glücklich magst du in demselben sein! . . .»

Der letztere Vorsatz Petöfi's hielt bekanntlich nicht lange an. Unsere Sammlung enthält auch ein lakonisches Billet an Arany, vom 15. December 1848, welches folgendermassen lautet: «Lieber Freund, nur einige Worte: Ich bin Vater. Das Uebrige lies vom weissen Papier herab; du kannst es so gut herablesen, als ob ich es hingeschrieben hätte. Heute Mittags ward mir ein Sohn geboren, der morgen oder übermorgen getauft wird. Taufpathe und Taufpathin sind ein gewisser Johann Arany und Frau. Der Knabe soll Zoltán heissen . . .»

In der That, — es ist Manches, und nicht ohne Grund, gegen den *Menschen* Petöfi gesagt und geschrieben worden. Aber dies edle, reine Freundschaftsverhältniss des Dichters zu seinem grössten Rivalen deckt uns einen so grundlos tiefen Adel von Petöfi's Seele und Charakter auf, dass daneben alle Schwächen und Thorheiten des jungen Brausekopfes als wesenlos in den Schatten treten. Man kann sich auch, wenn man diese Briefe liest, des Gedankens nicht erwehren, dass das Zusammenwirken dieser beiden Männer für die ungarische Literatur von grossartigster Wirkung gewesen wäre, — *wenn* es zu Stande gekommen wäre. Aber bald erdröhnten die Kanonen und forderten ihre Opfer. Der letzte Brief Petöfi's — an seine Frau — ist aus Maros-Vásárhely vom 29. Juli 1849 datirt; zwei Tage darauf fand die mörderische Schlacht bei Schässburg statt, in

zielt die interessante Stelle in dem obigen Briefe. Uebrigens war Tompa ein weit bescheideneres Talent als Petöfi und Arany. — Von Tompa's Dichtungen sind nur einzelne (in Zeitschriften und Anthologien, besonders in Kertbeny's und Steinacker's Sammlungen) in deutscher Uebersetzung erschienen.



welcher der 26jährige Dichter verschwand. Man konnte und wollte lange nicht glauben, dass er in der Schlacht gefallen sei, und selbst in den letzten Jahren wurden noch Gerüchte laut, welche ihn als in russischer Gefangenschaft lebend bezeichneten. Aber heute müssen alle ähnlichen Gerüchte und Hoffnungen doch als völlig grund- und aussichtslos bezeichnet werden. Nur in seinen Werken und in der täglich wachsenden Liebe seines eigenen Volkes wie der gebildeten Völker des Auslandes lebt der geniale Dichter fort.

Zum Schlusse noch ein Curiosum — der Steckbrief, den Fürst Windischgrätz gegen Petöfi erlassen hat. Derselbe lautet:

«Personsbeschreibung des Alexander Petöfi:

Alter: 36 Jahre (!).

Geburtsort: Siebenbürgen (!).

Stand: verehlicht.

Religion: reformirt.

Sprache: deutsch, ungarisch und walachisch.

Beschäftigung und Charakter: früher Dichter (!).

Körperbau: mager.

Gesicht: mager.

Gesichtsfarbe: brunnelt.

Stirn: hohe.

Haare: schwarz, emporstehend.

Augen: schwarz.

Nase: breit.

Mund: proportionirt.

Zähne: gut.

Kinn: etwas spitz.

Bart: Schnurbart.

Besondere Kennzeichen: pflegt mit entblösstem Hals zu gehen.

Bekleidung: nach der deutschen Mode».

Petöfi hat sich über diese, an Irrthümern reiche, wahrscheinlich nach einem schlechten Bilde des Dichters entworfene «Persons-Beschreibung», welche ihn um zehn Jahre älter und zu einem Siebenbürger gemacht hat — Petöfi ist in der ersten Stunde des Jahres 1823 in Klein-Körös im Pester Comitatz geboren —, oft geärgert; besonders war er auf den Schlusssatz schlecht zu sprechen, der ihn als nach deutscher Mode gekleidet schildert, während Petöfi doch mit Vorliebe (allerdings nicht immer) ungarische Nationalkleidung trug.

Den Schluss des vorliegenden Bandes bildet eine *Uebersicht der Petöfi-Literatur*, welche (wie der Herausgeber selbst zugiebt) wohl kaum vollständig ist, aber bisher noch nie zusammengestellt worden war. — Das ganze Büchlein ist ein werthvoller Beitrag zur Kenntniss eines grossen Dichters und liebenswerthen Menschen, zugleich eine sehr brauchbare Vorarbeit für eine zukünftige tüchtige Petöfi-Biographie.

#### 4. Dürer Albert családi nevééről és családjának származási helyéről

(über den Familiennamen Albrecht Dürers und den Stammsitz seiner Familie von LUDWIG HAAN, evang. Pfarrer zu Békés-Csaba und Mitglied der ungarischen Academie und der Gelehrten-Gesellschaft zu Dorpat). Békés-Csaba, 1878. 55 S. Mit einer Karte des ehemaligen Dorfes Ajtós.

Die Frage nach der Abstammung der Familie Dürer ist im Allgemeinen keine streitige; erzählt doch der grosse Maler selbst ausdrücklich von seinem Vater: «Albrecht Dürer der Aeltere ist aus seinem (?) Geschlechte geboren im Königreich Hungarn, nicht fern von einem Städtlein, genannt *Jula*, acht Meil Wegs weit unter Wardein, aus einem Dörflein zunächst dabei gelegen mit Namen *Eytas*, und sein Geschlecht hat sich genährt der Ochsen und Pferde. Aber meines Vaters Vater ist genannt gewest *Antoni Dürer*, ist knabenweis in das obgedachte Städtlein kommen zu einem Goldschmidt und hat das Handwerk gelernt.» Hiernach ist die ungarische Abstammung der Dürer'schen Familie ganz unzweifelhaft; ein Object divergirender Meinungen und Vermuthungen kann nur die nähere Bestimmung des Ortes *Eytas* und die Frage sein, welches wohl der Name der Familie in Ungarn gewesen sein mag?

Das Dörfchen Eytas wurde von ungarischen Forschern in verschiedenen Gegenden gesucht: Alexander Márki glaubte es in dem Biharer Dorfe *Atyás*, Sigmund Ormós in *Kétegyháza* bei Gyula gefunden zu haben, — doch ist die erstere Hypothese nicht annehmbar, da *Atyás* von Gyula sechs Meilen entfernt ist, während Dürer ausdrücklich betont, Eytas sei zunächst bei dem Städtlein gelegen; die zweite Ansicht aber ist schon deshalb unhaltbar, da der Name *Kétegyháza*, selbst wenn man das *Két* (zwei) weglässt, was doch nicht zulässig ist, mit dem Namen Eytas gar zu wenig Aehnlichkeit hat. Dagegen hat L. HAAN, der verdienstvolle Geschichtschreiber des Békéser Comitates, schon vor Jahren auf das Dorf *Ajtós* bei Gyula als Stammsitz der Dürer hingewiesen, welches bis zum XVI. Jahrhundert nachweislich existirt hat und heute als Puszta noch den alten Namen bewahrt. In der vorliegenden Schrift hat nun HAAN diese seine Ansicht näher entwickelt und, man darf sagen, gegen alle Einwände sicher gestellt.

Die Puszta Ajtós liegt eine halbe Stunde von Gyula und ist von dieser Stadt nur durch wenige vereinzelte Gehöfte und Weingärten getrennt. Einst lag das Dorf Ajtós noch näher zur Stadt. Im XIV. Jahrh., bevor die Feste Gyula in die Gewalt der Türken gerieth, befand sich nämlich an der Stelle der heutigen Weingärten eine Vorstadt von Gyula, Namens *Bartaháza*, welche noch im Jahre 1561 (als «vicus Bartaháza») genannt wird. In dieser Vorstadt stand damals, wie noch heute aus mancherlei Spuren zu erkennen, ein Kloster und eine Kirche der Franciscaner. Gyula dehnte sich also um diese Vorstadt weiter nach Westen hin, so dass demnach Ajtós kaum eine



Viertelstunde von der Stadt entfernt, d. h., wie Dürer sagt, *zunächst dabei gelegen* war. Die Gegend von Ajtós, wo der Grossvater und der Vater Albrecht Dürers ihre Jugend verbracht haben, kann im Vergleich zu andern Puszten-Gegenden anmuthig genannt werden. Im Osten zieht eine Wasserader des Körös-Flusses hin, welche auch heute noch wie vor Jahrhunderten *Ajtós-fok* (Ajtós-Graben) genannt wird; vom Süden her bildet die Körös selbst mit ihren hundertjährigen Eichen und hohlen Weiden die Grenze; im Norden erstreckten sich einst, wo heute fruchtbares Ackerland bebaut wird, weite Waldungen, welche den Ort gegen die Winterstürme schützten; gegen Westen zu endlich bildete ein Hügel die Grenze des Dorfes. Der Boden von Ajtós ist wellenförmig und sehr fruchtbar. Im XIV. und XV. Jahrhundert lag das Dorf unmittelbar am Fusse der Feste Gyula, welche mit ihren Thürmen und Kirchen hineinblickte in das stille Dörfchen.

Von diesem selbst hat sich ausser der Tradition nur wenig erhalten. Das Dorf hat sich, wie HAAN überzeugend nachweist, längs der Ajtós-Ader ausgedehnt, an deren Ufer die aus gebrannten Steinen erbaute Kirche stand. Am Fusse des Hügels erhob sich wahrscheinlich das Castell, welches noch in einer Urkunde des XVI. Jahrhunderts erwähnt wird, — das Wohnhaus der Besitzer des Ortes, der Herren «Ajtós von Ajtós».

Aus der Familie dieser Herren von Ajtós stammte nun auch der grosse Künstler, dessen Vater und Grossvater hier ansässig waren. Aus diesem Herrenhause des Dorfes Ajtós war der Grossvater Dürers, wohl in den Jahren 1415—1420, nach Gyula gekommen, um hier die Goldschmiedekunst zu erlernen. Die Stadt Gyula war damals eine der blühendsten Städte Niederungarns. König Sigmund hatte sie im Jahre 1405 einem seiner getreuen Anhänger, dem Johannes Maróth, dem mächtigen Banus von Macsó, verliehen. Auch in den Comitaten Valkó, Syrmien, Bács, Bodrog und Pest besass dieser reiche Dynast durch die Gunst des Königs bedeutende Güter, zu welchen er durch Kauf und als Hypothek auch einen grossen Theil des Békéser Comitates erwarb. Der Mittelpunkt von Joh. Maróth's Besitzungen war die Feste Gyula, in welcher er selbst, und später seine Söhne Ladislaus und Johann wohnten. Der Aufenthalt der reichen und mächtigen Familie mit ihren zahlreichen Beamten und Hofleuten verlieh der Stadt im XV. Jahrhundert einen bedeutenden Aufschwung. Als Zeichen desselben mag es auch betrachtet werden, dass zu dieser Zeit in dem entlegenen niederungarischen Städtchen ein Goldschmied wohnen konnte — eben jener Meister, bei welchem Anton Dürer, der Vater Albrecht Dürers des Älteren, das Handwerk lernte.

Das Dorf Ajtós gehörte *nicht* zum Besitze der Familie Maróth, sondern war (nebst einem Theile des nahe gelegenen Kigyós) Eigenthum der adeligen Familie Ajtós von Ajtós. Diese war eine der ärmeren Adelsfamilien des Landes, was schon aus dem Umstande geschlossen werden darf, dass die ganze Gemarkung des Ortes bloss 300 Morgen betrug. Dies mag wohl auch der Grund gewesen sein, dass ein Mitglied der (vielleicht sehr

zahlreichen) Familie, eben der oben genannte Anton, die Feldwirthschaft, welche geringen Ertrag bot, verliess und sich der Goldschmiedekunst widmete. Ueber die Familie selbst und über ihre Besitzverhältnisse in Ajtós während des XV. und XVI. Jahrhunderts sind wir durch mehrere lateinische Urkunden unterrichtet, welche HAAN seiner interessanten Schrift als werthvolle Ergänzung beifügt.

Als nun der Vater des grossen Albrecht Dürer aus Ungarn fortzog und sich bleibend in Deutschland niederliess, übersetzte er auch seinen Namen wörtlich in's Deutsche: «Thürer», denn *ajtó* heisst die Thüre und *ajtós*, Thürer. Diese Form des Namens — statt des üblicheren «Dürer» — ist durch zahlreiche gleichzeitige Zeugnisse bestätigt. Auch Albrecht, der berühmte Meister selbst, schreibt seinen Namen zuweilen mit *Th* statt mit *D*, wie z. B. unter dem bekannten Entwurfe zu einem Triumphwagen für den Kaiser (wohl von des Künstlers eigener Hand) geschrieben steht: «Dieses Wapen ist zu Nürnberg erfunden, gerissen und getruckt durch *Albrecht Thürer* im Jahr MDXXII.»\* Schon die Thatsache, dass *Dürer* oder *Thürer* die genaue Uebersetzung von *Ajtós* ist, spricht für die Ansicht HAAN's, nach welcher das Békéser Dorf Ajtós der Stammsitz der Familie war, während die von Anderen vorgeschlagenen Orte *Atyás* (von *atya*, Vater) und *Kétegyháza* (von *két*, zwei, und *egyház*, Kirche) mit dem Namen der Familie Dürer in gar keinem Zusammenhange stehen.

Unser Verfasser sucht endlich nachzuweisen, dass Albrecht Dürer nicht bloss von dem Stammsitze und dem ursprünglichen Namen, sondern auch von dem *Adel seiner Familie* Kenntniss gehabt habe. Der Meister schrieb nämlich in der oben angeführten Stelle: «Albrecht Dürer der Aeltere ist aus *seinem* Geschlecht geboren im Königreich Ungarn.» Da aber jeder Mensch selbstverständlich «aus seinem Geschlechte» geboren ist, so liegt hier, nach HAAN's Vermuthung, ein leicht erklärlicher Schreibfehler vor. Der Meister wollte betonen, dass sein Vater aus «*seinem*» Geschlechte stammte, was nach dem Sprachgebrauche der Zeit so viel hiess, dass er der Sprössling eines *adeligen* Geschlechtes gewesen sei. Zu dieser Interpretation stimmt Alles, was wir über die Familie Ajtós-Dürer wissen, wie besonders auch das Wappen Dürers: ein Schild mit zwei offenen Flügelthüren auf drei Hügel. Andererseits steht dieser Erklärung

\* Die Germanisirung der Namen war zu jener Zeit nicht selten, wenn auch nicht so häufig wie die Latinisirung oder Gräcisirung derselben. Interessant ist die Thatsache, dass der berühmte Professor in Halle Wilhelm Gesenius von der ungarischen Familie *Jessenius* oder vielmehr *Jeszenszky* abstammt, wie der Sohn des berühmten Orientalisten, der in Halle practicirende Arzt Dr. N. Gesenius, dem Verfasser unserer Schrift selbst mitgetheilt hat. — Dagegen ist HAAN im Irrthume, wenn er auch heute noch schreibt, der Dichter Nicolaus Giseke (der Freund Klopstocks) wäre aus Güns gebürtig gewesen und hätte ursprünglich *Köszegehy* geheissen. Giseke wurde zu Csó (deutsch: Tschabing) in Niederrungarn von deutschen Eltern geboren. Vgl. hierüber die wichtige Abhandlung von K. J. Schröer in der Zeitschrift für die österr. Gymnasien, Bd. XI.



jener autobiographischen Stelle nichts Wesentliches entgegen, denn dass das Geschlecht sich «der Ochsen und der Pferde genährt» habe, heisst natürlich nicht, dass Dürers Ahnen gewöhnliche Bauern gewesen, sondern nur, dass sie von der Feldwirthschaft lebten, wie dies zahlreiche Familien des niederen oder minder begüterten Adels thaten und noch thun. Auch der Umstand, dass ein Sprössling der Familie das Handwerk — die Goldschmiedekunst — lernte, beweist nichts gegen den Adel derer von Ajtós, da ja gerade dieses Handwerk stets als Kunst galt, deren Pflege sich auch andere Adelige widmeten.

Dies die, wie uns scheint, sicheren Ergebnisse von HAAN's verdienstvollen Forschungen, denen wir die Lösung der Fragen über den Stammsitz und den ungarischen Namen der Familie Dürer verdanken.

**5. Pannoniens Dichterheim.** Eine Auswahl der schönsten magyarischen Gedichte in deutscher Uebersetzung von ADOLF VON DER HEIDE. Mit einer Titelillustration von CARL FRÖSCHL. Stuttgart, 1879. Richter und Kappler: 8. 347 S.

In eleganter Ausstattung liegt uns hier eine Anthologie ungarischer Dichtungen vor, deren Besprechung mit zu den Aufgaben dieser Hefte gehört. \* Der Band umfasst etwa zweihundert Gedichte ungarischer Dichter

\* Es dürfte unsere Leser interessiren, eine Uebersicht jener Anthologien zu erhalten, welche deutsche Uebersetzer aus ungarischen Dichtungen veranstaltet haben. Hier ein (wie ich denke) vollständiges, chronologisch geordnetes Verzeichniss derselben:

1. *Magyarische Gedichte*, übersetzt von Johann Graf Majláth. Stuttgart und Tübingen, 1825.

2. *Handbuch der ungarischen Poesie*, in Verbindung mit Jul. Fenyéry herausgegeben von Franz Toldy. Pest und Wien, 1828. (Vgl. über diese beiden Werke das I. Heft des II. Bandes dieser «Literarischen Berichte», S. 61.) — Die Uebersetzungen erschienen aus diesem Werke auch separat unter dem Titel: *Blumenlese aus ungarischen Dichtern*, in Uebersetzungen von Gruber, Graf Majláth, Paziazi, Petz, Graf Fr. Teleki, Tretter u. A., gesammelt von Fr. Toldy (wie oben).

3. *Pannonia*, Blumenlese auf dem Felde der neueren magyrischen Lyrik in metrischen Uebertragungen von Gust. Steinacker. Leipzig, 1840.

4. *Herzensklänge* von G. Treumund (d. h. Gust. Steinacker). Leipzig, 1845.

5. *Sechszunddreissig ungarische Gedichte* nach Berzsenyi, Kölcsény, Vörösmarty. Deutsch von G. Stier. Halle, 1850.

6. *Nationalgesänge der Magyaren*. Deutsch von Adolf Buchheim und Oscar Falke. 5 Hefte, Cassel, 1850—51.

7. *Ungarische Nationallieder*, übersetzt von Vasfi und Benkö (d. h. Eisler und Kertbeny). Braunschweig, 1852.

8. *Album hundert ungarischer Dichter*. In eigenen wie fremden Uebersetzungen herausgegeben von K. M. Kertbeny. Dresden, 1854. (Neuere Ausgaben: Dresden, 1856, Prag und Leipzig, 1860.)

9. *Ungarische Dichtungen*, deutsch von Adolf Dux. Pressburg und Leipzig, 1854.



aus dem letzten Jahrhundert, in sechs Gruppen geordnet: 1. Im Zaubergarten der Natur. 2. In der Liebe Höll' und Paradiese. 3. Im heiligen Hause der Nation. 4. Im Babel des Lebens (die reichste Abtheilung). 5. Im immergrünen Hain der Sage. 6. Am ewig rauschenden Strom der Geschichte. Die ersten drei Gruppen sind demnach rein lyrischen, die letzten beiden sind rein epischen, die vierte Gruppe ist lyrisch-epischen Inhalts.

Der Verfasser hat seine Sammlung nicht nach Dichtern geordnet, wie z. B. Steinacker, auch die Gedichte nicht rein chronologisch auf einander folgen lassen, wie z. B. Kertbeny in seinem «Album». ADOLF VON DER HEIDE hat die sachliche Gruppierung vorgezogen und giebt in sechs Abschnitten Natur- und Liebeslieder, politische und reflectirende Gedichte, Balladen und Romanzen.

Dies Princip der Anordnung mag in mancher Hinsicht vortheilhaft sein, — unserer Sammlung erwächst aus der Anwendung desselben ein doppelter Nachtheil. Einmal ist nämlich der fremde Leser nicht im Stande, sich von irgend einem der aufgenommenen Dichter ein Bild zu machen. Gedichte Petöfi's und Arany's, Vörösmarty's und Garay's sind in allen Abschnitten zerstreut, und der Verfasser hat es dem Ausländer nicht einmal durch ein Namensverzeichniss, durch kurze biographische Daten über die aufgenommenen Dichter, durch Gruppierung der Gedichte (in einem Register) nach ihren Verfassern erleichtert oder selbst nur ermöglicht, sich aus den auseinander liegenden Gliedern das geistige Porträt des einen oder des

10. *Klänge aus dem Osten*. Ungarische Dichtungen, frei nachgebildet von Demeter Dudumi. Pest, 1855.

11. *Gisela*. Auswahl ungarischer Dichter, deutsch von Josef v. Machik. Pest, 1858.

12. *Gedichte aus Ungarn*, patriotisch-lyrischen Inhalts, übertragen durch Stefan Graf Pongrácz. Pest, 1857.

13. *Magyarische Gedichte*, patriotisch-lyrischen Inhalts. Original und Uebersetzung in die deutsche Sprache durch Stefan Graf Pongrácz. Pressburg, 1859.

14. *Album für die Jugend*. Ungarisch und deutsch. Mit einem Stahlstich und vier Biographien, redigirt von A. M. Riedl. Prag, 1860.

15. *Gedichte aus Ungarn*, patriotisch-lyrischen Inhalts, in die deutsche Sprache übertragen durch Stefan Graf Pongrácz. Pressburg, 1861.

16. *Märzveilchen*, auf ungarischem Boden gesammelt von Stefan Graf Pongrácz. Pressburg, 1861. (Der Reinertrag war für die croatischen Hilfsbedürftigen bestimmt.)

17. *Ein Sträusschen aus ungarischen Dichtergärten*. Nachgebildet von P. Salesius Tomanik. Wien, 1869.

18. *Ungarische Gedichte*, übersetzt von Jul. Nordheim. Pest, 1872.

19. *Ungarische Heimats-, Liebes- und Heldenlieder* von G. M. Henning. Pest, Wien und Leipzig, 1874.

20. *Ungarische Lyriker der letzten fünfzig Jahre*. Metrisch übertragen und mit biographischen Einleitungen von Gust. Steinacker. Leipzig, 1875.

ADOLF VON DER HEIDE's Sammlung ist demnach die 21. deutsche Anthologie aus ungarischen Dichtern.



andern ungarischen Dichters zusammenzusetzen. Dies ist meiner Ansicht nach ein grosser Nachtheil, ein um so grösserer, je gewisser es ist, dass ein wesentlicher Theil der Leser ein solches Buch aus *literarhistorischem* Interesse — nicht aus einfacher Neigung, Gedichte zu lesen — zur Hand nimmt. Wer eine ungarische Anthologie durchliest, will von Petöfi und Arany und den übrigen Dichtern etwas hören und sich durch die Lecture der mitgetheilten Proben von der Richtigkeit des gelesenen Urtheils oder der mitgetheilten Charakteristik überzeugen. Es ist ganz unwahrscheinlich, dass der Freund der Poesie, der sich einige Minuten mit dem Genusse von Dichtungen versüssen will, zu diesem Zwecke nach einer ungarischen Anthologie greife; — dagegen ist es eine Thatsache, dass wie das literarhistorische Studium im Allgemeinen heute ein sehr blühendes ist, so auch das Interesse an unserer Literatur fortwährend steigt, und daher unstreitig zahlreiche Leser Lust haben dürften, sich mit ungarischen Dichtern zu beschäftigen. Lesern dieser Richtung, und diese sind ohne Zweifel in der überwiegenden Mehrzahl, kommt die vorliegende Sammlung nicht entgegen.

Ein zweiter Nachtheil der in unserer Sammlung durchgeführten Gruppierung ist belangreicher. Da der Verfasser die Dichter, von denen er Gedichte mittheilt, bunt durch einander wirft, und auch durch die bescheidensten literarhistorischen Daten für die Orientirung seiner Leser nicht sorgt: so legt natürlich der Ausländer an *alle* Gedichte und Dichter der Sammlung *denselben* Maassstab an und urtheilt selbstverständlich falsch, da ja einzelne Dichtungen und Dichter unserer Sammlung durch mehr als ein ganzes Jahrhundert auseinander liegen. Franz Kazinczy z. B. wurde im Jahre 1759 geboren und starb 1831, Petöfi ist 1823 geboren und starb 1849 und doch stehen ihre Gedichte neben einander. Karl Kisfaludy ist 1830 gestorben, Koloman Tóth erst 1831 geboren, Kölesey starb 1838, Csokonai gar schon 1805, während Karl Szász erst 1829, Paul Gyulai 1826 geboren ist u. s. w. Zwischen einzelnen Gedichten Kazinczy's und dem Kreise Petöfi's liegt eine grossartige geistige Bewegung, welche das ganze ungarische Leben ergriffen und umgestaltet hat. Man denke sich doch eine deutsche Anthologie, in welcher Gleim und Heine, Uz und Uhland, Ramler und Geibel bunt neben und durch einander liegen!

Endlich können wir auch die vom Verfasser getroffene Wahl der Gedichte und selbst der Dichter nicht ganz billigen. Gewiss ist dieser Punkt überwiegend subjectiver Natur: dem Einen gefällt, was der Andere geringschätzt, und besonders dem Uebersetzer, den ja nicht stets der rein ästhetische Gesichtspunkt leitet, muss in dieser Beziehung die grösste Freiheit gestattet werden. Aber *das* dürfte doch als ganz unzweifelhafter Maassstab für dergleichen Sammlungen gelten können, dass der Herausgeber nicht auch solche Dichter berücksichtige, welche selbst mit nationalem Maassstabe gemessen recht unbedeutend sind, — von solchen gar nicht zu reden, die selbst hier zu Lande einfach kein Mensch kennt. In die erstere Categorie gehören z. B. in unserer Sammlung Emer. Szabó, Andr. Papp, Friedr. Kerényi, Franz Mentovich, Franz Császár, Paul Jámor u. A., — in die letztere

Karl Sükei, Julius Györfly, Riskó, Josef Szulik, Anton Pájer u. A. Der Werth einer Anthologie hängt nicht von ihrem Umfange ab, und auch die vorliegende Sammlung hätte nichts verloren, wenn die unbedeutenden Gedichte der kleinen Leute einfach weggeblieben wären.

Was nun die Uebersetzung selbst anbelangt, so darf ich mich über dieselbe um so kürzer fassen, da ich im ersten Hefte des zweiten Bandes dieser «Liter. Berichte» (S. 61—96) des Näheren entwickelt habe, welchen Forderungen eine Uebersetzung meiner Ansicht nach zu genügen hat und weshalb die meisten Uebersetzungen aus dem Ungarischen diesen Forderungen nicht genügen. Die Uebersetzungen ADOLF VON DER HEIDE's leiden ebenfalls an den (in jenem Artikel) gerügten Mängeln. Das Streben nach möglichster Treue verleitet den Verfasser oft zu gezwungenen, un-deutschen Wendungen, zu unschöner Behandlung der Form, zu überaus falschen, unwohlklingenden Reimen. Seine Uebersetzung ist zuweilen schwer, ohne die Kenntniss des Originals hie und da ganz unverständlich. Allerdings sind diese Mängel nicht in jedem Gedichte oder in jedem in gleichem Maasse anzutreffen; Einzelnes übersetzt der Verfasser recht hübsch, zuweilen ist auch die Form sehr gut gehandhabt; aber im Grossen und Ganzen charakterisiren die gerügten Mängel, besonders auch die unschöne und uncorrecte Sprache, wie alle Uebersetzungen aus dem Ungarischen, so auch die uns vorliegende Sammlung. Und dies ist unserer Anthologie gegenüber um so auffallender, da sich hinter dem Pseudonym Adolf von der Heide ein geborener Deutscher verbirgt, der in Oberungarn lebt und wirkt und die ungarische Sprache erst in vorgerückterem Alter, und zwar auch heute noch nicht vollständig erlernt hat. Und trotzdem behandelt er oft die deutsche Sprache, als ob ihm diese unbekannt wäre oder er dieselbe doch nicht vollständig beherrschte.

Nur einige wenige Beispiele. Der Eingang des Vörösmarty'schen «Szózat» (Zuruf, Aufruf) lautet bei unserem Uebersetzer:

Lieb', Ungar, ewig treu das Land,	Hier musst du leben, sterben hier,
Das dir dein Leben gab, (?)	Ob Glück, ob Fluch dein Loos!
Das dich ernährt und einst begräbt,	
Das Wiege dir und Grab.	Dies ist die Erd', zu der so oft
	Das Blut der Väter rann,
Am (?) Weltall ist für dich kein	Der Ein Jahrtausend licht (?) verwob
Raum,	Der Helden Sonnenbahn (!!).
Als hier in seinem (?) Schooss:	U. s. w.

Die beiden letzten Verse sind Jedem, der das Original nicht kennt, unverständlich, gewinnen aber freilich auch nicht viel an Verständlichkeit, wenn man weiss, was der Dichter gesagt hat.\*

\* Die folgende Sammlung: «*Aus siebzehn Zungen, Lieder und Gedichte, verdeutscht von Julius Meyer. Leipzig, 1874. 8. 240 S.*», welche bei uns kaum Jemand kennt, enthält auch zwei ungarische Gedichte — kaum aus dem Ungarischen übersetzt, sondern, wie es scheint, blos nach vorhandenen deutschen Uebersetzungen etwas umgemodelt. Beide Ueber-



Andere Gedichte sind durch Härten im Rhythmus oder Reime \* verunstaltet; vergl. z. B. das hübsche Petöfi'sche Lied:

*Unter dem Akazienbaume.*

Unter dem Akazienbaume, Grün an Laub und weiss an Blüthe, Steht im blauen Kleid ein blondes Mägdlein voll bescheidner Sitte; Harret dort, ereilt vom Regen, Bis das Wetter zög' vorüber: Auf das blonde Mägdlein äugle Aus dem Vorhaus ich hinüber.	Komm' herein doch, zartes Täubchen! Bring' in unsre Stube Segen, Setz' auf unsre Ofenbank dich, Bis sich ausgetobt der Regen: Ist die Ofenbank zu hoch dir, Setz' ich selbst dich auf dein Plätz- chen, Und ist ja der Sitz zu hart dir, Nehm' ich auf den Schooss dich, Schätzchen!
---	---

Viele Härten (besonders in der Schlussstrophe) weist auch die Uebersetzung des schönen Paul Gyulai'schen Liebesgedichtes auf, dessen erste Strophe lautet:

Würd' eine Blum' dich nennen, Die hold zeugt der Ost, Und deren schnee'ge Hülle Das Morgenroth umkost;	Doch fühlen nicht die Blumen . . . Sei keine Blume mir: Bleib' du mein herzlich Mädchen, Mein Liebchen für und für.
---	--

Wir haben S. 71 dieses Heftes als Proben der Neigebauer'schen Petöfi-Uebersetzung das Lied: *Selge Nacht* und das reflectirende Gedicht: *Die Ruinen der Tscharda* mitgetheilt. Auch ADOLF VON DER HEIDE \*\*

tragungen — *Mein Tod* von Alex. Petöfi und *Aufruf* von M. Vörösmarty — sind übrigens, trotz einiger gelungener Wendungen, recht schwach. Der Verfasser übersetzt oft sehr frei, aber trotzdem zugleich auch sehr gezwungen, undeutlich und schwer verständlich. Als Beispiel mögen die oben mitgetheilten drei Strophen des Vörösmarty'schen Gedichtes hier in Jul. Meyer's Uebersetzung folgen:

Treu bleibe unerschütterlich Stets deinem Land, Magyar! Das wird als Grab umschliessen dich, Wie's deine Wiege war.	Hier ist dein Platz in Lust und Leid, Hier leb' und stirb als Mann!
Die Welt da draussen ist wohl weit, Doch schaut sie fremd dich an,	Der Väter Heldenblut floss hier In mancher heissen Schlacht, Hier ist was ein Jahrtausend dir Je werth und heilig macht. U. s. w.

Also nicht treu und doch nicht schöner und auch nicht leichter zu verstehen. Noch schlimmer ist das Petöfi'sche Gedicht übertragen, welches bei Jul. Meyer mit dem folgenden seltsamen Verse beginnt:

Wenn der Gottheit Stimme zu mir wäre —

\* Reime wie *Blüthe: Sitte, Zeiten: Leiden, stösst: presst, Zack': Flagg', Thränen: Können, Röthe: Kette* und ähnliche, um nur einige Beispiele anzuführen, sind für ein normales Ohr geradezu unerträglich. Lieber gar keinen Reim!

\*\* Jenes Gedicht beginnt bei unserem Uebersetzer:  
Glückselge Nacht! hier sitz' bei meiner Rose  
Ich in der Gartenlaube luftgem Schoosse —

Dieses Gedicht:

Fläche ohne Marken, schönes Niederland,  
Du bist meiner Seele liebster Gegenstand —

hat diese beiden Gedichte übertragen (jenes S. 85, dieses S. 31); auch nur eine flüchtige Vergleichung zeigt den neueren Uebersetzer im entschiedenen Nachtheil gegen Lad. Negebauer, dem allerdings die Uebertragung weniger Stücke so gelungen ist, wie die dieser zwei Gedichte.

Den Schluss dieser kurzen Anzeige mögen noch zwei Gedichte bilden, die wir mehr ihres Inhaltes wegen wählen, obwohl dieselben auch formell, trotz sehr erheblicher Mängel, zu den gelungenen Stücken der Sammlung gehören:

*Ungarische Musik von Karl Szász.*

Höre, hör' die Geige tönen:  
Wie sie weint und klagend spricht!  
Dass so *viel* Weh in vier Sehnen  
Raum hat, ich begreif' es nicht.  
Hörst du's stöhnen, wie der leise  
Sang der Nachtigall im Hain;  
Hörst du's schluchzen, wie die Waise  
An der Mutter Grabesstein? ...

Höre, hör' die Geige tönen!  
Hab' auf ihre Saiten Acht:  
Hörst du's leis, dann wild erdröhnen  
Von Rákóczi's Wetterschlacht?!  
Niederschmetternd und erhebend,  
Wühlt drin Klage, Schmerz und Leid;  
Grosser Zukunft Preis erstrebend –  
Weint sie der Vergangenheit.  
Flüche braust sie... Schwerter hallen  
Klirrend in der Flüche Schwur;  
Schlachtenlärm tost ... doch dies  
Schallen  
Weckt ein schwacher Bogen nur.

Höre, hör' den Klang der Saiten!...  
Wieder spricht zum Volk ihr Schall,

Und des Volkes Freud' und Leiden  
Tönt daraus im Widerhall:  
Jetzt ein Schrei nach Tschikósch-Sitte  
Und sein Pfiff voll toller Lust,  
Wenn er in der Tscharda Mitte  
Presst sein braunes Lieb zur Brust;  
Dann die spielend leichte Weise,  
Die das Schnittermädchen singt,  
Die bald voller rauscht, bald leise  
Sterbend, fern im Raum verklingt;  
Jetzt das Herzleid des Gesellen,  
Dem sein Liebchen brach die Treu...  
Still vor'm Fenster in der hellen  
Nacht erseufzet die Schalmeei.

Dann stöhnt jenes Kammers Klage,  
Der dreihundert Jahre ringt,  
Stöhnt so schmerz erfüllte Klage,  
Dass die Saite schier zerspringt ...

Höre, hör' die Geige tönen:  
Wie sie jauchzt, lacht, klagend  
spricht! ...  
Dass so *viel* Gefühl vier Sehnen  
Bergen, ich begreif' es nicht. \*

Der Verfasser hat mit seinen Uebertragungen epischer Gedichte nicht mehr Glück, ja es scheint sogar, als ob diese im Allgemeinen schwächer wären. Johann Arany's *Klara Zách*, eine der herrlichsten Dichtungen

\* Dieses Gedicht ist auch von K. M. Kertbeny (Album, S. 369) und Gust. Steinacker (Ungarische Lyriker, S. 335) übertragen worden. Die erstere Uebertragung ist stimmungsvoll und in einzelnen Stellen sehr gelungen, aber weder inhaltlich noch formell genug treu; die letztere giebt nur einen Auszug des schönen Originals und ist in jeder Beziehung unzulänglich. Leider hat ADOLF VON DER HEIDE's Uebersetzung recht schlimme Mängel und Fehler aller Art. Vgl. z. B. die unverständlichen und undeutsch construirten Verse: *Grosser Zukunft Preis erstrebend Weint sie der Vergangenheit* oder die ganz zerstörte Pointe am Schluss der zweiten Strophe: *Doch (!) dies Schallen (?) Weckt ein schwacher Bogen nur*, u. dgl. mehr.



dieses Meisters der Ballade, welche von L. Dóczy recht hübsch verdeutsch worden ist, beginnt z. B. bei ADOLF VON DER HEIDE mit der folgenden, ganz unmöglichen Strophe:

Früh beim Morgengrauen  
Blüht der Königsfrauen  
Garten: Rosen weiss, roth . . . Mädchen  
Blond, braun — rings zu schauen.

Nicht gelungener ist die erste Strophe der Joh. Garay'schen *Romanze vom Königssohn*:

Stand ein Königssohn im kühlen  
Hain am Quellenbach,  
Lüsterner Gedanken (?) schaut' er  
Jeder Welle nach —

oder die Eingangsstrophen der herrlichen, ebenfalls bereits von L. Dóczy übersetzten Arany'schen Ballade «*Ladislaus V.*»:

Nacht hüllt des Himmels Haupt,  
Der Südwind heult und schnaubt,  
Von Buda's hohem Thurm  
Kreischt schrill im nassen Sturm  
Der laute Wetterhahn.

«Was ist's? Was ist's? Od'r so —»  
««Schlaf' weiter sorglosfroh,  
Mein König Ladislaus,  
Bald schweigt des Sturms Gebraus;  
Der peitscht dein Fenster rauh.»» U. s. w.

Als Beispiel mag eine der eigenthümlichsten, besonders durch die meisterhafte Behandlung der Form ausgezeichnetsten ungarischen Balladen — zugleich eine der besten Uebersetzungen \* unserer Sammlung — vollständig folgen:

*Held Bor von Johann Arany.*

Im Nebel stirbt der Sonne Licht,  
Die blinde Nacht drückt Thal und Höhn.  
Sein Ross erschwingt Held Bor und spricht:  
«Leb' wohl, du Maid, so süß und schön!»

Die blinde Nacht drückt Thal und Höhn,  
Der Wind fährt durch die Bäume kalt.  
«Leb' wohl, du Maid, so süß und schön!  
Bor reitet schon auf ferner Hald.»

Der Wind fährt durch die Bäume kalt,  
Ein Lerchchen zieht des Weges her.  
Bor reitet schon auf ferner Hald,  
Das Mädchen schwimmt im Thränenmeer.

\* Aber leider auch bei weitem nicht tadellos; man beachte nur das «Lerchchen», den «Brautgemahl» und einzelne Wendungen.

Ein Lerchchen zieht des Weges her:  
 Wohin, wohin die irre Bahn?  
 Das Mädchen schwimmt im Thränenmeer:  
 Ihr Vater sprach: dies sei dein Mann!

Wohin, wohin die irre Bahn?  
 Es rauscht des Nachts die Waldesflur.  
 Ihr Vater sprach: dies sei dein Mann...  
 Das Mädchen flüchtet vor dem Schwur.

Es rauscht des Nachts die Waldesflur,  
 Gespenstisch regt der Wildbusch sich,  
 Das Mädchen flüchtet vor dem Schwur:  
 Es spricht Held Bor: «Ich komm' um dich!»

Gespenstisch regt der Wildbusch sich,  
 Belebter wird der Wildniss Feld,  
 Es spricht Held Bor: «Ich komm' um dich,  
 Als Schattenbild, als todter Held.»

Belebter wird der Wildniss Feld,  
 Von Geisterlippen tönt der Schall. —  
 «Du Schattenbild, du todter Held,  
 O nimm mich mit dir, Brautgemahl!»

Von Geisterlippen tönt der Schall,  
 Ein langer Brautzug schwebt herbei.  
 «O nimm mich mit dir, Brautgemahl!»  
 — «Wie du gelobt, zum Schwur der Treu!»

Ein langer Brautzug schwebt herbei,  
 Dort steht ein Kirchlein schuttumringt.  
 «Wie du gelobt, zum Schwur der Treu!»  
 Der Chor erklingt, der Altar winkt.

Dort steht ein Kirchlein schuttumringt,  
 Einkehrt die alte Herrlichkeit.  
 Der Chor erklingt, der Altar winkt,  
 Der Pfaffe harrt im Feierkleid.

Einkehrt die alte Herrlichkeit,  
 Von Kerz' und Lampe strahlt die Wand.  
 Der Pfaffe harrt im Feierkleid;  
 Es tönt der Schwur: Hand liegt in Hand.

Von Kerz' und Lampe strahlt die Wand, —  
 Schwarzgrauen Schatten wirft der Wald.  
 Es tönt der Schwur: Hand liegt in Hand;  
 Die schöne Braut starrt marmorkalt.

Schwarzgrauen Schatten wirft der Wald,  
 Die Eule weint vom Felsen laut.  
 Die schöne Braut starrt marmorkalt...  
 Im Felsenschutt lag todt die Braut.



Zum Schluss wollen wir unser Urtheil über die vorliegenden Uebersetzungen kurz zusammenfassen. ADOLF VON DER HEIDE hat unstreitig wirklichen Beruf zum Uebersetzer; er weiss die Stimmung und Färbung des Originals wiederzugeben, er beherrscht die Form und weiss die Sprache zu handhaben. Auch er ist jedoch von dem Wahne befangen, die *Wörter* und nicht die *Worte* des Originals wiedergeben zu müssen; auch er hat übertriebene und daher unzulässige Begriffe von der Freiheit, welche dem Dichter und Uebersetzer in der Behandlung der Sprache und der Form gestattet sind; auch er veröffentlicht — trotz des *nonum prematur in annum*, das sein Buch als Motto zielt — einzelne Stücke, welche einfach nicht fertig sind, welche Mängel und Fehler enthalten, die das schönste Gedicht verunstalten und jeden Genuss stark beeinträchtigen. Der vorliegende Band ist die erste Publication des Verfassers. Wir nehmen sie als schönes Zeichen seines Fleisses und seiner Sympathie für die Dichtung unseres Vaterlandes, zugleich als Bürgschaft vollendeterer Leistungen, die wir von ihm erwarten dürfen, entgegen.

GUSTAV HEINRICH.

## SITZUNGSBERICHTE.

### DIE JAHRESVERSAMMLUNG DER ACADEMIE.

Die ungarische Academie der Wissenschaften hielt ihre 38. feierliche Jahresversammlung vor einer zahlreichen Versammlung von Mitgliedern und Gästen am 16. Juni 1878 ab. Die Eröffnungsrede des zweiten Präsidenten ANTON CSENGERY haben wir bereits im zweiten Hefte dieser «Literarischen Berichte» (S. 279—303) vollständig mitgetheilt. Nach ihm trug der stellvertretende Generalsecretär WILHELM FRANKÓI den Bericht über die Wirksamkeit der Academie und ihrer einzelnen Commissionen im abgelaufenen Jahre vor. Diesem Berichte entnehmen wir im Folgenden die wesentlichsten Momente:

Indem die ungarische Academie in ihrer Jahresversammlung über ihre Thätigkeit Bericht erstattet, wendet sie sich nicht lediglich an die Arbeiter der Wissenschaft, sondern giebt der *Nation* darüber Rechenschaft, wie sie die ihr von der *Nation* vorgesteckten Aufgaben erfülle, und indem sie dies pflichtgemäss thut, darf sie mit grösserer Berechtigung, als jede andere wissenschaftliche Anstalt im Vaterlande, auf die theilnehmende Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums zählen.

Die ungarische Academie ist nämlich an allen Vor- und Nachtheilen betheiligt, welche unserem Vaterlande aus seinen eigenartigen politischen Verhältnissen erwachsen. Sie ist nicht das Werk fürstlicher Grossmuth, auch nicht das Kind momentan aufflackernder Volksbegeisterung, sondern, wie die meisten unserer staatlichen Errungenschaften und Culturschöpfungen, welche nach wiederholten misslungenen Versuchen und langwieriger Kraftanstrengung zu Stande gekommen, die Verkörperung einer durch edle Geister Jahrzehnte hindurch gezeitigten Idee.

Aber eben weil sie durch die Wünsche, Kämpfe und Opfer aller Landeskinde geschaffen worden ist, hat sie auch im Boden des nationalen Lebens tiefer Wurzeln geschlagen und auf dessen Befruchtung intensiver eingewirkt, als die ähnlichen Institute der glücklicheren Staaten Europas.

Die Schwierigkeiten ihres Zustandekommens haben auch *dies* mit sich gebracht, dass sie nicht als eine vollendete Schöpfung in's Leben trat, sondern als ein zur Entwicklung berufener Organismus, ausgestattet mit



der Anlage, die zeitweiligen Bedürfnisse der Nation zu erkennen, und mit der Fähigkeit, sie zu befriedigen.

Den hochherzigen Gründern der Academie schwebte hauptsächlich ein Culturfactor vor Augen: die entwickelte, gebildete, zu jederlei Gedankendarstellung geeignete ungarische Sprache. Aber die sprachbildende Gesellschaft dehnte ihre Thätigkeit alsbald über alle übrigen Zweige der Wissenschaft aus und kann heute bereits zur Hebung des gesammten geistigen Lebens der Nation zielgebend, fördernd und schaffend mitwirken.

Hiebei hat sie ihrer ursprünglichen Bestimmung, der Pflege der ungarischen Sprachwissenschaft, fortwährend eine besondere Sorgfalt zugewendet, und es darf wohl gesagt werden, dass sie in dieser Richtung, während ihres halbhundertjährigen Bestandes, kaum je eine so lebhaft, so vielseitige und so erfolgreiche Thätigkeit entfaltet hat, als im verflossenen Jahre, wo die ihr zu Gebote stehenden materiellen und geistigen Kräfte ihr gestattet, jenes ganze Gebiet auf *einmal* zu umfassen, von welchem unsere Vorgänger bloß die Umrisse andeuten oder einzelne Partien bearbeiten konnten.

Die *vergleichende Sprachforschung*, welche für uns Ungarn doppelte Wichtigkeit hat, weil sie allein im Stande ist, die Fragen nach dem Ursprung und der Stammverwandtschaft der ungarischen Race zu lösen, bildet seit Jahrzehnten ein Hauptaugenmerk der Academie, -- insbesondere das vergleichende Studium der altaischen Sprachen, welches die europäische Gelehrtenwelt mit Recht gerade von uns erwartet, die wir unter den Gliedern dieser Sprachenfamilie die höchste Culturstufe einnehmen. Wir können auf diesem Gebiete einen bedeutenden Erfolg aufweisen in dem *Vergleichenden Wörterbuch der magyarisch-ugrischen Sprachen* (Magyar-ugor összehasonlító szótár) von Dr. JOSEF BUDENZ, welches demnächst mit seinem vierten Hefte seine Vollendung erreicht. Indem dasselbe den Sprachstoff vollständig aufarbeitet, die tiefer liegenden Gründe der Wortverwandtschaft aufspürt und die an den Einzelworten zu Tage tretenden Laut- und Bedeutungs-Wandlungen erklärt: macht es die magyarisch-ugrische Sprachverwandtschaft in so erschöpfender und eindringender, so sehr jeden Zweifel ausschliessender Weise klar, wie dies unsere Sprachforscher bisher nicht vermocht hatten.

Eine andere Methode befolgt und zweifelhaftere Ergebnisse erzielt GABRIEL BÁLINT in seinen *Kasanisch-tatarischen Sprachstudien* (Kazáni tatár nyelvtanulmányok), welche indessen dadurch von grosser Bedeutung sind, dass sie der europäischen Sprachwissenschaft neues und werthvolles Material liefern.

Neben diesen beiden selbständigen Werken erschienen in den *Sprachwissenschaftlichen Mittheilungen* (Nyelvtudományi közlemények), von welchen in diesem Jahre vier Hefte veröffentlicht wurden, kleinere Arbeiten über das Ungarische, sowie über die Geschichte der finnisch-ugrischen Völker, die Sprache der Turkomanen, die agundurischen und ogurischen Bulgaren u. s. w.

Auch den Sprachen der seit Jahrhunderten mit uns das gleiche Vaterland bewohnenden, wenn auch nicht stammverwandten Nationen wenden wir ein immer eifrigeres Studium zu. Welch' werthvolle und sichere Daten zur Geschichte der Superiorität und der Culturträgerrolle des magyarischen Elements wir hiedurch gewinnen, haben PAUL HUNFALVY's auf *die Sprache der Rumänen* bezügliche Arbeiten an den Tag gelegt, deren wesentliche Resultate der erste Artikel dieses Heftes zusammenfasst.

Auf die Geschichte der inneren organischen Entwicklung der magyarischen Sprache wird das *Historische Wörterbuch der ungarischen Sprache* (Nyelvtörténeti Szótár) ebenfalls ein neues und überraschendes Licht werfen. Eine Anzahl von Fachmännern hat seit vier Jahren, unter Mitwirkung fleissiger Schüler, den Stoff dazu so vollständig gesammelt, dass die Redactionsarbeit bereits begonnen werden konnte.

Die *Sammlung ungarischer Sprachdenkmäler* (Magyar nyelvelméltár), die mittelalterlichen, sprachlich sehr werthvollen Reste unserer National-Literatur umfassend, ist bis zum sechsten Bande vorgeschritten, der sich unter der Presse befindet.

Von der *Sammlung alter ungarischer Dichter* (Corpus veterum poetarum hungaricorum) erschien im verflossenen academischen Jahre der erste Band, welcher 71 poetische Reste unserer mittelalterlichen National-Literatur enthält und vom Redacteur ARON SZILÁDY mit reichem und instructivem literarhistorischen und sprachwissenschaftlichen Apparat ausgestattet wurde. (S. oben die Besprechung desselben.) Die folgenden Bände werden die Dichter des XVI. und XVII. Jahrhunderts bis auf Nicolaus Zrinyi bringen.

Die Erhaltung der in der Volkspoesie und Volkssprache noch fortlebenden ungarischen Sprachüberlieferungen, die Sammlung des ungarischen Volkssprachschatzes hat sich die Monatschrift *Ungarischer Sprachwart* (Magyar Nyelvőr) zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht.

Während der «Sprachwart» mit der einen Hand sammelt, führt er in der anderen Hand die Waffe, mit welcher er den Sieg der *Orthologie* zu erstreiten oder doch vorzubereiten bestrebt ist.

Im abgelaufenen academischen Jahre wurde auch — nach jahrelangen Berathungen — die *Revision der ungarischen Rechtschreibung* beendet, wobei die durch die *Etymologie beschränkte Aussprache* als leitendes Princip festgehalten und das von einer kleinen, aber angesehenen Minderheit angestrebte *rein phonetische Princip* abgelehnt wurde.

Die eng zugemessene Zeit erlaubt dem Referenten nicht, sich über alles das zu verbreiten, was auf dem Gebiete der classischen und orientalischen Philologie, der Aesthetik und Literaturgeschichte geschehen ist. Er erwähnt blos noch ein unter der Presse befindliches monumentales Hilfsbuch für die Geschichte unserer National-Literatur: die von dem unermüdeten und glücklichen Forscher Professor KARL SZABÓ in Klausenburg zusammengestellte *Ungarische Bibliographie* (Magyar bibliographia), welche die von



1531—1711 erschienenen ungarischen Druckwerke registrirt und bibliographisch beschreibt.

In ebenso erfreulicher Weise mehrt sich das *Quellenmaterial unserer vaterländischen Geschichte*, welches unsere Geschichtsforscher im Schoosse der historischen Commission der Academie sammeln, veröffentlichen und möglichst aufarbeiten.

Diese Commission hat in den zwanzig Jahren ihres Bestandes über 120 Bände mit den Ergebnissen ihrer Thätigkeit gefüllt, welche auf alle Perioden und sämtliche Richtungen unserer Geschichte ein neues Licht werfen. Von den laufenden grossen Quellensammlungen sind im verflossenen Jahre drei zum Abschlusse gediehen: Die *diplomatischen Denkmäler aus der Zeit des Matthias Corvinus* (Mátyáskori diplomatiai emlékek) mit ihrem vierten, bis zum Tode des grossen Königs reichenden Bande; die in Marino Sanudo's grossem handschriftlichen Werke enthaltene *diplomatische Correspondenz Ungarns mit der Republik Venedig*, in drei Bänden die Zeit von 1496 bis zur Schlacht bei Mohács umfassend; endlich das gehaltvolle *Archiv Franz Rákóczy's II.* (II. Rákóczi Ferencz levéltára) mit seinem zehnten Bande.

Die beiden grossen Sammlungen der *Ungarischen* und der *Siebenbürgischen Reichstagsacten* (Magyar és Erdélyi országyűlési emlékek) vermehren sich jährlich um je einen Band und werden von ihren Herausgebern mit erschöpfenden historischen Einleitungen ausgestattet.

Ein neues Unternehmen hat die Commission mit dem *Diplomatarium des Zeitalters der Anjou's* (Anjoukori Oklevéltár) begonnen, dessen erster Band in wenigen Tagen erscheint.

Die Monographie des *Severiner Comitates* von FRIEDRICH PESTY, deren erster Band bereits erschienen ist, beleuchtet die Geschichte eines Landestheiles, welcher bislang selbst den Fachmännern eine terra incognita gewesen ist. Sonst betrachtet die Academie die Publication localgeschichtlicher Monographien nicht als ihre Aufgabe, um so weniger, als die Opferwilligkeit der Comitae und Städte solche Publicationen in immer grösserer Anzahl zu Tage fördert. In diesem Falle war jedoch die Veröffentlichung dieser Monographie von Seiten der Academie durch die Vergangenheit und die heutigen Verhältnisse des behandelten Comitates zur Genüge motivirt.

Auch die wissenschaftliche Bekanntmachung der *vaterländischen Kunstdenkmäler* ist in ununterbrochenem Fortgange und dürfte noch lange Zeit hindurch den Fleiss der Fachmänner in Anspruch nehmen. Die Wirksamkeit der Archäologischen Commission der Academie bekräftigt sich, ausser den von Jahr zu Jahr sich mehrenden Bänden ihrer Publicationen (*Monumenta*, *Mittheilungen* und *Anzeiger*), auch durch das in immer weiteren Kreisen sichtbar werdende Interesse für unsere Kunstdenkmäler und durch die Ausbreitung des in stilgerechten Restaurationen sich kundgebenden Kunstgeschmackes.

Eine besondere academische Commission befasst sich auch mit den Interessen der *Volkswirtschaft*. Sie hält öffentliche Sitzungen und publi-

cirt eine Vierteljahrsschrift unter dem Titel *Volkswirthschaftliche Revue* (Nemzetgazdasági Szemle).

Eine hochehrfreuliche Thätigkeit entwickelt die *mathematisch-naturwissenschaftliche Classe*. Die in ihren Kreis gehörenden Wissenschaften beschäftigen — wie anderwärts in Europa — bereits auch bei uns die meisten geistigen Kräfte. Während in den 18 Sitzungen der beiden anderen Classen 28 Vorträge von 23 Verfassern gehalten wurden, wurden in den neun Sitzungen dieser Classe 40 Abhandlungen von 33 Verfassern gelesen oder vorgelegt, worunter 18 junge Kräfte, die noch nicht dem Kreise der Academie angehören. Wir dürfen aber auch auf den inneren Werth der Thätigkeitsergebnisse dieser Classe mit Genugthuung blicken, indem die vorgelesenen oder vorgelegten Abhandlungen stets selbständige Studien, bisweilen Arbeiten von bleibender Bedeutung sind, welche zur Förderung der Wissenschaft im Allgemeinen beitragen. Besondere Erwähnung verdienen die mit Unterstützung der Academie in Angriff genommenen *chemo-dynamischen Untersuchungen* KARL THAN's und die *Wärmemessungs-Versuche* VINCENZ WARTHA's, welche beide die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrtenkreise in demselben Maasse auf sich gezogen haben, wie die Studien JOSEF SZABÓ's über die *vulcanischen Formationen*.

Eine gleich erfreuliche Rührigkeit nehmen wir auf dem Gebiete der *Astronomie* wahr. Die Privat-Sternwarte des Mitgliedes NICOLAUS KONKOLY liefert der Academie Beobachtungs-Ergebnisse, welche auf dem Tagesniveau der Wissenschaft stehen, und hat bereits mehrere junge Kräfte ausgebildet, welche an den Sternwarten von Paris, Leipzig und Berlin Verwendung gefunden haben. Aehnliches darf von der soeben durch den Erzbischof von Kalocsa daselbst errichteten Sternwarte gehofft werden. Vielleicht sind die beiden Privat-Sternwarten nur Vorläufer einer bald zu errichtenden Landes-Sternwarte.

Dieselbe Classe trägt zur Förderung der Wissenschaft ferner durch *Erforschung der natürlichen Verhältnisse unseres Landes* bei. Seit Jahren bereisen Fachmänner die verschiedenen Landestheile, nach allen Richtungen forschend, beobachtend und sammelnd. Im verflossenen Jahre haben sie einen grossen Theil Siebenbürgens, der Karpathen und Croatiens in botanischer, mineralogischer und geologischer Hinsicht durchforscht und die Wissenschaft durch mehrere werthvolle Monographien und neu entdeckte Species bereichert.

Neben der Förderung der Wissenschaft lässt sich aber die Academie auch die *Verbreitung der wissenschaftlichen Kenntnisse* in weiteren Kreisen angelegen sein, zu welchem Zwecke sie ein Bücherverlags-Unternehmen etablirt hat, dessen eben vollendeter erster dreijähriger Cyclus neben Uebersetzungen bedeutender Werke des Auslandes (Dunker, Lewes, Macaulay, Mommsen, Max Müller, Todd etc.) auch hochinteressante Originalwerke, so die Ethnographie Ungarns von PAUL HUNFALVY, die Geschichte der Serben von BENJAMIN KÁLLAY und die Monographie über die Wesselényi'sche Verschwörung von JULIUS PAULER aufweist, welchen ein zweiter Cyklus



mit Uebertragungen von Werken Carrara's, Carlyle's, Curtius', Garnier's, Nisard's und Originalwerken von JOHANN ARANY, PAUL GYULAI und THEODOR PAULER folgen soll. Ausserdem unterstützt die Academie durch ansehnliche jährliche Subvention das in gleichem Sinne thätige Verlagsunternehmen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Endlich bleibt sie nicht dabei stehen, die Verbreitung dieser wissenschaftlichen Werke in ungarischer Sprache durch deren billigen Preis zu fördern, sondern lässt nahezu 100 Anstalten und Vereinen die Vergünstigung der unentgeltlichen Zusage ihrer Editionen zu Theil werden. In solcher Weise zahlt die Academie gleichsam die Zinsen jenes Capitals ab, welches die Opferwilligkeit der Nation in ihre Hände gelegt hat.

Solches thut sie ferner auch, indem sie aus den ihr anvertrauten *Preisstiftungen* Preise ausschreibt und zuerkennt. Im verflossenen Jahre hatte die Preisausschreibung ein weit günstigeres Ergebniss als in dem vorangegangenen Jahre.

Der grosse academische Preis — welcher im Vorjahre nicht zuerkannt werden konnte — wurde heuer zwischen zwei bedeutende Werke auf dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaft — STEFAN APÁTHY's *Handelsrecht* und JULIUS KAUTZ' *Handbuch der Staatswissenschaft* — getheilt, während mit dem Marczibányi-Preise der erste Band von EMERICH HAJNIK's *Allgemeiner Rechtsgeschichte* ausgezeichnet wurde.

Der Graf Karácsonyi'sche Dramenpreis wurde — nach acht Jahren zum ersten Mal — dem Lustspiele GREGOR CSIKY's *«Der Unwiderstehliche»* (Az ellenállhatatlan) zuerkannt; die acht Jahre hindurch nicht zuerkannten Preise aber als Honorar für die vollendete *Aristophanes-Uebersetzung* JOHANN ARANY's bestimmt.

Unter den auf der diesjährigen Jahresversammlung zur Entscheidung gelangten Preisbewerbungen waren drei von besonders gutem Erfolge gekrönt, indem wir ihnen Werke verdanken, welche, nach dem Urtheile der Preisrichter, unserer Literatur zur Zierde und zum Nutzen gereichen werden.

Zur Zierde und zum Nutzen wird unserer Academie und unserem Vaterlande auch die diesjährige *Mitgliederwahl* gereichen. Eine hochbedeutende Thatsache ist namentlich die begeisterte Wahl *Sr. k. u. k. Hoheit des Kronprinzen Erzherzog Rudolf zum Ehrenmitgliede der Academie*. Diese Anstalt knüpfen alte Traditionen an das Herrscherhaus, auf dessen hohen moralischen Einfluss die Academie stets ein grosses Gewicht gelegt hat, wiewohl dieselbe die Bedingungen ihres Bestandes und Wirkens von der Nation empfangen hat.

Schon im Jahre 1790, als einige hervorragende Söhne unseres Vaterlandes zuerst die Gründung einer Ungarischen Gelehrten-Gesellschaft anregten, suchten sie in der Nähe des Thrones eine Stütze und es gelang ihnen auch die Protection des hoffnungsvollen jungen Erzherzogs Alexander Leopold zu gewinnen. In welch' hohem Maasse sich dieses Interesse für unsere nationalen wissenschaftlichen Bestrebungen auf seinen Nachfolger

im Palatinat, den unvergesslichen Erzherzog Josef, als Protector unserer Academie vererbte, ist allbekannt. Ebenso der Umstand, dass unsere Statuten unsere Academie unter den «besonderen Schutz» des Königs stellen. Nichts aber beweist das Gewicht, welches sich die ungarische Nationalität, das Ansehen, welches sich die ungarische Wissenschaft bereits erworben hat, klarer, als der Umstand, dass dieses nationale wissenschaftliche Institut nicht allein in Sr. Majestät dem König seinen obersten Schutzherrn ehrt, sondern auch den Erben seiner Kronen in die Reihe ihrer Mitglieder aufnehmen durfte, was sie mit um so grösserem Rechte that, da dieser hohe Spross des Herrscherhauses ein warmer Freund und Pfleger der Wissenschaft ist.

Die sonstigen Mitgliederwahlen füllen theilweise die Lücken, welche der Tod von Jahr zu Jahr in die Reihen der Academiker reisst. Im verflossenen Jahre wurden ihr durch denselben *acht innere Mitglieder* entrissen: Graf GEORG KÁROLYI, der letzte jener hochsinnigen Magnaten, die im Verein mit dem unsterblichen Grafen STEFAN SZÉCHENYI die ungarische Academie begründet haben; — GABRIEL FÁBIÁN, der Uebersetzer Ossian's, Hafiz', Lucretius', Cicero's und Tocqueville's, der Schriftsteller-Veteran, dessen literarische Wirksamkeit mit den ersten Bewegungen zur Hebung unserer neueren Literatur beginnt und in rastloser Schaffensfreudigkeit bis auf die jüngste Gegenwart gewährt hat; — STEFAN SZALAY und MORIZ SCHIRKHUBER, die verdienstvollen Pädagogen und Schulmänner, der letztere zugleich einer der ersten, die die Naturwissenschaften in ungarischer Sprache pflegten; — FRIEDRICH SKALNITZKY, der geniale Architect, dem die Hauptstadt einige hervorragende, künstlerisch bedeutende Prachtbauten verdankt; — ANDREAS KOVÁCS-SEBESTYÉN, der bedeutende Arzt, der zugleich mit zu den Begründern der ungarischen medicinischen Literatur gehört; — und EDUARD SZIGLIGETI, der vielseitige hochbegabte, überaus fruchtbare Dramatiker, der Schöpfer eines ungarischen Theater-Repertoires, der Mitbegründer des Budapester Nationaltheaters, dessen Lustspiele und Tragödien die Academie so oft mit einem Preise ausgezeichnet hat. Die Academie wird das Gedächtniss dieser Männer im Sinne ihrer Statuten feiern, bei welchen Gelegenheiten diese «Literarischen Berichte» über das Leben und Wirken derselben ausführlich werden Bericht erstatten können.

Die Academie hat im verflossenen Jahre auch *sechs auswärtige Mitglieder* durch den Tod verloren: den Historiker und Staatsmann ADOLF THIERS, den Naturforscher KARL ERNST VON BAER, den Physiologen CLAUDE BERNARD, den Physiker CONSTANTIN VON ETTINGSHAUSEN, den Botaniker PHILIPP PARLATORE und den Chemiker H. V. REGNAULT.

Wenn wir nun auf die Ergebnisse des abgelaufenen Academiejahres zurückblicken, dürfen wir ohne Unbescheidenheit sagen, dass wir nicht nur die meisten Zweige der Wissenschaft in unserem Vaterlande wesentlich vorwärts gebracht und durch Vermittelung der bedeutenden Werke und Errungenschaften der europäischen Gelehrsamkeit an unsere Nation



den Weltstrom der Wissenschaft in unser eigenes Bett geleitet, sondern auch selbst mehr als einmal und nicht unwesentlich zur Vergrößerung dieses Weltstromes beigetragen haben. — —

\* \* \*

Nach dem Vortrage des stellvertretenden Generalsecretärs las der erste Präsident der Academie Graf MELCHIOR LÓNYAY seine Denkrede über *das Mitglied des Directionsrathes der Academie Graf Georg Károlyi* und Erzbischof LUDWIG HAYNALD seine Gedächtnissrede auf *das verstorbene auswärtige Mitglied Philipp Parlatore*. Auf beide Vorträge werden diese «Literarischen Berichte» noch zurückkommen, ebenso auf die Denkrede MORIZ BALLAGI's über den verstorbenen Superintendenten *Josef Székács*, welche den einzigen Gegenstand der letzten gemeinsamen Sitzung aller Classen der Academie am 1. Juli gebildet hatte. Der oben mitgetheilte Vortrag FRANZ PULSZKY's über *prähistorische und andere Funde in Ungarn* schloss die 38. feierliche Jahresversammlung der ungarischen Academie der Wissenschaften.

## DIE ST. GERARDSBERGER STERNWARTE ZU OFEN.

Habent sua fata — —

Wer zu Schiff auf der Donau abwärts reisend sich der Hauptstadt Ungarns nähert, der sieht schon von Weitem jene Bergkette, an deren Fusse und letzten Hügeln sich der auf dem rechten Ufer der Donau liegende Theil der Stadt: das altehrwürdige Ofen ausbreitet. In weitem Bogen weichen die Berge zurück und bilden dadurch am Ufer der Donau jene Fläche, welche die Stadt einnimmt.

Das südlichste Glied dieser Bergkette ist der Gerards- oder Blocksberg, der steil aus den Wogen der Donau aufsteigt und auf seinem breiten Rücken gegenwärtig eine Citadelle trägt, während auf der nördlichen, allmählig ansteigenden Lehne ein ganzer bunter Stadttheil nistet. Wir können uns beim Anblicke dieses Berges eines wehmüthigen Gefühles nicht erwehren, wenn wir an jene Zeit zurück denken, da diesen Berg noch ein — friedlichem Zwecke dienendes — Gebäude krönte: *Ungarns seither versunkene und vergessene Sternwarte.*

Es giebt eine Reihe von Aufgaben, welche uns die Wissenschaft stellt, deren Lösung jedoch der Einzelne bloß mit Unterstützung von Seite des Staates zu unternehmen im Stande ist. Wir denken hier an rein wissenschaftliche Untersuchungen, deren Ausführung weder dem Staate noch dem Einzelnen irgend welchen unmittelbaren und greifbaren Nutzen bringt. Unter diesen, fast bloß einem rein idealen Zwecke dienenden Aufgaben nimmt die Pflege der Astronomie eine hervorragende Stelle ein. Die einzelnen Länder betrachten es daher als eine nicht zu versäumende Pflicht, diese Wissenschaft zu fördern, ja selbst solche Staaten, die sich erst vor Kurzem der europäischen Cultur zugänglich erwiesen, säumen nicht, der Himmelskunde eine Stätte zu bereiten. — Ungarn besitzt gegenwärtig keine Landes-Sternwarte; in dieser Hinsicht haben wir bloß eine Vergangenheit und hoffentlich auch eine Zukunft. Ein Gutsbesitzer, der, ein Freund der Sternkunde, seine Zeit und bedeutende Summen auf diese Wissenschaft wendet, und ein hochgesinnter Kirchenfürst, der eben jetzt ein



kleines Observatorium errichtet: die Privat-Sternwarte in Ó-Gyalla und die in Kalocsa, — ihnen verdanken wir es, dass Ungarn mit seinen 6000 Quadratmeilen Flächenraum keine vollständig wüste Stelle bildet im Netze der europäischen Sternwarten.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, auf den folgenden Blättern die Geschichte der Sternwarte auf dem Ofner Blocksberge darzustellen von ihrer zu grossen Hoffnungen berechtigenden Errichtung bis zu ihrem tragischen Ende.\*

## I.

Eben sind es hundert und ein Jahr, seit die von Peter Pázmány (während der Regierung Ferdinand's II. Fürstprimas von Ungarn) gegründete Universität von Tyrnau in die Hauptstadt verlegt wurde. In den letzten Jahren der Regierungszeit der Königin Maria Theresia, im Jahre 1777 kam die Universität nach Ofen in das königliche Schloss, von wo sie auf Josef's II. Befehl nach Pest übersiedelt wurde. Da die Universität in Tyrnau ein astronomisches Observatorium besass, welches im Jahre 1735 Franz Weiss aus der Societät Jesu, der Professor der Astronomie an der Universität, eingerichtet hatte, so wurde beschlossen, auch in Ofen eine Sternwarte zu erbauen. Damit jedoch diese Anstalt ihrem Zwecke vollständig entspreche, wurde der bekannte Wiener Astronom Maximilian Hell mit der Aufgabe betraut, in Ofen einen zweckmässigen Ort zur Errichtung der Sternwarte aufzusuchen. Hell schlug nach einem gründlichen Studium der localen Ver-

\* *Quellen.* Zunächst die gleichzeitigen Zeitschriften und Zeitungen: «Tudományos gyűjtemény» (Wissenschaftliche Sammlung). «Vereingte Pest-Ofner Zeitung.» «Gemeinnützige Blätter.» — Dann: Pasquich, Rechenschaft von meinen Vorschlägen zur Beförderung der Astronomie auf der königlich ungarischen Universitäts-Sternwarte zu Ofen (Ofen, 1808). — Pasquich, Freymüthige Beurtheilung und Würdigung der Astronomischen Anstalt auf dem St. Gerardsberge zu Ofen (Ofen, 1819). — Joh. Pasquich's Briefe an Hesperus (1821—23). — Daniel Kmeth, Bemerkungen über den zwölften Brief Pasquich's an Hesperus (Ofen, 1823). — «Joh. Pasquich an Daniel Kmeth» und «Ehrenrettung Pasquich's» (Astronomische Nachrichten). — Albert, Ueber die Ofner Sternwarte (Berichte der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Mainz, 1842). — Tittel, «Rövid tudósítás a Buda-Pesti toronyórák regulázása végett» (Kurze Belehrung über die Regulirung der Pest-Ofner Thurmuhren). Ofen, 1830. — Wurzbach, Oesterreichisches biographisches Lexicon. — Haeufler, Buda-Pest. Historisch-topographische Skizzen (Pest, 1854). — Georgius Fejér, Historia academiae scientiarum Pazmaniae archiepiscopalis ac M. Theresianae regiae literaria (Ofen, 1835). — Magyar akadémiai évkönyvek (Jahrbücher der ungarischen Academie). II. Band. — Bessel's Recensionen. Herausgegeben von Engelmann (Leipzig, 1878). — Schliesslich die in dem Archiv der bestandenen Blocksberger Sternwarte befindlichen, auf die Geschichte derselben bezüglichen Documente.

hältnisse drei Plätze als relativ beste vor. An erster Stelle den Blocksberg, an zweiter Stelle jenen alten, sehr fest gebauten Thurm in der Festung, den man damals «König Matthias' Bibliothek» nannte, an letzter Stelle, als am wenigsten zweckmässig, empfahl er die Sternwarte auf den eigentlichen Sitz der Universität, auf das königliche Schloss zu setzen. Verschiedene Gründe wirkten zusammen, um die Annahme des ungünstigsten der drei Vorschläge zu veranlassen; die Sternwarte wurde in der That auf das Gebäude des Schlosses gebaut. Auch dieses Observatorium wurde von dem schon erwähnten Jesuiten Weiss, dem damaligen Astronomen der Universität, eingerichtet, der in Tyrnau und in Ofen zusammen nahezu fünfzig Jahre als Astronom thätig war.

Abbildungen der königlichen Burg aus jener Zeit zeigen den Aufbau, der als Observatorium diente und welcher noch während des ersten Viertels unseres Jahrhunderts das ganze Gebäude verunzierte. Der Wissenschaft war mit ihm wenig gedient. Die unvortheilhafte Lage des Gebäudes hinsichtlich der vier Weltrichtungen, der Mangel einer genügend festen Unterlage für die Instrumente und zahlreiche andere Nachtheile und Fehler des Gebäudes machten das Anstellen genauer Beobachtungen fast zur Unmöglichkeit. — Das Observatorium bestand aus einem dreistöckigen, thurmähnlichen Bau, der auf den Haupttract in der Mitte des Schlosses aufgesetzt war. Das obere Gesimse der Sternwarte befand sich 46 Pariser Klafter über dem Nullpunkte der Donau und enthielt ausser dem Beobachtungssaale noch die Wohnungen der Astronomen. Der Beobachtungssaal war ein etwa sieben Klafter langer, fünf Klafter breiter Raum; die Wände desselben waren mit zehn grossen Fenstern versehen. Je drei dieser Fenster öffneten sich nach den zwei Hauptfronten des Gebäudes, während auf den darauf senkrechten Wänden je zwei Fenster waren. Ein Hauptnachtheil des Thurmes war dessen ungünstige Stellung bezüglich der Weltgegenden. Da nämlich das aus den Hauptmauern gebildete Rechteck mit seinen Diagonalen nach den Hauptweltrichtungen weist, so war dies selbstverständlich auch bezüglich des Thurmes der Fall, dessen vier Ecken ebenfalls in diese Richtungen fielen, während die erwähnten — zu Beobachtungen dienenden — Fenster nach den zwischenliegenden Nebenweltrichtungen erster Ordnung sahen. Nun ist es bekannt, welche wichtige Rolle unter den astronomischen Beobachtungen jene spielen, die in der Richtung des Meridians und des ersten Verticals ausgeführt werden und eben diese wurden durch die unzumuthbare Lage unmöglich gemacht. An den vier Ecken der Sternwarte befanden sich noch kleine Thürmchen, deren zwei (der südliche und westliche) mit — zur Beobachtung dienenden — Ausschnitten versehene drehbare Blechdächer hatten.



Der ganzen Anordnung des Gebäudes vollständig entsprechend war die innere Ausrüstung des Observatoriums. Von wahrhaft komischer Wirkung ist eine aus dem Jahre 1817 stammende Beschreibung des Instrumenten-Vorrathes der Sternwarte, bei welcher der sachverständige Autor einige ironische Bemerkungen nicht unterdrücken kann. Zur Zeitbestimmung diente ein uraltes Gnomon primitivster Construction. Ferner gab es da einen sechsfüssigen Mauerquadranten aus Eisen. Dieses Instrument scheint ebenfalls sehr alt gewesen zu sein, da in der Beschreibung direct hervorgehoben wird, dass das Fernrohr desselben in späterer Zeit mit achromatischen Linsen versehen wurde. Unter den übrigen Instrumenten sind noch einige Newton'sche und Gregory'sche Spiegeltelescope zu erwähnen, von welchen unsere Quelle in etwas veraltetem Ungarisch in ihrer gemüthlichen Darstellungsweise das Folgende vermeldet: «Diese Instrumente stehen auf derart schwankenden Holzgestellen, dass der Beobachter viel Geduld und viel Zeit benöthigt um abzuwarten, bis die zu Schwingungen sehr geneigten Holzröhren sich beruhigen. Die Spiegel hingegen sind durch die atmosphärischen Einflüsse derart zu Grunde gerichtet, dass diese Fernröhren nur dann zu benutzen wären, wenn sie neue Spiegel, neue Röhren und — dazu noch neue Gestelle erhielten.» — Wie es scheint taugten die Linsenfernrohre ebenso viel wie die Spiegeltelescope. — Uhren werden vier erwähnt, unter welchen jedoch bloss eine einzige ein compensirtes Pendel besass. — Ferner war da noch ein Barometer, ein Thermometer, eine Boussole, ein Etalon der Wiener Klafter, eine Windfahne mit Windrose u. s. w. Die ganze Beschreibung verräth, wie armselig und unvollständig die ganze Ausrüstung der Ofner Sternwarte auf der königlichen Burg war.

Was die seit 1780 auf der Ofner Sternwarte ausgeführten zahlreichen Beobachtungen betrifft, so finden sich diese grossentheils in den damaligen Jahrgängen der «*Ephemerides Viennenses*» und in den «*Berliner Ephemeriden*». Die geographische Lage der Sternwarte bestimmte der oben erwähnte Franz Weiss, der erste Director der Anstalt, folgendermassen. Als geographische Breite ergab sich  $47^{\circ} 30' 44''$ , als (von Ferro gerechnet) östliche Länge hingegen  $36^{\circ} 42' 15''$ . — Die Leiter der Anstalt waren nach dem 1785 erfolgten Tode des Astronomen Weiss, Franz Taucher und Franz Bruna, beide dem aufgelösten Jesuitenorden angehörig. — Mit der Ernennung Johann Pasquich's zum zweiten Astronomen im Jahre 1803 nahm die Pflege der Himmelskunde in unserem Vaterlande einen grösseren Aufschwung; an seinen Namen knüpft sich die Geschichte der Gerardsberger Sternwarte, welche den eigentlichen Gegenstand der vorliegenden Darstellung bildet.

Die rasche Entwicklung der astronomischen Beobachtungskunst zu Anfang unseres Jahrhunderts überholte allenthalben die Instrumente der einzelnen Sternwarten und kam mit deren baulichen Verhältnissen in Collision. Die neueren genauen Instrumente bedingten vor Allem eine absolut feste und unveränderliche Aufstellung, welche jene älteren Anstalten nicht bieten konnten. Hiedurch wurde der grösste Theil der älteren Observatorien untauglich und das Bedürfniss neue Gebäude zu errichten, zur unabweislichen Nothwendigkeit. Dass man bei uns dies Bedürfniss so ausnahmsweise früh fühlte, das hat man dem Zusammentreffen mehrerer glücklicher Umstände zu verdanken.

Johann Pasquich, Priester der Diöcese zu Zengg, kam im Jahre 1786 als sogenannter «Adjunct der Physik» an die Sternwarte nach Ofen. Im Jahre 1789 wurde er zum Professor der höheren Mathematik an der Pester Universität ernannt, auf welche Stelle er jedoch 1797 resignirte. Hierauf verbrachte er einige Jahre in Wien, da ihn jedoch fortwährende Kränklichkeit zwang ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, so kam er wieder nach Budapest, da er zu einigen ihm befreundeten Mitgliedern der medicinischen Facultät an der Universität besonderes Vertrauen hatte, mit der Absicht längere Zeit hier zuzubringen. Es war in den Sternen geschrieben, dass er die Hauptstadt Ungarns lange Jahre hindurch nicht verlassen sollte. Seine Freunde an der Universität suchten ihn hier zu fesseln und versuchten ihn zur Annahme einer Stelle an der Universität zu vermögen. Als Pasquich eines Tages mit seinem Freunde Kitaibel, dem bekannten Botaniker, am Donauufer seinen gewohnten Spaziergang machte und eben von seinem Bleiben oder Nichtbleiben die Rede war, haftete zufällig sein Blick an der Ofner Sternwarte auf dem königlichen Schlosse, während in ihm ein Gedanke aufblitzte, welcher ihm die Möglichkeit des Bleibens im Kreise seiner Freunde mit der Perspective auf einen schönen, erhabenen Wirkungskreis vorspiegelte. Nur so viel theilte er damals Kitaibel mit, dass er hoffe einen Weg zur Pester Universität gefunden zu haben. Es entstand plötzlich der Wunsch in ihm, seine Thätigkeit der Beförderung der practischen Astronomie und deren Studium in Ungarn zu widmen. — Im Sommer des Jahres 1802 wendete sich Pasquich in einem Gesuche direct an den Reichspalatin von Ungarn, an den Erzherzog Josef, in welchem er sich um die Stelle eines zweiten Astronomen bewarb. In seinem Gesuche erwähnte er die verschiedenen Gründe, die ihn zu diesem Schritte bewegten, unter diesen auch die Absicht, im Kreise seiner Freunde einer solchen Beschäftigung obzuliegen, welche sich mit seiner gestörten Gesundheit verträge, und dass er eine solche Beschäftigung in der verlangten Stelle gefunden zu haben glaube. Fast



ein ganzes Jahr dauerte es, bis das Gesuch, und zwar im Sinne des Bittstellers, erledigt wurde. Pasquich wurde im August 1803 zum zweiten Astronomen der Ofner Universitäts-Sternwarte ernannt, mit der ehrenden Aufforderung, jene Instrumente in ein Verzeichniss zu bringen, welche er zur Ergänzung des ungemein ärmlichen Instrumentenschatzes der Sternwarte für nöthig erachtete, mit Angabe der vortheilhaftesten Bezugsquelle für diese Gegenstände. Pasquich kam dieser Aufforderung noch im November desselben Jahres nach und unterbreitete ein Verzeichniss von Instrumenten, wie solche dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprechend an einer Sternwarte nothwendig waren. Hier entstand jedoch die Schwierigkeit, dass das Gebäude der Sternwarte dem Zwecke derselben dermassen nicht entsprach, dass auf ihr die Benützung der geplanten Instrumente illusorisch gewesen wäre. Pasquich begründete daher ausführlich *die Nothwendigkeit der Errichtung einer neuen Sternwarte*, falls man die von ihm vorgeschlagenen Instrumente thatsächlich anschaffen wolle.

Dieser Vorschlag wurde auf dem gewöhnlichen Wege durch Vermittlung des Universitätssenates an die königliche Statthalterei geleitet, wo derselbe an Statthaltereirath Mathias Nitray, dem Präsidenten der wissenschaftlichen Commission, einen energischen Vertreter fand. Mit überzeugenden Worten trug derselbe die Gründe für die Nothwendigkeit der Errichtung einer neuen Sternwarte vor, so dass auch Palatin Josef ganz und gar für die Idee gewonnen wurde und diese unter seine mächtige Protection nahm. Die Folge hievon war, dass das Wiener Ministerium alles gut hiess und sowohl die Anschaffung der neuen Instrumente als die Errichtung einer neuen Sternwarte anordnete. Hieraus entsprang aber eine doppelte Sorge für Pasquich: erstens die der zweckmässigen Beschaffung der Instrumente und zweitens die der Aufsuchung eines passenden Platzes für das neue Gebäude.

Pasquich wurde durch eine Zuschrift vom 5. Januar 1805 aufgefordert, die von ihm vorgeschlagenen Instrumente allsogleich zur Ausführung bringen zu lassen. Zu Anfang des Jahrhunderts wurden die anerkannt besten astronomischen Instrumente in England verfertigt, besonders war es die Meisterhand Troughton's, welche die berühmtesten Instrumente lieferte. Pasquich beabsichtigte jedoch sich an einen anderen Meister zu wenden: den bairischen Artilleriehauptmann Reichenbach in München, dessen kleinere Kreistheilungen damals schon rühmlichst bekannt waren. Dieselben liessen die englischen Kreistheilungen weit hinter sich. Reichenbach hatte bis dahin allerdings blos kleinere Kreise geliefert, jedoch Pasquich war dergestalt überzeugt von der Kunstfertigkeit und Tüchtigkeit Reichenbach's, dass er demselben sein volles Vertrauen zuwendete und ihn mit der Ausfüh-

rung der nöthigen grossen astronomischen Instrumente fast ausschliesslich betraute, ein Vertrauen, das durch Reichenbach glänzend gerechtfertigt werden sollte. Der inzwischen wieder ausgebrochene Krieg verzögerte jedoch die Ausführung der bestellten Instrumente. Statt sich mit der Ausrüstung der Ofner Sternwarte beschäftigen zu können, musste Reichenbach in den Krieg ziehen. Erst nach dem Pressburger Friedensschluss von 1806 konnte er seine Arbeit fortsetzen. Pasquich reiste während des Sommers nach München, um sich mit Reichenbach in persönliche Verbindung setzen zu können, bei welcher Gelegenheit er mit Letzterem einen förmlichen Contract abschloss. In diesem verpflichtete sich Reichenbach folgende Instrumente zu liefern:

1. Einen dreifüssigen astronomischen Repetitionskreis, mit 30zölligem Azimuthalkreise und silbernen Limbis.
2. Ein sechsfüssiges vollständiges Mittagsrohr nach Ramsdenscher Construction.
3. Eine astronomische Secunden-Pendeluhr mit Compensation, freier Hemmung, einen Monat in einem Aufzuge gehend.
4. Eine astronomische Reise-Halbsecunden-Pendeluhr mit Compensation, freier Hemmung, acht Tage in einem Aufzuge gehend.
5. Einen kleinen 18zölligen astronomischen, dem grösseren ähnlichen Kreis mit silbernen Limbis.
6. Einen kleinen 12zölligen terrestrischen Kreis mit silbernen Limbis.
7. Einen achtfüssigen Refractor.
8. Ein Aequatoreal.

Ausser diesem verpflichtete sich Reichenbach noch die Reparatur einiger älterer Instrumente auszuführen.

Für alles dieses zahlte Pasquich 7210 Gulden Kaisergeld, d. h. 8652 Gulden Reichswährung. Im Verhältniss zu den jetzigen Preisen ist dies ein staunenswerth geringer Preis.

Zu diesem Vorrathe von Instrumenten kam noch eine grosse astronomische Pendeluhr, welche Seyffert in Dresden verfertigte. Dieselbe erhielt ein metallenes Compensationspendel, Anker von Edelstein und desgleichen gebohrten Zapfenfutter; einen Monat in einem Aufzuge gehend, kostete diese Uhr dreihundertsechzig Reichsthaler Conventionsgeld. Ausser diesen bestellte Pasquich noch einige meteorologische Instrumente, die hier besondere Erwähnung nicht verdienen.

Die Instrumente waren bestellt, einige derselben waren sogar schon nach Ofen gelangt, allein noch fehlte das Gebäude, das dieselben aufzunehmen bestimmt gewesen wäre. Darauf richtete sich Pasquich's nächste Sorge, als er von seiner Münchener Reise zurückkehrte. In einer im Jahre 1808 in Ofen erschienenen



Brochure, die den Titel führt: *Rechenschaft von meinen Vorschlägen zur Beförderung der Astronomie auf der königlichen Universitäts-Sternwarte zu Ofen*, erzählt Pasquich die Geschichte der Beschaffung der Instrumente, sowie die Pläne für die Erbauung eines neuen Observatoriums.

Als Maximilian Hell im vorigen Jahrhundert mehrere Plätze für eine zu errichtende Sternwarte vorschlug, erklärte er den Blocksberg als an erster Stelle hiefür tauglich. Damals nahm man den guten Rath nicht an, sondern baute an ungünstiger Stelle mit grossen Kosten (50,000 Gulden Wiener Währung) ein unzweckmässiges, schlecht eingerichtetes Observatorium. Pasquich wollte nicht in den gleichen Fehler verfallen und erwog deshalb reiflich, welcher Ort am zweckentsprechendsten sein möge. Allein er fand keinen besseren als den Blocksberg.

«Die Stadt Pest jenseits der Donau» — so schreibt Pasquich — «verdiente wahrlich alle meine Aufmerksamkeit: nichts hätte ich so sehr gewünscht, als dort, wo der Sitz der königlichen Universität ist, die Erbauung der neuen Sternwarte veranlassen zu dürfen. Aber nach reifer Ueberlegung aller Umstände fühlte ich mich gezwungen, meinen wärmsten Wunsch in mir zu unterdrücken: ich musste bei der starken Collision der Pflichten diejenige unter ihnen allen übrigen vorziehen, deren Erfüllung am wichtigsten und der eigentlichen Bestimmung einer Sternwarte am angemessensten war. Ich will gegen die freie Aussicht nichts einwenden, welche die Sternwarte dort in einer grösseren Entfernung von der Stadt gewähren würde: es wäre nicht schwer, da einen ganz freien Horizont zu erhalten, die Westseite ausgenommen, auf welcher das Ofner Gebirge sich um etliche Grade über denselben erhebt. Der durchgehends weiche, äusserst sandige Boden ist zwar ein Umstand, welchen man bei der Erbauung einer Sternwarte auf jede mögliche Art zu meiden suchen muss; doch auch diesen will ich hingehen lassen: durch eine grosse Steinmasse liesse sich vielleicht ein fester künstlicher Grund zu Stande bringen. Wenn ich dagegen die dichten Dünste erwäge, welche zu jeder Jahreszeit über jenem Horizont schweben und ihn häufig vor und nach dem Untergang der Sonne auf die Art einer See bedecken; wenn ich ferner an die dichten Nebel im Herbst und einem Theil des Winters denke, welche sehr oft die Stadt Pest sammt der ganzen herumliegenden Gegend uns unsichtbar machen, während wir hier wegen der Heiterkeit des Himmels Beobachtungen aller Art machen könnten, wofern nur die Werkzeuge zu Tagbeobachtungen taugten, wie dies der Fall bei neuen Instrumenten sein wird; und wenn ich endlich die im Sommer herrschenden starken Ostwinde überlege, durch welche der feine Flugsand, aus dem der ganze Boden jenseits der Donau

besteht, in dicken Staubwolken getrieben wird, dergestalt, dass diese nicht selten den dortigen Horizont ganz unseren Augen entziehen; so wird mir unmöglich für die Erbauung der neuen Sternwarte daselbst zu stimmen; ich würde höchst strafbar werden und den grössten Tadel jedes Kenners verdienen, weder für die Reinheit des Dunstkreises, noch die Erhaltung der Instrumente dabei gesorgt zu haben.»

«Es blieb mir also keine andere Wahl übrig, als welche diesseits der Donau, entweder in der Festung, wo die jetzige Sternwarte stehet, oder ausser ihr getroffen werden konnte. Die Schwierigkeiten, mit welchen die Erbauung einer Sternwarte in der Festung verbunden ist, waren in der That zu gross, als dass sie nicht hätten hinreichen sollen, mich davon abzubringen. Astronomen, welche mit dem Gebrauche solcher Instrumente vertraut sind, wie wir sie erhalten und wie sie jede Sternwarte zu besitzen wünschte, sind einstimmig der Meinung, dass man, so oft es möglich ist, meiden muss, die Sternwarte auf ein altes Gebäude zu setzen: es ist einleuchtend, dass man dabei durch die Dicke und Richtung der Mauern des dazu bestimmten Gebäudes so beschränkt wird, dass es äusserst schwer und meistens unmöglich fallen muss, die darauf zu setzende Sternwarte zweckmässig zu orientiren und ihr jene Festigkeit zu verschaffen, ohne welche sie ihrer Bestimmung nie entsprechen kann. — — — Ich finde hier in der Festung kein anderes Gebäude, welches zur Erbauung der neuen Sternwarte vorgeschlagen werden könnte, als die alte geschlossene Franciscanerkirche (jetzt Garnisonskirche), und das Gebäude, welches die Universitäts-Buchdruckerei besitzt; sowohl dort als hier liesse sich zwar eine sehr brauchbare Sternwarte bauen; aber doch nie eine ihrer wahren Bestimmung *vollkommen* angemessene; wie dies aus den Gründen erhellt, welche die Erbauung derselben auf dem Blocksberge so sehr empfehlen.»

Am Schlusse bringt Pasquich noch einen mächtigen Beweggrund, der seiner Meinung nach den Bau des Observatoriums auf dem Blocksberge befürwortet, nämlich die Garantie, irgend welchen politischen Veränderungen nicht unterworfen zu sein. Er führt aus, wie eine Sternwarte auf dem Blocksberge so leicht der Gefahr der Auswanderung nicht unterliegen könne.

«Welche Summen» — so schreibt er — «hat nicht die Uebersetzung der Universität von Tyrnau nach Ofen in's königliche Schloss, dann von hier nach Pest gekostet? Und wer kann daran zweifeln, dass auch diese Sternwarte das Schloss früh oder spät verlassen müssen wird? Dann gehen die mehr als fünfundzwanzigtausend Gulden, daher mehr als fünfzigtausend unseres jetzigen Geldes, welche auf ihren Bau verwendet worden, ganz verloren. Der ehemalige berühmte Wiener Astronom Hell gab, als



er bei der Uebersetzung der Universität nach Ofen zur Aufsuchung eines Ortes für die Sternwarte deputirt war, den vernünftigen Rath, dass man sie auf dem Blocksberge bauen lassen möchte: hätte man diesen Rath angenommen und befolgt, so stünde die Sternwarte jetzt noch immer da und das darauf verwendete Geld wäre keineswegs verloren.»

Armer Pasquich! du konntest es freilich nicht wissen, dass deine mit so grosser Sorgfalt geplante und ausgerüstete Sternwarte auch auf dem Blocksberge nicht in Frieden werde bleiben können, sondern dass sie kaum zwanzig Jahre nach deinem Tode der brutalen Gewalt des Krieges zum Opfer fallen und sammt ihren guten Instrumenten zu Grunde gehen werde, — und dass auf derselben Stelle, die dir vom Lärm des Weltgetriebes so fern zu liegen schien, sich eine Zwingfeste erheben werde, um der Sternwarte für ewige Zeiten ein Ende zu bereiten!

Die Pläne der neuen Sternwarte wurden im Jahre 1807 entworfen. Diesen gemäss sollte das Gebäude aus einer geräumigen Vorhalle, beiderseits mit je zwei Kammern bestehen, deren innere mit Meridian-Einschnitten versehen gewesen wären, während auf den äusseren mit Drehkuppeln versehene Thürmchen gestanden hätten. Der 1809 wieder ausgebrochene Krieg verhinderte vor der Hand die Ausführung dieser Pläne, jedoch zum Vortheil des Gebäudes, da Reichenbach ganz unerwartet eine Planskizze für ein Observatorium sandte, in dem man die von ihm gefertigten Instrumente am zweckmässigsten aufstellen und anwenden könnte. Dieser Plan gefiel Pasquich dermassen, dass er diesem gemäss seinen eigenen Plan modificirte. Als 1812 Pasquich zur Einreichung seiner Pläne aufgefordert wurde, unterbreitete er den modificirten Plan, so dass die Sternwarte auf dem Blocksberg vorwiegend auf Grund der Reichenbach'schen Skizze entstand.

Als Pasquich die Erbauung der neuen Sternwarte auf dem Blocksberge empfahl, wusste er sehr wohl, dass diese Idee auf sehr viel Widerstand stossen werde; er vertraute blos auf die Unterstützung von Seiten des Erzherzogs Palatin, der sich von jeher der Angelegenheit der Sternwarte angenommen hatte. Pasquich's Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden. Der für alles Gute und Schöne empfängliche Palatin Josef nahm sich der Sternwarte an und verstand es alle Hindernisse zu beseitigen, so dass der Statthaltereirath alsbald in Folge der Entschliessung des damals regierenden Kaisers und Königs Franz den Bau der Sternwarte anordnen konnte und zwar ganz im Sinne der Pasquich'schen Pläne und auf dem von diesem angegebenen Platze. Dies geschah im Monate Juni des Jahres 1813, im Juli desselben Jahres begann der Bau, so dass das Institut schon am 15. October 1815 feierlich eröffnet und seinem Zwecke übergeben werden konnte. Diese



Eile hatte jedoch eine schädliche Folge. Um das Observatorium den nach Beendigung des Wiener Congresses nach Ofen gekommenen drei alliirten Fürsten vollendet zeigen zu können, war der Bau in der letzten Zeit ungemein schnell betrieben und das noch nicht gehörig ausgetrocknete Gebäude allsogleich mit den gesammten Apparaten ausgerüstet worden. Die Folge hievon war, dass die Metalltheile der Instrumente in geringem Grade anliefen, ohne dass jedoch hiedurch deren Brauchbarkeit nennenswerth beeinträchtigt worden wäre, wie dies einige Jahre später Uebelwollende zu verbreiten strebten.

Wenn somit der kaiserliche Besuch dem Institute auch indirecten Schaden verursachte, so war er nichtsdestoweniger von grossem Vortheile. Kaiser Franz besah sich mit grossem Gefallen die wohleingerichtete Sternwarte, nur beleidigte ihn der Mangel eines Instrumentes an dem damals noch leer stehenden östlichen Meridianausschnitt, während am westlichen Reichenbach's meisterhaft ausgeführtes Mittagsrohr stand. Pasquich erklärte den Zweck dieses unbenützten Ausschnittes dahin, für ein später anzuschaffendes Instrument zu dienen, worauf ihn der Kaiser anwies, die noch wünschenswerthen Apparate allsogleich zu bezeichnen und deren Herstellung zu veranlassen. Pasquich benützte den schwerlich jemals wiederkehrenden günstigen Augenblick und verlangte noch einen Meridiankreis, ein kleines Heliometer und einen Cometensucher, was der hohe Gast auch allsogleich an Ort und Stelle bewilligte. — Zur selben Zeit befand sich auch Reichenbach als Gast auf der Sternwarte. Demselben gefiel das Observatorium dermassen, dass er bei der Einrichtung des von ihm später bei München (in Bogenhausen) errichteten Observatoriums das Ofner als Muster nachahmte.

Die Stelle der Sternwarte auf dem Blocksberge liegt etwa 579 Klafter von der alten Sternwarte nach Süden, das ist um 33 Bogensecunden und um beinahe 2 Zeitsecunden nach Osten. Der Boden des Beobachtungssaales lag um 70 Klafter über dem mittleren Wasserstand der Donau. Der Meridian steht senkrecht auf der Hauptfronte des Hauses und verläuft zwischen beiden Städten Ofen und Pest; nach Süden geht er durch das Promontorer Bräuhäus, nach Norden berührt er den nordöstlichen Theil Altofens. Die Aussicht ist frei, nur gegen Westen erhebt sich der Johannisberg  $1\frac{1}{2}$  Grad über den Horizont. Ein anderer höherer Berg, der Gaisberg im Nordwesten, erhebt sich 50 Minuten über den Gesichtskreis. Man sieht ferner den Naszál bei Waitzen, sowie die Mátrakette. Nach Osten und Süden erstreckt sich die unabsehbare Ebene. Nur gegen Westen und Norden erheben sich einige der Ofner Berge 1—2 Grad über den Horizont. Der *Gerhardsberg* oder *Blocksberg* erhielt seinen ersten Namen von



*St. Gerhard*, dem Csanáder Bischof, der hier unter der Regierung König Andreas I. im Jahre 1047 den Märtyrertod starb, indem ihn die heidnischen Ungarn von der steilen Seite des Berges hinabstiessen. In lateinischen Urkunden heisst der Berg *Mons-S.-Gerhardi* und *Mons Pestiensis*, ungarisch *Szent Gellérthegy*. Seinen volksthümlicheren deutschen Namen erhielt er von einem 1598 auf seiner Höhe erbauten *Blockhause*. Auf die Ruine dieses Blockhauses stiess man bei der Fundirung der Sternwarte. Vor der türkischen Invasion trug der Berg auf seiner Kuppe eine dem heil. Gerhard gewidmete Capelle, diese wich dem türkischen befestigten Blockhause, hierauf folgte die Sternwarte und seit 1853 macht sich eine Citadelle auf dem Rücken des Berges breit. So wechselvoll waren seine Schicksale!

In Folgendem geben wir eine kurze Beschreibung des Gebäudes, sowie der Einrichtung der Sternwarte. Zwischen zwei runden, innen 16 Fuss im Durchmesser haltenden, 25 Fuss hohen Thürmen, deren einer gegen Osten, der andere gegen Westen stand, war der Beobachtungssaal, dessen Breite 25, seine Länge 45, seine Höhe 15 Fuss betrug. Die Hauptmauern desselben waren in der Richtung des Meridians und in der hierauf senkrechten Richtung gebaut, in der Weise, dass die nach Süden gerichtete Hauptfronte des Gebäudes genau senkrecht auf die Richtung des Meridians stand. An seiner Stirnfläche zeigte sich die widmende Aufschrift «*Urania*». Die Dicke der Mauern betrug  $2\frac{1}{2}$ , die Tiefe der Fundamente 3 Fuss. In der südlichen Hauptmauer des Saales befanden sich drei bis auf den Boden reichende riesige Fenster, deren mittleres zugleich als Thüre diente; an der nördlichen Hauptmauer befanden sich ebenfalls drei Fenster. An der über die Thürme vorspringenden östlichen und westlichen Seitenfläche des Saales befand sich je ein Fenster. Neben den Fenstern in der südlichen und nördlichen Hauptmauer befanden sich die durch den ganzen Saal von Süden nach Norden reichenden Meridianausschnitte, welche vermittlest eigener Klappenrichtungen verschliessbar waren. — Die Thürme hatten mit Beobachtungsausschnitten versehene Drehkuppeln aus Kupferblech.

Im ganzen Gebäude waren behufs möglichst fester Aufstellung der einzelnen Instrumente aus grossen Hausteinen erbaute Steinpfeiler angebracht, welche — besonders fundirt — mit dem übrigen Mauerwerk in keinerlei Verbindung standen. In den beiden Thürmen waren  $9\frac{1}{2}$  Fuss starke, 16 Fuss hohe Instrumentenpfeiler, deren oberer Theil aus hartem Sandstein bestand.

Die Vertheilung der Apparate war die folgende: Das Aequatoreal stand im westlichen, der grosse Repetitionskreis im östlichen Thurme. In jedem Thurme war eine Beobachtungsuhr



angebracht. Das Passagenrohr stand im Beobachtungssaale unter dem westlichen Meridianausschnitte zwischen zwei isolirten Marmorpfeilern; daneben an einer besonderen, diesem Zwecke dienenden Mauer der aus dem alten Instrumentenvorrath stammende Mauerquadrant. Im westlichen Theile des Saales hing an einem ebenfalls ganz selbständigen Pfeiler die grosse Seyffert'sche Uhr, welche als Normaluhr des ganzen Observatoriums diente. Im östlichen Theile des Saales befand sich der 1815 bewilligte Meridiankreis zwischen zwei Marmorpfeilern unter dem östlichen Meridianausschnitte, und eine von Rauschmann in Ofen construirte Beobachtungsuhr ebenfalls an einem besonderen Pfeiler befestigt. Ausser diesen fixen Instrumenten gab es noch bewegliche Apparate im Saale; so z. B. der sechsfüssige Refractor, ein 42zölliges Heliometer und ein 24zölliger Cometensucher.

Als im Jahre 1815 das Gebäude der Sternwarte vollendet war, bestand dasselbe blos aus dem Beobachtungssaale, den zwei Thürmen und zwei einfensterigen Zimmern. Das Wohngebäude für den Director und das Personale der Sternwarte, welches sich an den westlichen Theil des Beobachtungsgebäudes anschloss und mit diesem durch einen Corridor zusammenhing, wurde erst 1817 vollendet. Es war dies ein einstöckiges Gebäude, das in seiner Längenausdehnung von Ost nach West 23 Klafter 3 Fuss mass, während seine Breite (von Süd nach Nord) 12 Klafter 3 Fuss ausmachte. Gegen Norden umgab eine 8 Fuss hohe Mauer das Gebäude. Parterre befand sich die Wohnung des Assistenten und des Dieners der Sternwarte, im ersten Stock jene des Directors und des zweiten Astronomen.

Die ganze Gerardsberger Sternwarte kostete 80,000 Gulden Conventionsmünze (84,000 Gulden österreichischer Währung).

Somit hatte die Himmelskunde in Ungarn ein schönes, wohleingerichtetes Heim erhalten. Der lange dauernde, unausgesetzt geführte Krieg war beendet und die Völker Europas genossen des lange vermissten, lange ersehnten Friedens. Ungarn hatte durch ein glückliches Zusammentreffen verschiedener Factoren mitten in bewegten Zeiten eine schöne Sternwarte erhalten. Ausgezeichnete Instrumente harrten des Beobachters und glückliche Hände hätten auf dem Gebiete der practischen Astronomie reiche Ernten erzielt. Allein über diesem wissenschaftlichen Institute waltete kein glückliches Gestirn. Endloses Gezänk zwischen dem Beobachtungspersonale, dicht aufeinander folgende Schicksalsschläge, das sollte sein trauriges Geschick sein, bis es im 33. Jahre seines Bestehens einer furchtbaren Zerstörung zum Opfer fiel.

Pasquich begann im März 1816 mit seinem Assistenten Daniel Kmeth, einem Priester des in Ungarn sehr verbreiteten Piaristen-Ordens, regelmässige Beobachtungen anzustellen. Nachdem er



jedoch selbst schon in vorgerücktem Alter stand — er war damals 63 Jahre alt — und überdies sehr kränklich war, so fühlte er nicht mehr jene Arbeitskraft in sich, welche zur alleinigen Leitung der Sternwarte nöthig gewesen wäre. In Folge dessen sah er sich nach einem jüngeren Gehilfen um, der fähig wäre die mannigfachen Arbeiten eines Observatoriums zu bewältigen. Eine derartige passende Arbeitskraft suchte er in dem jugendlichen Director der Kasaner Sternwarte, J. J. Littrow. Nachdem er sich von Seite der ungarischen Statthalterei die Bevollmächtigung zu einem derartigen Schritte ausgewirkt hatte, trat er mit Littrow thatsächlich in Unterhandlungen, um denselben für Ofen zu gewinnen.

Zwei Briefe Littrow's — der eine im Original, der andere, dessen Original sich im ungarischen Reichsarchiv befindet, in einer von der ehemaligen Statthalterei ausgefertigten Copie — liegen vor mir. Beide beziehen sich auf die Berufung Littrow's nach Ofen. Der erste derselben ist allerdings mehr privater Natur; da jedoch weder der Schreiber noch der Adressat dieser Briefe unter den Lebenden weilen, die beiden Schreiben jedoch an und für sich manches Interessante enthalten, so scheint es gerechtfertigt, wenigstens Einiges daraus an dieser Stelle anzuführen.

Der erste Brief, von dem wir hauptsächlich sprechen wollen, ist vom 21. November 1815 datirt. Littrow acceptirt in diesem Schreiben hochofrennt die Berufung als zweiter Astronom nach Ofen, mit der gesicherten Aussicht, nach Pasquich's Entfernung mit der unabhängigen Leitung des Institutes betraut zu werden. Hören wir jedoch Littrow selbst:

«Um sogleich von der Sache, die Sie bewog, mir zu schreiben, anzufangen, so nehme ich Ihren Antrag mit Freude und mit der Hoffnung an, dass es uns nicht reuen soll, Sie ihn gegeben, und mich, ihn angenommen zu haben. Zwar würden ausgebreitetere Kenntnisse und höhere Fähigkeiten, als ich besitze, nöthig sein, einer Anstalt so vollkommener Art mit der gehörigen Würde vorzustehen. Wenn aber, was an diesen Gaben der Götter fehlt, durch Fleiss, durch Liebe und regen Eifer für die erhabene Wissenschaft, der ich mein Leben gewidmet habe, wenigstens zum Theil ersetzt werden kann, dann, mein verehrter Herr Professor, soll es Sie nie reuen, mich gerufen zu haben. Die Beschreibung Ihrer Sternwarte hat mich entzückt. Sie haben sie auch mit so viel Licht und Ordnung gemacht, dass ich sie vor mir zu sehen glaube, dass ich gewiss im Finstern alle von Ihnen angezeigten Instrumente sogleich auffinden würde. Diese Sternwarte, die zu den besten und wohleingerichtetsten Europas gehört, haben Sie in einem hohen Alter, zu einer ganz dem Kriege und der allge-

meinen Verwüstung hingegebenen Zeit und unter immerwährenden Leiden Ihrer gebrechlichen Gesundheit gegründet und bis zu diesem Grade vervollkommnet. Die biedere Nation der Ungarn wird ihrem geehrten Landsmanne ihren Dank dafür auch dann nicht versagen, wenn er längst nicht mehr unter ihnen sein wird. Institute dieser Art wirken fort auf Jahrhunderte, erwecken lange nach ihrer Gründung das ohne sie schlummernde Genie und sind, selbst wenn sie im Laufe der Zeiten zerfallen, in ihren bleibenden Folgen das schönste Denkmal, das sich ein Mann setzen kann, der es wohlthätig mit seinen Mitbürgern meinte.

«Diese Sternwarte, deren Beschreibung mich ganz für sie einnahm, ist es, die mich bestimmt, Ihren Antrag ohne alle weitere Ueberlegung anzunehmen. Ich kann es kaum erwarten, sie zu sehen und auf ihr die ersten Beobachtungen anzustellen. Wie viel Gutes wird sich da thun lassen; wie viele meiner heissen Wünsche, die bisher nur fromme, unerfüllte Wünsche waren, werden sich da ausführen lassen. Und dies Alles in Gesellschaft mit einem Manne, dessen Kenntnisse und Charakter ich verehere, mit einem Manne, der mich mit seinem Rathe und, ich hoffe es, mit seiner aufrichtigen Freundschaft nicht verlassen wird.»

In der Fortsetzung des Briefes erklärt Littrow seine Bedingungen, die er an die Uebersiedlung nach Ofen knüpfe, in einem «ostensiblen», einem ämtlicher gefärbten Briefe auseinandersetzen zu wollen, welchen er Pasquich der Statthalterei zu unterbreiten bittet.

«Ich werde in jenem Briefe, Ihren freundlichen Aeusserungen gemäss, auf 2000 fl. Gehalt nebst Wohnung und Heizung antragen. Ich würde lieber für mich gar keine Bedingungen machen, denn ich kenne die Humanität Ihrer biedern Landsleute und ich glaube, dass Ihre gütige Freundschaft diese Angelegenheit besser ordnen wird, als ich es je selbst im Stande bin. Aber Sie dringen bestimmt auf diese Aeusserungen von meiner Seite und ich kann sie um so weniger zurückhalten, da es meine Pflicht ist, wenn nicht für mich, doch für meine kleine Familie (eine Frau und einen Sohn von vier Jahren) Sorge zu tragen. In dieser Hinsicht auf meine Familie ist es mir allein etwas schwer geworden, Russland zu verlassen, weil sie, da ich bereits über fünf Jahre hier bin, pensionsfähig geworden ist. Bei meinem Tode bekommt Frau und Kind jedes 2000 Rubel und jährlich 500 Rubel, die erste bis an ihren Tod oder bis zu einer zweiten Ehe, und das letzte bis zu seinem zwanzigsten Jahre. Solche Unterstützungen sind bei Professoren, wenigstens bei den russischen, die alle, die Aerzte ausgenommen, unbemittelte Leute sind, sehr wesentlich, und obschon ich selbst keinen Vorthail davon ziehen kann, so schlage ich sie doch, meiner braven Frau wegen, ungern von der Hand.



Dafür wird mich aber doch auch Ihr Umgang, Ihre herrliche Sternwarte und der Gedanke schadlos halten, dass ich in meinem 34. Jahre, bei einer ziemlich guten Gesundheit, den Tod noch nicht so nahe haben möchte.

«Ein anderer Verlust, dem mich die Annahme Ihres Antrages aussetzt, ist der meiner hiesigen Freunde. Unsere Universität besitzt einige nicht sowohl bekannte, als in der Stille lebende vortreffliche Männer; und dies kleine Häufchen armer Verwiesener in Siberien, denn als solche müssen wir uns betrachten, schliesst sich, wie es im Unglück immer zu gehen pflegt, enge an einander. Es wird mir schwer werden, diese braven Menschen zu verlassen, aber ich werde mich von Rücksichten, die blos mein eigenes Wohl betreffen, nicht aufhalten lassen, höhere Absichten für das Ganze zu erreichen.»

Was nun folgt, das steht mit der Ofner Sternwarte in keiner Beziehung. Nachdem jedoch dieser Brief Littrow's — unseres Wissens wenigstens — bisher nirgends abgedruckt wurde und sein Inhalt dadurch, dass er die wissenschaftlichen Verhältnisse Russlands zu Anfang des Jahrhunderts und — vielleicht damit auch einigermassen die gegenwärtigen — einer schneidigen Kritik unterzieht, von culturhistorischem Interesse ist, so können wir uns nicht versagen, die interessanteren Stellen des langen Briefes wenigstens in Form einer Fussnote mitzutheilen.\*

\* «— Ich bitte Sie nur, Niemand, er sei wer er wolle, zu rathen, auf eine russische Universität zu gehen. Sie sind im Allgemeinen alle gleich und dies ist auch die Ursache, warum ich die verschiedenen Vocationen, die ich erhalten habe, nicht annahm. Ich erhielt den Ruf nach Charkow, wo eine sogenannte Sternwarte ist; nach Mitau nach Beitler's Tod und nach St. Petersburg als Academiker, wo ich mit dem angewiesenen Gehalte nicht leben konnte. Da ich mich bei Zeiten zurückzog, so fand man für gut, mich zum Lastthiere der Academie zu erheben und mir unter dem Titel eines Correspondenten der k. Academie jährlich drei Memoiren aufzutragen. Obschon ich Ihnen aber seit zwei Jahren alle meine Arbeiten einschicke, die sie übrigens sehr wohl aufnehmen, so sind doch alle anderen Mitarbeiter so saumselig, dass sie in dritthalb Jahren noch nicht einen mässigen Band ausfüllen können. Dafür geben und nehmen sie fleissig Gesellschaften und spielen vortrefflich Karten. —

«Was meine astronomische Lage hier betrifft, so schäme ich mich, sie Ihnen zu beschreiben. Nach einem fünfjährigen Betteln erhielt ich endlich ein hölzernes Gartenhaus von etwa 12 Schuh ins Gevierte und einen 16zölligen Multiplicationskreis von Baumann nebst einer Secunden-Pendeluhr, die aber auch schlägt und die Monatstage zeigt. Da jenes Häuschen ganz und gar nichts taugte, so habe ich dies Instrument sammt der Uhr in einem meiner Zimmer, dessen Fenster ich dazu einrichten liess, aufgestellt und so die Breitenbeobachtungen gemacht, die ich Ihnen unten der Sonderbarkeit wegen beilege. Jenes Gartenhäuschen heisst übrigens die kaiserliche Universitäts-Sternwarte und ich wurde von oben aufgefordert, eine günstige Nachricht davon in das B. Jahrbuch einzurücken. Obschon es auf diese Art mit der practischen Astronomie aller meiner



Der zweite Brief Littrow's ist in mehr ämtlicher Form geschrieben, so dass ihn Pasquich seiner der Statthalterei eingereichten Unterbreitung anschliessen konnte. In demselben erklärt Littrow die Berufung im Sinne der von Pasquich gemachten Eröffnungen anzunehmen, denen gemäss er mit dem Charakter des Socii Pasquich's angestellt und bestimmt zu dessen Nachfolger in der Direction der Sternwarte ernannt werden würde. Die Statthalterei fand alle diese Bedingungen annehmbar und so übersiedelte Littrow von Kasan nach Ofen.

Die beiden Gelehrten, der 63jährige Pasquich und der 35jährige Littrow, machten sich nun daran, einen Plan für die regelmässigen Arbeiten des Observatoriums zu entwerfen. Das Resultat davon war, dass die beiden, die sich, als sie durch mehrere hundert Meilen von einander getrennt waren, mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit und Achtung behandelt hatten, sich miteinander zerwarfen. Sie konnten sich über gar nichts einigen und da sie gleichen Ranges waren, wollte keiner von beiden seine Meinung der des Anderen unterordnen, jeder von beiden machte Meldung über Meldung, in der er sich über den Anderen beklagte, und Vorschläge, welche denen des Anderen geradezu widersprachen. Die Folge dieses verkehrten Vorganges war, dass das Interesse der Behörde für das Ofner Landesinstitut nachgerade erkaltete und andererseits die Aufnahme der regelmässigen Beobachtungen überhaupt ganz unterblieb. Endlich als im Jahre

Bemühungen ungeachtet nicht fortwollte, so ging es doch auch schlecht genug mit der theoretischen, da unsere Bibliothek weder irgend die Memoiren einer Academie, noch sonst auch nur eines der neueren mathematischen Werke enthält und man jedes Blatt, was man hier lesen will, bezahlen muss, was bei der ungeheuern Entfernung und dem unregelmässigen Zustande des russischen Buchhandels äusserst kostspielig ist. — — —

«Ich habe mir einen 1 $\frac{1}{2}$ füssigen Dollond verschafft und erhielt ihn gerade zur Zeit der Erscheinung des letzten Olbers'schen Cometen. Ich hätte es aus einer so oft gemachten Erfahrung voraus wissen können, dass ich mehr Verdruss als Freude davon haben würde, aber ich liess mich durch keine dieser niederschlagenden Betrachtungen irre machen und fing die Beobachtungen des Cometen wohlgemuthet an. Ich untersuchte zuerst durch den Durchgang zweier wohl bekannten Sterne den Kreis des Diaphragmas und fand, dass er unbrauchbar ist. Ich gab ihm einem hiesigen sogenannten Mechanicus zur Verbesserung. Den folgenden Abend beobachtete ich den Cometen in der Ueberzeugung der Güte meines Kreises. Zur grösseren Sicherheit wiederholte ich die Beobachtungen sehr oft und erst nach Mitternacht nahm ich zur Bestimmung des Halbmessers einige Sternpaare. Aber ach, der Kreis war schlechter als zuvor. Ich lief wieder zu meinem Mechanicus und hier erst gestand er mir, dass er den Kreis mit einem zerbrochenen Barometerrohr aus freier Hand ausgebessert habe, da er keine Drechselbank besitzt. Und sollten Sie es glauben, dieses einfache nöthige Instrument ist in der ganzen Stadt nicht zu finden. Und doch nennt man *Kasan* die dritte Stadt des Reiches.» — — —



1820 Littrow als Leiter an die Wiener Sternwarte berufen wurde, löste sich dieses unhaltbare, ungesunde Verhältniss, und Pasquich war wieder der unabhängige Leiter der Ofner Sternwarte.

Es wäre heute eine ziemlich nutzlose Beschäftigung zu untersuchen, wen die Schuld jener Differenzen treffe. Littrow kennzeichnet in dem oben erwähnten zweiten Briefe klar den Standpunkt, von dem er seine zukünftige Stellung in Ofen betrachtete: «Ich halte es für ein Glück, mit Ihnen in so inniger wissenschaftlicher Verbindung zu stehen, aber ich werde nie das Köstlichste, was ich besitze, meine innere Freiheit auf Geradewohl einem Unbekannten hingeben, den mir der blinde Zufall zuwirft.» Dass andererseits auch Pasquich seinen Willen keinem Anderen unterwerfen wollte, müssen wir ebenfalls berechtigt finden. Wenn wir jedoch fragen, wen der Vorwurf in grösserem Maasse treffe, die Sternwarte durch persönliche Differenzen in ihrer Thätigkeit gelähmt zu haben, so trifft der Tadel jedenfalls Pasquich an erster Stelle, der genug sentimental war zu glauben, dass zwei vollständig in sich abgeschlossene Männer aus blosser Liebe zur Wissenschaft fähig sein würden, ihre Ueberzeugungen einander unterzuordnen, bevor er die geringste Garantie dafür hatte, dass die wissenschaftlichen Ueberzeugungen, sowie das ganze Naturell Beider ein miteinander verträgliches sei. Pasquich hat sich jedesfalls durch die Errichtung der Sternwarte grosse Verdienste um die Wissenschaft in Ungarn erworben, jedoch müssen wir es tief bedauern, dass er erst als 62jähriger, gebrechlicher Greis über diese Sternwarte verfügen konnte. Es kann kaum daran gezweifelt werden, dass Pasquich die Ofner Sternwarte zu einem mit dem der ersten europäischen Sternwarten wetteifernden Ruhme gebracht hätte, wenn bei deren Vollendung sein Geist in einem jüngeren und dazu gesunderen Körper gewohnt hätte.

Hierin bestand das Missgeschick des jungen Institutes, wodurch dasselbe zu vieljährigem Nichtsthun verurtheilt wurde, während Pasquich fortwährenden Angriffen ausgesetzt und zur Abwehr gezwungen war, bis sich hieraus endlich jenes hässliche Verleumdungsattentat entwickelte, durch welches der damalige Assistent der Sternwarte, Daniel Kmeth, seinen Namen auf ewige Zeiten schändete.

Die Sternwarte war vollendet, Pasquich sah jene Idee, der er einen bedeutenden Theil seines Lebens gewidmet hatte, realisirt und doch konnte er sich des Erfolges nicht freuen. Bei Erbauung der Sternwarte waren schwere Fehler von Seiten der Organe der königlichen Baukanzlei begangen worden, welche alle ihm zur Last geschrieben wurden. Pasquich wehrte sich in einigen Flugschriften gegen diese Angriffe. Solche waren unter anderen: «Freymüthige Beurtheilung und Würdigung der Astronomischen

Anstalt auf dem St. Gerardsberge zu Ofen» (Ofen 1819). Ferner: «Johann Pasquich's Briefe an Hesperus» (1821 bis 1823). In der ersten dieser Flugschriften erzählt er nochmals ausführlich die Geschichte der Entstehung dieser Sternwarte, vertheidigt die Wahl des Blocksberges als Ort derselben und führt die Gründe an, die ihn hiezu vermochten. Er erzählt, wie unter dem Präsidium des Statthaltereirathes Grafen Anton Cziráky eine Commission ausgesendet wurde, welche diesen Platz ebenfalls für den passendsten erklärte. Die Deputirten der Universität wehrten sich beharrlich gegen die Erbauung einer neuen Sternwarte, sei es auf dem Blocksberge oder irgendwo anders, während alle anderen Mitglieder der Commission einstimmig sich für den Blocksberg erklärten und jeden andern Ort, sei es in der Festung oder in Pest, als unzweckmässig verwarfen. — Pasquich führt hierauf die grossen Vortheile des Observatoriums vor einem in der Festung erbauten an; er findet dieselben besonders in der fixen Aufstellung der Apparate, in der freien Aussicht, den vortheilhaften atmosphärischen Verhältnissen, sowie auch darin, dass an diesem Platze das Gebäude, durch nichts behindert, nach den Hauptweltgegenden orientirt werden konnte.

Das «Morgenblatt für gebildete Stände» rügte in dem Jahrgang von 1819 besonders den baulichen Zustand der Sternwarte, später wollte es sogar die Instrumente ruinirt und zu Grunde gegangen wissen.

Pasquich hatte mit vielen Hindernissen zu kämpfen, bis er den Widerstand der Universität, der Landes-Baukanzlei und zahlreiche Hindernisse aller Art besiegte und die Reorganisation der Sternwarte durchsetzte. Es war deshalb auch ganz natürlich, dass er und sein Institut von vielen Seiten Tadel und Angriffen ausgesetzt waren, welche in dem Ausspruche gipfelten, dass eine solche Sternwarte wie die auf dem Blocksberge eben gar keine Sternwarte sei.

Zwei Dinge waren es besonders, die man Pasquich vorwarf: erstens, dass das Personale der Sternwarte durch deren verlassene Lage fern von der Stadt, auf dem Gipfel eines unbewohnten Berges, den Unbilden des Winters und den hungrigen Wölfen ausgesetzt zu leben gezwungen sei, und zweitens, dass sowohl das Gebäude der Sternwarte als deren kostspielige Instrumente in schlechtem Zustande und dem Verderben geweiht seien.

Gegen den ersten Angriff vertheidigt sich Pasquich nicht ohne Humor. Er führt an, wie das neben der Sternwarte befindliche Wohnhaus mit allem Nöthigen und mit der grössten Bequemlichkeit ausgestattet sei, so gebaut und eingerichtet, dass dessen Bewohner leicht den Unbilden der Witterung trotzen könnten. Der Verkehr mit der Stadt liess sich auch in dem strengen,



schneereichen Winter des Jahres 1818 ohne besondere Schwierigkeiten aufrecht erhalten. «Am Berge» — so schreibt er — «wohnen die Raitzenstädter, welche — es ist wahr — keine Astronomen sind, aber doch auch keine Wölfe, welche in strengen Wintern die Astronomen auffrassen.» Und weiter: «Was mich betrifft, ich lebe auf diesem «unwirthsamen» Berge bequemer als auf der alten Sternwarte; es fehlt mir nichts, und wenn mir doch etwas fehlte, so wäre es wahrlich nichts anderes als die Jugend, welche es ermöglichen würde, auf diesem Platze ein ruhiges Leben und die prächtige Aussicht je länger genießen zu können und Reichenbach's Meisterwerke, welche diese Sternwarte in Menge besitzt, mit einem wackeren, friedliebenden Genossen in brüderlicher Eintracht zu benützen.»

Hierauf übergeht Pasquich auf den zweiten Vorwurf, — auf die gegen die Bauverhältnisse des Hauses gerichteten Einwürfe. Aus seiner Erzählung geht hervor, dass der Bau der Sternwarte in eine sehr unglückliche Epoche fiel, als nämlich die Landes-Baukanzlei ohne Director war und den Bau auf jede mögliche Weise zu verhindern suchte. Die Pläne waren fertig, aber die Kostenüberschläge wurden es nie, bis endlich Pasquich den Architekten Michael Pollack (den Erbauer des Nationalmuseums und des alten deutschen Theaters und der Redoute in Pest) und den Zimmermeister Thomas Kardetter vermochte, einen Kostenüberschlag zu verfertigen. Dies geschah und derselbe wanderte in die Baukanzlei. Auf Grund desselben begann nun der Bau, den die Baukanzlei in eigener Regie unternahm, wobei jedoch aus übelangebrachter Sparsamkeit nicht in Betracht gezogen wurde, dass das Gebäude von allen Seiten exponirt, bei seiner hohen Lage mit besonderer Solidität erbaut werden und vor den zerstörenden Einflüssen der Atmosphärien geschützt werden müsse; mit einem Wort: das Gebäude auf dem Blocksberge wurde nach Manier vieler öffentlicher Gebäude so schleuderisch erbaut, dass sich schon 1820 gründliche Reparaturen als unvermeidlich ergaben. Diese Unvollkommenheiten, besonders die unvollkommene Verschliessbarkeit der Meridianausschnitte schaden natürlich den Instrumenten bis zu einem gewissen Grade, wenn auch bei weitem nicht in dem Maasse, als dies Pasquich's Gegner aussaunten.

Nachdem die gegen die Sternwarte und deren Leiter gerichteten Anschuldigungen nicht aufhörten, veröffentlichte Pasquich seine zwölf «Briefe an Hesperus», in denen er sich und das seiner Fürsorge übertragene Institut vertheidigt. Unter den gegen den Ort der Sternwarte erhobenen Ausstellungen kam auch die alberne Bemerkung vor, dass die am Fusse des Berges entspringenden verschiedenen warmen Quellen denselben in einen fortwährenden



Dunstkreis hüllen. Pasquich erweist die Haltlosigkeit dieses Einwurfes, erwähnt, dass die Umgegend der Hauptstadt im Allgemeinen für astronomische Beobachtungen ungünstig sei und dass nach Aufzeichnungen von 18 Jahren im alten Observatorium jährlich 128 ganz bewölkte und 187 halbbewölkte Tage im Mittel zu gewärtigen seien.

Uebrigens enthalten die «Hesperus»-Briefe wenig Neues, nur das bei anderer Gelegenheit Gesagte erscheint hier etwas schärfer betont und hervorgehoben.

Pasquich suchte nach der Entfernung Littrow's nach Wien einen anderen Socius, konnte aber — wahrscheinlich durch das Misslingen des ersten Versuches etwas vorsichtiger gemacht — Niemanden finden und so blieben sie denn zu Zweien: er mit seinem ambitiösen Adjuncten Kmeth, der nun plötzlich in sich den zukünftigen Director der Sternwarte erblickte, besonders seitdem er das erste Jahrbuch der Anstalt, das den Titel führte: «Observationes Astronomicae. Quas in Specula Budensi Montis Blocksberg Et instituit Et In Calculum revocavit Daniel Kmeth E. S. P.», — im Jahre 1821 herausgegeben hatte. Dieses Werk Kmeth's hatte Pasquich im zwölften Hesperusbriefe nicht am günstigsten kritisirt. Er giebt zu, dass Kmeth als Beobachter einige Geschicklichkeit besitze, stellt jedoch seine theoretischen Kenntnisse um so mehr in Abrede. Als Antwort griff Kmeth seinen Vorgesetzten in einem eigenen Flugblatte, sowie in der Tagespresse an, wodurch seine Stellung schliesslich unhaltbar wurde. Er suchte um seine Entlassung an, die ihm 1822 in Form einer Versetzung nach Kaschau gewährt wurde. Als er hierauf 1823 von der Sternwarte schied, verübte er, von Rachedurst getrieben, ein Attentat auf den wissenschaftlichen Credit und die Ehrlichkeit Pasquich's, indem er ihn als Betrüger und wissenschaftlichen Schwindler an den Pranger zu stellen suchte. Zu diesem Zwecke benützte er die in den eben damals begründeten «*Astronomischen Nachrichten*» von Pasquich publicirten Beobachtungen des Cometen von 1821, indem er von denselben behauptete, dass sie auf erdichteten, nicht aber wirklich beobachteten Daten beruhten. Kmeth erhob diese Beschuldigung zuerst in einem an Schumacher gerichteten Briefe. Als dieser jedoch durch Untersuchung der verdächtigten Beobachtungen die Nichtigkeit dieser Anschuldigungen constatirte, wies er Kmeth's Angriff zurück, worauf dieser denselben in der in Pest erscheinenden Zeitschrift: «*Tudományos gyűjtemény*» und in der in Genua erscheinenden: «*Correspondence astronomique*» erhob.

Kmeth hatte wohl nicht die Tragweite dieses seines Schrittes erwogen. Seinen sinnlosen Angriff wiesen die damaligen astronomischen Koryphäen Deutschlands — Männer, deren Namen und



Ruf jeder einzeln hundert Kmeth aufwog — ohne Ausnahme mit Indignation zurück, während sie den Ankläger als Verläumder und wissenschaftlichen Ignoranten brandmarkten. Im zweiten Bande der «Astronomischen Nachrichten» finden wir unter dem Titel: «*Ehrenrettung Pasquich's*» eine Reihe von Erklärungen, welche Schumacher's ausführliche Erzählung der Geschichte des Attentates eröffnet; auf diese folgen die Ehrenerklärungen von Bessel, Olbers, Encke und Gauss, aus welchen klar hervorgeht, dass Kmeth in wirklich staunenswerth kurzsichtiger Weise glaubte, mit einer einfachen Anschuldigung den Ruf Pasquich's als Gelehrten vernichten zu können, während er hiedurch blos seine eigene Ignoranz in den grellsten Farben darstellte.\*

\* Am klarsten lässt sich der Gegenstand und die Nichtigkeit der Anklage Kmeth's aus der «Ehrenrettung», mit welcher Gauss für Pasquich eintritt, entnehmen, weshalb wir diese hier bruchstückweise folgen lassen:

«In einem der letzten Stücke der in Genua erscheinenden «Correspondence Astronomique» ist der Professor Pasquich angeklagt, diejenigen Positionen des Cometen von 1821, welche in Nr. 2 der «Astronomischen Nachrichten» abgedruckt sind, nicht aus Beobachtungen am Aequatoreal, wie Pasquich selbst versichert hatte, abgeleitet, sondern sie erdichtet, das ist aus Elementen berechnet zu haben. Zur Begründung dieser Anklage wird nicht etwa behauptet, dass an den Tagen, für welche die Cometen-Positionen bekannt gemacht waren, auf der Ofner Sternwarte gar nicht, oder dass unrichtig beobachtet wäre, sondern im Gegentheile, der Ankläger ist selbst ein Theilnehmer an den Beobachtungen gewesen und er bringt selbst einen Theil der Original-Beobachtungen aus Pasquich's eigener vom Notarius beglaubigten Handschrift bei. Auch beweiset, und genau genommen, behauptet der Ankläger nicht einmal, dass aus den Original-Beobachtungen, wenn sie richtig und vollständig reducirt würden, andere Positionen folgten, als die von Pasquich bekannt gemachten. Worauf ist denn also, wird man fragen, eine Anklage gegründet, wodurch der Untergebene seinen Vorgesetzten als eines Verbrechens schuldig darstellt, welches das entehrendste ist, das einem Astronomen vorgeworfen werden kann? Lediglich darauf, dass das Instrument gar nicht berichtigt gewesen sei, dass aus Beobachtungen an einem nicht berichtigten Instrumente keine richtigen Positionen abgeleitet werden können, und dass also die von Pasquich bekannt gemachten Positionen, deren Richtigkeit sofort durch die Rechnung des Dr. Ursin bestätigt war, auf eine unredliche Art fingirt sein müssten.

«Es bedarf für Astronomen blos dieser einfachen Darstellung oder einer nur einigermaßen aufmerksamen Durchlesung der Anklage selbst, um einzusehen, dass diese durchaus aller Begründung ermangelt. Jeder Astronom weiss, dass aus Beobachtungen an einem nicht berichtigten Instrumente ebenso zuverlässige Positionen abgeleitet werden können, wie aus Beobachtungen an einem vollkommen berichtigten. Man bestimmt die Grösse der Abweichungen des Instruments vom vollkommen berichtigten Zustande durch schickliche Beobachtungen, und bringt die daraus folgenden Correctionen bei allen anderen Beobachtungen in Rechnung. Der Calcul ist allemal die schärfste Berichtigungsart. Ob die Correctionen einige Sekunden oder einige Minuten betragen, ist für die Genauigkeit der Resultate gleichgiltig. —

«Die Behauptung des Anklägers, man könne aus Beobachtungen an einem nicht berichtigten Instrumente keine richtigen Positionen ableiten,

Vollständigkeit halber ist es nöthig, auch Littrow's Verhalten in dieser Sache zu berühren. Jedenfalls kann ihm der Vorwurf der Parteilichkeit nicht ganz erspart werden. Er eiferte nämlich Kmeth bei seinem Vorgehen an; allerdings wusste er nicht, dass dieser die Anklage ohne Grund erhebe. In der vorerwähnten «Ehrenrettung Pasquich's» ist das Ende eines Briefes von Littrow an Schumacher reproducirt, in welchem er gesteht, dass Kmeth's Anschuldigungen nur für ein von Leidenschaft verblendetes Gemüth überzeugend sein konnten: «Ich weiss nicht, welches Gewicht ihnen (den *Gründen* nämlich, die ihn bestimmten Kmeth's Meinung beizutreten) der fremde Leser beilegen mag, aber auf mich, der ich vielleicht durch frühere Verhältnisse empfänglicher geworden bin, wirkten sie damals bis zur Ueberzeugung.» —

Dieses Vorgehen Kmeth's machte ein um so grösseres Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt, da es sich im Schoosse einer Anstalt ereignete, welche man allgemein für eines der bedeutenderen wissenschaftlichen Institute hielt; Encke nennt sie geradezu bei dieser Gelegenheit eine «*Hauptsternwarte Europas*».

Indem wir nun Kmeth von der Sternwarte verabschieden, sei es gestattet einige, auf denselben bezügliche Daten einzuschalten. Daniel Kmeth wurde im Jahre 1783 zu Brezno-Bánya in Ungarn geboren. Mit sechzehn Jahren trat er in die «Familie der frommen Schulen» (den Piaristenorden). Nach beendigten Studien erwarb er in Pest den Grad eines Doctors der Philosophie. Als geschickter Mathematiker wurde er von seinen Obern an die Ofner Sternwarte geschickt, wo er vom Jahre 1812—1823 als Assistent, später als Adjunct beamtet war. In letzterem Jahre verliess er die Sternwarte und wurde zum Professor der theoretischen und angewandten Mathematik an der königlichen Academie in Kaschau ernannt, wo er aber schon 1825 im 42. Lebensjahre starb.

---

Im Vorhergehenden haben wir gesehen, unter welchen misslichen Verhältnissen die Gerardsberger Sternwarte entstand. Von ihrem Patrone, der Universität, nicht im mindesten unterstützt, verdankte sie ihre Entstehung und Erhaltung blos den aufgeklärten Ansichten des Erzherzog-Palatins und des Statthaltereirathes. Im Waffengetöse eines welterschütternden Krieges entstand ihr Plan, wurden ihre Instrumente verfertigt. Nachlässig gebaut,

läuft demnach nur auf ein Geständniss hinaus, welches keines Commentars bedarf. Seinem Vorgesetzten, der seit langer Zeit als Mathematiker vorthellhaft bekannt ist, konnte natürlich eine Correctionsrechnung nicht schwer fallen, die ja im Bereich eines nur einigermassen geübten Anfängers ist.» — —



benöthigt das Gebäude derselben kurze Zeit nach seiner Vollendung schon gründliche Reparaturen. Es ist merkwürdig, dass dieses wissenschaftliche Institut, trotz seiner zweckmässigen Lage und seiner vortrefflichen Ausrüstung, irgend welche nennenswerthe Resultate nicht aufzuweisen hatte. — Das Hauptübel der Sternwarte war der Umstand, dass ihr Gründer Pasquich, als dieselbe nach langem Ringen endlich zu Stande kam, schon im vorgerückten Alter stand und über jene Energie nicht mehr verfügte, die zur Leitung eines so gross angelegten Institutes nöthig war. Dadurch, dass er das Verhältniss des Leiters der Anstalt zu den anderen auf ihr Bediensteten bloß von der idealen Seite auffasste, brachte er statt unausgesetzter Arbeit bloß Streit und Uneinigkeit hervor.

So verlor Pasquich aus seinem zur Neige gehenden Leben und mit ihm die Sternwarte acht Jahre. Noch beiläufig ein Jahr verblieb er im Amte, bis er 1824 als 71jähriger Greis, in den zum zweiten Male wohlverdienten Ruhestand trat. Ehe wir von Pasquich, dem Begründer des Institutes, dessen Geschichte wir schreiben, scheiden, führen wir noch einige auf sein Leben bezügliche Daten an:

Johann Pasquich wurde im Jahre 1759 in Wien (nach Wurzbach) oder im Jahre 1753 im Herzogthum Krain (nach Fejér) geboren. Derselbe gehörte zweimal dem Verbands der Universität in Pest an. Das erste Mal von 1786 bis 1798 und das zweite Mal von 1804 bis 1824. Nach dieser Zeit übersiedelte er nach Wien, wo er an gänzlicher Entkräftung am 15. November 1826 im 76. Jahre seines Lebens starb. Pasquich war der Verfasser von zahlreichen werthvollen mathematischen und astronomischen Schriften.\*

\* Unter seinen Schriften sind folgende erwähnenswerth: *Compendiaria euthymetriae institutio*. Graecii, 1781. — Versuch eines Beytrages zur allgemeinen Theorie von der Bewegung und vortheilhaftesten Einrichtung der Maschinen, Leipzig, 1789. — Unterricht in der mathematischen Analysis und Maschinenlehre. Leipzig, 1790, 1798 (1—2). — *Elementa analyseos et geometriae sublimioris*. Lipsiae, 2 vol. 1799. — Rechenschaft von meinen Vorschlägen zur Beförderung der Astronomie auf der königlichen Universitäts-Sternwarte zu Ofen. Ofen, 1808. — *Epitome elementorum astronomiae sphaerico-calculatoriae*. 3 tomi. Viennae, 1811. (Ueber dieses Werk findet sich eine günstige Besprechung in «Bessel's Recensionen, herausgegeben von Engelmann», pag. 155.) — Anfangsgründe der gesammten theoretischen Mathematik. Wien, 1812—13 (1—2). — *Tabulae logarithmico-trigonometricae contractae*. Lipsiae, 1817. — Grundriss gemeinfasslicher Vorlesungen über einige der vorzüglichsten Gegenstände des Natur-Schauplatzes. Ofen, 1818. — Freymüthige Beurtheilung und Würdigung der Astronomischen Anstalt auf dem Gerardsberge zu Ofen. Ofen, 1819. — Johann Pasquich's Briefe an Hesperus (1821—23). — Pasquich an D. Kmeth (Ehrenrettung Pasquich's. Astron. Nachr. 1824).



In seinem Testamente vermachte Pasquich der Universität in Budapest die Summe von 8000 Gulden, welche Summe im Jahre 1849 thatsächlich der Universität zur Verfügung gestellt wurde. Seit 1863, als die Stiftung auf 11,151 Gulden angewachsen war, werden deren Interessen jährlich als academische Preise ausgetheilt.

## II.

Als Pasquich im Mai des Jahres 1824 die Sternwarte verliess, erhielt dieselbe in Paul Tittel einen sehr eifrigen Leiter. Nur Schade, dass Tittel — ein Schüler von Gauss — in der astronomischen Beobachtung noch nicht so geübt war, um die reiche Instrumentensammlung des Observatoriums in vollem Maasse verwerthen zu können. In einem aus den letzten Monaten des Jahres 1824 stammenden, an Littrow gerichteten Briefe erzählt Tittel, dass er am Mittagsrohre und dem Meridiankreise fleissig beobachtete, und giebt seiner Hoffnung Ausdruck, dass er mit der Zeit noch mehr und mit noch besserem Erfolge werde beobachten können. Die Wissenschaft hatte jedoch hievon sehr wenig Nutzen, da sie keine Resultate seiner Arbeiten sah. Tittel war, wie sein Vorgänger Pasquich, Priester; mehrfache Privatverhältnisse, sowie seine Beziehungen zu seinen geistlichen Oberen gaben ihm in anderer Richtung so viel zu thun und nahmen einen so grossen Theil seiner Zeit und seiner Kräfte in Anspruch, dass für die Anstalt, an deren Spitze er stand, wenig übrig blieb. Jedoch verdankte ihm das Observatorium seine Bibliothek und eine jährliche Dotation von 200 Gulden Conventionsmünze zur Erhaltung, Erweiterung und Vervollständigung derselben. Unter Tittel geschah auch die Einführung des Mittag-Glockenzeichens im Jahre 1830. Universitätsprofessor (und berühmter Arzt) Ignatz Stähly, damals Rector der Universität, schenkte der Sternwarte eine grosse Glocke (um 1000 Gulden), an welcher das Mittagszeichen durch einen einzelnen lauten Schlag geschah, auf den eine halbe Minute früher einige rasch aufeinander folgende Schläge vorbereiteten. Das Mittagszeichen nahm seinen Anfang am 27. Juni 1830, — an dem Tage, an welchem die halbhundertjährige Erinnerung der Uebersiedelung der Universität von Tyrnau nach Ofen gefeiert wurde.

Tittel war nicht lange Director der Sternwarte. Die in den Jahren 1830 und 1831 wüthende asiatische Seuche, die Cholera, raffte den thätigen Mann am 26. August 1831 dahin und liess die Sternwarte wieder verwaist zurück. In Folgendem geben wir eine kurze Lebensskizze des früh Verstorbenen.



Paul Tittel ist zu Pásztó im Heveser Comitat am 29. Juni 1784 geboren. Seine Studien begann er in Gyöngyös und Kecs-kémét, wo ihn Piaristen erzogen. Nachdem er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, wurde er als Erlauer Cleriker Archivar des Erlauer Erzbischofs Stefan Fischer. Als dieser die Neigung Tittel's zu mathematischen Studien wahrnahm, ernannte er denselben 1806 zum Professor der Mathematik am Erlauer Lyceum, wo dieser bis 1810, also durch vier Jahre wirkte. Während dieser Zeit warf sich Tittel auf die Astronomie. In Erlau bestand damals schon der von Graf Karl Eszterházy erbaute astronomische Thurm. Als im Jahre 1809 die Franzosen sich Wien näherten, flüchtete sich die Königin in Begleitung der Herzogin Maria Louise von Parma nach Erlau. Die Letztere besuchte einige Male dies Gebäude und drang in den Erzbischof, er möge dasselbe doch nicht unbenützt lassen. Fischer ging darauf ein, bestimmte Tittel zum Astronomen und sandte denselben zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien, wo er unter Triesnecker und Bürg studierte. Nach Verlauf eines Jahres kehrte er nach Erlau zurück und begann seine Beobachtungen, die er bis zu seiner ernstlichen Erkrankung fortsetzte. Nach seiner Herstellung ging er in's Ausland, vor Allem nach Göttingen, wo er unter Gauss studierte; hierauf besuchte er die damals berühmteren Sternwarten; Reichenbach, Lindenau, Encke, Olbers waren die bedeutenden Gelehrten, mit denen er auf seinen Reisen zusammentraf. Nachdem er noch die Pariser und die englischen Sternwarten besucht hatte, kehrte er nach seiner Heimat zurück. Nach seiner Rückkunft wirkte er in Erlau bis 1824, da er an die Pester Universität als Professor der Astronomie und als Director der verwaisten Sternwarte auf dem Blocksberge ernannt wurde. In dieser Eigenschaft wirkte er jedoch bloß sieben Jahre, bis zu seinem plötzlichen Tode im Jahre 1831. Tittel war das erste Mitglied der mathematischen Section der eben damals gegründeten ungarischen Academie der Wissenschaften. Ludwig Bitnicz hielt über ihn eine Gedächtnissrede in der Academie.\*

\* Die literarische Thätigkeit Tittel's enthält das folgende Verzeichniss seiner Schriften: *Observationes astronomicae in Specula Caes. Vindobonensi factae.* — *Methodus technica brevis, perfacilis ac perpetua construendi calendarium ecclesiast., stilo tam novo, quam vetere, pro cunctis christianis Europae populis, dataque chronologico-ecclesiastica omnis alvi examinandi ac determinandi.* Goettingae, 1817. — *Theoria nova aberrationis fixarum.* (Astron. Nachrichten. III. Band. 1825.) — Ueber die Reduction verschiedener chronologischer Daten aufeinander. (Zeitschrift für Astronomie. Tübingen. II. Band. 1816.) — *Geocentrischer Lauf der Pallas vom 21. Januar 1818 bis 22. Januar 1819 für die Goettinger mittlere Mitternacht.* (Zeitschrift für Astronomie. Tübingen. III. Band, 1817, und Bode's Jahrbuch, 1820.) — *Astronomiai értekezés az 1820. eszt. nevezetes napfogyat-*



Die Lücke, welche Tittel's Tod gerissen hatte, konnte augenblicklich nicht ausgefüllt werden. Es trat ein mehrjähriges Interregnum auf der Sternwarte ein, während welcher Zeit dieselbe keinen Leiter hatte. — Mit Tittel gleichzeitig war ein fünfzehnjähriger Jüngling, Franz Albert von Montedego, als Practikant an die Sternwarte gekommen. Nach Tittel's Tode wurde dieser kaum zwanzigjährige Mann in der Eigenschaft eines «Custos» mit der Aufsicht über die Instrumente und die ganze Sternwarte betraut. Seine Wirksamkeit erstreckte sich blos auf die Instandhaltung der Instrumente, darauf also, dieselben vor Verwahrlosung und Verderben zu schützen. Während dieser Zeit gab das Observatorium kein Lebenszeichen von sich und konnte auch keines geben. Albert beobachtete zwar sehr fleissig, allein diese Beobachtungen konnten seinem eigenen Ausspruche gemäss nur als Uebungen in der Beobachtungskunst, nicht aber als verwerthbares wissenschaftliches Material gelten. Dieser für die Sternwarte traurige Zustand dauerte bis 1835, da (vom 1. Juni an) Lambert Mayer, bis dahin Adjunct der Wiener Sternwarte, zum Director des Blocksberger Observatoriums ernannt wurde.

Franz Lambert Mayer wurde in der böhmischen Stadt Tepl, wo seine Eltern Gewerbtreibende waren, am 26. September 1795 geboren. Nach Beendigung seiner philosophischen Studien trat er in den Premonstratenserorden seiner Vaterstadt. Im Jahre 1817 legte er das Ordensgelübde ab, worauf er im Jahre 1819 die Priesterweihe empfing. Sein Abt erkannte alsbald die Neigung und das Talent zu den mathematischen Wissenschaften in ihm und sandte ihn auf die Prager Sternwarte, deren Director Alois Martin David ebenfalls Ordensmitglied war. Hier blieb Mayer zwei Jahre. 1821 kam er dann als Practikant an die Wiener Sternwarte, wo er 1827 als Adjunct angestellt wurde und in dieser Eigenschaft acht Jahre wirksam war. Nach Verlauf dieser Zeit wurde er 1835 zum Director der Ofner Sternwarte und zum Professor der höheren Mathematik und der Astronomie an der Pester Universität ernannt. Während der Zeit, die er an der Wiener Sternwarte verbrachte, nahm er Theil an Littrow's Arbeiten zur Bestimmung der Längendifferenz zwischen den Sternwarten von Wien und Ofen, welche mit Hilfe von Pulversignalen ausgeführt wurden. Diese Arbeiten sind in den «Astronomischen Nachrichten»

kozás alkalmatosságával. Költ az egri csillagnézö toronyban T. P. által. (Das heisst: Astron. Abhandlung zur Gelegenheit der merkwürdigen Sonnenfinsterniss vom Jahre 1820.) (Tudom. gyűjtemény 1826, IX. Band.) — Rövid tudósítás a budapesti toronyórák regulázása végett adandó jelek idejéről s módjáról, négy köszhasznú tábla toldalékkal. (Das heisst: Kurze Verständigung behufs der zur Regulirung der Budapester Thurmuhren zu gebenden Zeichen.) Ofen, 1830.



niedergelegt und finden sich im ersten Bande dieses Journals. Die Station Mayer's war der nächst Totis gelegene Berg Gerecse, von wo man einerseits den Blocksberg, andererseits die zwischen Wien und dem Gerecseberg eingeschobene Station sah und also von diesen Punkten gesehen werden konnte. Die Beobachtungen fanden im Mai des Jahres 1822 (vom 19. bis 21.) statt. Auf Grund dieser Beobachtungen wurde die Differenz der geographischen Längen der Sternwarten von Wien und Ofen zu  $0^h 10^m 40,72^s$  in Zeit gefunden, was in Bogen gerechnet  $2^\circ 40' 11''$  ausmacht.

Nach Antritt seines Amtes trat Mayer alsbald mit zweckmässigen Vorschlägen hervor, deren Absicht war, die Sternwarte sammt ihren Instrumenten in einen derartigen Zustand zu versetzen, der ihre vollständige Benützung und Verwendung ermögliche. Das Erbübel der Ofner Sternwarte war die in ihr herrschende feuchte Luft, welche das Anlaufen der Instrumente zur Folge hatte, den in ihr weilenden Personen jedoch noch schädlicher war. Zwar geschahen schon zu Pasquich's Zeiten mancherlei Restaurationen, welche diesem Uebel abhelfen sollten, allein alle diese Aenderungen waren nicht durchgreifend. Als Sitz des Hauptübels erkannte Mayer jene Kehlheimer Tafeln, mit denen der Observationssaal gepflastert war. Diese sind an sich schon sehr hygroskopisch und hatten dadurch, dass sie die Boden-Feuchtigkeit in sich aufsogen, einen grossen Einfluss auf die Feuchtigkeit der Luft im Beobachtungssaale. Dadurch, dass diese Platten entfernt und der Boden unter ihnen ausgehoben und durch trockenen Mauerschutt ersetzt und darüber Parquetten gelegt wurden, gelang es diesem Uebelstande fast vollständig abzu- helfen. In der Nähe der Fenster wurden grosse Sandsteinplatten in den Boden gemauert, um als fixe Aufstellung für transportable Instrumente zu dienen. Um die Unveränderlichkeit der Instrumentenpfeiler möglichst zu sichern, wurden dieselben vom Fussboden ganz isolirt. — Zur Sicherung des Meridiankreises und seiner Aufstellung vor den Sonnenstrahlen liess Mayer eine besondere Schirmvorrichtung aus Blech construiren, mittelst welcher man die Sonne selbst gänzlich unbehindert beobachten konnte, ohne fürchten zu müssen, dass deren Strahlen die Metalltheile des Instrumentes oder den Steinpfeiler desselben ungleich ausdehnen und so den Apparat verrücken würden.

Auf der im Jahre 1842 in Mainz abgehaltenen zwanzigsten Wanderversammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hielt Franz Albert, damals Adjunct der Ofner Sternwarte, einen Vortrag über dieses wissenschaftliche Institut, in dem er die Gründe darlegte, weshalb dasselbe — trotz seiner seltenen Ausrüstung — bisher so wenig geleistet habe, und zugleich die Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrten auf diese Sternwarte zu lenken suchte,

indem er sie deren Wohlwollen empfahl, das sie nachgerade durch die Ungunst der Verhältnisse verschert hatte. Dies Wohlwollen von Seiten der ausländischen Fachgelehrten war nun allerdings sehr erwünscht, da zu jener Zeit das Ausland äusserst wenig vom Bestehen des Ofner Observatoriums wusste und dies Wenige grösstentheils auf die Verläumdungsaffaire Kmeth's sich bezog.

«So kann ich Ihnen daher, meine hochverehrtesten Herren, hiermit die frohe Versicherung geben, dass Ihnen bald gediegene Resultate, gewonnen für die Wissenschaft auf der Sternwarte von Ofen, vorliegen werden, die ich auch Namens des abwesenden Directors dieser Anstalt hiermit Ihrem Wohlwollen zu empfehlen mir erlaube.» — Mit diesen Worten giebt Albert seiner Ueberzeugung über die Zukunft der Sternwarte Ausdruck.

Nun folgte die Zeit der stillen Arbeit, trotzdem auch in dieser Zeit keine grossartigeren astronomischen Untersuchungen ausgeführt wurden. In den «Astronomischen Nachrichten», welche von Allen, was seit 1820 auf dem Gebiete der practischen Astronomie geschah, ein ziemlich vollständiges Bild geben, treffen wir ein einziges Mal auf den Namen Mayer's in einem kleinen Artikel und zwar im 25. Bande der «Nachrichten». Vom 6. December 1846 datirt, finden sich hier einige Beobachtungen des eben damals entdeckten «*Neptun*», den Mayer noch «*Leverrier*» nennt. — Das Hauptgewicht legte Mayer auf die meteorologischen Beobachtungen, die von 1836 bis 1848 systematisch betrieben wurden. Dieses reiche Beobachtungsmaterial hat die ungarische Academie der Wissenschaften in Druck gelegt. Mit der Redaction desselben wurde Stefan Kruspér, Professor am Polytechnikum zu Budapest, betraut. Der Titel des Werkes lautet folgendermassen: «*Observationes meteorologicae. Cura et auspiciis commissionis mathematico physicae academiae scientiarum Hungaricae. Redegit Stephanus Kruspér. Tomus I. Pestini 1866*». Das Werk ist mit lateinischem und ungarischem Texte versehen.

Die in diesen Band aufgenommenen Beobachtungen erstrecken sich vom 1. Januar 1841 bis 31. December 1848. Die Beobachtungen geschahen von 5 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends in den unpaarigen Stunden und ausserdem zu Mittag, also täglich zehnmal. Der Tag wurde nach Art der Astronomen von Mittags 12 Uhr an in täglichen 24 Stunden gerechnet.

Zu Anfang 1841 wurde blos der Luftdruck, die Lufttemperatur, die Windrichtung und Windstärke und die Bewölkung beobachtet, allein vom October desselben Jahres an wurde auch die Niederschlagsmenge, von Anfang 1842 endlich der Dampfdruck und die Luftfeuchtigkeit in Procenten als Object der Beobachtung aufgenommen. Allgemeine Bemerkungen beziehen sich noch auf



Nebel, Regen, Hagel, Schnee, Gewitter, Sturm und die Eisgangsverhältnisse der Donau.

### III.

Während in dieser Weise auf der Blocksberger Sternwarte langsam und bescheiden gearbeitet wurde und man auf eine der Astronomie mehr ergebene heranwachsende Generation hoffnungsvoll blickte und einer schöneren Zukunft entgegen sah, thürmten sich langsam die Wolken, und der Ausbruch des Sturmes war schon nahe: die Revolution, welche binnen Kurzem über den ganzen Continent dahin brausen sollte. Es war schon jene riesige Zerstörung nahe, welcher zum Schluss nach relativ kurzem, aber drangsalreichem Bestehen auch unsere Sternwarte zum Opfer fallen sollte.

Bezüglich dieser traurigen Begebenheiten, die Geschichte der Catastrophe, dienen als Quellen jene in dem Archiv der Blocksberger Sternwarte befindlichen Documente (Berichte, Protocolle, Zeugnisse etc.), welche die Ereignisse in ausführlicher und gewissenhafter Weise erzählen.

Unter jenen Gründen, welche Pasquich vermochten, den Bau der Sternwarte auf dem Blocksberge zu proponiren, führte er — wie schon erwähnt wurde — auch jenen an, dass dieser Platz von irgend welchen politischen Veränderungen unberührt bleiben werde. Er dachte freilich nicht daran, dass die längstvergangenen traurigen Tage wiederkehren könnten, dass Ofen wieder einen Belagerer ausserhalb seiner Mauern sehen werde und dass dann die Belagerer die Anhöhen um die Festung und mit ihnen, wie dies 1686 geschah, auch den Blocksberg besetzen werden, jenen Berg, von dem man in die Festung wie in ein geöffnetes Buch sieht; er bedachte nicht, dass die Belagerungsgeschütze eine sehr gefährliche Nachbarschaft für eine Sternwarte seien.

Während Mayer die Sterne beobachtete, wurde der Boden unseres Vaterlandes der Schauplatz erbitterter Kämpfe. Auf und ab wogte der mit wechselndem Glücke geführte blutige Krieg; Freund und Feind zogen durch die Hauptstadt und hielten diese vorübergehend besetzt; die an hohem, abgelegenen Orte befindliche Sternwarte liessen sie alle unberührt. Dies dauerte bis zum April des Jahres 1849, als sich das ungarische Revolutionsheer siegreich vordringend der Hauptstadt näherte. General Heinrich Hentzi, der Commandant von Ofen, beschloss die Festung zu halten und gegen die Belagerung zu vertheidigen. Die Belagerung und schliessliche Erstürmung der Festung Ofen im Mai des Jahres 1849 ist hinlänglich bekannt. Ungebührlich lange Zeit zog sich die Belagerung hin durch den Mangel an Belagerungs-



Geschützen, die man erst herbeischaffen musste, um eine wirk-same Beschiessung der Mauern beginnen zu können.

Die Sternwarte blieb so lange unbehelligt, als man die unga-rische Armee nicht in der Nähe von Pest vermuthete. Als sich jedoch das Gerücht ihrer Annäherung verbreitete, kam viel Volk auf den Berg, um dieselbe von dort wahrnehmen zu können. Dies geschah Mitte März 1849. Hierauf liess die damals bestehende «militärisch-politische Commission» Albert vor sich rufen und verbot demselben strenge, die Fernröhren des Institutes zu be-nützen oder durch Andere benützen zu lassen. Auf die Bemerkung Albert's, dass nicht er, sondern Mayer der Vorsteher des Institutes sei, wurde ihm aufgetragen auch diesen von dem Verbote zu ver-ständigen, was noch denselben Tag geschah. Es wurde nun die ganze Sternwarte gesperrt und nur die nöthigsten astronomischen Beobachtungen ausgeführt; in den Beobachtungssaal liess man Niemanden. — Einige Tage später, um den 20. März, kam aus der Festung ein Wachposten auf den Berg, dessen Aufgabe es war, die ganze Gegend mit Hilfe der Fernröhren der Anstalt fort-während zu untersuchen und von jeder verdächtigen Bewegung dem Festungscommando Meldung zu erstatten. Nach einigen Tagen kam ein Genieofficier als Führer der Wachtruppe, am Ostersamstag aber erschien Hoffmann, Oberst des Generalstabes, mit einer grösseren Abtheilung, welche vom Blocksberg bis zum 22. April Tag und Nacht vermittelst der Fernröhren die Gegend untersuchten. Nach dessen Entfernung kam ein anderer höherer Officier als Commandant der Beobachtungstruppe.

Der Director der Anstalt hatte bisher auf seinem Posten ausgeharrt. Als Fremder und als Geistlicher hatte er eine überaus schwierige und haltlose Stellung in einem Lande, das im wüthen-den Bürgerkriege war. Während seines relativ kurzen Aufenthaltes im Lande hatte er die Bedeutung und die Tragweite der ganzen Bewegung nicht kennen gelernt und wie wir — nach Infor-mation aus guter Quelle — Grund haben zu glauben, hatte er sich im Allgemeinen keine politische Ueberzeugung gebildet und lebte blos seiner Wissenschaft. Wahrscheinlich klangen Schmähungen und Drohungen von Seite des Volkes, das den Berg besuchte, an sein Ohr, in Folge dessen er sich auf seinem Posten nicht sicher fühlte. Dies veranlasste ihn am 22. April verkleidet die Sternwarte zu verlassen und nach Böhmen, in seine Heimat zu reisen. Er kehrte in seinen Orden zurück, um dort das Austoben des Sturmes abzuwarten. Ob dieser Schritt motivirt gewesen sei, ob Mayer durch Ausharren auf seinem Posten, even-tuell energisches Auftreten von seiner Seite den verschiedenen Gewalten gegenüber, die auf das Wohl und Wehe der Sternwarte in dieser traurigen Zeit Einfluss nahmen, an dem harten Geschieke



dieser, seiner Fürsorge vertrauten Anstalt etwas mildern hätte können, — das sind heute ziemlich müssige Fragen. Die eintretenden Ereignisse scheinen zu beweisen, dass er klug gehandelt habe, als er sich den möglichen Wuthausbrüchen des gereizten und anarchischen Pöbels des um den Berg liegenden Stadttheiles entzog. Auch scheinen die leitenden Kreise der Fünfziger Jahrein der Entfernung Mayer's keine Pflichtversäumniss gesehen zu haben, da sie ihn auf seinen Posten zurückriefen und ihm nach der Auflösung der Sternwarte eine andere Stellung anvertrauten.

Albert wusste vorerst gar nichts von der Entfernung seines Chefs. Erst als ihm ein Schüler desselben den Schlüssel der Bibliothek überreichte und ihm die plötzliche Abreise Mayer's mittheilte, sah Albert, dass nun die Reihe zu handeln an ihm sei und ihn die ganze Verantwortlichkeit für Alles treffe. Dies letztere ist in derartigen Krisen, wo die genaueste Pflichterfüllung leicht Collisionen mit einer der bestehenden Gewalten und somit manigfache Gefahr mit sich bringt, eine drückende Aufgabe. Als Albert die Entfernung des Directors der Anstalt wahrnahm, gerieth er in eine dilemmatische Lage. Als seine erste Pflicht erkannte er, von diesen Vorgängen dem Patrone der Anstalt, dem Senate der Universität, Meldung zu erstatten und um Verhaltungsmassregeln zur fernerer Darnachhaltung zu bitten. Andererseits fürchtete Albert, die strengsten Massregeln gegen sich heraufzubeschwören, wenn er jene Meldung erstattete, da General Hentzi in einem überall affichirten Placate der Bewohnerschaft Ofens die Communication mit den Pester Behörden strenge untersagte. Albert schickte seinen Bericht indessen doch an den Rector der Universität, ohne jedoch darauf Antwort zu erhalten. Nachdem General Hentzi eben damals durch Placate der Bevölkerung seinen Vorsatz, die Festung und Stadt Ofen gegen eine Belagerung bis auf den letzten Mann vertheidigen zu wollen, kund gemacht hatte, ersuchte Albert, um die Instrumente vor allen Eventualitäten zu sichern, den damaligen Wachcommandanten auf dem Blocksberge, Franz Abele, ihm bei der Transportirung derselben hilfreich zu sein. Dieser begab sich allsogleich persönlich zu Hentzi, um von diesem die Erlaubniss zu erhalten; allein Letzterer wies ihn ab und verbot die Entfernung der Instrumente, da dies unnöthig sei und da er «nie einem so ausgezeichneten wissenschaftlichen Institute Schaden zufügen würde». Albert theilte diesen Bescheid noch am selben Tage mehreren Opfer Bürgern mit, um die Verantwortlichkeit über die Belassung der Apparate des Observatoriums von sich abzuwälzen. So musste er unthätig das Herannahen der Gefahr für das von ihm beaufsichtigte Institut ansehen, obgleich er und mit ihm zahlreiche andere Bewohner der Hauptstadt die Hoffnung hegten, es werde zu einer ernsthaften Vertheidigung



Ofens gar nicht kommen, da diese Festung namhaften Widerstand zu leisten nicht im Stande sei.

So kam der 4. Mai, an welchem Tage Morgens 8 Uhr der Wachposten um etwa zehn Mann verstärkt wurde. Als sich um 10 Uhr die ungarischen Huszaren von allen Seiten, besonders auf dem Budaörser Wege näherten, sandte Abele in die Festung um Verhaltensmassregeln und erhielt von dort den Befehl, sich sammt Mannschaft in die Festung zurückzuziehen. Abele verliess um 11 Uhr den Berg und liess die Sternwarte unbesetzt zurück.

Es war um die Mittagszeit desselben Tages, als vier Huszaren auf dem Berge erschienen, welche eine ungarische Tricolore mit sich brachten, die sie auf der Flaggenstange der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft aufhissten. Kaum fühlte sich Albert der Gewalt Hentzi's entzogen, so begann er auch schon auf die Sicherung der Apparate der Sternwarte zu denken. Er schraubte vor Allem die Gläser von den Fernröhren und brachte diese in einem überwölbten Raum in Sicherheit. — Zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags brachte man drei Kanonen und eine Haubitze sammt Bedeckungsmannschaft, welche auf Befehl des Artillerie-Commandanten dicht am Gebäude der Sternwarte aufgestellt wurden. Bestürzung bemächtigte sich der Anwesenden, welche die Folgen dieser Postirung der Geschütze ahnten, und Albert versuchte durch eindringliche Vorstellungen es durchzusetzen, dass dieselben in grösserer Entfernung von der Sternwarte aufgestellt werden mögen. Jedoch der Artillerieofficier wies dies Gesuch kurz zurück mit der Bemerkung, dass die gewählte Position die vortheilhafteste sei. Hierauf begann Albert mit dem Lehrer seines Sohnes, Ludwig Michael Erlanger, und einem Diener des Institutes — der andere war schon einige Stunden früher entflohen — ernstlich an der Fortschaffung der Instrumente zu arbeiten.

Gegen 4 Uhr begann das Bombardement von Seiten des Blocksberges, worauf bald auch aus der Festung geantwortet wurde. Mit der Fortschaffung der Instrumente musste nun innegehalten werden, da man aus der Festung mit 18pfündigen Kugeln den ganzen Berg beschoss. Mitten im Donner der Geschütze wurde nichtsdestoweniger im Gebäude die Zerlegung der Instrumente begonnen. Insofern dies in der Eile möglich war, placirte man die leichter transportirbaren Bestandtheile derselben hinter die stärkeren Mauern an der der Festung abgewendeten Seite.

Am folgenden Tage, den 5. Mai, kam Alexander Nagy, einer der Generale der Belagerungsarmee, auf die Sternwarte, um von dort die Festung zu besehen. Derselbe brachte ein ganzes Bataillon Honvéd zur Bedeckung der Geschütze und des Gebäudes der Sternwarte mit sich, welches von Tag zu Tag abgelöst wurde.



Die Kanonade wurde an diesem Tage mit solcher Heftigkeit fortgesetzt, dass die Kugeln an mehreren Orten in das Observatorium und in das Wohngebäude einschlugen und den Aufenthalt daselbst lebensgefährlich machten. Während dieser ganzen Zeit setzte Albert die zeitraubende Beschäftigung des Zerlegens der Instrumente und deren Transport in die gewölbten Räume des Hauses fort. Seine eigene Habe liess er inzwischen zurück, ja selbst für die sichere Unterbringung seiner Familie sorgte er nicht. Diese, sowie das übrige Hausvolk flüchtete sich in die gewölbten Räume, und als sie sich auch dort nicht sicher fühlten, flohen sie in den hinter dem Gebäude befindlichen Weingarten, wo sie sich an die Mauer anschmiegend mit Zittern dem Sausen der über ihrem Kopfe dahin fliegenden 18 und 24pfündigen Kugeln und Granaten lauschten. Gegen Abend durchflogen die Kugeln schon derart die Sternwarte und das Wohngebäude, dass der Aufenthalt in demselben oder auch nur in seiner Nähe lebensgefährlich war. So war Albert endlich gezwungen, seine Familie zu retten und dieselbe in die Stadt zu führen. Auf steilen, kaum gangbaren Pfaden eilten die Armen im Kugelregen auf der Südseite des Berges herab, wo ihnen die Besitzerin des Blocksbades ein Asyl gewährte. Albert selbst eilte wieder auf den Berg, um die Sicherung der Gegenstände der Sternwarte fortzusetzen. Am folgenden Tage, Sonntag den 6. Mai, Morgens 5 Uhr, schlug die erste Bombe in das Gebäude, worauf Albert den General Aulich um Assistenz behufs schleunigster Fortschaffung der Apparate ersuchte. Gleichzeitig erboten sich einige Ofner und Pester Bürger, so z. B. Friedrich Kammerer, Ofner Siebmachermeister, David Pink, Pester Kaufmann, und zahlreiche Andere, bei der Sicherung des Landes-Eigenthums behilflich sein zu wollen. — Seien wenigstens Jene namentlich erwähnt, die Albert bei Namen kannte und welche mit Gefährdung ihres eigenen Lebens sich dieser Beschäftigung unterzogen! — Ausser diesen halfen noch die zu dieser Arbeit commandirten Honvéd, von denen einer bei dieser Beschäftigung durch eine Kanonenkugel verwundet ward, während Albert durch den Luftdruck, den eine einschlagende 18pfündige Kanonenkugel verursachte, zu Boden geschleudert wurde. — Als es nun an das eigentliche Einpacken der Apparate gehen sollte, machte Albert die unangenehme Erfahrung, dass mit Ausnahme dreier Kisten dieselben sämmtlich im Laufe mehrerer Jahrzehnte im feuchten Keller, ihrem Aufbewahrungsorte, verfault und somit unbrauchbar geworden seien. Niemand hatte mehr gedacht, dass die Sternwarte jemals in die Lage kommen werde flüchten zu müssen, und so wurde auch auf die Conservirung dieser für den Transport unumgänglich nöthigen Kisten nicht gedacht. Es mussten demzufolge die meisten Instrumenten-Bestandtheile, sowie die Bücher

und Papiere der Sternwarte unverpackt in den Garten getragen werden, wo diese Gegenstände von den Honvéd bewacht wurden. Jene Metalltheile, welche man ihres grossen Gewichtes wegen durchaus nicht zu transportiren im Stande war, wurden hinter die mächtigen, neun Fuss dicken Steinpfeiler, welche den Kern der beiden Thürme bildeten, untergebracht.

Gegen Mittag wurde das Bombardement so heftig, dass man ohne die grösste Lebensgefahr in der Sternwarte nicht mehr bleiben konnte. Albert wurde deshalb von dem Honvédofficier, der die Bedeckungsmannschaft commandirte, vom Berge weggeschickt. Im Bewusstsein, Alles unter dem Schutze des Militärs zu lassen, verliess er den Berg, um für seine Familie zu sorgen, die sich nun auch schon im Blocksade, in dessen Nähe einzelne verirrte Kugeln einschlugen und Vorübergehende tödteten — nicht sicher fühlte. Albert brachte deshalb seine Familie in eines der umliegenden Dörfer und eilte Abends, nachdem die Beschiessung der Sternwarte wieder etwas sistirte, auf den Berg, um das, was er bei Tage in den Garten geschafft hatte, nun in Sicherheit bringen zu können. Die Gegenstände wurden theils in den Keller des Rád'schen Ziegelofens, theils in die mit drei Thüren verschlossenen Kellerräume des Gebäudes geschafft. Diese Arbeit setzte Albert einige Nächte hindurch fort, als die Beschiessung einigermassen aufhörte. — Um uns annähernd einen Begriff von den Schwierigkeiten zu bilden, mit denen Albert beim Transporte der Apparate zu kämpfen hatte, stelle man sich einen steilen Felsenweg vor, den man selbst bei Tage bloß mit gehöriger Vorsicht passiren kann, und denken wir uns nun die Aufgabe, auf diesem Wege bei Nacht, im Kugelregen, schwere und dabei doch ungemein leicht Schaden leidende Metallgegenstände fortzuschaffen. Wahrlich es gehört ein nicht gewöhnlicher Muth dazu, sich einer solchen Aufgabe zu unterziehen. Die Transport-Karavane bestand gewöhnlich aus 10—20 Honvédsoldaten, von denen oft 8—10 Mann an einem gewichtigeren Stücke trugen. Bald mussten sie sich vor einer über ihre Köpfe dahin sausen Bomben oder Granate bücken, bald glitt Einer oder der Andere aus oder stürzte sammt seiner Last zu Boden. Und wenn die Schaar dann endlich nach mannigfacher Mühe und Gefahr am Fuss des Berges anlangte, nahm ihr Führer gewöhnlich wahr, dass einige der hilfreichen Honvéd sammt den ihnen anvertrauten Gegenständen mit Benutzung der Finsterniss verschwunden waren.

Nachdem dergestalt der nächtliche Transport der Instrumente der Sternwarte in Folge des beinahe ununterbrochenen Beschusses des Blocksberges höchst gefährlich war und überdies nicht dem Zwecke entsprach, die Apparate in gutem Zustande an einen



sicheren Ort zu schaffen, da ferner die noch auf dem Berge befindlichen Instrumente in solchen Räumen geborgen waren, welche bisher der Beschiessung widerstanden, gut verschliessbar und überdies unter genügender militärischer Bedeckung waren, beschloss Albert, die Fortschaffung der noch übrigen Instrumente aufzugeben. Die unten in der Stadt geborgenen Gegenstände schaffte er grösserer Sicherheit wegen in die umliegenden Dörfer Budaörs und Promontor. Er selbst verbrachte die Nächte bei seiner Familie auf dem Lande und kam jeden Morgen auf den Berg, den Stand der Dinge zu besehen.

Als er am 9. Mai auf den Berg kam, fand er ausser dem Honvédbataillon noch eine Compagnie Jäger auf Vorposten. Als er die Thüren des Kellers und der feuersicheren Zimmer untersuchte, fand er Alles in Ordnung, ausgenommen die Vorthüre des Kellers, die er gewaltsam erbrochen fand. Das Wohnhaus hatte damals schon sehr viel gelitten: jede Mauer war geborsten, die Plafonds aller Zimmer von Bomben durchschlagen. Albert begann erst jetzt, als er das Landeseigenthum, so viel in seiner Macht stand, geborgen hatte, damit, seine eigene Habe in Sicherheit zu bringen. Er hatte wahrlich Alles gethan, was man von einem gewissenhaften und pflichttreuen Beamten erwarten konnte. Was zu retten war, hatte er gerettet, und das Uebrige blieb ja als declarirtes Staatseigenthum unter dem Schutze eines Theiles der ungarischen Armee, wie er überzeugt war: in guter Hut.

Er sollte bitter enttäuscht werden. Als er am Morgen des 10. Mai mit dem Diener der Sternwarte auf den Berg kam, sah er schon in der Umgegend des Gebäudes Bücher und Schriften am Boden herumliegen, — also Gegenstände, welche er unter Schloss und Riegel wusste. In fieberhafter Eile kletterten Beide über die zerschossenen Mauertrümmer in das Haus, wo sie den Keller, jedes Zimmer, Küche und Kammer, jede Thüre, alle Kasten, — mit einem Worte Alles gewaltthätig erbrochen und blank ausgeraubt fanden. Die Thüre des Beobachtungssaales — welche ihrer in den Stein versenkten Thürangeln wegen nicht erbrochen werden konnte — fanden sie mit dem Beile eingeschlagen.

Tiefe Bestürzung bemächtigte sich Albert's, als er diese grenzenlose Zerstörung und Plünderung wahrnahm. Er eilte sofort zum General Alexander Nagy, welchem er nach Erzählung des Vorgefallenen darlegte, welchen Schaden das Land, der ferne weilende Director, er selbst, sowie das Dienstpersonal der Sternwarte erlitten, und ihn dringend um möglichst baldige Abhilfe bat. Der General sandte den Lieutenant Fehér auf den Berg, um bezüglich der entwendeten Gegenstände eine Untersuchung anzustellen. Auf diese Weise gelang es so manches von den entfremdeten Gegenständen herbeizuschaffen. Albert begnügte sich hier-

mit noch nicht, sondern ging auch zum General Aulich, dem er ebenfalls den Thatbestand mittheilte. Dem energischen Vorgehen von Seite beider Generäle ist es zu danken, dass der Schaden wenigstens einigermassen gemildert werden konnte. Die auf solche Weise zurückerhaltenen Gegenstände wurden anfänglich unter militärischer Aufsicht gelassen, da jedoch auch jetzt noch Einiges verschwand, liess Albert Alles in die Rád'sche Ziegelbrennerei und nach Promontor schaffen.

Wenn wir die Ursachen aufsuchen, welche die ungarischen Soldaten zur gewalthätigen Erbrechung der Sternwarte und deren Plünderung reizten, so können wir diesbezüglich Folgendes bemerken: Das ungarische Militär hatte erfahren, dass die Oesterreicher das Annähern der ungarischen Armee an die Donau aus der Sternwarte beobachtet haben und dass sie dieser nur deshalb so vielen Schaden verursachen konnten. Der gemeine Soldat, der über den Zweck einer Sternwarte gar keine Vorstellung hatte, musste hiedurch naturgemässerweise gegen diese Anstalt aufgereizt sein. Die mächtigsten Triebfedern jedoch, welche die Soldaten zu derartigem gewalthätigen Vorgehen aufreizten, bildete ein Theil der Tabaner Bevölkerung. Trödler und Diebshehler waren es vornehmlich, welche aus niederer Habsucht die Soldaten zum Einbruche reizten, um so um den Preis einiger Kreuzer in den Besitz der gewaltigen Messingmassen zu kommen, die wohl schon seit lange ihnen in die Augen gestochen hatten, die sie aber selbst zu nehmen viel zu feige waren. Sie gebrauchten zu diesem Zwecke das Märchen, das denn auch leider nur zu sehr verfiel, dass nämlich das ganze Gebäude sammt aller Einrichtung Eigenthum eines «schwarzgelben Pfaffen» sei, der sich mit der österreichischen Armee geflüchtet habe. Vor uns liegen die Acten der Gerichts-Verhandlungen, die unmittelbar nach der Einnahme der Festung von Seite des Tabaner Gerichtes in dieser Angelegenheit gepflogen wurden, aus denen hervorgeht, dass sich die gestohlenen Gegenstände hauptsächlich bei einigen Trödlern vorfanden. — Zu bemerken ist noch, dass die Honvéds, so lange sie allein auf dem Berge waren, die Thüren und Schlösser respectirten; blos am 7. Mai fanden sich Spuren, dass Jemand eine Thüre gewaltsam erbrechen wollte. An jenem Tage zeigten sich die ersten Versuche gewaltsamen Einbruches, als eine Compagnie der Pressburger Jäger auf den Berg auf Vorposten gesandt wurde, und am darauf folgenden Tage fand die Hauptplünderung statt.

Kurz zusammengefasst: die Soldaten, verwildert durch den langen Krieg, aufgehetzt durch gewissenloses, niederträchtiges Gesindel, das die allgemeine Verwirrung zu seinem Nutzen ausbeuten wollte, verübten jenes Attentat an dem Blocksberger Obser-



vatorium, wodurch Ungarn seiner musterhaft eingerichteten Sternwarte beraubt wurde.

So nahte der 21. Mai heran, der Tag der Erstürmung der Festung Ofen. Albert ging an diesem Tage schon um halb neun Uhr Morgens in das Lager des General Nagy, um ihn zu ersuchen, das Gebäude der Sternwarte nach Entfernung der Kanonen nicht ohne Bedeckung zu lassen. Den General selbst konnte er zwar nicht finden, doch erhielt er von dessen Adjutanten ein Schreiben, in welchem der Commandant des Wachpostens auf dem Blocksberge angewiesen wurde, bis zum Einlangen einer diesbezüglichen Ordre Wachen beim Sternwarte-Gebäude aufzustellen. Da Albert bis Mittag den General — den er der Unterschrift wegen aufsuchte — nicht treffen konnte, begab er sich mit dem nicht unterschriebenen Befehle auf den Berg, und da der dortige Wachcommandant die Schrift des Adjutanten Nagy's kannte, so versprach er im Sinne dieser Anordnung zu handeln. Die Untersuchung der Sternwarte ergab, dass die beiden grossen Instrumente der beiden Thürme: der grosse Repetitionskreis und das Aequatorial, welche man ihres bedeutenden Gewichtes wegen nicht fort-schaffen konnte und deshalb hinter die neunfussigen Pfeiler der Thürme verbarg, in unversehrtem Zustande noch vorhanden seien.

Den General Nagy konnte Albert erst Nachmittags im Lager finden, nachdem er ihn in der erstürmten Festung lange Zeit ohne Erfolg gesucht hatte. Dieser ordnete allsogleich an, dass ein Corporal mit acht Mann die Wache auf dem Blocksberge bei der Sternwarte beziehe. Albert suchte nun Wagen zu bekommen, um die noch dort befindlichen Apparate vollständig in Sicherheit zu bringen, allein seiner eigenen Aussage gemäss hätte man an diesem und den folgenden Tagen eher Ducaten auf den Strassen Ofens gefunden als einen Wagen. So war man gezwungen, aus den umliegenden Dörfern welche kommen zu lassen. Am Morgen des 22. und 23. Mai wurde noch Alles in Ordnung gefunden, als jedoch am Abend des 23. der Diener der Anstalt mit den Wagen auf dem Berge erschien, fanden sie weder Wachen noch aber eine Spur von den Instrumenten. Jede Thüre, alles Eisen und Messing, das Brennholz, mit einem Worte Alles, was nicht niet- und nagelfest war, Alles war verschwunden. Albert machte allsogleich die Anzeige beim Tabaner Gerichte sowohl als bei der militärischen Behörde, welche letztere ihn jedoch bei dieser Gelegenheit nicht mehr so energisch unterstützte wie ehemals. Um so energischer nahm sich jedoch die bürgerliche Behörde der Sache an: es wurde eine allgemeine Hausdurchsuchung auf dem Berge gehalten, wodurch es gelang, Vieles von dem Gestohlenen herbei zu schaffen, freilich in der Regel in solchem Zustande, dass blos

der Metallwerth des Instrumentes übrig war. So fanden sich die beiden grossen Instrumente der beiden Thürme zerschlagen im Hause zweier Trödler.

Alles zusammengenommen muss anerkannt werden, dass Albert Alles gethan habe, was unter so ausserordentlich schwierigen Verhältnissen zu thun möglich war. Astronomische Instrumente zu transportiren ist im Allgemeinen eine sehr missliche Sache und kann nur dann, ohne die Benützbarekeit derselben zu gefährden, ausgeführt werden, wenn genügende Zeit geboten wird, um dieselben in ihre Bestandtheile zu zerlegen und fest und vollständig fixirt zu verpacken. Unzerlegt und ohne gehörige Packung astronomische Instrumente transportiren zu wollen, hiesse so viel, als deren Brauchbarkeit und deren Werth einer grossen Gefahr aussetzen, da ja bekanntlich die kleinste Verbiegung oder unwahrnehmbare Formveränderung an den wesentlichen Theilen eines Messinstrumentes dasselbe in solchem Grade unbrauchbar machen kann, dass selbst eine Reparatur kaum mehr möglich ist.

In Folgendem geben wir wörtlich den Schluss des Albert'schen Berichtes über die Zerstörung der Sternwarte:

«Indem ich hiermit die auf reiner Wahrheit beruhende Erzählung der Begebenheiten beende, stehe ich nicht an, sondern erachte es vielmehr für meine Pflicht, es geradezu auszusprechen, dass, während ein grosser Theil der Honvédsoldaten sich sehr anständig benommen hat, das gewalthätige Erbreehen der Anstalt und die Entfremdung der dort in Sicherheit deponirten Gegenstände an jenem Tage geschah, als die Jäger behufs Vorpostendienstes auf dem Berge erschienen, und dass dieses böse Beispiel von den später nachfolgenden Honvéds in Verbindung mit einem Bruchtheile der Bewohnerschaft, welcher aus dem Gesindel jenes Stadttheiles bestand, nachgeahmt wurde, dass es übrigens nach der schrecklichen Verwüstung, welche die Kanonen der Festung am Gebäude der Sternwarte verursachten und bei der Gerechtigkeit, welche die Honvéds der Sternwarte gegenüber bekundeten, zu verwundern sei, dass ich noch so viel in Sicherheit bringen konnte und dass ich dies besonders den Generalen Aulich und Alexander Nagy zu verdanken habe, welche meine Bemühungen durch Energie und Strenge zu unterstützen die Güte hatten.»

Unter den Papieren der Ofner Sternwarte befinden sich einige Protocolle, welche sich auf die Verhöre der als verdächtig Eingezogenen beziehen. Schon vom 24. Mai, also einen Tag nach dem zweiten grossen Einbruch, liegt ein Protocoll vor, in welchem Wenzel Schwaiger, der Richter des Taban, einen Verdächtigen verhört. Derselbe giebt an gesehen zu haben, wie ein Trödler der



Gegend mit zwei Frauen grössere Fernröhren in zwei mit ihrer Oeffnung gegeneinander gekehrten Fässern verbargen und auf einem Handwägelchen fortschafften. Am 30. Mai wurde ein Polizeicommissär ausgesandt, um die nöthigen Recherchen anzustellen, die theilweise auch von Erfolg waren. Die Diebshehler scheinen in den nun folgenden stürmischen Zeitläuften ihrer wohlverdienten Strafe entgangen zu sein.

Das nach Einnahme der Festung mit den übrigen nach Ofen verlegte ungarische Ministerium für Cultus und Unterricht nahm sich allsogleich der Angelegenheiten der Sternwarte an, indem es aus dem Schoosse der Universität eine Commission zusammenstellte mit der Aufgabe, die erlittenen Schäden zusammen zu schreiben und für die übrig gebliebenen Instrumente zu sorgen. Die Mitglieder dieser Commission waren: Anian Jedlik, Otto Petzval und Josef Dorner, Universitätsprofessoren. Die Commission trat am 16. Juni 1849 zum ersten Male zusammen und beschied den Adjuncten der Sternwarte, Franz Albert, vor sich, damit er von seinem Verhalten während der Belagerung der Festung Rechenschaft gebe. Dieser trug mündlich der Commission vor, wie er mit dem Transporte der Instrumente bis zu jener Zeit warten musste, als in Folge des ununterbrochenen Beschusses der Sternwarte an ein sicheres Fortschaffen nicht mehr gedacht werden konnte; ferner in welcher Weise die Instrumente transportirt wurden, wie das Institut zweimal geplündert wurde, und endlich, welche Wege er eingeschlagen habe, um wieder in den Besitz der gestohlenen Gegenstände zu gelangen.

Nach dieser mündlichen Erklärung forderte die Commission Albert auf, dass er seine Aussage in Form eines ausführlichen Berichtes formulire, welcher, sofern dies nur möglich, von Befräftigungszeugnissen begleitet sei. Hierauf begab sich die Commission in die Wohnung des Adjuncten, wo sie die von den Fernröhren herabgenommenen Linsen, sowie das von den Honvéds zerstörte Aequatoreal sah; von hier begab man sich in die Rád'sche Ziegelbrennerei, die geretteten Gegenstände, Apparate und Bücher, anzusehen, und von hier schliesslich auf den Blocksberg, wo sie die Sternwarte in einen Trümmerhaufen verwandelt fand.

Nach dieser oberflächlichen Untersuchung wurde Albert angewiesen, die Apparate und Bücher in die auf Anordnung des Ministeriums gemiethete Wohnung zu schaffen und derart zu ordnen, dass sich die mangelnden Gegenstände auf Grund des Inventariums eruiren lassen möchten.

Zum zweiten Male trat die Commission am 30. Juni zusammen. In dieser Sitzung legte Albert seinen vom 28. Juni datirten, von Zeugnissen begleiteten Bericht vor. Unter diesen Zeugnissen ist besonders weitläufig und detaillirt das des Lehrers seines



Sohnes Ludwig Michael Erlanger, der den ganzen Winter von 1848 auf 1849 und den folgenden Frühling auf der Sternwarte wohnte und somit Augenzeuge der meisten Begebenheiten war. Mit Ausnahme unwesentlicher Details stimmte sein Zeugniß mit dem des Adjuncten vollständig überein.

Die Commission überzeugte sich aus dem Berichte des Adjuncten der Sternwarte, sowie aus den beigeschlossenen Zeugnissen, dass dieser Alles gethan habe, was in seiner Lage zur Rettung der Instrumente und zum Schutze des Gebäudes der Sternwarte gethan werden konnte. In Folge dessen erklärte die Commission, dass Franz Albert in jener gefährvollen Zeit seiner Pflicht mit rühmenswerther Selbstaufopferung Genüge geleistet, ja dass er dadurch, dass er bei der Rettung des Eigenthumes der Universität sein eigenes Leben in die Schanze geschlagen, damit sogar mehr gethan habe, als man von ihm überhaupt verlangen konnte. — Den Antrag des Adjuncten, 500 Gulden auf die vorläufige Reparatur der Instrumente zu verlangen, erklärt die Commission als verfrüht und lehnt denselben ab.

Albert erklärt, dass er die geretteten Instrumente und Bücher in die auf Anordnung des Ministeriums gemiethete Wohnung geschafft habe, wo er mit deren Ordnung beschäftigt sei. Die Commission fordert ihn auf, diese Arbeit möglichst zu beschleunigen, um so bald als möglich über die Grösse des erlittenen Schadens Kenntniss zu erlangen.

Mit Rücksicht auf die Zerstörung, welcher gelegentlich der Belagerung und Erstürmung der Festung die ganze Umgebung anheimgefallen, hält die Commission auch die jetzige Wohnung (Taban 640) nicht für genügend sicher, um als Aufbewahrungsort für die Apparate und Bücher zu dienen und beantragt, dieselben in das grössere Gebäude der Universität (Serbengasse) zu transportiren. Demzufolge wurden Dorner und Albert mit der Aufgabe betraut, die Besorgniss der Commission dem Ministerium mitzuthellen und die Anweisung der nöthigen Geldmittel zur Uebertragung der Gegenstände der Sternwarte zu veranlassen.

Am 6. Juli beendete die Commission die Zusammenstellung der an den bisher geordneten Apparaten aufgenommenen Schäden und Defecten auf Grund des Inventariums von 1843. Der Adjunct Albert wurde angewiesen, dasselbe bezüglich der Bücher zu thun.

Josef Dorner und Franz Albert melden, dass sie dem ihnen gewordenen Auftrage nachzukommen sich an das Ministerium wandten. Als sie jedoch dort erfuhren, dass das Unterrichtsministerium sein Amtiren bereits am 30. Juni, dem Tage des gewordenen Auftrages, eingestellt habe, wendeten sie sich an das Finanzministerium mit der Bitte um Anweisung der nöthigen Summe zum Transporte der Apparate und Bücher der Sternwarte.



von Ofen nach Pest, wurden jedoch kurz mit der Bemerkung abgefertigt, dass die Cassen schon fortgeschafft seien und somit auch die kleinste Summe Geldes sich nicht anweisen lasse. Nachdem Professor Jedlik seinerseits mittheilt, dass auch die Universität kein Geld für den Transport habe, erklärt die Commission, ihrer Pflicht genügt zu haben und ersucht Professor Jedlik, der Universität über den Stand der Dinge Bericht erstatten zu wollen. — —

Hiemit bricht plötzlich das von Dorner geschriebene Protocol ab. Mit entsetzlicher Geschwindigkeit vollzog sich das traurige Schicksal Ungarns: die Revolution wurde im Blute der Nation erstickt. Das Gebäude der Sternwarte blieb als traurige Ruine noch eine Zeit lang bestehen, die Instrumente und die Bücher derselben wanderten jedoch nach Pest in das grössere Gebäude der Universität (in der Serbengasse), wo sie für lange Jahre in einer Art Rumpelkammer begraben wurden.

Es ergreift uns ein schmerzliches Gefühl, wenn wir uns den ganzen Lebenslauf dieser Anstalt vergegenwärtigen. Wie wuchs das Selbstgefühl Reichenbach's, als er, der bis dahin blos kleinere Instrumente gefertigt hatte, mit einem Male von einem Gelehrten von Ruf mit dem Auftrage beehrt wird, die Gesamteinrichtung einer grossen Sternwarte zu verfertigen. Mit welcher Freude und mit welcher Genauigkeit arbeitete er an derselben, um dem Besteller Meisterwerke in jeder Beziehung senden zu können. Und als dann die Instrumente fertig sind, denkt er den Plan einer Sternwarte aus, wos seine Apparate am zweckentsprechendsten verwendet werden könnten: es ist dies derselbe Plan, nach dem dann später die Sternwarte erbaut wurde. — — — Und im Gegensatze zu diesem Bilde denken wir uns nun das zu Schanden geschossene, von Kugeln durchfurchte Gebäude der Sternwarte, wie dieses von der im langen Kriege verwilderten Soldateska gewaltsam erbrochen und ausgeplündert wird, oder aber stellen wir uns den hehlerischen Trödler vor, wie er die Reichenbach'schen Meisterwerke mit vandalischen Händen zertrümmert, jene Werke, auf die das ganze Land mit Stolz geblickt, und alles dies darum, um die Metallstücke als altes Messing einschmelzen zu können!

#### IV.

Das blutige Drama war beendet, der Friede wieder hergestellt; die Angelegenheiten Ungarns verwaltete nach wie vor der Statthaltereirath von Ungarn.

Bevor sie gänzlich zu existiren aufhörte, erwachte die Sternwarte noch einmal zu einem gewissen Scheinleben, das allerdings



blos sehr kurze Zeit währte. Im Archiv der Sternwarte befinden sich einige Schriften, welche sich auf diese letzte Phase des Institutes beziehen.

Man hatte sich in den leitenden Kreisen, die Erfahrungen beherzigend, die man bei der Beschiessung der Festung vom Blocksberge aus gesammelt hatte, überzeugt, dass dieses ein wichtiger, die Festung dominirender Punkt sei, und beschlossen, diesen Berg zu befestigen und auf demselben ein Fort zu erbauen, jedoch in der Weise, dass daneben auch die Sternwarte, die man wiederherzustellen beschloss, bestehen könne.

Die vorerwähnten Schriftstücke beginnen mit einer vom 23. April 1850 datirten Zuschrift von Seite des Statthaltereirathes an den Senat der Pester Universität. Der Inhalt derselben ist folgender: Seine Majestät hat den Bau eines Forts auf dem Blocksberge beschlossen, in der Weise jedoch, dass daneben das Observatorium — dessen Erhaltung und Wiederherstellung Seine Majestät unbedingt wünsche — ungestört bestehen könne. Aus diesem Grunde wird die Universität aufgefordert, die Berathungen über die Wiedererbauung und Einrichtung der Sternwarte allso gleich zu beginnen. — In der zweiten Zuschrift fordert die militärische «Geniedirection» die Universität auf, in die behufs der Einlösung der für den Bau des Forts benötigten Grundextension ausgesandte Commission ebenfalls einen Deputirten schicken zu wollen. Dieses Schriftstück ist vom Mai des Jahres 1850 datirt. — Die dritte Zuschrift vom 16. März 1851 ist ebenfalls an den provisorischen Senat der Universität gerichtet und führt an, dass, nachdem in der im Vorjahre tagenden gemischten Commission sich gegen die Wiederherstellung der Sternwarte auf ihrem vorigen Platze, auf dem Blocksberg, blos eine einzige Stimme erhoben habe, und nachdem laut Aeusserung von Fachmännern zwischen Pest und Ofen, in der Nähe der Schwesterstädte und der Universität sich absolut kein passender Ort finde, ferner, da die auf dem Berge zu erbauende Festung die freie Aussicht des Observatoriums nicht im Geringsten behindern werde (?), da endlich weder die studirende Jugend noch etwaige, die Sternwarte besuchende Gäste durch die um dieselbe zu bauende Citadelle behindert werden würden, so ist der Bau des Observatoriums endgiltig beschlossen worden und werden einige Punkte bezüglich des Verhältnisses von Sternwarte und Festung erörtert. Die Wiener Regierung nimmt mit Befriedigung zur Kenntniss, dass die Universität von dem ihr gehörigen Grunde um die Sternwarte dem Militärärar eine Extension von 2474 Quadratklaffer Fläche für den Bau der Citadelle unentgeltlich überlasse. Um das Gebäude der Sternwarte herum soll eine vier Klaffer breite, zum gemeinsamen Gebrauche bestimmte neutrale Zone bleiben. Bezüglich der beizuschaffenden



Instrumente und deren Aufstellung verspricht unser Schriftstück in kurzer Zeit Erledigung zu bringen.

In der Plänesammlung des königlich ungarischen Communications-Ministeriums finden sich Pläne, welche damals für die Sternwarte verfertigt wurden: allgemeine und Detailpläne, sämmtlich mit der Zustimmungsclausel Lambert Mayer's, des inzwischen zurückgekehrten Directors, versehen. Die locale Militärbehörde beschäftigte sich eingehend mit der Art und Weise, wie im Falle der Nothwendigkeit der auch durch die Festungsmauern propoirnte Meridianausschnitt bombenfest zu schliessen wäre, was jedesfalls ein einigermassen abenteuerlicher Gedanke war. Noch am 23. September 1852 wurde eine Sitzung im Interesse der Sternwarte gehalten, wo die nun fertigen Pläne verhandelt wurden. Mit einem Worte, es war Alles im besten Zuge, dass die Sternwarte als Kern des Forts erbaut, das Telescop mit der Kanone verbunden werde, als das Wiener Kriegsministerium allen diesen schönen Phantasmagorien mit einem Male ein rasches Ende bereitete, indem es — von seinem Standpunkte jedesfalls ganz richtig — das Fort und das Observatorium für unverträglich erklärte und die endgiltige Auflassung des letzteren veranlasste.

Der geschlossene Tempel Uraniens blieb hierauf noch eine Weile bestehen, umgeben von jenen finstern Festungsmauern, die unserem Blocksberg ein so düsteres und unfreundliches Gepräge verleihen. Während der fünfziger Jahre wurde den Schwesterstädten noch das Mittagszeichen gegeben, endlich hörte auch dieses auf, die Uhr wurde zu den übrigen Instrumenten geschafft. Das Militärärar kaufte schliesslich die Ruine sammt dem Grunde, auf dem sie stand, um ein Bagatell von der Universität und machte dieselbe der Erde gleich.

Seit dieser Zeit ist die Gerardsberger Sternwarte von der Oberfläche der Erde verschwunden, ein einsamer Steinpfeiler — der einstige Träger irgend welchen Instrumentes — steht einsam als trauriger Zeuge vergangener Zeiten.

Als nach der Niederwerfung der Revolution wieder ruhige Zeiten eintraten, kehrte Lambert Mayer auf seinen Posten zurück. Er nahm Theil an jenen Commissionsarbeiten, welche die Wiedererbauung der Sternwarte bezweckten, von welchen Arbeiten ihm natürlich der Löwenantheil zufiel. Dadurch, dass nun mit einem Male das ganze Project der Restauration des Observatoriums fallen gelassen wurde, blieb Mayer ohne amtliche Beschäftigung. Da jedoch die damals massgebenden Kreise dieser Kraft sich auch für die Zukunft versichern wollten, wurde er 1851 zum provisorischen Director der «Josef-Industrieschule», später — als diese Anstalt zum Polytechnicum erhoben wurde — zum Director der-



selben ernannt. Nachdem Mayer nach beendigter vierzigjähriger Dienstzeit 1861 in den Ruhestand getreten war, kehrte er 1862 in seine Geburtsstadt Tepl und in seinen Orden zurück. Die zwei letzten Jahre seines Lebens verwaltete er die Krukanitzer Besitzung seines Ordens, wo er am 7. August 1866 im 70. Lebensjahre starb. Die Pester Universität verlieh ihm am 9. Juli 1853 den Doctorgrad der Philosophie.

Inzwischen schliefen die traurigen Reste der Instrumente der Gerardsberger Sternwarte ihren langen Schlaf in einer Kammer des Universitätsgebäudes in Gemeinschaft mit den glücklicheren Instrumenten der Bicskeer Sternwarte, welche doch wenigstens kunstgerecht in Kisten verpackt — rosteten. Erst seit der Erweiterung des Universitätsgebäudes in der Serbengasse erhielten die Apparate beider Sternwarten ein würdigeres Domicil. Sie sind nun in einem geräumigen Saale des letzten Stockwerkes im Universitätsgebäude untergebracht. Herr Baron Roland Eötvös, der Professor der Physik an der Budapester Universität, hat dieselben übernommen, sie ausgepackt, geordnet und aufgestellt, so dass sie nach vielem Ungemach nun vielleicht neuerlichem Verderben nicht mehr ausgesetzt sein werden. Baron Eötvös hat auch die Bibliothek, sowie das Archiv der Sternwarte geordnet. Schreiber dieser Zeilen verdankt es seiner Freundlichkeit, dass er in die Lage versetzt wurde, die Geschichte der Sternwarte zu schreiben, indem ihm Baron Eötvös die auf die Geschicke der Sternwarte — welche nun schon der Geschichte angehört — bezüglichen Documente zur Verfügung stellte.

Schreiber dieses hat mehrere Male zwischen den Resten der beiden Sternwarten verweilt und dabei jenes eigenthümliche Gefühl empfunden, das uns überkommt, so oft uns die Trümmer menschlicher Thätigkeit umgeben. Unsere Phantasie entwirft unwillkürlich ein Bild von jener Menschen Handeln und Fühlen, ihren Plänen und ihrem Streben.

Dort stehen und liegen unsere alten Bekannten. Das siebenfüssige Mittagsrohr, durch gewalthätiges Hin- und Herwerfen verbogen, liegt dort am Boden, wie wir die alten Kanonenrohre in Museen finden. Daneben liegen die Säulen davon, in deren eine der Diebshehler Löcher schlug, um sich von der Stärke der Metallwand zu überzeugen. Daneben steht auf seinen getheilten Kreisen, wie eine Kanone auf ihren Rädern, der Mittagskreis, die Kreise derartig verbogen, als habe man das Instrument auf ihnen vom Berge herabgezogen. Ebendort sehen wir die traurigen Reste des Reichenbach'schen Aequatoreals. Das hölzerne Telescoprohr lehnt zerbrochen am Gestelle. — Der grosse Repetitionskreis findet sich ganz verbogen, alles Andere in Stücke zerbrochen. — Das Fernrohr des aus der alten Sternwarte stammenden Mauerquadrant-



ten liegt in Stücke zerschnitten am Boden; seine stark grüne Objectivlinse ist erhalten, alles Uebrige fehlt.

Jene Gläser, welche Albert gleich am 4. Mai jenes Jahres von den Instrumenten abschraubte und in Sicherheit brachte, sind auch heute noch vorhanden.

Wie eine Ironie des Schicksals erscheint es uns, wenn wir unter den Trümmern auf jenes Instrumentchen stossen, mit dem man noch auf der alten Sternwarte seiner Zeit den Augenblick des wahren Mittags bestimmte. Es ist dies dieselbe alterthümliche Vorrichtung, die schon im Verzeichniss der Apparate der alten Sternwarte vorkommt und welche der boshafte Zufall ruhig die grössten Zerstörungen überdauern liess. — In auffallend grosser Menge finden sich hier Bruchstücke von Instrumenten. — Die eine Wand des Saales nimmt die Bibliothek ein, neben ihr befindet sich das Archiv der Sternwarte: deren Documente, ihre Observationsjournale mit tausend und aber tausend Beobachtungsdaten, welche Niemand benützte und welche auch nie Jemand benützen wird. Dort sehen wir an der Wand aufgehängt die gestohlenen und wieder herbeigeschafften Messgewänder Mayer's sammt manchen Einrichtungsstücken aus der Capelle des Observatoriums. Hier sehen wir die Spuren der Lieblingslecture Pasquich's, einige Hefte aus den Werken eines alten italienischen Dramatikers, und unmittelbar daneben das *Abc*-Buch von Albert's kleinem Sohne. Die Spuren mehrerer Generationen auf einer Stelle! — Den grössten Theil des Saales nehmen die Bicskeer Instrumente ein.

Unter den übrig gebliebenen Instrumenten der Blocksberger Sternwarte befinden sich derzeit blos drei, die im Zustande der Brauchbarkeit vorhanden sind: die grosse Seyffert'sche Uhr, gegenwärtig im physikalischen Laboratorium der Universität befindlich, ferner ebendort das kleine Reichenbach'sche Heliumeter und der aus derselben Hand hervorgegangene Cometensucher. Jedesfalls drei sehr werthvolle Apparate; jedoch was sind diese gegen die grossen Hauptinstrumente der Sternwarte, deren Trümmer — blos den Metallwerth repräsentirend — am Boden liegen! Ausser dem erwähnten ist nur noch einiges andere, weniger Werthvolle erhalten. Der gegenwärtige Custos der Sammlung ist Baron Roland Eötvös, Professor der Physik an der Universität.

Es ist zu beklagen, dass das Verzeichniss der verlorenen und verdorbenen Gegenstände nicht gewissenhafter die Schäden und Mängel anführt, um darüber eine klare Vorstellung zu erhalten, in welchem Zustande die Universität die Apparate übernommen habe und welchen Theil sie dadurch, dass sie dieselben lange Jahre hindurch in einer Rumpelkammer aufbewahrte, an der fortgesetzten Zerstörung derselben hatte.

Hiemit sind wir bei jenem harten Vorwurfe angelangt, den



Jemand unter dem Titel: «Ueber zwei zu Grunde gegangene Sternwarten» mit der Unterschrift: «Ein Reisender» gegen die Universität in der populär wissenschaftlichen Zeitschrift «Sirius» (15. Juni 1872) erhebt und welcher auch im Organ der «Königlichen ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft», dem «Természettudományi közlöny» (4. Band pag. 311), ein Echo hervorrief. Dieser «Reisende» beschreibt einen Besuch des sogenannten *astronomischen Cabinets* auf folgende Weise: «In eine ebenerdige, feuchte, fensterlose Kammer der Pester Universität stolperten wir, welche etwa 15 Fuss lang und 9–10 Fuss breit war. Dies ist der Ort, wo wir die einstigen schönen Instrumente der Ofner Sternwarte verrenkt und verrostet bewundern.» Folgt hierauf die Beschreibung, in welchem Zustande er (der Reisende) die Instrumente der Gerardsberger Sternwarte vorfand. Er führt an, wie er dieselben theils am Boden liegend vorfand, theils — wie z. B. das Fernrohr des Aequatoreals und ein Uhrpendel gleich einem alten unbrauchbaren Pfeifenrohre in eine Ecke gelehnt, Alles aber — wie das Heliometer und den Cometensucher — derart verrostet, dass man dessen Theile nicht einmal bewegen konnte.

Ferne sei es von uns, die Universität betreffs der stiefmütterlichen Behandlung, welche dieselbe wissenschaftlichen Zwecken dienenden Instrumenten angedeihen liess, in Schutz nehmen zu wollen; wir sind überzeugt, dass sich bei grösserer Sorgfalt ein Plätzchen hätte aufreiben lassen, wo man dieselben wenigstens in dem Zustande hätte conserviren können, in dem sie die Universität übernommen, ja es war dies sogar die unverbrüchliche Pflicht derselben der Vergangenheit und Zukunft gegenüber: nichtsdestoweniger macht sich jener «Reisende» einer argen Uebertreibung schuldig, wenn er den beklagenswerthen Zustand der Instrumente blos der zu geringen Sorgfalt, mit der man die Instrumente behandelte, zumisst, da wir doch wissen, in welchem Zustande die Universität dieselben übernommen hatte.

Und nun, da wir an das Ende unserer Geschichte gelangt sind, sei es uns erlaubt den Blick noch einmal auf die Vergangenheit und von dort auf die Zukunft zu richten. Wir haben im Vorhergehenden gesehen, wie die erste Sternwarte der Universität im vorigen Jahrhunderte an deren Stätte in Tyrnau entstand und wie man die Beobachtungen nach der Uebersiedelung der Universität nach Ofen und hierauf nach Pest auf der neuen Sternwarte auf der königlichen Burg fortsetzte. Dieselben bewegten sich in sehr beschränktem Kreise und wurden mit sehr beschränkten Mitteln ausgeführt. Wir sahen hierauf, wie unter der Aegide des aufgeklärten, den Wissenschaften zugeneigten Erzherzog-Palatins Josef, trotz der Engherzigkeit der Universität, eine



solche astronomische Anstalt entstand, welche nicht blos in der ganzen Monarchie nicht ihres Gleichen fand, sondern unter allen europäischen Observatorien eines der bestangelegten und best-eingerichteten war. Jedoch über Ungarns astronomischen Obser-vatorien waltete bisher kein günstiger Stern. Sternwarten ent-standen, vegetirten und gingen nach kurzem Bestande zu Grunde. Hiezu dienen als Beispiele die Erlauer und Bicskeer Sternwarte. Dasselbe Schicksal hatte auch die Gerardsberger Sternwarte. Von ihrer Mutter, der Universität, stets verleugnet, konnte die Stern-kunde in unserem Vaterlande keine Wurzel fassen, daher konnte auch keine Schule entstehen und man war gewöhnlich gezwungen, den Leiter der Anstalt aus dem Auslande zu berufen. Es wäre jedoch eine Uebertreibung und Ungerechtigkeit, wenn wir blos in der Indolenz der Universität den Grund des geringen Erfolges suchen würden. Es waren nicht gewöhnliche Schicksalsschläge, welche dieses Institut ohne Unterlass trafen. Schwerlich werden wir wohl ein zweites, der Wissenschaft geweihtes Institut finden, das wie dieses — bei so viel gutem Willen — einen so geringen Erfolg aufweisen konnte und welches dann nach so viel Missgeschick ein so tragisches Ende nahm.

Als die Wiener Regierung im Jahre 1852 die endgiltige Auf-lassung der Sternwarte auf dem Blocksberge anordnete, war ihr Vorgehen ein gewalththätiges und rechtloses; sie beraubte dadurch die Jugend Ungarns eines wichtigen Bildungsmittels, eines Bildungs-mittels, das sie über hundert Jahre bereits genossen hatte. Die fremde Regierung beging hierdurch ein schweres Unrecht an Un-garns culturellen Factoren, welches die gegenwärtige vaterlän-dische Regierung noch nicht gutmachen konnte. Es würde uns auf fremdes Gebiet führen, wenn wir an dieser Stelle die Frage erörtern wollten, ob die Errichtung einer Sternwarte gegenwärtig zum gewünschten Ziele geführt hätte: das Eine ist jedenfalls traurig, dass nämlich einige unserer Astronomen im Auslande wirken müssen, wo dieselben mit Auszeichnung thätig sind.

Ist es vielleicht ein so leicht entbehrlicher Luxus, eine Stern-warte zu besitzen? Mit nichten. Wenn auch ein Land, das gleich Ungarn nur in einem schmalen Streifen das Meer berührt und in Folge dessen aus Gründen der Seeschifffahrt nicht die Anstellung jener astronomischen Beobachtungen benöthigt, wie England oder eine der seefahrenden Nationen, welche eigene Seewarten errichten, um den Seefahrern die Mittel in die Hand zu geben, sich auf den Meeren jederzeit mit Sicherheit orientiren zu können, so ist es doch nothwendig eine Anstalt zu errichten, welche die *Verwaltung der Zeit* zu ihrer Aufgabe hätte. Und dieses ist eine Aufgabe von grosser Wichtigkeit. Der Verkehr auf den die äussersten Enden des Landes verbindenden Eisenbahnen ist nur dann

ein gesicherter und erfolgreicher, wenn er auf genauer Einhaltung der Zeit basirt. Die Pünktlichkeit ist hier eine Lebensfrage in der weitestgehenden Bedeutung des Wortes. Nach Budapest Zeit verlässt der Zug die östlichste Station Siebenbürgens und verspricht seine Ankunft an der westlichen Grenze des Reiches nach derselben Zeit. Die Würde des Landes erfordert es, dass astronomische Beobachtungen wenigstens in diesem beschränkten Rahmen ausgeführt werden. Gegenwärtig verschafft sich das königlich ungarische Communications-Ministerium die Kenntniss der mittleren Budapest Zeit auf die Weise, dass sie ein Schiffs-Chronometer nach den Zeitbestimmungen, die an der Realschule des II. Bezirkes theils der hauptstädtischen Bevölkerung zu Liebe, theils aus alter Gewohnheit ausgeführt werden, richtet; auf diese Weise kommt sie in die Lage, den einzelnen Bahnstationen das Mittagszeichen geben zu können. Abgesehen also von jedem wissenschaftlichen Zwecke, von dem idealen Berufe der Sternwarte, ist ein solches Institut nothwendig.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Zeit nicht fern sei, wo Ungarn wieder eine Sternwarte grossen Stiles besitzen wird, wenn auch diese Zeit nicht in der allernächsten Zukunft liegt. Es ist die Errichtung einer Sternwarte eben immer eine Frage, welche nicht bloß eine Kosten-, sondern auch eine Personenfrage ist, da die Männer, die zu Leitern eines grösseren Observatoriums taugen, selbst in den höchstgebildeten Ländern Europas sehr spärlich gesäet sind, wie dies in jüngster Zeit das Beispiel des Pariser Observatoriums wieder zeigte. Wir wollen nur hoffen, dass zu jener Zeit das Land in der Lage sein werde, eine solche Summe auf eine Sternwarte zu verwenden, welche eine derartige Ausrüstung derselben gestattet, wie sie dem gegenwärtigen Stande der Himmelskunde entspricht.

Was schliesslich den für eine neu zu errichtende Sternwarte zu wählenden Ort betrifft, ob es wünschenswerth wäre diese an dem alten Platze, auf dem Blocksberge, zu errichten, falls das Fort, das gegenwärtig denselben verunziert, aufgelassen werden sollte, oder ob man einen anderen Platz dafür, vielleicht am linken Ufer der Donau (der Pester Seite) aufsuchen müsste, — darauf versuchen wir in Folgendem zu antworten: Auf dem Blocksberge würde heutzutage wohl kein Sachverständiger ein Observatorium zu bauen rathen, weil bekanntlich, im Widerspruch zum biblischen Ausspruche, nicht die auf Felsen gebauten Häuser am sichersten stehen. Die Felsen bleiben niemals ganz unveränderlich und die auf der Ebene gebauten Häuser sind viel fester und unveränderlicher fundirt. Pasquich behauptete zwar eben vom Blocksberge, dass auf seinem Rücken die Instrumente der Sternwarte fest und unverrückbar stehen, wofür in der That durch die ausserordent-



lich mächtigen steinernen Pfeiler gesorgt zu sein schien; jedoch Lambert Mayer behauptete eben das Entgegengesetzte, er erfuhr wahrnehmbare Erschütterungen, so oft ein geladener Wagen auf der am Fusse des Berges dahinziehenden Landstrasse fuhr und da er viel längere Zeit als Pasquich beobachtete, so scheint seine Angabe die richtigere zu sein. Erklärlich ist die angeführte Erscheinung aus der Zerklüftung des Dolomitgesteines, aus dem der Berg grösstentheils besteht. Beim Bau der Citadelle stiess man auf so geräumige Cavitäten, dass man dieselben überwölben musste, um die kostspielige Verschüttung derselben zu ersparen.

Es scheint daher, dass man am Pester Ufer einen passenden Ort für die Sternwarte werde suchen müssen, nur wird sich ein derartiger nahe zur Stadt wohl schwerlich finden. Die Gründe, welche Pasquich vor 70 Jahren gegen die Errichtung des Observatoriums auf der linken Seite der Donau vorgebracht hat, sind heute nicht nur nicht entkräftet, sondern sogar beträchtlich stärker geworden, denn es sind seit jener Zeit einige erschwerende Umstände hinzugetreten. Heute umzieht die Schienenbahn wie ein eherner Gürtel die ganze Stadt und die auf derselben verkehrenden Züge erschüttern den Boden auf weite Strecken. Gegen Westen ist die Stadt mit ihrer Gasbeleuchtung und ihrer Dunst-atmosphäre, gegen den nördlichen und südlichen Theil derselben hin ragt Schlot an Schlot der Mühlen und Fabriken, welche die Luft mit ihrem Rauche verdunkeln. Man müsste vielleicht bis über den Rákos hinaus in die Gegend des Dorfes Csömör gehen, wo das Terrain sich zu heben beginnt, um einen passenden Ort zu gewinnen. Allerdings würde dadurch die Sternwarte noch viel weiter vom Sitz der Universität sich befinden, als sie es je war, allein Budapest hat im Allgemeinen keine glückliche Lage für eine astronomische Anstalt.

Möge die Zeit nicht mehr fern sein, da Ungarn wieder der Himmelskunde ein Asyl eröffnen kann und möge der zu errichtende «Tempel Urania's» glücklicher sein als es die Gerardsberger Sternwarte war!

AUGUST HELLER.\*

\* Nach einem in der Zeitschrift der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft erschienenen Artikel, vom Verfasser selbst deutsch bearbeitet.

## THOMAS BAKOCS ALS PATRIARCH VON CONSTANTINOPEL.\*

(Auf Grund diplomatischer Urkunden des venetianischen Staatsarchivs.)

Der Graner Erzbischof Thomas Bakocs ist einer jener wenigen ungarischen Staatsmänner, denen eine politische Rolle von weltgeschichtlicher Bedeutung zugefallen ist.

In jenem langen Kampf, welchen am Ende des XV. und am Anfange des XVI. Jahrhunderts die Westmächte um die europäische Hegemonie und, als Pfand derselben, um den Besitz Italiens geführt haben, war Ungarn zufolge seiner geographischen Lage ein wichtiger Factor. Die kämpfenden Parteien wetteiferten, dasselbe für sich zu gewinnen.

Nun gelang es aber unter der Herrschaft des schwachen Uladislaus II. dem hochbefähigten und hochstrebenden Primas Thomas Bakocs, sich einen entscheidenden Einfluss auf den König und durch ihn auf die Angelegenheiten des Landes zu erringen, den er ein Vierteljahrhundert hindurch aufrecht zu halten verstand.

Der venetianische Gesandte Sebastian Giustinian schreibt von ihm am 7. April 1500: «*El Reverendo Istrigoniense est alter Rex*». Und als 1511 das Gerücht ging, dass sich Bakocs nach Rom rüste und sich die Erlangung des päpstlichen Stuhles in den Kopf gesetzt habe, wurde dies am ungarischen Hofe allgemein bezweifelt, da er ja «*hier Papst und König zugleich, kurz Alles sei, was er sein wolle.*» \*\*

Ich werde demnächst Gelegenheit haben, in einem grösseren Werke ausführlich zu erzählen, wie der Graner Palast des Erzbischofs Bakocs der Sammelplatz der europäischen Diplomaten gewesen; wie ihm die mächtigsten Herrscher Europas geschmeichelt haben; wie sie bemüht gewesen sind, durch sinnberückende Versprechungen sein Wohlwollen zu gewinnen.

\* Nach einem in der Zeitschrift «*Új Magyar Sion*» (Neues Ungarisches Sion) erschienenen Aufsätze.

\*\* Der venetianische Gesandte schreibt am 7. August 1511 von Ofen: «*Molt credono che mai sia per partise da questo Regno, per esser qui grandissimo maistro, de somma auctorità, Papa et Re, et quel ch'el val,*»



Unter sämmtlichen Mächten hat es jedoch Venedig verstanden, ihn am ersten und am festesten an sich zu ketten. Und er hat in der That, gewiss nicht lediglich zu selbstsüchtigen Zwecken, sondern auch durch die Interessen seines Vaterlandes geleitet, der Signoria, welche in dieser Zeit wiederholt am Rande des Verderbens stand, zahlreiche und wesentliche Dienste geleistet, und Venedig hat seinerseits jede Gelegenheit wahrgenommen, ihm seine Dankbarkeit zu beweisen.

Im Anfang des Jahres 1500 that Bakocs Schritte zur Erlangung des *Cardinalshutes*. Der Doge beauftragte damals seinen römischen Gesandten in einer Note vom 15. März 1500, dem Papst Alexander VI. den ungarischen Primas wirksam zu empfehlen.\*

Seine Bemühungen waren erfolgreich. Unter den zwölf Cardinälen, welche in dem am 18. September abgehaltenen Consistorium ernannt wurden, befand sich auch Bakocs.

Als der venetianische Gesandte anlässlich dessen die Glückwünsche des Dogen verdolmetschte, erklärte der Primas, dass er Venedig und Ungarn so betrachten wolle, als ob sie ein Staat wären, sich selbst aber, als ob er der Capellan der Signoria sei. Und am 5. Februar 1501 versichert er den Dogen auch brieflich: *«Me cuperem certe non modo viribus et facultatibus meis omnibus nunquam Vestrae Illmae Dominationi deesse, sed pro illa quidem exequi omnia, quae in decus, commodum et ornamentum accederent.»*

Und dass dies nicht eine leere Phrase gewesen, beweist der Brief des Dogen Loredano vom 28. Juli 1502 an seinen ungarischen Gesandten.

«Uns ist — schreibt er — jenes wohlverdiente Ansehen und Gewicht wohl bekannt, welches der hochwürdige Erzbischof von Gran bei dem Könige von Ungarn besitzt. Wir haben die unserem Staate erwiesene Liebe und Gunst Sr. Hochwürden handgreiflich erfahren. Wir fühlen uns dadurch in hohem Grade verpflichtet und möchten unsere Dankbarkeit durch irgend eine bedeutsame That bethätigen, wie wir Dir bereits wiederholt geschrieben und Du es ihm in unserem Namen mitgetheilt und verheissen hast. Wir haben also im Einvernehmen mit dem Senate beschlossen, als Zeichen dessen, wie sehr wir die Würde und die Interessen

\* «Vobis, — schreibt er unter Anderem — cum Senatu nostro, mandamus, ut eandem Sanctitatem verbis gravibus . . . hortari enixe debeatis, placeat ipsi Rmo D. Archiepiscopo morem gerere de suprascripto desiderio suo; sic requirentibus conditionibus et auctoritate personae suae, quae tantum potest apud illam Regiam Mtem, ut nihil ad id addi possit . . . Talis certe dignitas, existimamus, erit collocata in tali digno Praelato, qui plurimum commodi et beneficii his tractationibus christianae reipublicae afferet. . . »



Sr. Hochwürden zu fördern wünschen, ihm auf unserem Territorium liegende Kirchengüter von einem Jahreseinkommen von 3000 Ducaten zu schenken. Auf diese Weise beginnt Se. Hochwürden einige Früchte der unsererseits für ihn gehegten Dankesgefühle zu genießen. Dies unser aufrichtiges Anerbieten wirst Du ihm bei einer Gelegenheit und in einer Weise vortragen, wie es Dir die Förderung der Dir anvertrauten Angelegenheit zweckmässig erscheinen lassen wird.»

Die Signoria benutzte in der That die erste Gelegenheit zur Erfüllung ihres Versprechens. Ja sie wollte noch mehr als dies thun.

Am 11. April 1503 starb der Cardinal Giovanni Michiel, der den Titel des *Patriarchen von Constantinopel* führte und mehrere auf venetianischem Boden liegende Abteien besass.

Sobald die Signoria von seinem Ableben Kunde erhalten, that sie durch ihren römischen Gesandten bei Papst Alexander VI. Schritte, derselbe möge die einträglichste unter den erledigten Abteien Bakocs verleihen. Der römische Gesandte der Signoria Antonio Giustinian erschien bereits am 18. April beim Papste und trug die Bitte vor. Der Papst indessen, der damals mit der Republik in Betreff einiger kirchenrechtlichen Fragen Differenzen hatte, gab keinen sehr verheissungsvollen Bescheid.

Von diesem Bescheid hatte man in Venedig noch keine Kunde, als hier der Plan auftauchte, dem ungarischen Primas auch die Patriarchenwürde zu sichern.

Im Sinne des Beschlusses des Concils von Chalcedon gebührte nach dem römischen Papste dem Patriarchen von Constantinopel der erste Platz. Wiewohl seit der Trennung der orientalischen Kirche (1054) dieser Patriarchensitz für die katholische Kirche verloren war, pflegte die römische Curie dennoch, zur Aufrechthaltung der Rechte der Kirche, die Patriarchenwürde regelmässig zu besetzen und dieselbe dem hervorragendsten Mitgliede des Cardinalcollegiums zu verleihen.

Diese Patriarchen konnten ihre oberhirtliche Thätigkeit, anfangs der schismatischen Kaiser, nachher des türkischen Joches wegen nicht ausüben, genossen aber ausser ihrem Titel und Range auch gewisse Revenuen ihrer Kirche. Der Patriarchenstuhl besass nämlich auch auf der Insel Creta Güter. Zur Zeit der Gründung des lateinischen Kaiserthums kam Creta (Candia) in den Besitz des Grafen Bonifacius von Montferrat (1204), welcher dasselbe alsbald an Venedig verkaufte.

Die Signoria wies am 16. April 1503 ihren römischen Gesandten an, für die constantinopolitanische Patriarchenwürde den Graner Erzbischof zu empfehlen. Die Note, welche ihm in dieser Angelegenheit zugesandt wurde, lautet:



«Der hochwürdige Graner Cardinal entfaltet beim Könige und den Grossen Ungarns eine unermüdliche Thätigkeit und einen fortwährenden Eifer zum Wohle der Christenheit. Hiervon hat Seine Heiligkeit sowohl durch die Thaten des hochwürdigen Erzbischofs, wie durch die Berichte des Cardinal-Legaten des heiligen Stuhles für Ungarn Wissenschaft. All dies bekundet seine eifrige Religiosität und zeugt von des ausgezeichneten Hohenpriesters glühendem Wunsch, die Christen vollends von der Wuth des heidnischen Tyrannen zu erretten.

«Deshalb haben wir Dir vor Kurzem den hochwürdigen Cardinal zu dem Zwecke empfohlen, dass er eine der durch den Tod des Cardinals Sant Angelo erledigten Abteien erhalte. Nachdem wir indessen jetzt seine Verdienste erwogen, und wie sehr ihm die constantinopolitanische Patriarchenwürde gebühren würde, sowohl der Natur des Ortes nach, wie auch deswegen, weil die Erlangung dieser Würde ihm als neuer Sporn dienen würde, seinen löblichen und heiligen Eifer für die Interessen des Christenthums beständig zu erhalten; da wir ferner auch davon überzeugt sind, dass Se. Heiligkeit, welche die Patriarchenwürde frei verleihen kann, in Anbetracht unserer kindlichen Unterwürfigkeit und des Wohles der Christenheit den berechtigten Wunsch der Republik bereitwillig erfüllen wird:

«Wünschen und befehlen wir, sowohl in unserem wie in des Senates Namen, dass Du nach Erhalt dieses unseres Briefes vor dem Papste erscheinst, um ihn in unserem und der Republik Namen mit passenden Worten ehrerbietungsvoll zu ersuchen, er möge geruhen, die erwähnte Patriarchenwürde und Abtei dem genannten Graner Erzbischof zu verleihen. Solchergestalt wird derselbe nämlich die Früchte seiner lobenswerthen, hochherzigen und tugendhaften Thätigkeit geniessen und neue Veranlassung finden, in seinen wohlwollenden Bemühungen fortzufahren. Je wärmer Du die Verdienste des Graner Erzbischofs hervorheben und den Wunsch des Senates, dass *er* die Patriarchenwürde erlangen möge, verdolmetschen wirst, desto besser wirst Du dem Wunsche des Senates entsprechen.»

Als die ungünstigen Berichte des römischen Gesandten über seine am 18. April stattgehabte Audienz anlangten, liess die Signoria den gefassten Plan keineswegs fallen. Sie wies Giustiniani am 4. Mai an, beim Papste neue Schritte im Interesse Bakocs' zu thun.\*

\* Dieser Brief fehlt im Archive der Signoria. Am Schluss des weiter unten mitgetheilten Briefes steht jedoch folgende Bemerkung: «Et replicetur ad Oratorem in Curia, in efficacissima forma, in conformitate superscripta deliberationis, sicuti Collegio videbitur. Fiat datum die quarto.»



Gleichzeitig richtete sie an ihren ungarischen Gesandten folgende Note:

«Als vor Kurzem der hochwürdige Cardinal Sant Angelo, welcher Patriarch von Constantinopel gewesen und einige Abteien auf unserem Territorium besessen hatte, mit Tode abging, erinnerten wir uns des hochwürdigen Graner Cardinals, und indem wir Seiner Hochwürden uns gefällig erweisen wollten, schrieben wir unverweilt nach Rom und lagen Sr. Heiligkeit dem Papste inständig an, er möge geruhen, die Patriarchenwürde, welche in Candia gute Revenuen besitzt, sowie auch die einträglichste der genannten Abteien Sr. Hochwürden zu verleihen, wodurch Dieselbe auch uns in hervorragender Weise verpflichten würde. Kurz nachher erhielten wir jedoch Kunde, dass Se. Heiligkeit betreffs der Vergebung dieser Beneficien anderweitige Absichten habe. Demzufolge schrieben wir neuerdings und noch dringlicher behufs Erreichung des gewünschten Zweckes. Ueber die schliessliche Entscheidung Sr. Heiligkeit haben wir noch keine Nachricht. Wir hoffen indessen, dieselbe werde unseren Wunsch erfüllen; vor Allem in Anbetracht der hervorragenden Verdienste, welche sich der Graner Cardinal um die Christenheit erworben.

«Wir wollen daher und beauftragen Dich, dem genannten hochwürdigen Herrn unsere in seinem Interesse gethanen Schritt, noch mehr aber den brennenden Wunsch zur Kenntniss zu bringen, den wir hinsichtlich der Förderung seines Wohles, Glanzes und Ansehens hegen . . . Schliesslich ersuche ihn, er möge seine Agenten bei der römischen Curie anweisen, im Einvernehmen mit unserem Gesandten, auch in seinem Namen die nöthigen Schritte zu thun.»

Bevor jedoch Bakocs diese Schritte unternehmen konnte, kamen von Rom noch ungünstigere Nachrichten nach Venedig. Giustinian war am 24. Mai beim Papste gewesen und hatte ihm den Brief des Dogen vom 16. April vorgelesen. Dieser war jedoch wirkungslos geblieben. Alexander VI. hatte erklärt, dass er über die erledigten Güter und Würden bereits verfügt habe. «Bei anderer Gelegenheit — hatte er gesagt — wollen wir trachten, den Wünschen der Signoria zu entsprechen; gegenwärtig aber steht dies nicht in unserer Macht.»

Der Doge verständigte seinen ungarischen Gesandten hiervon bereits am 1. Juni 1503.

«Wir wünschen, — heisst es in diesem Briefe — dass Du den hochwürdigen Graner Cardinal von unserem Schritte benachrichtigst, welchen wir im Wege unseres römischen Gesandten zu dem Zwecke gethan haben, damit die in unserem letzten Briefe erwähnten Benefizien ihm verliehen werden möchten. Seine Heiligkeit hat sich indessen zu Erfüllung unserer Bitten nicht geneigt finden



lassen. Deshalb ist es nothwendig, dass Se. Hochwürden uns gleichfalls unterstütze. Hierdurch werden wir nämlich Anlass erhalten, einen erneuten Versuch betreffs Verwirklichung der Wünsche Sr. Hochwürden zu machen, wozu wir in so hohem Grade bereit sind, dass Se. Hochwürden selbst es nicht mehr verlangen könnte.»

Indessen hatte der Papst damals bereits seinen Neffen, den Cardinal Johann Borgia, zur Patriarchenwürde erhoben.

Dieser führte den neuen Titel nur einige Monate lang. Er starb bereits am 1. August.

Giustinian that gleich am andern Tage Schritte, damit Bakocs zu dessen Nachfolger ernannt würde. Dieselben führten jedoch auch jetzt zu keinem Ergebniss. Der Papst übertrug die Patriarchenwürde auf einen anderen seiner Neffen, den Cardinal Francesco de Loris di Valencia. Dagegen verweigerte die Republik Venedig die Ausfolgung der Revenuen des Patriarchen, wiewohl der Papst sie dazu wiederholt aufgefordert hatte.

Auch der Cardinal Francesco bekleidete die Patriarchenwürde nicht lange. Er starb im Jahre 1505.

Nach seinem Tode that die Signoria beim heiligen Stuhle wieder Schritte, damit Bakocs zu seinem Nachfolger ernannt werde. Der römische Gesandte Venedigs erschien mit dessen Agenten beim Papste und suchte die einflussreichsten Prälaten der Curie auf.

Der Rivale des ungarischen Primas war jetzt der Cardinal-Erbischof von Neapel. Damals sass bereits Julius II. auf dem päpstlichen Stuhle. Der Nepotismus stand unter ihm nicht so sehr in Blüthe, wie unter seinem Vorgänger. Er stellte jedoch das Princip auf, dass die in Rede stehende hohe Kirchenwürde stets ein in Rom residirender Cardinal bekleiden müsse. Deshalb verlies er dieselbe dem Cardinal Cornaro. Wiewohl man in Venedig meinte, dass sich der Papst Cornaro gegenüber verpflichtet gefühlt habe, ist es doch nicht unwahrscheinlich, dass seine Wahl auf ihn deshalb gefallen sei, weil derselbe venezianischer Abkunft war und daher zu hoffen stand, dass die Signoria die Uebergangung Bakocs' minder übel nehmen werde. Wenn diese Annahme richtig ist, so hatte der Papst nicht schlecht gerechnet. Dafür zeugt der Brief des Dogen an seinen ungarischen Gesandten vom 6. October 1506, worin er demselben über die nach dem Tode des Cardinals Francesco unternommenen neueren Schritte und über die Ernennung Cornaros Nachricht giebt.

«Wir können nicht leugnen, — schreibt er unter Anderem — dass uns jener Fall im ersten Moment unangenehm und unbequem war, denn wir hatten lebhaft gewünscht und sicher erwartet, dass der hochwürdige Graner Cardinal jedem Anderen vorgezogen werden würde, dass also, unter Zustimmung sämmtlicher römischer Cardinäle, er die Patriarchenwürde von Constantinopel erhalten



würde, welche ihm so sehr gebührt. Demungeachtet hat uns, in Anbetracht dessen, dass jene Würde in der Person des hochwürdigen Cardinals Cornaro auf einen hervorragenden venetianischen Patriarch übertragen worden ist, von dem wir eben soviel hoffen können, wie von uns selbst, dessen Ernennung doch mit grosser Freude erfüllt.»

Der Cardinal Cornaro indessen, wohl wissend, wie eifrig sich die Signoria im Interesse Bakocs' verwendet hatte, erklärte gleichzeitig mit der Anmeldung seiner Ernennung, dass er allezeit und in allen Dingen dem Willen und den Anordnungen der Republik huldige; weshalb er bereit sei, der ihm übertragenen Patriarchenwürde zu Gunsten des Graner Erzbischofs zu entsagen.

Die Signoria lehnte sein Anerbieten nicht ab und beeilte sich, Bakocs dies zu wissen zu thun, indem sie ihn aufforderte, in Rom die nöthigen Schritte zu veranlassen, wobei ihm der Gesandte der Republik wieder behilflich sein werde, — und ihn zugleich versicherte, dass sie, sobald er die päpstliche Bulle erhalten haben werde, ihm unverzüglich die Revenuen des Patriarchats zur Verfügung stellen werde. «Wozu uns — schreibt der Doge — unsere besondere Vorliebe und unser Wohlwollen für Seine Person bewegt, welche wir fortwährend im Sinne haben, wie dies Ihre hervorragende Tugend und der Christenheit geleisteten grossen Dienste fordern.»

Die Agenten des Primas und der venezianische Gesandte in Rom haben gewiss Alles gethan, um ihren Zweck zu erreichen. Indessen waren ihre Bemühungen im Anfang von keinem Erfolge gekrönt. Bakocs gab demzufolge bereits seine Hoffnung auf. Anfangs 1507 dankte er, gelegentlich einer Begegnung mit dem ungarischen Gesandten der Republik, für die Bemühungen der Signoria, fügte jedoch hinzu, dass, da der Papst die Abdankung Cornaro's nicht annehmen wollte, nichts Anderes erübrige, als den Tod des Papstes abzuwarten, in der Hoffnung, dass sein Nachfolger sich nachgiebiger erweisen werde.

Die Signoria bewies indessen mehr Ausdauer. Ihr römischer Gesandter hörte nicht auf, jedes geeignete Mittel in Anwendung zu bringen, um den Papst in seinem Entschlusse wankend zu machen. Und so gelang es ihm im Sommer 1507, von Julius II. die Erklärung auszuwirken, dass er aus Rücksicht auf Venedig bereit sei, die Patriarchenwürde auf Bakocs zu übertragen.

Als der Doge hiervon Nachricht erhielt, gab er alsbald in seiner Note vom 14. August dem Gesandten den Befehl, er möge nunmehr den Papst zur factischen Erfüllung seines Versprechens bewegen und gleichzeitig die Ausstellung einer Bulle bewirken, durch welche Bakocs zur Annahme der auf venezianischem Territorium liegenden, 3000 Ducaten abwerfenden Kirchengüter ermäch-



tigt würde. In diese Summe ist auch das Einkommen des Patriarchen mit eingerechnet.

Und am 26. October desselben Jahres kam in Venedig der Bericht des römischen Gesandten an, dass in dem einige Tage vorher abgehaltenen Consistorium Papst Julius II. die erfolgte Ernennung Bakocs' zum Patriarchen von Constantinopel zur allgemeinen Kenntniss gebracht habe.

Der Primas erhielt die Meldung dieses Ereignisses unmittelbar aus Rom durch seinen dortigen Agenten. Bereits am 30. November drückte er vor dem Ofner Gesandten Venedigs seinen Dank für den durch die Republik errungenen Erfolg aus.

In welchem Maasse Bakocs die Revenuen des Patriarchats genossen habe, darüber fehlen uns aus den beiden ersten Jahren Angaben.

Im Monat September des Jahres 1510 richtete er durch den ungarischen Gesandten der Republik an den Dogen die Bitte, er möchte 500 Ducaten aus seinen Patriarchats-Einkünften dem Cardinal Regino in Rom auszahlen lassen. Zugleich ersucht er denselben um Aufschluss darüber, mit welcher Berechtigung die Beamten der Signoria aus seinen Patriarchats-Revenuen mehr als 300 Ducaten jährlich an gewisse griechische Ordensbrüder auszahlen pflegen.\*

Die Antwort darauf langte erst am Anfang des folgenden Jahres von Venedig ein. Der Doge erklärte sich zur Auszahlung der 500 Ducaten in Rom bereit und gab auch in Betreff jener Zahlung Aufklärung.\*\*

Im Frühjahr 1511 wandte sich Bakocs neuerdings mit der Bitte an die Signoria, dieselbe möge den Gouverneur von Kreta zur treuen Handhabung seiner Patriarchal-Einkünfte ermahnen, die eingeflossenen Revenuen aber bei dem venezianischen Handelshause «Ser Giacomo de Zuanne et nepoti della Seda» anlegen.\*\*\* Auf beide Bitten erhielt er alsbald günstigen Bescheid. †

\* So verstehe ich die folgende Stelle in dem vom 20. September 1510 in Neutra datirten Schreiben des Gesandten: «Che la Serenita Vostra de le sue intrade patriarcale fa dar annuatim piu de 300 ducati a certi papa (?) in Candia; et quel ordine benche fusse facta da Papa Paolo et del Patriarcha Niceno, el se intendera, quantum sibi fuit relatum, a quelli papa de quel tempo, che tutti sono morti, et non se intendera ai successori.»

\*\* Der Bericht des Gesandten, datirt Oppeln, 19. Januar 1511, in welchem er meldet, dass er das Nuntium des Dogen dem Cardinal Bakocs mitgetheilt habe, enthält keine Details.

\*\*\* Der Gesandte trägt am 21. Juni 1511 den Wunsch des Patriarchen vor, «che volesse scriver a li soi Rectori de Candia, che havessero per ricomandate le intrade del Patriarcato suo». Von dem zweiten Wunsche handelt die Meldung vom 7. August.

† Der Gesandte meldet am 7. August, dass er das Nuntium der Signoria dem Patriarchen mitgetheilt habe.

Kurze Zeit hierauf reiste Bakocs nach Rom. Sein Geist war von hochwichtigen und politischen Interessen in Anspruch genommen. Er sah sich bald an der Schwelle der Verwirklichung seines höchsten Zieles. Unter solchen Umständen tritt die Angelegenheit der unbedeutenden Revenuen völlig in den Hintergrund. Er erwartet von Venedig wichtigere Dienste.

WILHELM FRANKÓI.



## DIE BIBLIOTHEK DES KÖNIGS MATTHIAS CORVINUS.\*

Unter jenen vom Humanismus in Ungarn hervorgerufenen Institutionen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit am lebhaftesten und anhaltendsten auf sich zogen, nimmt unbestreitbar die «Bibliotheca Corviniana» oder «Budensis» des Königs Matthias den ersten Platz ein. Schwerlich vermögen wir eine andere im Zeitalter der Renaissance gegründete Bibliothek namhaft zu machen, welche in solchem Masse die Poeten und Panegyriker, die Geschichtsforscher und Culturhistoriker, die Bibliographen und Philologen beschäftigt hätte, wie die königliche Bibliothek zu Ofen. Wenn wir uns nun trotzdem nicht scheuen, die Zahl der über die Corvina veröffentlichten Monographien und Abhandlungen um eine neue zu vermehren, so geschieht dies nur in der Absicht, den «gegenwärtigen Stand der Corvinafrage» kurz darzulegen, und aus den zahlreichen, auf die Corvina bezüglichen, widersprechenden Behauptungen und Hypothesen älterer und neuerer Gelehrten dasjenige zusammenzustellen, was wir für gesichert oder wenigstens für höchst wahrscheinlich betrachten dürfen.

Das Jahr der Gründung der Bibliothek ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt, welches zu zerstreuen es nicht an Versuchen gefehlt hat. Gewöhnlich nimmt man an, die Corvina sei bald nach 1476 gegründet worden, indem man von der Voraussetzung ausgeht, die Bibliothek könne vor der im Jahre 1476 erfolgten Vermählung des Königs Matthias mit der gelehrten und kunstliebenden Beatrix von Arragonien unmöglich bestanden haben. Diese besonders im Auslande viel verbreitete Annahme müssen wir entschieden bestreiten. Wir wissen, dass Johannes Hunyady, der Vater des Königs Matthias, manche Werke der Neulateiner eifrig las und auch besass, dass König Matthias selbst,

\* Nach einem, am 4. März 1878 in der ungarischen Academie der Wissenschaften gehaltenen Vortrage des Verfassers.

nach seiner eigenen Angabe, an Silius Italicus schon in seiner Jugend Gefallen gefunden hatte. Seit dem Jahre 1464 können wir Matthias' Verkehr mit den Humanisten nachweisen, und wenn wir schliesslich finden, dass Matthias in einem an den bekannten Humanisten Pomponius Laetus im Jahre 1471 gerichteten Schreiben den aus Rom mit Handschriften beladen an Matthias' Hof zurückkehrenden «Blandium miniatorem nostrum» erwähnt, werden wir wohl berechtigt sein anzunehmen, dass die Corvina, wenn auch nur als Privatbibliothek, schon lange vor 1476 bestanden hat, und vielleicht gar aus der Büchersammlung Johannes Hunyady's entstanden ist. Die grösste Blüthe der Bibliothek fällt freilich erst in die letzte Hälfte von Matthias' Regierung (1458—1490) und sicherlich trug der Einfluss der Königin Beatrix nicht wenig dazu bei, dass die Bibliothek nun mit verschwenderischer Pracht ausgestattet wurde. Die Vermuthung Cardinal Mai's, der Grundstock der Corvina habe aus den confiscirten Handschriften des Primas Johannes Vitéz von Zredna und des Fünfkirchener Bischofs Johannes Césinge (Janus Pannonius) bestanden, hat sich nicht bestätigt, vielmehr ist von einer solchen Confiscation nicht das Geringste bekannt, und die wenigen fremden Bücher, die sich unter den Ueberresten der Corvina vorfinden, sind entweder aus der Privatbibliothek der Königin Beatrix in die Corvina gekommen, oder wurden sie aus fremden Bibliotheken behufs Copirens ausgeliehen und, was in jener Zeit nur allzu häufig geschah, ihren Eigenthümern nicht wieder zurückgestellt. Auch haben wir es nicht nöthig, zu Mai's Hypothese unsere Zuflucht zu nehmen, um die Pracht und den Reichthum der Corvina erklären zu können, denn die 33,000 Dukaten, die Matthias jährlich für die Vermehrung und Verschönerung seiner Bibliothek verausgabte, mochten wohl reichlich genügen, die Corvina mit den berühmtesten Bibliotheken Italiens wenigstens auf gleichen Rang zu stellen. Wohl nicht allzu lange nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken schickte Matthias eigens deshalb nach Griechenland und selbst Kleinasien, um dort Alles, was an Handschriften classischer Autoren, sowie syrischer und hebräischer Schriftsteller zu finden war, zusammenzukaufen. In Ofen waren stets dreissig Abschreiber unter Aufsicht des gelehrten, und in der griechischen, lateinischen, chaldäischen und arabischen Sprache bewanderten Felix aus Ragusa mit dem Schreiben, Ausbessern und Illuminiren von Handschriften beschäftigt. Wohl schon zu Anfang der achtziger Jahre des XV. Jahrhunderts hatte sich der Humanist Taddeo Ugoletti, der Erzieher des Herzogs Johannes Corvinus, auf Befehl des Königs nach Florenz begeben, um dort theils schon fertige Handschriften classischer



und moderner Autoren aller Fächer zu kaufen, theils durch die bewährtesten Copisten verfertigen und dann viele derselben durch die berühmtesten Meister, wie Attavante degli Attavanti und Gherardo mit prachtvollen, oft Jahre lang dauernde mühevollen Arbeit erfordernden Miniaturen schmücken zu lassen. Die in dieser Beziehung entwickelte rastlose Thätigkeit Ugoletti's brachte dem Könige den meisten Ruhm ein und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit erst recht auf ihn. Es arbeiteten in Florenz für seine Bibliothek nicht vier Abschreiber, wie man es dem ganz unzuverlässigen Brassicanus noch immer nachzubeten pflegt, sondern so viele, dass nach Matthias' Tode die Curse der Handschriften um ein beträchtliches fielen, da die zahlreichen Abschreiber in Florenz nicht mehr genügende Beschäftigung fanden; und was das besagen will, kann man unschwer dem Umstande entnehmen, dass man im kleinen Mailand schon um die Mitte des XIV. Jahrhunderts vierzig professionelle Abschreiber zählte, und dass zu Matthias' Zeiten einer der zahlreichen Buchhändler des berühmten Bücheremporiums Florenz, Vespasiano da Bisticci, für blos einen seiner nicht weniger zahlreichen Kunden, Cosimo de' Medici, mit fünfundvierzig Abschreibern arbeitete. Doch waren auch die von Matthias und seinen Agenten erzielten Resultate den gemachten Anstrengungen und Ausgaben entsprechend wahrhaft grossartig. — In der Ofner Festung, wo sich ausser der Corvina noch zwei kleinere Bibliotheken (vielleicht Handbibliotheken oder auch die frühere königliche Bibliothek) befanden, hatte Matthias neben der Capelle des h. Johannes seiner, auch fremden Gelehrten zugänglichen und von den Bibliothekaren Taddeo Ugoletti, Bartolomeo Fonte und Felix Ragusinus, vielleicht auch Marzio Galeotti verwalteten grossartigen Büchersammlung, deren Bändezahl von früheren Schriftstellern auf 50,000, ja 55,000, von neueren mit Berücksichtigung italienischer Bibliotheken aus jener Zeit, auf 9000—10,000 und noch wahrscheinlicher auf 5000 Bände berechnet wird, ein aus einem Saale, später aus zwei Sälen mit Vorzimmer bestehendes Gebäude errichtet. Eine Beschreibung der in dieser Bibliothek herrschenden Pracht können wir uns füglich erlassen; der auf die Corvina gerichtete epische Panegyrikus des Naldus Naldius hat sie so verherrlicht, gleichzeitige und spätere Schriftsteller haben mit solchem Nachdruck auf sie hingewiesen, dass sie fast sprichwörtlich geworden ist.

Leider sollte diese ganze Herrlichkeit nicht lange dauern; — bald nach ihres Stifters Tode begann die Corvina nach allen Seiten hin verstreut zu werden. In dem Vertrage, welchen der Kronprätendent Herzog Johannes Corvinus noch im Jahre 1490 mit den Reichsständen schloss, wurde ihm die Festung Ofen zwar



mit der Bedingung belassen, dass er für Aufrechterhaltung der königlichen Bibliothek Sorge trage, doch wurde ihm gestattet, einige Bücher aus ihr unter Oberaufsicht der Prälaten und Barone für sich selbst herauszunehmen; und vielleicht waren diese Bücher unter denjenigen, welche bei einer später erfolgten Niederlage des Herzogs Freund und Feind an sich zu reissen versuchten. — In den ersten Jahren der Regierung König Vladislaus des Zweiten (1490—1516), scheint es, ging man bei Verschenkung werthvoller Handschriften noch nicht so leichtsinnig zu Werke, wie später. Anfangs gefiel sich Vladislaus noch in der Rolle des kunstsinnigen Maecen. Er liess einen Theil der königlichen Burg ausbauen, und bezeigte sich so gnädig gegen die Humanisten, dass manche ihm theils Werke thatsächlich zueigneten (so der gekrönte Dichter Nagonius), theils ihm zueignen wollten (wie Philipp Beroaldus). Unter den Rechnungen seines Haushaltes finden wir auch den Gehalt des Historiographen Bonfini und seines Schreibers, die Ausgaben für das Pergament, auf welchem Bonfini's Werk aufgezeichnet wurde, das Honorar des Madocsaer Abtes, als des «*miniator librorum regiorum*», eingestellt; — ferner wissen wir von Vladislaus, dass er einen seiner Untergebenen seiner ausgezeichneten kalligraphischen Arbeiten wegen in den Adelstand erhob, auch finden sich in manchen Bibliotheken mit seinem Wappen versehene Handschriften vor.

Noch um das Jahr 1498 liess er, hinweisend auf seine Absicht, die Bibliothek seines Vorgängers zu vermehren, den Florentiner Hof bitten, er möchte ihm mittheilen, was die ungarische Krone der Stadt Florenz oder den Florentiner Buchhändlern für solche Handschriften, die Matthias durch seinen Tod verhindert war zu bezahlen, schulde; und er scheint wirklich willens gewesen zu sein, die für einige der in Florenz gebliebenen unbezahlten Codices (später wurden manche von ihnen von dem Vorsteher des Predigerordens in Venedig Joachim Turrianus, von den Medici und dem Papste Leo X. angekauft) geforderten horrenden Summen \* zu bezahlen. Doch hinderte dieses Streben nach Completirung der Bibliothek den schwachen König nicht, manche werthvolle Handschriften theils selbst zu verschenken (z. B. an Johann Gremper, Hieronymus Balbus u. A.), theils durch seine Geheimschreiber Johann Schlehta und August Käsenbrot an auswärtige Gelehrte (unter andern besonders an Bohuslaus Hassenstein von Lobkovitz) verschenken und ausleihen zu lassen, hauptsächlich seitdem er sich nach dem Tode seiner Gemahlin (1506) immer mehr der Schwermuth hingab. Damals besonders mochte der eben genannte August Käsenbrot (Augustinus Moravus, Augus-

\* Eine Bibel z. B. kostete 1400, ein Breviar 500 Dukaten.



tinus Olomucensis) seine vielgerühmte Bibliothek mit den werthvollsten Corvinacodices bereichert und mit andern seine Freunde beschenkt haben; damals gelang es dem Kaiser Max — wie die Inschrift der Wiener Hofbibliothek besagt — «durch einen grossen Theil der Bücher seiner Majestät des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus», die Cuspinian auf seinen vierundzwanzig Ofner Gesandtschaftsreisen nach Wien gebracht, den Grund zur Wiener Hofbibliothek zu legen. Noch ärger ging es unter Ludwig dem Zweiten (1516—1526) zu. Wiener Gelehrte, wie Vadianus und besonders Johann Alexander Brassicanus, kamen nach Ofen herab, um sich mit Handschriften beschenken zu lassen oder auch solche zu entwenden. Der Erzieher des jungen Königs, Markgraf Georg von Brandenburg, liess manche Codices aus der Corvina heraus auf seine heimatlichen Besitzungen überführen, ja selbst der Lehrer des Königs, Johann Dubravius, verehrte seinen Freunden corvinianische Bücher und Handschriften. So kam es, dass der Venetianische Diplomat Massario, als er im Jahre 1520 die Corvina besichtigte, schreiben konnte: «sie enthält kein einziges werthvolles Buch mehr, denn alle guten sind entwendet worden». Als dann im Jahre 1526 Ofen in die Gewalt der Türken kam, hat auch die Bibliothek stark gelitten; besonders schöne Handschriften fielen in die Hände gemeiner Soldaten und wurden von ihnen verschleudert, während Einzelnes von der Königin-Wittwe Maria nach den Niederlanden gebracht worden sein mochte. — In der kurzen Zeit, da Ferdinand der Erste Ofen besass (1528—1529), wurde die Bibliothek wiederum geplündert; einige Handschriften kamen durch Vermittelung deutscher Söldner in den Besitz deutscher Gelehrten; wahrscheinlich damals kaufte sich der nachherige Bischof von Wien, Johann Faber, einen Theil seiner zahlreichen Corvinahandschriften zusammen, und erwarb sich Wilibald Pirckheimer einen Codex des Basilius und Gregorius «ex Ungariae spoliis». — Unter der Regierung Johann Zápolya's (1526—1540) kamen viele Handschriften aus der Corvina nach Siebenbürgen, besonders in die Kronstädter und Karlsburger später vom Feuer verzehrten Bibliotheken; andere wieder, und zwar hauptsächlich hebräische und chaldäische, wurden durch den königlichen Statthalter, den Italiener Gritti nach Venedig geschickt. Als im Jahre 1541 Sultan Suleyman sich der Festung Ofen dauernd bemächtigte, blieb ein Theil der sehr zusammengeschnittenen und schon um 1538 ganz unansehnlichen und äusserst vernachlässigten Bibliothek an ihrer alten Stelle, während der andere, vielleicht kleinere Theil von Staatswegen nach Constantinopel gebracht wurde, um dort theils in dem alten Serail aufbewahrt, theils aber (z. B. an Ibrahim Madszar Pascha um 1559; an den französischen Gesandten Girardin um 1688, vielleicht



auch an Mendoza um 1540) verschenkt zu werden. Doch kam lange Zeit hindurch verhältnissmässig nur wenig davon in christlichen Besitz zurück. Einige Handschriften aus dem zu Ofen zurückgebliebenen Theil der Bibliothek gelangten zwar durch Vermittelung von aus der türkischen Gefangenschaft befreiten Ungarn in ungarischen Besitz zurück, andere im Lande zerstreuten und von türkischen Soldaten nach Constantinopel verschleppten Codices wurden von fremden und vaterländischen Gelehrten, wie z. B. von dem kaiserlichen Gesandten bei der Pforte, Anton Verancsics (um 1557) und von dem Herzoge August v. Braunschweig (um 1629) angekauft; jedoch blieben alle die von unseren Historikern erwähnten grösseren Versuche (des Cardinals Pázmány, der Fürsten Bethlen und Georg Rákóczy I., des Grafen Althan), die Ueberreste der Ofner Bibliothek, sei es durch Geld, sei es auf diplomatischem Wege zu erlangen, erfolglos; auch stellte es sich bald heraus, dass die zu Ofen aufbewahrten Handschriften den hochgespannten Erwartungen keineswegs entsprachen. Als nämlich auf Ansuchen des kaiserlichen Gesandten bei der Pforte, Walter Leslie, und auf Befehl Leopold des Ersten der Vorsteher der Wiener Hofbibliothek Peter Lambeck sich im Jahre 1666 nach Ofen begab und die wahrscheinlich seit der durch eine der in Ofen äusserst häufigen Feuersbrünste erfolgten Zerstörung des Bibliotheksgebäudes damals schon in einem Keller verborgenen Ueberreste der Corvina besichtigte, fand er nur mehr drei- bis vierhundert, zum grossen Theil gedruckte, werthlose Bücher vor; und schon die drei Manuscripte, die sich Lambeck als Andenken mitnahm: ein Augustinus «de verbis Domini», Gregors von Nazianz neun apologetische Reden und die Gedichte des Janus Pannonius, zeigen, wie wenig die geringen Ueberreste der weltberühmten Bibliothek, auch was innern Werth betrifft, ihrem Rufe entsprachen. Manche glaubten zwar, dass der in jenem Kellergewölbe alles bedeckende Staub Lambeck von der genaueren Untersuchung der Handschriften abgeschreckt habe, und gaben noch nicht alle Hoffnung auf, dereinst noch einen verloren geglaubten Classiker aus der Ofner Bibliothek zu empfangen; doch wurde bald darauf bei Erstürmung Ofens durch die Kaiserlichen (1686) klar, dass Lambeck richtig berichtet hatte. Die wenigen Corvinahandschriften, die in den Besitz des Churfürsten Max von Bayern (?) und des Grafen Luigi Marsigli kamen, haben, soweit wir sie kennen, ebenso wenig Werth, wie die andern, von Marsigli in einem Keller der Burg entdeckten und bald darauf in die Wiener Hofbibliothek überführten Werke, — zusammen etwas über dreihundert gedruckte und geschriebene Bände, von denen manche, wie z. B. Luther's Bibel, Werke des Erasmus etc., sicherlich niemals der eigentlichen Corvina angehört haben.



Alle diese Handschriften und gedruckten Bücher waren nur allzu geeignet, Lambeck's geringschätzendes Urtheil zu bekräftigen, doch vermochten sie glücklicherweise nicht, das rege Interesse der Zeit genossen und der kommenden Generationen an der grossartigen Schöpfung des Königs Matthias zu beeinträchtigen.

Besonders im XVIII. Jahrhunderte gab die Corvina einen sehr dankbaren Stoff für rhetorische Schulreden und Programme, sowie auch für Monographien ab. Nach der hauptsächlich das Verzeichniss der bei Erstürmung Ofens vorgefundenen lateinischen und griechischen Werke enthaltenden Schrift Pflugk's (1688), ergingen sich Bose (1748), Berger (1748), Paul Pater, Paul Faber (1756) und Jaenich, der erste Herausgeber des von Naldus auf die Corvina gedichteten Panegyrikus, in begeisterten Lobeshymnen, während anderseits die musterhafte kritische Monographie des Augustinermönch's Xystus Schier (1766 und 1799) die Grundlage aller späteren, die Corvina betreffenden Schriften wurde und lange Zeit hindurch nur durch die ausgezeichnete Arbeit Paul Wallasky's (1769) in manchen Einzelheiten berichtet wurde.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und in diesem Jahrhunderte wurde die Corvinafrage, wie billig, am meisten in Ungarn selbst gefördert. Windisch (1781) und Miller (1803) brachten einige neue, auf die Geschichte der Corvina bezügliche Daten bei; Kováts-Martiny (1808) und Rumi (1804) beschrieben mehrere Corvinahandschriften und suchten sie im Interesse der Wissenschaft zu verwerthen; und während im Auslande Budik (1830 und 1839) in populärer Form die Geschichte der Corvina recapitulirend manches handschriftliche Material zum ersten Male verwendete und auch die Bibliographie der Corvina nicht wenig förderte, und Vogel (1849) ein dankenswerthes Verzeichniss der in öffentlichen Bibliotheken aufbewahrten Corvinahandschriften verfasste, gaben in Ungarn NICOLAUS JANKOWICH (1811), FRANZ TOLDY (1862) und FLORIAN RÓMER (1877) zusammenhängende, populär geschriebene Darstellungen der wechselvollen Schicksale der Corvina, beleuchteten JOHANN PODHRACZKY, GRAF JOSEF TELEKY, GRAF JOSEF KEMÉNY, WILHELM FRANKÓI und FRANZ PULSZKY durch Bekanntmachung unbenützter Documente und Schriften einzelne dunkle Partien ihrer Geschichte, und stellte JOHANN CSONTOSI, der treffliche Monograph der jüngst heimgekehrten Corviniani und Entdecker des einzigen bis jetzt bekannten Corvinaincunabulums, zuerst auf unbenutzte schriftliche Quellen und Documente gegründete Untersuchungen über die Entstehungsgeschichte der Corvina an. Am eifrigsten waren jedoch unsere Gelehrten bemüht, ein genaues, allen Anforderungen der Bibliographie entsprechendes Verzeichniss der in den

verschiedensten Bibliotheken Europa's zerstreuten Corvinahandschriften zusammenzustellen, um durch Feststellung der Wanderungsgeschichte der einzelnen Handschriften das Material zu einer erschöpfenden Geschichte der spätern Schicksale der Corvina zu sammeln und zugleich einen nicht unerheblichen Beitrag zur Kunst- und Culturgeschichte der Renaissance zu liefern. — ARON SZILÁDY reiste 1868 nach Bologna, um dort die von Luigi Margli aus Ofen entführten orientalischen und lateinischen Handschriften zu untersuchen und letztere genau zu beschreiben. ERNST SIMONYI durchforschte mehr als zehn Jahre hindurch unter andern die Bibliotheken von London, Paris, Wolfenbüttel, Florenz, Venedig, Modena, Rom und Besançon, und es ist ihm gelungen 48 unzweifelhaft echte Corvinahandschriften und 363 solche Codices ausfindig zu machen, welche höchst wahrscheinlich ebenfalls aus der Corvina herkommen. Zu gleicher Zeit durchsuchte unser auch im Auslande rühmlichst bekannter Archäolog und Kunsthistoriker, Dr. FRANZ FLORIAN RÓMER, dem wir schon mehrere in jeder Hinsicht vortreffliche Beschreibungen verschiedener Corvinahandschriften \* verdanken, die Bibliotheken zu Budapest, Raab, Wien, Wiener-Neustadt, Agram, Venedig, Verona, Parma, Modena, Ferrara, Bologna, Rom, Neapel, München, Thorn, Königsberg und St. Petersburg, und konnte schon im Jahre 1877 als Resultat seiner diesbezüglichen aufopfernden Untersuchungen verkünden, dass ihm bis dahin \*\* 84 unzweifelhaft echte Corvinahandschriften und neun «ex bibliotheca regum Hungariae» herrührende Codices bekannt geworden sind, eine Zahl, die im Vergleiche mit den hundert bei Vogel verzeichneten zum nicht geringen Theil sicherlich nicht aus der Corvina stammenden Handschriften als sehr ansehnlich bezeichnet werden muss. — Schliesslich stellte vor einigen Monaten Dr. WILHELM FRANKÓI neue von Erfolg gekrönte Forschungen in den Bibliotheken zu Mailand, Florenz, Bologna, Pisa, Lucca, Ravenna und Modena

\* Unter andern der vier jetzt in Rom aufbewahrten Corviniani, von denen die während des letzten Concils in Rom weilenden ungarischen Prälaten eben auf RÓMER's dankenswerthe Anregung 16 photographische Abbildungen verfertigen liessen.

\*\* Bis zum Jahre 1870 hatten SIMONYI und RÓMER 65 solche Handschriften gesehen, auf welchen Matthias' Wappen oder Bildniss angebracht war; in 29 andern Handschriften fanden sich von späterer Hand eingetragene Notizen vor, durch welche die betreffenden Handschriften als ehemalige Bestandtheile der Corvina legitimirt werden; in zwei andern Codices ist König Vladislaus des Zweiten Wappen über Matthias' Wappen gemalt; drei für Matthias verfertigte Prachthandschriften waren durch die Medici in die Laurentiana gekommen; endlich stimmten zwar 14 Codices in ihrer Ausstattung mit den Corviniani überein, hatten aber sonst kein Merkmal aufzuweisen, auf Grund dessen man sie der Ofner Bibliothek zuweisen hätte können.



an, und entdeckte JOHANN CSONTOSI auf einer im Auftrage der ungarischen Regierung unternommenen wissenschaftlichen Reise, die ihn durch Modena, Parma, Ferrara, Bologna und Venedig führte, zu Modena eine bisher gänzlich unbekannte Corvinahandschrift.

Von der grössten Wirkung war aber die Entdeckungsreise welche die Akademiker FRANZ KUBINYI, ARNOLD IPOLYI und EMERICH HENSZLMANN im Jahre 1862 nach Constantinopel unternahmen, scheinbar mit der Absicht, ungarischen Geschichtsquellen nachzuspüren, in Wirklichkeit aber, um dort nach Ueberresten der Corvina zu forschen. Und was den Abbés SEVIN und TODERINI, dem Dechanten CARLYSLE, den Reisenden della VALLE, CLAUDIUS, BJÖRNSTÄHL und NORBERG, und den einflussreichsten Vertretern der Grossmächte nicht gelungen war, das brachten unsere Gelehrten, zum grössten Theil wohl durch Einfluss des BARON PROKESCH-OSTEN zu Wege. Nach langem Warten wurde ihnen nämlich die Ehre zu Theil, welche sonst nur Botschaftern vor ihrem Abschiede erwiesen zu werden pflegt, in die grossherrliche Schatzkammer und von hier auf ihr energisches Begehren in die, nur orientalische Handschriften enthaltende Bibliothek des Serail geführt zu werden, wohin man ihnen erst auf ihr wiederholtes Bitten und Drohen, auch occidentalische Bücher und Handschriften (darunter sechs Corviniani) bringen liess. Bei einer andern Gelegenheit glückte es unsern Reisenden, etwa fünfzig Handschriften (darunter wieder neun Corvina-Codices) zu Gesichte zu bekommen, und soweit es ihnen die zur Besichtigung derselben zugemessene kurze Zeit gestattete, genau zu beschreiben; und wenngleich es ihnen nicht vergönnt war, diese Schätze nochmals zu untersuchen, und die von ihnen zu Hause öfter angeregte Idee einer nach Constantinopel behufs Durchforschung dieser Handschriften zu entsendenden wissenschaftlichen Expedition wegen Ungunst der Verhältnisse nicht zur Ausführung kam, so genügten ihre Entdeckungen doch, um in ganz Europa das Interesse für die Bibliothek des Stambuler Serail wieder wach zu rufen und rege zu erhalten. Napoleon III. betraute Miller, der Czar Tischendorf, das British Museum Newton mit Durchforschung dieser so lange in ein tiefes Geheimniss gehüllten Bibliothek, ohne dass jedoch ein *genaueres* Verzeichniss der darin enthaltenen Handschriften der gelehrten Welt mitgetheilt worden wäre. Erst in neuester Zeit ist es uns gelungen, die mangelhaften und ungenauen Angaben von Mordtmann und Coxe richtig stellen zu können, und zwar in erster Reihe durch Bekanntmachung jener von FRANZ TOLDY, GABRIEL MÁTRAY, JOHANN CSONTOSI und WILHELM FRANKÓI eingehend beschriebenen Handschriften, welche im Jahre 1869 als Geschenk des Sultans



Abdul-Aziz an unsern bei Gelegenheit seiner Orientreise in Constantinopel anwesenden Monarchen, und vergangenes Jahr als Geschenk Sultan Abdul Hamid's an die Budapester Universität wieder in ihre Heimat zurückkehrten, in zweiter Reihe aber besonders durch das, alle im Stambuler Serail von fremden Gelehrten gesehenen und die noch dort befindlichen Handschriften umfassende Verzeichniss, welches Dr. ANTON DETHIER, der Director des kais. ottomanischen Museums, auf Ansuchen der ungarischen Academie der Wissenschaften, deren auswärtiges Mitglied er ist, verfertigte und kürzlich übersandte. Aus diesem Verzeichnisse wollen wir, da die aus Constantinopel zurückgekehrten Codices schon im dritten Hefte des ersten Jahrganges dieser «Berichte» hinlänglich beschrieben worden, eine Liste derjenigen Handschriften mittheilen, die sich noch an Ort und Stelle im Eski-Serail befinden, wobei wir jedoch nicht umhin können jenes interessanten Umstandes zu erwähnen, dass unser Botschafter bei der hohen Pforte, GRAF ZICHY, in Bagdad Nachforschungen über die angeblich dort befindlichen Ueberreste der Alexandriner und Ofner Bibliotheken anstellen liess, über deren Resultate er seiner Zeit zu berichten willens ist.

Dem DETHIER'schen Verzeichnisse zufolge finden sich noch folgende, meist griechische Handschriften in der Bibliothek des Eski-Serail vor:

Aus dem XII. Jahrhunderte: 1. *Εὐχλείδου γεωμετρία.* " *Ἡρώνης εισαγωγαί. περὶ εὐθυμετρικῶν.* — *μέτροσις τετραστούτου ἦτοι μαρμαρόν ἐπὶ τετραγώνου βάσεως οὕτως. Εὐχλείδου εὐθυμετρία. τὰ ἀρχήματα τῶν ξύλων οὕτως.* — *μετρικιον Α προοίμιον.* — *μέτροσις στερων.* — 2. Eine Catena zum alten Testamente mit vielen Miniaturen (wahrscheinlich aus der Bibliothek der Palaeologen). — 3. Die vier Evangelien.

Aus dem XIII. Jahrhunderte: 4. Die Ilias mit Scholien; nach MORDTMANN sind es die Scholien (?) des Eustathios.

Aus dem XIV. Jahrhunderte: 5. Nach MILLER acht Abhandlungen über die Arithmetik und Astronomie von Maximus Nicomachos, Gerasinos, Johann Philoponos, Isak Monachos und einem Unbekannten. Nach DETHIER sind es nur fünf Abhandlungen über die Arithmetik und eine über Astronomie von Nikomachos-Gerasinos, Maximus und Johann Philoponos, und zwar: 1. *προλεγόμενα εἰς τὴν ἀριθμητικὴν.* — 2. *διαίρεσις τῆς ἀριθμητικῆς.* — 3. Hag. Maximi παντὸς ἀριθμοῦ etc.\* — 5. Joh. Philoponos *ἀριθμητικὴ.* — 6. Ueber die Zeit des Aufgangs der Gestirne. — 7. Lexicon des Rhetors Eudemos. — Ein Werk des Johann Patricius, welches handelt «sur le regime des verbes». —

\* Nr. 4 hat Dr. Dethier vergessen anzugeben.



Lexicon und Grammatik von anonymen Verfassern. — 8. Ein exegetisches Werk über die Psalmen des David (Gebetbuch (?) der Palaeologen mit Miniaturen und interessanten Anmerkungen über die Topographie von Cospoli). — 9. Das Geschichtswerk des Joannes Kantakuzenos, ein sehr schönes Exemplar in fol.

Aus dem XV. Jahrhunderte: 10. Einunddreissig kleinere Werke verschiedener Verfasser und zwar: 1—2. *Ἀριστοτέλης περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς* 1 und 2. — 3—4. Procli Diadochi Lycii *Στοιχείωσις φυσικὴ* 1 und 2. — 5. Heronis *geometria prolegomena*. 6. dess. *εἰσαγωγή*. 7. dess. *ἀρχὴ τῆς μετρήσεως*. 8. dess. *περὶ τετραγώνων παραλληλογραμμάτων*. 9. dess. *περὶ τριγώνων*. 10. dess. *Μέθοδος Πυθαγόρου*. 11. dess. *Μέθοδος Πλάτωνος*. 12. dess. *περὶ τριγώνων ἰσοπλεύρου*. 13. dess. *Μέθοδος τριγώνου σκαληνοῦ*. 14. dess. *Μέθοδος παντὸς τριγώνου*. 15. *περὶ νεφέλης, χιόνος, χαλάζης, βροχῆς κ. τ. λ.* 16. *προγνωστικὸν ἀπὸ τῶν ἐν τῇ παλάμῃ γραμμῶν*. 17. *Τακτικὸν πρὸς τὸν αὐτοκράτορα Ἀδριανόν*. 18. *Τακτικά Λέοντος τοῦ σοφου*. 19. *Ἡρώνης πνευματικῶν*. 20. *Μέθοδος δι' ἧς εὐρήσεις ὅποιον ἀριθμὸν ἔχει τις ἐπὶ νοῦν*. 21. *περὶ τινῶν ὕγεινῶν*. 22. *ἐκ πόσων μορίων ἕκαστον τῶν μέλων σύγκεται*. 23. *πῶς ὀνομάζεται ἕκαστον μέρος τοῦ ἀνθρώπου*. 24. *Ἀδαμαντίωνος σοφίστου φυσιογνωμικά*. 25. dess. *δευτέρα*. 26. *παρασημειώσεις προγνωστικαὶ περὶ τῆς μελλούσης τοῦ αἵετος καταστάσεως*. 27. *Ἀμυνίου ἀστρονομικοῦ μέθοδος ἣ δεῖ κατασκευάζειν ὥροσκόπον ἥτοι ἀστρολάβον*. 28. Joannes Philoponos *περὶ τῆς τοῦ ἀστρολάβου χρήσεως*. 29. *περὶ προβλήσεως πατριάρχου*. 30. *Λόγμα βασιλικὸν γραφὲν, πραχθὲν καὶ δοθὲν τῇ ἱερᾷ καὶ καθολικῇ καὶ ἀποστολικῇ ἐκκλησίᾳ τῆς Ῥώμης παρὰ τοῦ μακαρίτου χωνσταντίνου τοῦ ἐν βασιλεῦσαι πρώτου χριστιανοῦ* (griechische Uebersetzung der apokryphen Donation Constantins). 31. *περὶ πολεικῆς συντάξεως*. (Nach DETHIER stammt dieser Codex unzweifelhaft aus der Bibliothek der Palaeologen). — 10. Kritobulos, Geschichte der ersten sieben Jahre der Regierung Mahomed des Zweiten (1467). — 11. *Ξυναγωγή λέξεων Ἀττωνίου μοναχοῦ*. — 12. Michael Aichmalotos über die Antiquitäten von Constantinopel (1474). — 13. Vierzehn Bücher über die Agricultur, eine *γεωργικαὶ ἐκλογαὶ* betitelte Excerptensammlung aus neunzehn verschiedenen Autoren. — 14. Medicinische Werke des Galenos, Hippokrates und Psellos; sehr gut geschrieben und vortrefflich conservirt. *σύντομος διδασκαλία τοῦ θαυμασιωτάτου Γαληνοῦ τοῦ σπένσαντος γράφει εἰς τὰ τῶν μορίων πάθη ἀνίατα καὶ δυσίατα*. — 15. *Περὶ λίθων ἰδιωμάτων*. dann: *περὶ σαυῶς*, — *σαλαμάνδρα*, — *βάτραχος* etc. — 16. Lexicon des h. Cyrill. — 17. Griechische Grammatik des Manuel Moschopoulos (1463). — 18. Verschiedene Stücke über Magie und andere Gegenstände (DETHIER schweigt über diese Handschrift). — 19. Grammatik eines Unbekannten. — 20. Die

goldenen Sprüche des Pythagoras mit Commentaren. — Die Gnomen des Phokylides. — Die Gnomen des Cato in das Griechische übertragen von Planudes. — 21. Griechisch-lateinisches Lexicon. — 22. Lateinisch-griechisches und griechisch-lateinisches Lexicon. — 23. Lexicon des Eudemos. — 24. Die ersten fünf Bücher der römischen Geschichte des Polybios in griechischer Uebersetzung (?). — 25. Eine unvollständige, den modernen Anforderungen gemäss erweiterte und umgearbeitete Geographie des Ptolemaios. — Die Periegesis des Dionysios Byzantinos. — 26. Xenophons Cyropaedia. — 27. Des Hesiodos' Theogonie mit Commentaren. — 28. Die Olympischen Siegesgesänge des Pindaros. — 29. Die Halieutika des Oppianos.

*Aus dem XVI. Jahrhunderte:* 30. Aesops Leben von Planudes und die aesopischen Fabeln. — 31. Des Arrianos Anabasis und Beschreibung Indiens. — 32. Commentar des Joannes Philoxenos über die Metaphysik des Aristoteles. — 33. Die griechische Uebersetzung der von Christophoro Bondelmonte verfassten Beschreibung der Inseln des Archipel. — Die einzige lateinische Handschrift der Sammlung (aus dem XVI. Jahrhunderte) enthält mehrere die Truppen und Pferde eines militärischen Commandanten in Negroponte betreffende Inventare.

Vergleichen wir dieses Verzeichniss mit den von früheren Reisenden verfassten, so finden wir, dass seit dreissig Jahren gar manche Handschrift der Bibliothek des Serail in Verlust gerathen ist, und leider befinden sich unter diesen, nebst einem Diogenes Laertios und drei Exemplaren der Astronomie des Ptolemaios und den vier Evangelien, auch solche, die aus ehemaligen Nebeländern der ungarischen Krone nach Constantinopel gekommen sind, wie die beiden altslavischen Handschriften (ein Legendarium und die vier Evangelien), welche, seitdem Tischendorf den Serail mit seinem Besuche beehrte, ebenso wenig je wieder aufgefunden werden konnten, wie die beiden von Mordtmann erwähnten hymnologischen Manuscripte mit Noten, die gleichfalls Tischendorf zuletzt gesehen hat. — Leider konnten unsere Gelehrten die hier erwähnten Handschriften keiner genauen bibliographischen Untersuchung unterwerfen, sonst wäre es ihnen wohl gelungen, bei manchen Codices zu eruiern, ob sie ehemals Bestandtheile der Corvina oder der Bibliothek der Palaeologen bildeten, oder ob sie aus der Bibliothek der ersten Sultane herühren. Erst wenn diese Arbeit durch unsere Bibliographen gethan sein wird, wird Römer die Ausarbeitung einer Geschichte und Bibliographie der Corvina, mit der er schon seit Jahren beschäftigt ist, endlich in Angriff nehmen und zu einem vorläufigen Abschluss führen können.

Während nun seit längerer Zeit allseits eine rege Thätig-



keit entfaltet wurde, um die Geschichte der Corvina ins Reine zu bringen, die Wanderungsgeschichte der einzelnen Handschriften und ihren künstlerischen Werth zu bestimmen, sowie überhaupt die *bibliographische* Seite der Corvinafrage möglichst zu erschöpfen, hat man erst in neuerer Zeit angefangen, sich mit dem *inneren Werth* der Corvinahandschriften eingehender zu befassen, und an Stelle früherer überschwänglicher Lobpreisungen nüchterne Darlegungen der Verwandtschaftsverhältnisse dieser Codices treten zu lassen. Es wurden zwar auch schon früher in verschiedenen Ausgaben classischer Autoren aus der Ofner Bibliothek stammende Handschriften erwähnt und besprochen; auch bei uns hatte vor Kurzem Dr. MICHAEL RING eine Corvinianische Curtius- und eine Catullushandschrift genauer untersucht; doch wurde bei diesen Forschungen — eigentlich mit Recht — ganz von der Herkunft der betreffenden Codices abgesehen. Erst als im vergangenen Jahre das grossartige Geschenk Sultan Abdul Hamid's hier anlangte, fingen Prof. EMIL THEWREWK und der Unterzeichnete an, sich eingehender mit den aus dem geheimnissvollen Serail so unerwartet befreiten Handschriften zu beschäftigen, hauptsächlich in der Absicht, endlich einmal festzustellen, was an diesem fabelhaften Schatze eigentlich sei, und die seit langem so verschieden beantwortete Frage über den innern Werth der Corvinahandschriften ihrer Lösung möglichst nahe zu bringen. Die diesbezüglichen Untersuchungen, welche sich im Grossen und Ganzen auf die in Budapest befindlichen sowohl ‚ächten‘ als ‚wahrscheinlichen‘ Corvinahandschriften und zwar zunächst auf die Codices von philologischem Standpunkte interessanter Autoren beschränkten, haben nun zu folgendem Resultate geführt:

Die aus dem Mittelalter stammenden lateinischen Uebersetzungen griechischer Werke können für uns hier nur von Werth sein, insofern wir in ihnen der Uebertragung besserer Lesarten begegnen, als welche in unseren Quellen des griechischen Urtextes vorliegen. Da aber sowohl die Gazaische Uebersetzung des Theophrastos (Nr. 1\*) und die Trapezuntios'sche der praeparatio evangelica des Eusebios (Nr. 6) und die Perotti'sche des Polybios (Fol. 234) als auch mehrere alte Uebersetzungen der libri physicorum des Aristoteles (Nr. 16) und des Cato und Aristides des Plutarchos (Nr. 26) zu diesem Zwecke schon untersucht und

\* Die Nummern von 1 bis 35 beziehen sich auf die Reihenfolge, welche die einzelnen Handschriften in der von Dr. GUSTAV HEINRICH (im Schlusshefte des vorigen Jahrganges dieser «Berichte») und ÁRPÁD TÖRÖK (Budapest, 1878) auch dem deutschen Gelehrten zugänglich gemachte Monographie von JOHANN CSONTOSI einnehmen. — Die übrigen Zahlen (Quart. 137 etc.) sind die Signaturen der im ung. National-Museum aufbewahrten Codices.

durchforscht worden sind, und da es sich herausgestellt hat, dass die diesen Uebersetzungen zu Grunde liegenden griechischen Texte denjenigen der in unseren neuesten Ausgaben verwertheten Handschriften in den meisten Fällen nicht einmal nahe kommen, habe ich es nicht für nöthig erachtet, die in unseren Corvinianis enthaltenen Uebersetzungen griechischer Werke näher zu untersuchen; ist ja die classische Philologie noch nicht auf mühsame kritische Bearbeitung des Textes der Gazaischen oder Trapezuntios'schen Uebersetzungen angewiesen. — Der bei Cson-tosi unter Nr. 35 beschriebene spanische Codex enthält die Uebersetzung ausgewählter Stellen des Aristoteles, Cicero, Cassiodorus und Seneca, untermischt mit Uebersetzungen werthloser mittelalterlicher Abhandlungen meist ethischen Inhaltes.

Verhältnissmässig mehr Werth haben die Corvinahandschriften, welche Originaltexte classischer Autoren enthalten.

Der alle zwanzig Stücke enthaltende *Plautuscodex* (Fol. 241). stammt selbstverständlich aus dem Vaticanus *D*, dem Codex des Orsini ab, doch ist er nicht eine directe Abschrift desselben, sondern gehört jener Mischrecension an, welche aus Contaminirung der Lesarten der interpolirten und der nicht interpolirten Abschriften jenes Vaticanus entstanden ist. Am meisten hat unser Codex noch mit den werthlosen Handschriften der Laurentiana gemein, und ist sein Werth natürlich gleich dem aller andern Plautushandschriften, mit Ausnahme des Ambrosianus, der beiden Palatini und des erwähnten Ursinianus, soviel als null.

Der *Terentiuscodex* (Nr. 31) gehört jener wenig geschätzten Mischklasse an, deren Hauptvertreter Umpfenbach's Riccardianus und Bruns' Halensis sind. Gleichwie in allen Handschriften dieser Classe, so finden sich auch im Corvinianus manche Lesarten, die aus einem uns unbekannten ausgezeichneten Manuscript in den Stammcodex des Corvinianus hineincorrigirt wurden und die Lesarten aller übrigen uns bekannten Terentiushandschriften übertreffen. Solche Lesarten sind z. B. Andr. I. 1, 17 *immemoris* von erster Hand (Guyet's und Bentley's Coniectur); Hec. III. 4, 34 *remissan opus sit vobis reductan domum* (Umpfenbach's Coniectur); V. 3, 32 *habente* (Bentley's Coniectur).

Der *Silius Italicuscodex* (Nr. 8) stammt, wie alle noch vorhandenen Silius-Handschriften, nicht von dem verlorenen Coloniensis, sondern von dem ebenfalls verlorenen Sangallensis ab, und gehört der zweiten Classe dieser zweiten Handschriften-Familie an, welche Classe der dritten Classe derselben Familie an Güte zwar weit überlegen ist, der ersten Classe aber soweit nachsteht, dass wir sie bei der Herstellung des Silius-Textes durchaus nicht verwerthen können. Geschmälert wird der Werth des Corvinianus noch durch den Umstand, dass sein



Text durch viele schlechte Coniecturen und durch Aufnahme von Lesarten anderer Handschriftenklassen verdorben, beziehungsweise contaminirt ist, wodurch er sich selbst zur Reconstruirung des Archetypus der zweiten Handschriftenklasse als unbrauchbar erweist.

Der *Catulluscodex* (Quart. 137) ist nach Dr. RING aus jener verloren gegangenen Abschrift des Veronensis, aus welcher der Bononiensis, Vaticanus und Laurentianus stammen, abgeschrieben worden, nachdem diese (jedenfalls nach 1411) durch einen italienischen Kritiker stark durchcorrigirt worden war, weshalb wir den Corvinianus, der auch sonst für die Catulluskritik nicht weniger belanglos wäre, wie mit Ausnahme des Sangermanensis und Oxoniensis alle andern Catullhandschriften, nicht einmal zur Reconstruirung jenes ziemlich werthlosen Stammcodex dieser vierten Handschriftenklasse verwenden können.

Die beiden corvinischen *Tibullushandschriften* (eine im ung. National-Museum Quart. 137; die andere \* in der Wiener Hofbibliothek) gehören der interpolirten Handschriftenklasse an und sind, seitdem Baehrens von guten, nicht interpolirten Tibullhandschriften den Ambrosianus und den Vaticanus einerseits, den Guelferbytanus andererseits entdeckt hat, sowohl für die Kenntniss der handschriftlichen Ueberlieferung, als auch für die Herstellung des Tibullus Textes ohne Belang.

Von den jüngst heimgekehrten Bänden der Corvina besitzt eine der prächtigsten Handschriften, der *Curtiuscodex* (Nr. 4) vielleicht am wenigsten Werth. Er ist eine Abschrift der um 1470—71 erschienenen editio Spirensis. Der Copist ist zwar bei seiner Arbeit mit grosser Gewissenhaftigkeit verfahren, insofern er den Text der ihm vorgelegenen Ausgabe bis auf die «iis» und «his» getreu wiedergibt; da er sich aber dennoch geirrt haben konnte und sich sicherlich auch häufig genug geirrt hat, können wir diesen unsern Codex nicht mit absoluter Gewissheit und mit vollem Vertrauen dort zu Rathe ziehen, wo wir eben die Lesart der editio Spirensis zu kennen wünschen, weshalb dieser Corvinianus nicht einmal so viel Werth hat, wie die sonst ziemlich seltene (auf 100 bis 620 Francs geschätzte) von Spira besorgte editio princeps. — Die andere corvinische *Curtiushandschrift* (Quart. 160) ist, wie Dr. RING bewiesen hat, eine mit Vergleichung einer der ersten Classe angehörenden Handschrift etwas nachlässig verfertigte Abschrift desselben Codex, aus welcher der Florentinus G stammt, und gehört mithin der sogenannten zweiten Handschriftenklasse an. Der Werth unseres Codex hängt von dem Werthe ab, den wir den verschiedenen Handschriftenklassen des

\* Aus dieser hat SAMUEL KÖLESÉRI im Jahre 1727 zu Klausenburg den Tibullus herausgegeben.

Curtius beizulegen gesonnen sind, und da eben die Acten über diese Streitfrage noch nicht geschlossen sind, können wir uns vorläufig nur darüber freuen, dass die Bekanntmachung der Lesarten unseres Corvinianus viel zur endgiltigen Lösung dieser Frage beigetragen hat.

Der *Sallustius-Codex* (Quart. 257) gehört der zweiten Handschriftenfamilie an, in welcher die erste der beiden bei Classification der Sallustiuscodices massgebenden Lücken zwar vorhanden (Iug. c. 44, 5 fehlen die Worte: «*neque muniebantur ea*»), die zweite, viel bedeutendere aber (Iug. c. 103, 2—112, 3) ausgefüllt ist. Unter den 23 bekannten Handschriften dieser Familie hat der Corvinianus am meisten mit den jüngeren, im XV. Jahrhunderte in Italien geschriebenen Wolfenbütteler Handschriften gemein (bei DIETSCHE  $g^5$ ,  $g^6$ ,  $g^7$ ), und da in der Sallustiuskritik nur die ältesten Handschriften massgebend sind, und wir mehr als ein Dutzend aus dem XI., XII. und XIII. Jahrhunderte stammende Handschriften der zweiten Familie kennen, auch die ursprüngliche Recension des Textes im Corvinianus in Folge zahlloser Correcturen und Rasuren an vielen Stellen fast unkenntlich geworden ist, können wir von unserem Codex keinen wie immer gearteten Gebrauch machen.

Den *Caesar-Codex* (Nr. 11) hatte sich Dübner im Jahre 1867 aus Constantinopel nach Paris bringen lassen, in der Hoffnung, es mit einer Handschrift aus dem VIII. oder IX. Jahrhunderte zu thun zu haben. Aus seinem Berichte erfahren wir, dass die bibliotheca Magliabecchiana in Florenz voll ist mit solchen Handschriften. «Der Constantinopolitanus (d. h. Corvinianus) stimmt meist mit dem Vindobonensis tertius überein; wo nicht, so giebt er die Lesarten der Aldina». — Der Vindobonensis tertius gehört der (nach Heller's Zählung) siebenten Handschriften-Classe an; wie sehr aber auch die Meinungen der Herausgeber in der Werthschätzung der einzelnen Handschriftenklassen des Caesar von einander abweichen, darin stimmen sie alle überein, dass sie dem Vindobonensis tertius wenig Werth beilegen; so Nipperdey, der in seiner grossen kritischen Ausgabe weder den Vindobonensis tertius, noch die Aldina auch nur erwähnt; so auch Dübner und Heller, die um so weniger geneigt sein können dem Corvinianus irgendwelchen Werth beizumessen, da die Beschaffenheit der Handschriftenclasse, welcher er angehört, schon zur Genüge bekannt ist.

Der eine corvinische *Tacituscodex* (Nr. 9) gehört der sogenannten römischen Handschriftenfamilie an, deren Vertreter — die Vaticani 1863 und 1864, der Regius, zwei Neapolitani, die Codices Sambuci und Corbinelli, und die editio Spirensis — im 23 Capitel des V. Buches der *Historiae* mit den Worten:



«*navium magnitudine potiore*» abbrechen. Da der Archetypus sämmtlicher jüngerer Tacitushandschriften, der Mediceus alter, noch vorhanden ist, können wir den jüngeren Handschriften nur insofern einigen geringen Werth beilegen, als wir in ihnen glücklichen Emendationen verderbter Stellen des Mediceus und von neueren Herausgebern wiederholten gelungenen Coniecturen begegnen können. Auch im Corvinianus ist an solchen Verbesserungen kein Mangel. Vgl. Ann. XI. c. 14 *formae* Corv. Beroaldus; XII. c. 10 *sed* Corv. Lipsius, Bekker; c. 2 *exturbare* Corv. von Vitéz' Hand gebessert, Ernesti; c. 21 *aequabilis* Corv. von Vitéz gebessert, Groslotius, Bekker, Orelli; XVI. c. 15 *ingenti corporis robore* Corv. Beroaldus. — Aus einem andern jetzt in der gräflich Teleky'schen Bibliothek zu Maros-Vásárhely aufbewahrten corvinischen *Tacituscodex* haben Beatus Rhenanus und Oberlin nach Orelli's Urtheil manche verderbte Stellen des Textes, besonders solche, wo in dem damaligen unzureichenden kritischen Apparate aus andern Handschriften keine Lesarten angemerkt waren, verbessert, zahllose andere aber verdorben. Natürlich lohnt es sich bei dem jetzigen Standpunkt der Tacituskritik nicht der Mühe, näher auf die von früheren Herausgebern aufgeworfene Streitfrage einzugehen, ob dieser Corvinianus mehr mit der genuesischen oder mit der römischen Handschriftenfamilie gemein habe.

Der unlängst zurückgekehrte *Suetonius-Codex* (Nr. 13) gehört nicht jener Classe der jüngeren, aus dem XV. Jahrhunderte stammenden Suetoniuscodices an, zu welcher die drei editiones principes «*recentissimorum pessimorumque librorum, quales sunt Perizonianus et Harlemensis propago*», sondern der weniger schlechten zweiten Classe, die in Roth's Ausgabe durch den Pinelianus, Foucoulthianus, Friburgensis, Cortianus und Vindobonensis secundus vertreten ist; doch ist er nichtsdestoweniger gleich allen jungen Suetoniushandschriften, werthlos. Nur hie und da treffen wir auch in ihm einige gelungene Coniecturen an, z. B. p. 61, 6 *loco* Corv. ed. Basil. 1533; p. 62, 10 *ab se* Corv. Beroaldus; p. 127, 88 *quercea* Corv. Roth. — Der andere corvinische *Suetonius-Codex* (Quart. 262) bildet eigentlich eine Classe für sich. Er ist wie es scheint, der einzige unter den jüngeren, aus dem XV. Jahrhunderte stammenden Suetoniushandschriften der nicht hier mit der Familie des Mediceus primus, dort mit der des Mediceus secundus und Parisinus 6116 übereinstimmt, sondern consequent die Lesarten jener ersten Familie bietet, und zwar nicht nur diejenigen, welche in allen schlechteren zu dieser Familie gehörenden Handschriften, im Tornacensis, Copesianus, Hulsianus, Bernensis, Viterbiensis, Guelferbytanus primus und in den drei Palatini sich vorfinden, sondern auch solche, welche wir nur aus dem (zu einer andern Familie gehörenden Mediceus tertius und dem)

Mediceus primus kennen (z. B. p. 19, 36 fehlt *in dies*, p. 102, 14 fehlt *umquam*), was wir am wahrscheinlichsten aus der Annahme erklären können, dass dieser Corvinianus eine directe Abschrift eines älteren, den Text der besonders durch den Mediceus primus vertretenen Familie der älteren Textesrecension enthaltenden Codex ist, in den aber auch einige, später in den Corvinianus weiter fortgepflanzte, Varianten des Mediceus primus sowie einiger schlechten jungen Handschriften eingetragen waren. — Freilich hat der Corvinianus durch diese seine interessante Sonderstellung an Werth und Brauchbarkeit nicht gewonnen.

Zur Aufhellung der Verwandtschaftsverhältnisse der die *Hieronymianische Uebersetzung* des von Eusebios verfassten *Chronicon*, und die dazu von Hieronymus und Prosper gemachten Zusätze enthaltenden Corvinahandschrift (Nr. 5) hat der Umstand geführt, dass die synchronistischen Tabellen in ihr nicht auf die von Abrahams Geburt an, sondern von Erschaffung der Welt an zählende Aera basirt sind, was nur noch in dem von Pontaeus in seiner grossen und seltenen Ausgabe erwähnten Pariser Regius und in demjenigen Codex der Fall ist, aus welchem Stephanus (1512) seine Ausgabe des Eusebios besorgte. Der letztere und der Corvinianus (den Regius kenne ich nicht näher) stimmen auch sonst in der Eintheilung der synchronistischen Tabellen und in der Ordnung der die einzelnen historischen Begebenheiten erwähnenden «*virgulae*» auffallend mit einander, gegen alle übrigen Handschriften, überein. Ihr gemeinsamer Ahne ist nicht der Bongarsianus, der Stammcodex der meisten jüngeren Eusebios-Handschriften, sondern Scaligers Freherianus, oder ein naher Verwandter desselben, weshalb auch der Corvinianus als ein durch zahlreiche tiefeinschneidende Interpolationen und gewaltsame Veränderungen entstellter Abkömmling einer sehr genau bekannten Handschrift zweiten Ranges für die Kritik des Eusebiostextes ohne Belang ist, und auch sonst wenig Interesse bietet, da die innere Beschaffenheit seiner Familie durch eine den Text eines mit dem Corvinianus nahe verwandten Codex treu wiedergebende Ausgabe schon seit langem bekannt ist — oder wenigstens bekannt sein sollte.

Die *Papierhandschrift der Scriptores Historiae Augustae* (Nr 27) gehört der besten Handschriftenklasse an. Der Codex, aus welchem der Vaticanus 5301 und unser Corvinianus geflossen sind, sowie auch der Ambrosianus stammen in letzter Reihe aus einer durchcorrigirten Abschrift derselben Handschrift ab, deren zwei directe Abschriften, der Bambergensis und der Palatinus, mit Recht allein die Grundlage des Textes der *Scriptores Historiae Augustae* bilden. Da nun diese beiden Handschriften mit der grössten Genauigkeit verglichen sind, und durch die grössten-



theils auf den Vaticanus 5301 gegründete Mailänder editio princeps die innere Beschaffenheit der durch den Corvinianus und den Vaticanus 5301 vertretenen Handschriftenklasse schon zur Genüge bekannt ist, dürfte es nur in solchen Fällen gerathen sein, zur Collation des nachlässig geschriebenen Corvinianus unsere Zuflucht zu nehmen, wo wir zwischen an sich gleich guten Varianten des Bambergensis und Palatinus zu wählen haben, und doch nicht, wie man bisher gethan, in Ermangelung einer genauen Collation des Vaticanus 5301, die Entscheidung der an vielen Stellen durch Coniecturen und Aufnahme von Varianten interpolirter Handschriften entstellten editio princeps anheimstellen wollen. — Die *Pergamenthandschrift der Scriptores Historiae Augustae* (Nr. 7) ist eine Abschrift desselben Codex, aus dem auch der relativ am wenigsten interpolirte und unzweifelhaft beste Vertreter der zweiten, stark interpolirten und ganz unbrauchbaren Handschriftenfamilie dieser Scriptores, der Vaticanus 1902, geflossen ist. Wie in allen zu dieser Familie gehörigen Handschriften, so finden wir auch im Corvinianus einige gelungene Emendationen, z. B. in Hadrians Biographie p. 7, 9 (ed. Peter) *afferebant* Corv. Ursinus; p. 14, 31 *victimarium* Corv. Egnatius; p. 18, 9 *texerit* Corv. Peter, Mommsen; p. 18, 13 *quingenariam* Corv. Casaubonus. Freilich sind dergleichen geschickte Coniecturen nicht geeignet, den Corvinianus in unseren Augen höher zu stellen; nur für denjenigen, der den zwischen den Vertreter der interpolirten Handschriftenfamilie bestehenden höchst interessanten Verwandtschaftsverhältnissen nachgehen wollte, ist eine genaue Untersuchung des Corvinianus eine unabweisbare Nothwendigkeit.

Der *Cornelius Nepos-Codex* (Nr. 7) gehört der schlechteren Handschriftenfamilie an, der man keinen Werth beizulegen pflegt und deren in der bessern Handschriftenfamilie nicht enthaltene, nicht eben zahlreiche, ausgezeichnete Lesarten man früher nur für gelungene Coniecturen betrachtete. Die nächsten Verwandten des Corvinianus sind die Vertreter der von Roth (1841) mit *C* bezeichneten Handschriftenklasse, in welcher unser Codex schon deshalb eine hervorragende Stellung einnimmt, da er in der *Vita Timoleontis* die die verschiedenen Handschriftenklassen charakterisirenden Lücken nicht aufweist. Doch wird sein nur verhältnissmässig etwas bedeutenderer Werth noch beträchtlich geschmälert durch den Umstand, dass viele Lesarten in seinen Text Aufnahme gefunden haben, die in seinen Stammcodex aus einem mit dem Vaticanus *i* und dem Kiliensis *k* nahe verwandten Vertreter der zweiten, lückenhaften und ganz werthlosen Abtheilung der mit *C* bezeichneten schlechteren Classe der schlechten Handschriftenfamilie hinein corrigirt worden waren.

Der *Sextus Aurelius Victor-Codex* (Nr. 7) ist um nichts schlechter als alle Codices des sehr im Argen liegenden Victor-textes. Die wenigen dem Corvinianus ausschliesslich eigenen Varianten, die in den Text aufgenommen zu werden verdienten (z. B. c. IV. gegen Ende *viae superpositum*; übrigens schon von Sylburg und Anna Faber vermuthet) verdanken ihre Entstehung wohl nur dem blossen Zufalle oder der Coniectur, und Stellen, wo der Corvinianus den genauer verglichenen Handschriften gegenüber mit Schott's leider verschollenen alten Handschriften übereinstimmt, sind in andern Codices dieses Schriftstellers eben auch keine Seltenheit. Durchcollationirt zu werden verdient unser Codex ebenso wenig, oder wenn man will, ebenso sehr, wie alle anderen in den neueren Ausgaben erwähnten jüngeren Sextus Aurelius Victor-Handschriften.

Der *Florus-Codex* (Quart. 167) gehört der durch zahlreiche Handschriften vertretenen gräulich interpolirten und verderbten schlechteren Handschriftenclasse an, ist aber auch nicht aus dem relativ noch ziemlich guten Nazarianus, sondern aus einer der um vieles schlechteren, völlig unbrauchbaren Handschriften geflossen, zu denen ausser den von den früheren Herausgebern erwähnten Codices noch die zuerst von Jahn angeführten (der Monacensis, Berolinensis, Guelferbytanus und Haenelianus) gehören.

Der *Text unseres Vitruvius-Codex* (Nr. 32) ist, wie der der meisten aus den XIV. und XV. Jahrhunderte stammenden Vitruviushandschriften ein Abkömmling des aus einer directen Abschrift des in Verlust gerathenen Archetypus stammenden Guelferbytanus, ist aber an manchen Stellen durch solche Varianten verbessert, die einer der zahlreichen älteren, aus der einzigen directen Abschrift des Archetypus, dem Codex Harleianus, geflossenen Handschriften entnommen sind. Doch können wir, obgleich die uns im Corvinianus vorliegende Textesrecension von unläugbarem Geschick zeigt, der ganzen Beschaffenheit der vitruvischen Textesüberlieferung zufolge, wonach nur der Harleianus und der Guelferbytanus bei Constituirung des Textes in Betracht kommen, unserem Corvinianus, der — von einigen gelungenen Coniecturen (z. B. X. c. 13 *fuertint* Corv. und die Ausgaben; *ut* Corv. Marini, Köchly; c. 14 *habeant*; c. 15 *includuntur* Corv. und die Ausgaben), dergleichen in jeder jüngeren Handschrift vorkommen, abgesehen — gar nichts Neues bietet, nicht den geringsten Werth zuerkennen.

Die Handschrift, welche *Cicero's Verrinen* enthält (Nr. 2) und der Text der Fragmente der Miloniana, des Somnium Scipionis und der cornificianischen Rhetorica ad Herennium (in Nr. 20) gehören zu denjenigen, die man in neueren Ausgaben nur in corpore unter der Benennung der «deteriores» zu citiren



pfllegt und mit Recht für werthlos hält. — Der *Cicero's Cato Maior* und *Laelius* enthaltende Corvinacodex (Nr. 20) ist einer der besseren unter den werthlosen Handschriften, da er manche Lesarten der besseren Handschriften bewahrt hat, die man in den andern schlechteren vergebens suchen würde; — doch kann man ihn trotzdem bei der Fülle der für diese Werke Cicero's uns zur Verfügung stehenden ausgezeichneten Codices bei Herstellung des Textes nicht verwenden.\* — Auch in dem *Cicero's de officiis* enthaltenden Corvinianus (Nr. 20) finden wir manche Varianten der besseren Handschriften, und in Besonderheit der durch den Palatinus 1531 und Bernensis 104 vertretenen zweiten Classe; da aber gerade diejenigen Lesarten derselben, mit deren Hilfe man die Lücken des Textes ausfüllen kann, in den Corvinianus nicht aufgenommen worden sind, und da er auch an vielen Stellen mit den schlechten und schlechtesten Handschriften und alten Ausgaben übereinstimmt, können wir auch ihn nicht brauchen.

Der Corvinianus der zwölf lateinischen Panegyriken (Nr. 12) stammt gleich allen Handschriften dieser Reden aus dem Mainzer Archetypus ab und gehört zu der aus der Aurispaischen Abschrift dieses Archetypus geflossenen italienischen Handschriftenfamilie. Auf die Geschichte dieser Familie wirft der Corvinianus insofern neues Licht, als er aus demselben Exemplar abgeschrieben wurde, aus welchem der Stammcodex der von Baehrens mit der Sigle *C* bezeichneten Handschriften, weshalb wir mit Hilfe des Corvinianus uns genauere Vorstellungen von derjenigen, durch einen italienischen Kritiker durchcorrigirten Abschrift des Aurispaischen Exemplars verschaffen können, aus welcher die von Baehrens mit *BCV* bezeichneten Handschriftenklassen geflossen sind. Da wir jedoch zwei directe Abschriften des Mainzer Archetypus kennen, und da wir uns ferner die dritte, von Aurispa verfertigte Abschrift durch drei unverfälschte Copien derselben leicht zu reconstruiren vermögen, können wir den Handschriftenklassen *BCV* und dem Corvinianus, die alle aus einer schlechten und noch dazu stark durchcorrigirten Copie der Abschrift des Aurispa abstammen, für die Textkritik gar keinen Werth beilegen.

Der Codex des Werkes *de consolatione philosophiae* des Boëtius (Nr. 19) gehört der schlechtesten, der italienischen Classe der jüngeren, verderbten und ganz unbrauchbaren schlechten Hand-

\* Von ähnlicher Beschaffenheit dürfte wohl der Text jenes jetzt in Göttweih (in Unterösterreich) aufbewahrten Corvinianus sein, welcher leider nur solche ciceronische Schriften enthält, die sich in unzähligen Handschriften finden (*Cato Maior*, *Laelius*, *Paradoxa*, *Somnium Scipionis*) und von welchen wir nach Halm's Urtheil, «wenn er auch nicht schlecht ist, bei den besseren vorhandenen Quellen keinen Gebrauch machen können.»

schriftenfamilie an, und verdient schon deshalb nicht verglichen zu werden, weil wir ausser den vierzehn schon verglichenen alten Handschriften noch ungefähr dreissig nicht verglichene Boëtius-Handschriften aus dem IX., X., XI. und XII. Jahrhunderte kennen, und weil die Boëtius-Codices des XI. Jahrhunderts schon zu den schlechteren, die des XII. aber zu den unbrauchbaren gerechnet werden.

Die Corvinahandschrift des *Augustinus «de civitate dei»* (Fol. 121) geht in letzter Reihe auf eine mit den trotz ihres hohen Alters schon interpolirten Monacensis *F* und Coloniensis *K* verwandte Handschrift zurück, geht auch in vielen Fällen mit den gewöhnlichen vulgären Codices, und ist natürlich schon deshalb werthlos, weil wir von diesem Werke des h. Augustinus eine stattliche Anzahl von Handschriften aus dem VII., VIII., IX., X. und XI. Jahrhunderte kennen.

Der *Festus Paulicodex* (Nr. 22) gehört, wie sich aus Professor Thewrewk's in einem der vorigen Hefte dieser «Berichte» im Auszuge mitgetheilten Untersuchung ergibt, zu jener werthlosen Handschriftenfamilie, die durch den Lipsiensis, Guelferbytanus primus und die editio princeps gebildet wird. Er enthält zwar manche Lesarten, die besser sind, als die bis vor kurzem aus den übrigen Handschriften bekannten, doch hat es sich neuestens herausgestellt, dass ein grosser Theil dieser trefflichen Lesarten nicht nur im Codex Trecentis, sondern auch in den übrigen schon bekannten, aber höchst liederlich collationirten Paulushandschriften zu finden sind. Somit beruht der Werth unseres Pauluscodex nicht sowohl in seiner innern Güte, als vielmehr in dem Umstande, dass es erst durch seine Durchforschung klar geworden ist, wie in jeder Beziehung unzulänglich die bisherigen Paulus Festi-Ausgaben eigentlich sind.

Die *Lateinische Grammatik in Prosa* (Nr. 23) hat wahrscheinlich einen armen Schulmeister, Namens Daniel, zum Verfasser, der nicht so sehr die Regeln der alten classischen Latinität, als vielmehr (theilweise nach Hugutio und Alexander de Villa Dei) die der mittelalterlichen «bassa latinitas» mitzutheilen sucht. Auch ist dieses sonderbare Werkchen wirklich nur insofern von Interesse, als es manche von Ducange und Andern nicht erwähnte mittelalterliche Ausdrücke enthält.

Die *Grammatica latina in versibus cum glossario* (Nr. 24) ist Alexander de Villa Dei's berühmtes *Doctrinale puerorum*, welches, um das Jahr 1209 erschienen, im ganzen Mittelalter so allgemein gebraucht wurde, dass noch im XV. Jahrhunderte mehr als fünfzig gedruckte Ausgaben desselben veranstaltet werden mussten. Der Verfasser des dem Werke beigegebenen ebenfalls werthlosen, doch auch in die «cum notis variorum» versehenen Ausgaben des ‚Doctrinale‘, ohne Nennung des Verfassers, aufgenommenen



Commentars ist derselbe Ludovicus de Guastis, von dem wir einen Auszug der Naturgeschichte des Plinius kennen.

Von geringem Werthe sind die in einem Corvinianus (Nr. 32) enthaltenen Werke des *Petrus Candidus*. Nur das *De usus antiquitate scribendi* würde vielleicht verdienen genauer durchforscht zu werden, da es neben Auszügen aus Fulgentius, Nonius und Anderen, auch manche wie es scheint unbekannte geschöpfte Glossen enthält und ein interessantes Licht auf die grammatischen Studien der Humanisten wirft. — Das *De proprietate verborum latinorum* betitelte Werk ist eine grösstentheils dem Nonius entnommene werthlose Sammlung von Synonymen; und die unter dem Titel *Peregrinae historiae libri tres* zusammengefassten drei Werkchen — wie der Verfasser selbst zugibt, blossе Compilationen — handeln in einer aller vernünftigen Ordnung baren, ausserordentlich ungeschickten, kurzen und primitiven Weise über die Geographie, die Erzeugung und Geburt des Menschen und über Aemter im alten Rom.

Von grösserer Belesenheit und auch grösseren Fähigkeiten zeugen die Arbeiten des *Gabriel Concorregio* (Nr. 21). Das Buch *Fabulae cum allegoriis* ist ein kurzes Handbuch der besonders nach dem System der Epikuräer allegorisch ausgelegten griechischen und römischen Mythologie. Hierauf folgt eine kurze, unvollständige und lückenhafte Geschichte der griechischen Philosophie und schliesslich ein kleines *De poëtis* betiteltес Werk, in welchem der Verfasser, nachdem er die Begriffe *lirici*, *tragedi*, *comici* erklärt hat, sich wiederum in mythologische Auseinandersetzungen einlässt.

Von den bisher untersuchten aus dem XV. Jahrhunderte stammenden Corvinahandschriften classischer Autoren können wir nach allem dem, was wir soeben vorgebracht, getrost sagen, dass sie im Allgemeinen den geringen Erwartungen, welche man so jungen Handschriften entgegen zu bringen pflegt, nur allzu sehr entsprechen. Die in den jüngst heimgekehrten Corvinacodices enthaltenen unedirten Werke von Humanisten haben keinen absoluten Werth; die lateinischen Uebersetzungen griechischer Schriften sind werthlos; und die in den Corvinahandschriften des XV. Jahrhunderts uns vorliegenden Texte classischer Autoren sind, wenn auch einzelne nicht eben zu den schlechtesten gehören und zu interessanten Untersuchungen anregen, im Ganzen doch nur mittelmässig und nicht von derartiger Beschaffenheit, dass die Wissenschaft aus ihnen irgend welchen nennenswerthen und für die mühevollen Untersuchung entschädigenden Nutzen ziehen könnte. Und ungeachtet dieser ungünstigen Ergebnisse befremdet es uns dennoch, wenn wir zurückblickend auf die Rolle, welche die Codices Budenses in der philologischen Kritik gespielt haben,

bemerken, dass in neuerer Zeit ein auffallender Umschwung in den Ansichten der Philologen von Fach über diese Handschriften Platz gegriffen hat. Während früher Florentiner Copisten, um ihren kalligraphischen Arbeiten in den Augen von Gelehrten grösseren Werth zu geben, es für angezeigt hielten, am Schlusse ihrer Abschriften zu bemerken, sie hätten den Text der «*exemplaria satis fida Matthiae Corvini*» wiedergegeben, und nachher Beatus Rhenanus und Oberlin einen corvinianischen Tacitus-Codex zu den besten Handschriften zählten, Köleséri den Tibullus aus einer Corvinahandschrift herausgab und Alle darin übereinstimmten, die aus der Ofner Bibliothek herstammenden Handschriften müssten, eben weil sie aus der Bibliothek des Königs Matthias kamen und meist auch eigens für Matthias geschrieben worden waren, von ausserordentlicher Correctheit und grossem inneren Werthe sein, äussert man sich in neuerer Zeit, besonders in Deutschland, sehr ungünstig über den wissenschaftlichen Werth dieser früher so hochgeschätzten Handschriften. Und doch hatten jene älteren Gelehrten nicht so ganz Unrecht, wenn sie von den Corvinahandschriften grössere Correctheit voraussetzten. Ebert irrt, wenn er behauptet «namentlich die für den König Matthias gearbeiteten Handschriften seien in der Regel von keinem vorzüglichen Werthe, da jene Kalligraphen sich nicht entschliessen konnten, ihre saubere Arbeit durch Verbesserungen und Rasuren zu entstellen», denn einerseits hätte sich Ebert durch genauere Besichtigung jeder beliebigen Corvinahandschrift gar leicht eines Besseren belehren können, anderseits wissen wir, dass gelehrte Humanisten — Felix Ragusinus in Ofen, Taddeo Ugoletti, Naldus Naldius in Florenz und Antonius Thebaldaeus (?) — die Arbeit der Abschreiber überwachten und auch ausbesserten. — Von Wattenbach wieder lernen wir, dass die Codices Budenses zwar schön geschrieben, aber fehlerhaft sind, «weil die Florentiner Fabrikarbeiter keine wirklich probehaltige Waare lieferten»; doch abgesehen davon, dass es in der ganzen Welt wohl keine einzige Handschrift gibt, die nicht im oben gebrauchten Sinne fehlerhaft wäre, vergisst Wattenbach zu berücksichtigen, dass Ugoletti eben darauf Gewicht legte, dass nicht gewöhnliche Fabrikarbeiter Werke für die Corvina lieferten, wie dies aus seinen drei an Matthias gerichteten Briefen ersichtlich ist, worin er nicht versäumt zu betonen: «Die Schreiber halte ich für nicht unwissende Leute», und: «auf deinen Befehl liess ich die Schriften des Nonius von der Hand *eines nicht ungelehrten* Mailänders copiren».

Wenn wir nun anderseits bedenken, dass Philologen von Fach gegenüber die Annahme unstatthaft sei, sie hätten ihr über die Corvina gefälltes wegwerfendes Urtheil auf grössere oder



geringere Nachlässigkeit der »Florentiner Fabrikarbeiter« und auf in den Corvinahandschriften häufiger vorkommende Schreibfehler gegründet, können wir das den Corvinahandschriften und der Corvina überhaupt entschieden ungünstige Vorurtheil neuerer Philologen nur aus der Annahme erklären, man gehe mit BLUMF von der Voraussetzung aus, alle Codices Budenses seien sammt und sonders in Florenz eigens für Matthias verfertigt worden, wobei dann jene die äusserste Geringschätzung der betreffenden Handschriften bedingende Annahme selbstverständlich war, den von Matthias mit Completirung seiner Bibliothek betrauten Florentiner Fabrikarbeitern habe die erste beste leicht lesbare junge Handschrift zur Vorlage gedient. Doch müssen wir in diesem Gedankengang sowohl Voraussetzung als auch Folgerung entschieden als irrig bezeichnen. Wir hatten schon früher Gelegenheit zu erwähnen, dass Matthias eigens deshalb nach Griechenland und Kleinasien schickte, um dort Handschriften classischer Autoren zusammen kaufen zu lassen; und dass diese Expedition von Erfolg war, dürfen wir unter Anderem auch aus dem Umstande schliessen, dass Massario noch im Jahre 1520 in der Corvina eine gewisse Anzahl griechischer Handschriften mit zeretztem, durch Feuchtigkeit verdorbenem Einband vorfand, die wohl ebenso wenig wie der schon zu Cuspinians Zeiten sehr alte Prokopios in Italien für Matthias abgeschrieben worden waren. In Wien befindet sich ein des Chrysostomos Homilien enthaltender Corvinacodex aus dem XII. oder XIII. Jahrhundert; in Erlangen und in Wien giebt es von Xenophon's Cyropaedie zwei dem XIII. und dem XII. Jahrhunderte angehörige Corvinahandschriften; die Kirchengeschichte des Nikephoros Kallistou ist uns nur in einer einzigen, ehemals der Corvina angehörenden Handschrift erhalten; mit Hilfe eines Corvinianischen Zonaras-Codex hat Hieronymus Wolf zahlreiche Lücken unseres Zonaras-Textes zuerst ausgefüllt; Cuspinianus hat die letzten fünf Bücher des Diodoros Siculus zu Ofen entdeckt; die Aethiopica des Heliodoros wurden auch zuerst aus einer Ofner Handschrift veröffentlicht und schliesslich ist kein Grund, die Nachricht des Brassicanus zu bezweifeln, dass noch im Jahre 1525 in der Corvina ein vollständiger Hyperides mit Scholien vorhanden war.

Nicht geringer mochte die Zahl werthvoller lateinischer Handschriften in der Corvina gewesen sein. Cuspinianus sah daselbst einen alle acht Bücher umfassenden Codex der uns in einer einzigen Handschrift unvollständig überlieferten Johannis des Corippus, Massario einen sehr alten Vergilius in longobardischer Schrift und einen Plinius, von dem er behauptet, er hätte mehr als 3000 Emendationen in demselben gefunden, hätte er Gelegenheit gehabt ihn eingehender zu untersuchen.

Der Corvinianus der Silven des Statius in Wien gehört ebenfalls unter die besten Handschriften dieses Werkes, und der berühmte Budensis (Pithoeanus) des Juvenalis aus dem IX. Jahrhunderte bildet die Grundlage unseres Juvenalis-Textes.

Schliesslich müssen wir noch mit besonderem Nachdruck erwähnen, dass zum grössten Theil nur diejenigen Handschriften als corvinianische nachweisbar sind, die eigens für Matthias geschrieben wurden, und diese sind allerdings in den meisten Fällen von nicht grösserem Werthe als jene zahllosen schön ausgestatteten, aber werthlosen Handschriften, die die berühmtesten Bibliotheken Italiens füllen, es aber ungeachtet ihrer grossen Anzahl und nicht geringerer Werthlosigkeit nicht vermögen, eine Marciana, Laurentiana oder Vaticana in Verruf zu bringen. Anders bei der Corvina! Man hatte soviel von der glanzvollen Ausstattung der Corvinahandschriften gehört und gelesen, man hatte sich so daran gewöhnt, nur die prachtvollen, aber werthlosen Codices unter dem Namen der «Corvinahandschriften», «Codices Budenses» und «Corviniani» zu begreifen, dass besonders mit der Entstehungsgeschichte der Corvina nicht vertraute Philologen gar leicht auf den Gedanken kommen konnten, die Corvina habe nur dergleichen werthlose Schaustücke enthalten und sei an wissenschaftlichem Werthe tief unter dem Niveau gleichzeitiger italienischer Bibliotheken gestanden.

Unsere Gelehrten haben sich von diesem Irrthum frei zu halten gewusst und waren stets — wie wir eben sahen, mit Recht — überzeugt, die Corvina habe den gleichzeitigen grösseren italienischen Bibliotheken — einer Laurentiana, Vaticana und Marciana und andern — nicht nur an Zahl der Bände gleichgestanden, sondern habe mit denselben auch, was innern, wissenschaftlichen Werth anbelangt, soweit es die für Matthias viel ungünstigeren buchhändlerischen Verhältnisse erlaubten, mit Erfolg gewetteifert, und sei ihnen sicherlich nicht so weit nachgestanden, dass sie mit der in neuerer Zeit ihr gegenüber in Anwendung gekommenen vornehmen Geringschätzung erwähnt zu werden verdiente.

Dr. EUGEN ABEL.



## MICHAEL VÖRÖSMARTY.

(Geb. am 1. December 1800 zu Puszta-Nyék im Stuhlweissenburger Comitatz,  
gest. den 19. November 1855 in Pest.)

Indem wir diese Skizze beginnen, sind wir uns der Schwierigkeit bewusst, den Entwicklungsgang eines Dichters dort darzulegen, wo die Bedingungen, die auf ihn von Einfluss waren, gar nicht oder nur in geringem Maasse bekannt sind. So z. B. hat Michael Vörösmarty ein gewisses unzulängliches Entwicklungsstadium der ungarischen Sprache vorgefunden, welches nothwendig weiter entwickelt werden musste, — gewisse mehr von auswärtigen Literaturen als vom eigenen Geist der Nation ausgehende Einflüsse, die zu überwinden waren: — damit die ungarische Poesie in dem Maasse national und zugleich auf eine höhere Stufe der Kunst gebracht werde, wie es durch Vörösmarty geschah, und damit sie auf die ungarische Nation eine solche Wirkung ausüben könne, wie sie sie durch den Genius desselben thatsächlich ausübte. Welche literargeschichtliche Bedeutung und welchen ästhetischen Werth die ihm vorausgegangenen Dichter im Bereich der ungarischen Literatur immerhin haben mögen, — sie verschwinden hinter denjenigen unter ihren Nachfolgern, unter deren Zeichen die ungarische schöne Literatur sich auch in fremden Kreisen den Kranz der Anerkennung errungen, und können daher für diese letzteren nicht zur Ausführung eines Bildes unseres Dichters hervorgezogen werden, — von den eigenthümlichen Phasen im Entwicklungsgange der ungarischen Sprache zu schweigen, auf deren Heranziehung wir verzichten müssen, wie auch auf viele kleine Züge aus dem gesellschaftlichen und politischen Leben, die auf das Leben und die Dichtung Vörösmarty's von Einfluss waren, und mehr oder weniger einer Erklärung bedürfen würden. Selbstverständlich enthalten auch seine Dichtungen viele Züge, die sein Bild vollenden, die aber der Natur der Sache gemäss eine nähere Bekanntschaft mit den Werken des Dichters voraussetzen, um in das rechte Licht zu treten. \*

\* Von Vörösmarty's Werken sind nur kleinere Gedichte (Lieder und Balladen), ein Drama (Ban Marót) und dessen kleinstes Epos (Cserhalom) in's Deutsche übersetzt worden.

Indess spiegeln sich in Vörösmarty's Leben, in seiner Dichtung, in der durch einzelne seiner Vorgänger, noch mehr durch ihn selbst hervorgerufenen Literaturbewegung gesellschaftliche und politische Zustände und Vorgänge, die auch ausserhalb der ungarischen Kreise mehr oder weniger bekannt oder leicht verständlich, zu einem wenn auch nicht vollständigen, aber doch die Hauptzüge umfassenden Lebensbilde des Dichters herangezogen werden können, ohne erst einer Erklärung zu bedürfen. Eine auf solchen Grundlagen beruhende Skizze ist zugleich ein wesentlicher Beitrag zum Verständniss der ungarischen Literatur im Allgemeinen; und so ist es denn dem Programm der L. B. a. U. vollkommen angemessen, wenn wir die Leser derselben mit der «Biographie Vörösmarty's» \* von PAUL GYULAI, bekannt machen, da dieses Werk die Gestalt des Dichters, dessen Jugend und Entwicklung in plastischen Bildern vorführt, und reich ist an solchem Materiale, welches den von uns berührten Voraussetzungen entspricht. Wir müssen es uns freilich versagen, die lebensvollen Bilder zu reproduciren, die der Verfasser von den Eltern Vörösmarty's, von deren Häuslichkeit und von den Jugendjahren des Dichters entwirft. Es muss genügen, zu erwähnen, dass Vörösmarty von seinem Vater den ernstesten patriotischen Sinn, von seiner Mutter die Anlage und Neigung zur Poesie hatte, und dass ihn frühzeitig Gemüthstiefe und sinniges Wesen kennzeichneten. Sein Vater war ein wenig bemittelter Pächter, weshalb Vörösmarty schon in jungen Jahren auf sich selbst angewiesen war. Noch bei Lebzeiten seines Vaters erwarb er sich in Stuhlweissenburg, wo er einige Classen des Gymnasiums absolvirte, einen Theil seines Bedarfs durch Unterrichtgeben, und bald nach dem (1816 erfolgten) Tode desselben kam er im Alter von siebzehn Jahren als Hauslehrer in das Haus Alex. Perczel's in Pest, um dessen drei Söhne, Alexander, Moriz (der nachmals im Revolutionskrieg bekannt gewordene Honvédgeneral Moriz Perczel) und Nicolaus zu unterrichten. — Und in die Zeit, welche Vörösmarty in diesem Hause verlebte, fällt die *erste Entwicklungsperiode seiner Dichtung*. Ein geheimnissvoller Zug nach der Vergangenheit, die politischen Kämpfe der Comitате, welche jene Periode charakterisiren, entflammten die Poesie Vörösmarty's und drückten desselben ihr Gepräge auf. Sehr belehrend hierüber sind folgende Stellen in Gyulai's Werk:

«Vörösmarty verbrachte 8 Jahre als Erzieher im Perczel'schen Hause, vom November 1817 bis zum November 1822, und dann

\* Vörösmarty életrajza. Irta Gyulai Pál. (Pest 1866.) Eine neue, theilweise umgearbeitete Auflage dieses Werkes ist soeben im Verlage des Franklin-Verein erschienen.



vom November 1823 bis August 1826. Während der ersten drei Jahre wohnte er mit seinen Zöglingen in Pest und absolvirte zugleich an der Universität den philosophischen Lehrcurs. Als Perczel Ende 1820 auf sein Gut in Börzsöny zog, ging auch Vörösmarty mit und absolvirte privatim binnen zwei Jahren die für die öffentlichen Hörer auf drei Jahre vertheilten juridischen Studien, aus welchen er jedes halbe Jahr vor der Rechtsfacultät Prüfungen ablegte. Diese beiden Jahre bezeichnete er stets als die mühevollsten Jahre seiner Jugend, denn er musste Vieles unterrichten und lernen, und fand trotzdem auch noch Zeit seiner poetischen Neigung zu leben. Damals beginnt die Entwicklung seines Dichtertalents. So lange er in Pest wohnte, nämlich bis 1820, scheint er mit keinem einzigen Schriftsteller persönlich bekannt geworden zu sein. Unter seinen Mitschülern war Niemand, der sich mit schriftstellerischen Arbeiten abgegeben oder auf ihn einen geistigen Einfluss ausgeübt hätte. Nur ein Student der Medicin Namens Maróthy wirkte auf ihn; dieser lernte morgenländische Sprachen und rüstete sich zu einer Reise nach dem Orient, um die Urheimat der Magyaren aufzusuchen. Vörösmarty beschäftigte sich auch selbst mit dieser Idee und bedauerte lange Zeit, dass er nicht mit seinem Freunde auswandern konnte. Es lag in jener Zeit etwas, das die Geister aus der öden Gegenwart nach der Vergangenheit zog: ein eigenthümliches Gemenge von patriotischem Schmerz und Stolz, von Melancholie und Schwärmerei, das von der Poesie genährt, von der Wissenschaft geheiligt wurde. Stefan Horvát vertiefte sich in die Untersuchung der Fragen über die Abstammung und die Urheimat der Magyaren, und die ganze Nation horchte mit Begeisterung seinen wunderlichen Entdeckungen. Alexander Körösi Csoma war schon abgereist, um die Urheimat der Magyaren aufzusuchen, und zahlreiche junge Leute waren, wie es scheint, von ähnlicher Sehnsucht erfüllt. Fast auf einmal besangen vier Dichter in Epen den Ruhm der Ahnen, und es ist charakteristisch, dass Vörösmarty, der grösste dieser Dichter, bevor er sein grosses Epos: «Zalán Futása» (die Flucht Zalán's) begann, nach dem fernen Osten reisen wollte, wie Körösi Csoma, und nachdem er jene Dichtung geschrieben hatte, auf Grund der urgeschichtlichen Untersuchungen Stefan Horvát's sich mit dem Plan eines neuen Epos beschäftigte, dessen Schauplatz die Urheimat der Magyaren gewesen wäre. Uebrigens stand der junge Dichter in der grossen Stadt allein, ohne Ermunterung, ohne Genossen, und nur die Bücher, deren er immer mehrere las, spornten ihn zur Thätigkeit. Es fielen ihm die Werke der Dichter Alexander Kisfaludy, Dayka und Berzsenyi in die Hand, und er wurde Zeuge der dramatischen Triumphe, die Karl Kisfaludy auf der Pester Bühne erntete, und die auf ihn einen grossen Eindruck



machten. Während einerseits der Odendichter Berzsenyi sein Lieblingsdichter war, wünschte er andererseits nichts sehnächtiger, als seine Nation mit Dramen zu beschenken. Er schrieb Oden und begann einige kleinere Schauspiele, die er nicht ausführte. Damals begann er auch sein Drama: «König Salamon», von welchem er, wie es scheint, glaubte, dass es sein Hauptwerk sein werde. Er beschloss es zu vollenden, und wenn es gelang, damit vor das Publicum zu treten. — In solcher Stimmung, mit solchen Bestrebungen reiste Vörösmarty mit seinen Zöglingen in's Tolnaer Comitát, nach Börzsöny, das eigentlich nur eine Puszta im Gebiet von Bonyhád ist. Die zwei Jahre in dieser ländlichen Einsamkeit waren auf seine Entwicklung von grossem Einfluss. Hier fand er, was er in Pest vergebens gesucht hatte, Bücher und Schriftsteller-Collegen. Alexander Perczel hatte hier eine Bibliothek, und in Bonyhád wohnten zwei Geistliche, Anton Egyed, der Pfarrer, und Ladislaus Teslér, der Caplan, die sich Beide mit literarischen Studien abgaben. Ein wenig entfernter wohnte ein anderer Freund unseres Dichters, Jacob Klivényi, mit dem er schon von früher her bekannt war, und der gleichfalls Gedichte schrieb. Diese drei Geistlichen bildeten die Gesellschaft und das Publicum Vörösmarty's, sie waren seine Freunde, Beurtheiler und die Genossen seines Strebens, deren er stets mit Dank gedachte. In ihrem Kreise befand er sich am wohlsten, aus ihrer Bibliothek lernte er die neuere und ältere ungarische Literatur kennen, durch sie wurde er mit den ausländischen Dichtern bekannt, von ihnen wurde er ermuntert, die Dichterlaufbahn zu betreten, und in Folge ihrer Prophezeiung, dass er ein bedeutender Dichter sein werde, erwachte sein schüchterner Genius zum Selbstvertrauen. Alle drei Geistliche waren verschieden an Charakter und Talent, aber alle Drei waren eifrige Patrioten und mit Leib und Seele getreue Anhänger der Nationalliteratur.

«Es ist rührend zu sehen, welche bedeutende Rolle der niedere katholische Clerus Ungarns in der Periode der Wiedergeburt unserer Nationalliteratur spielte, eine viel bedeutendere als der protestantische. Die armen Mönche, Pfarrer und Capläne überliessen den Glanz und die Reibungen mit den Protestanten ihren Oberhirten, und vereinigten sich im Namen der auflebenden Nationalität, der ihre ersten Blüthen treibenden Literatur mit den weltlichen Protestanten. Wie viele namhafte Schriftsteller sind von Faludi bis Czuczor aus dieser wackern Schaar hervorgegangen; nebstdem finden wir sie überall, wo es sich um das Interesse der Literatur handelt. Einige katholische Seminaristen waren es, die zur Herausgabe der Gedichte Berzsenyi's Geld sammelten, in der Abtei zu Martinsberg wurde Kazinczy mit Freudengejauchze empfangen, die eifrigsten Verbreiter des Taschenbuchs «Aurora» von



Karl Kisfaludy waren meistens junge katholische Geistliche. Zu diesen wackern Männern also gehörten auch Vörösmarty's Freunde.»

Im November 1822 verliess dieser Börzsöny auf ein Jahr und ging nach Görbö, um an der Seite des Vicegespans von Tolna, Franz Csefalvay, als Rechtspractikant zu fungiren. Er gab hiermit seine Erzieherstelle nicht für immer auf, sondern nur einstweilen. Er wollte Advocat werden und es war seine Absicht, nachdem er ein Jahr lang als Rechtspractikant gedient haben würde, Jurat zu werden, die Erziehung der Söhne Perczels wieder zu übernehmen und dann nebenbei sich zur Advocatenprüfung vorzubereiten. In Görbö fand er neue Freunde, die zwar nur seine Jagdgenossen und juridischen Berufs-Collegen waren, aber ihn ebenso mit offenen Armen empfingen, wie in Bonyhád seine Schriftstellergenossen. Vörösmarty hätte seit seiner Kindheit vielleicht hier seine heitersten Tage verlebt, wenn nicht der Kummer wegen seiner Mutter, die seit dem Tode ihres Gatten verarmt war, die Angelegenheiten des Vaterlandes, und geheimer Liebeskummer ihm seine Tage und Nächte getrübt hätten. Doch er erhob sich geklärt aus seinen Schmerzen, und hatte es gleichsam ihnen zu verdanken, dass sein poetischer Genius sich auf seine Schwingen erhob.

«Bis dahin war seine Poesie eigentlich nur eine Uebung im Versemachen, ein Spiel der Ideen und Gefühle, eine Kurzweil und Nachahmung gewesen; jetzt fühlte er, dass er ein Dichter sei, der nicht mehr aus Büchern, sondern aus seiner Seele schöpft, deren Rhythmus durch das Wogen der in Fluss gerathenen Ideen und Gefühle gehoben wird, und dessen Poesie mit dem Leben verschmolzen ist, mit seinem eigenen und mit dem Leben seiner Nation. *Diesen Wendepunkt der Poesie führten hauptsächlich die politischen Vorgänge des Jahres 1823 herbei.*

«Lärm erfüllte das Land, obgleich der Reichstagssaal geschlossen war und die Regierung diesen gar nicht wieder zu öffnen beabsichtigte. Der Kampf wogte in den Comitaten, diesen Schutzwallen der alten ungarischen Verfassung; die Besseren der Nation vertheidigten mit äusserster Kraftanstrengung die so oft beseitigte, verletzte und jetzt offen und in ihren Fundamenten angegriffene Verfassung. Ungarn war in der That einer grossen Krisis nahe, und nicht allein seine Verfassung, sondern auch alle Garantien seiner nationalen Entwicklung standen auf dem Spiele. Ungefähr dreissig Jahre waren seit 1790 verflossen, wo auf dem denkwürdigen Reichstage die Verfassung wieder hergestellt und durch neuere Gesetze gesichert, und die der Nationalität drohenden Gefahren beseitigt wurden. Die Begeisterung und Energie waren allmählig geschwunden und an deren Stelle Ermattung und Unthätigkeit



getreten. Die Regierung germanisirte nicht mehr, aber die Nation that beinahe nichts, um ihre Nationalität zu sichern. Die ihrer Nationalität entkleidete Aristocratie hatte auch 1790 nicht so sehr die nationalen Interessen, wie ihre Privilegien vertheidigt und blieb der Sprache und den Sitten der Nation fortwährend fremd. Der mittlere Adel hielt in den Landes- und Comitatsversammlungen feurige Reden für die Nationalität, vermochte aber ebenso wenig in deren Interesse etwas auszurichten, wie für dieselbe aus eigener Kraft Opfer zu bringen. Der reiche Adel Ungarns war nicht einmal im Stande, eine wenn auch noch so bescheidene Gesellschaft zur Pflege und Bildung der Sprache, oder ein kleines stehendes Theater zu gründen, und Alles, was Einzelne zur Förderung der nationalen Cultur in Angriff nahmen, stiess auf Gleichgiltigkeit und wurde entweder gleich begraben oder war höchstens zu langsamem Hinsiechen verdammt. Unsere Nationalsprache konnte nicht allein im politischen Leben und in der Schule die ihr gebührende Stelle nicht einnehmen, sondern war auch in den gebildeteren Gesellschaftskreisen fortwährend nur ein Gast. Diese Symptome der Gleichgiltigkeit, Unthätigkeit und Nachlässigkeit erschienen den tiefer Blickenden gefährlicher als die Massregeln Josef's II., die zwar der Nationalität offen den Krieg erklärt, aber doch auch einen kräftigen Widerstand erweckt hatten. Jetzt hingegen war Stagnation eingetreten und schienen die Tage des Verfalls wieder zu kommen. Nur die immer lebhafter werdenden Bewegungen der Literatur konnten den bekümmerten Patrioten Trost gewähren. Der Regenerationsprocess, der hier in Fluss zu kommen begann, musste früher oder später auch das gesellschaftliche und politische Leben ergreifen, und zum Glück begann die Spracherneuerung Kazinczy's, der Kampf zwischen alten und neuen Ideen, zwischen dem alten und neuen Geschmack seine heftigsten Schlachten gerade damals zu schlagen, als das öffentliche Leben Ungarns im tiefsten Schlummer lag, von 1812—1823. Auch die Verfassung konnte sich keines grösseren Glückes rühmen, als die Nationalität. Die Nation beschränkte sich nur darauf sie zu vertheidigen, nicht zugleich sie zu entwickeln, und der Begriff der Freiheit war mit dem der ständischen Privilegien fast identisch. Die Vertheidigung konnte zwar lange die offene Gewalt hintanhalten, aber nicht den verdeckten Angriff. Die Reformen verzögerten sich, ja stiessen auf Antipathie, und dies vergrösserte die Gefahren. Das Reformstreben, das sich auf dem 1790er Reichstage gezeigt, verflüchtigte sich allmählig. Nicht allein die europäischen grossen Kriege wirkten in dieser Beziehung ungünstig, sondern auch die Schrecknisse der französischen Revolution, durch welche gerade die edelsten Gemüther herabgestimmt wurden. Als später, nach 1812, einiges Reformstreben zu Tage trat, kümmerte sich die Regierung



nicht darum, da sie die ungarische Verfassung in ihrem veralteten Zustande belassen wollte, um mit derselben desto leichter aufzuräumen zu können. Seit 1811 war kein Reichstag abgehalten worden und während der seitdem verflossenen zwölf Jahre wurde Alles gethan, um die Comitats in bureaucratische Institutionen umzuwandeln. Zuletzt wurden theils 1821, theils 1822 die Recrutirungs- und Steuererhöhungs-Verordnungen erlassen, welche die fundamentalsten Rechte der Nation fraglich machten. Die Comitats bereiteten sich zu einem heftigen Widerstande vor und drangen auf die Einberufung des Reichstages, dessen Einwilligung sowohl zur Erhöhung der Steuer, als auch zur Recrutirung eingeholt werden müsse. Auf beiden Seiten wurde mit grosser Energie gekämpft. Das Endergebniss konnte kein anderes sein, als entweder die Wiederherstellung der Verfassung oder das Schwinden des constitutionellen Lebens und mit diesem die Vernichtung der Hoffnungen auf nationale Entwicklung, friedliche Reformen, — und das Alles in Begleitung unabsehbarer Verwickelungen.

»Die stürmischesten Tage dieses Kampfes trafen Vörösmarty mitten im Comitatsleben, noch dazu an der Seite eines der obersten Beamten. Er hat Gelegenheit Alles bis auf die geringsten Details kennen zu lernen, seine ganze Aufmerksamkeit ist in Anspruch genommen und er begleitet die Ereignisse mit grossem Interesse. Er hatte schon im väterlichen Hause patriotische Gefühle eingesogen, die durch seine historische und poetische Lectüre genährt wurden. Berzsenyi liebte er vorzugsweise nicht allein wegen seiner schwungvollen Oden und seiner kraftvollen Sprache, sondern weil er in ihm den tiefsten patriotischen Schmerz ausgedrückt fand. Von den alten Schriftstellern waren Nicolaus Zrinyi und Klemens Mikes seine Lieblinge. In Zrinyi bewunderte er nicht allein den Dichter, sondern auch den Helden und Patrioten, der mit dem Worte, mit Feder und Schwert für die grossen nationalen Interessen kämpfte. Das Buch von Klemens Mikes (eine Art Tagebuch, im Exil zu Rodosto geschrieben) wirkte nicht allein mit seiner bald humoristischen, bald elegischen Stimmung und seiner schönen Sprache auf ihn, sondern auch durch die Erinnerung an die grosse nationale Catastrophe (die Rákóczy'sche Insurrection), deren Opfer der Verfasser ward.»

Vörösmarty begann seiner durch diese Einflüsse erzeugten Stimmung durch einige lyrische Gedichte Ausdruck zu geben, mit denen er sich aber nicht begnügte, und welche unter den damaligen Censurverhältnissen ohnehin nicht das Tageslicht hätten erblicken können. Er war vom Plan eines grossen Epos erfüllt, das in der Vergangenheit spielen und zur Gegenwart sprechen, den Ruhm der Ahnen besingen und an den Verfall des gegenwärtigen Geschlechts erinnern sollte. So machte er sich an sein Epos:



«Zalán Futása», und schrieb es im Lärm der Comitatskämpfe, unter der Verzweiflung und Hoffnung dieser kritischen Tage, mit der ganzen Kraft seiner patriotischen Begeisterung, seines patriotischen Schmerzes. Er wollte, wie sein grosser Vorgänger Nicolaus Zrínyi in der «Zrinyias», deren Held der gleichnamige Grossvater des Dichters Nicolaus Zrinyi, der Held von Szigetvár ist, zu seiner Nation sprechen und schöpfte seine Inspiration aus dem Kampf der Ideen und Ereignisse. — An die Entstehungsgeschichte von Vörösmarty's «Zalán Futása», dessen Gegenstand die Eroberung Ungarns durch Árpád bildet, knüpft GYULAI folgenden kurzen Ueberblick über die *Geschichte der ungarischen epischen Literatur* bis dahin:

«Seit Zrinyi sank die ungarische epische Poesie immer mehr. Zrinyi stand nicht allein auf dem Niveau des europäischen Geschmacks, sondern war auch einigermassen ein mit Tasso wett-eiferndes Talent, unter dessen Einfluss er stand, und welchem er Manches entlehnte, ohne dass er deshalb aufhörte original zu sein. Er erhebt ein nicht lange vergangenes historisches Ereigniss zu einer Epopöe, seine eigene politische Tendenz zu einer erhabenen poetischen Idee. Welche Kraft in der Gestaltung, wie viel Originalität in der Entlehnung, wie viel Sicherheit in der Charakteristik. In Gyöngyösi finden wir beinahe nichts von diesen Eigenschaften; in dem Maasse, in welchem er seinen Vorgänger im ungarischen Charakter der poetischen Diction und an Zauber des Rhythmus übertrifft, in demselben Maasse steht er ihm in allem Uebrigen nach. Gyöngyösi schrieb eigentlich Reimchroniken, historische Gesänge, strebte aber nicht nach historischer Treue, wie Tinódi; er will nicht allein Chronist, sondern auch Dichter sein, mengt Erdichtetes in seine Chronik, und verachtet selbst allegorische und mythologische Elemente nicht. Er verwendet sogar auch das Wunderbare, doch ohne jeden höheren epischen Zweck, versucht sich in der Verwicklung, erhebt sich aber bei Weitem nicht zum Plan einer abgerundeten Fabel. Seine Werke sind ein wunderliches Gemenge von Chronik, Epos und Roman in Versen, mit kräftigen lyrischen Stimmungen versetzt. — Die Epen des XVIII. Jahrhunderts stehen noch weiter zurück. Adam Horváth's Hunnias» und «Rudolfias», Stefan Kulesár's «Sieg bei Belgrad», Stefan Gáti's «Josef II.», Martin Etédi's «Trauer des Ungars», Franz V. Nagy's «Ladislaus Hunyadi» und «Jerusalem» zeigen den vollständigen Verfall unserer epischen Poesie. Nichts ist poetisch in ihnen, weder die Form noch der Inhalt, und was allenfalls neu genannt werden könnte, ist blos der unglückliche Einfluss von Voltaire's «Henriade». — So stand unsere epische Poesie zu Anfang des XIX. Jahrhunderts, obgleich Publicum und Literatur nichts so sehnlich herbeiwünschten, als



ein Epos, ein Bild glorreicher Vergangenheit zum Ersatz für die öde Gegenwart. Schriftsteller und Publicum gaben um die Wette den Wunsch kund, die Eroberung Ungarns durch Árpád besungen zu sehen. Gedeon Ráday schickte sich bereits an eine «Arpadias» zu schreiben, und Csokonai liess Alles stehen, um, wie er selbst sagt, «bis zu seinem Todestag an der heroischen Epopöe zu arbeiten, die er, den Fusstapfen Homer's und Tasso's folgend, für die Nachwelt über Árpád oder die Einwanderung der Magyaren schreiben wollte». Professor Stefan Horvát fordert 1818 den Dichter Andreas Horváth mit aller Begeisterung auf, eine Epopöe über Árpád zu schreiben; aber der Dichter lehnte die Aufgabe in einer poetischen Epistel ab, in welcher er sagt, wie viel Hindernisse dagegen seien, theils im Stoff wegen der mangelnden Sage und der historischen Lücken, theils in seinen Verhältnissen, die eine stille ausdauernde poetische Thätigkeit nicht gestatten; trotzdem wirft er sich auf das Studium der Anfänge der Geschichte der Magyaren, und beschäftigt sich mit dem Plan zu einer Arpadias. Und mitten unter dieser Sehnsucht und diesen Wehen trat ein junger Dichter mit einem Epos in vier Gesängen: «Székelyek Erdélyben» (Székler in Siebenbürgen) auf. Der junge Dichter, der Herold des neueren ungarischen Epos, war Alexander Székely von Aranyos-Rákos. Er war in Siebenbürgen, im Széklerlande geboren, unitarischer Candidat der Theologie, dann Seelsorger zu Torda, Professor in Klausenburg und schliesslich Bischof der Unitarier. Er schrieb nicht viel und verstummte bald. Unter seinen Werken ist der erwähnte epische Versuch das namhafteste. Er zeigt in einigen Zügen die neue Richtung, die mit der Vergangenheit gänzlich brechen will. Székely folgt weder Zrinyi, noch Gyöngyösi, noch den Epikern des XVIII. Jahrhunderts. Er nimmt seinen Stoff nicht aus der nahen Vergangenheit, auch nicht einmal aus der eigentlichen historischen Periode, sondern geht auf die Hunnen zurück und betritt den Boden der Sage. Seine Helden beten nicht den Christengott Zrinyi's an, auch die Götter des Olymps kommen bei ihm nicht vor, wie bei Gyöngyösi und den Epikern des XVIII. Jahrhunderts; sondern der Gott der Magyaren wacht über sein Volk, den er willkürlich «Hadur» (Kriegsgott) nennt; und gegen diesen übt ein böser Geist seine Ränke aus, der Sturm erregende «Nemere», den die Székler Tradition heute noch erwähnt. Theils die bereits begonnenen urgeschichtlichen Studien, theils das Beispiel Klopstock's hatte Székely auf diese Wiederauffrischung oder vielmehr Fiction der ungarischen Mythologie gebracht, welche so tiefe Spuren zurückgelassen hat, dass jeder Epiker bis auf Arany den «Hadur» annahm; nur «Nemere» ist verschwunden, den Vörösmarty durch «Ármány» (List) ersetzte, den persischen «Ahriman» dazu benutzend. Szé-



kely hatte kein Talent zu einer erhabenen Conception und kräftigen Composition, wie die Zrinyi's, noch strebte er überhaupt darnach; aber für die Abrundung der Fabel besitzt er schon mehr Sinn, als Gyöngyösi. Die äussere Form anbelangend bricht er vollständig mit den Vorgängern; er gebraucht den Hexameter anstatt des traditionellen ungarischen Alexandriners. Dies ist, kurz zusammengefasst, die Geschichte des neuen ungarischen Epos, dessen angedeutete Eigenthümlichkeiten sich binnen einem Jahrzehent in ihrer ganzen Kraft entwickelten. Es war dies eine grosse Bewegung; ein neuer Geist kam in unser Epos, es kehrte zu seiner wahren Quelle, zur Sage, zurück, schuf eine magyarische Mythologie, die mit den christlichen Ideen nicht stark contrastirte, daher auch, ohne Missfallen zu erregen, die nationalen Gefühle nähren konnte; und schliesslich wurde es — die äussere Form ausgenommen — in Allem national, im Stoff wie in der Auffassung.

«Vörösmarty hatte bereits früher die Chronik des *Anonymus Belae regis notarius* unter poetischen Inspirationen gelesen, das Epos des Ahnenruhmes gährte bereits in seinem Kopfe, als ihm Anfang 1823 Székely's Versuch in die Hände kam. Aus diesem kleinen Werk schöpfte er zu seinem grossen Werke Trieb, Aneiferung, befruchtende Ideen. Auch er beschäftigte sich gerade mit den alten Sagen, suchte magyarisch-mythologische Gestalten, glühte von, durch politische Ereignisse genährter patriotischer Begeisterung, und wollte den ungarischen Hexameter würdig des grossen Gegenstandes ertönen lassen. Mit Begierde griff er nach dem Versuch, besonders nach den Anfängen einer magyarischen Mythologie, die er so geeignet fand zu äusserer Ausbildung und Ergänzung.»

Ausser den politischen und literarischen Wirkungen war auch noch ein dritter Factor von grossem Einfluss auf «Zalán Futása», Vörösmarty's unglückliche erste Liebe, die zehn Jahre lang eine Hauptquelle seiner Poesie blieb. Er besang die ihm unerreichbar gebliebene Geliebte, über deren Persönlichkeit wenig bekannt ist, nicht allein als lyrischer Dichter, sondern auch als Epiker, und so ergoss das Feuer der Liebe seinen goldenen Widerschein auch auf «Zalán Futása», von dem im Herbst 1823 einige Gesänge bereits fertig waren. Damals ging Vörösmarty nach Pest, wo er auf's Neue die Erziehung der Söhne Perczel's übernahm und Jurat der königlichen Tafel wurde. Eben in jener Zeit practizirte er ein Jahr lang bei seinem Verwandten, dem Advocaten Franz Vörösmarty. Für seine Mühe als Erzieher bekam er nebst Kost und Quartier 300 Gulden, von welcher Summe er Alles, was er ersparen konnte, fortwährend seiner Mutter schickte. Die Tage über war er vom Unterricht, von der Vorbereitung zur «Censur» (Advocaten-



Prüfung) und von seinen Geschäften als Praktikant in Anspruch genommen; den Museen konnte er meist nur die Nächte opfern. Am «Zalán Futása» arbeitete er so ausdauernd, dass im März 1824 schon wenig mehr vom Ganzen fehlte. Von Zeit zu Zeit nahm er ein noch in Görbő begonnenes Drama «König Sigmund» vor, das er im Winter 1823 in Pest vollendete. Ausserdem schrieb er auch einige kleinere Gedichte, las viel, besonders an Ferialtagen, die er mit seinen Zöglingen in Börzsöny zuzubringen pflegte. Am 20. December 1824 legte er die Advocaten-Prüfung ab, übte jedoch die Advocatur nicht aus, sondern behielt seine Erzieherstelle weiter bei. Es war überhaupt nicht seine Absicht, sich dem Advocatenberuf zu widmen, sondern er erwarb sich das Diplom nur als eventuellen Nothbehelf. Er betrachtete es als sein einziges Lebensziel, um den Kranz des Patrioten und Schriftstellers zu ringen. Binnen Kurzem erreichte er dieses Ziel.

Pest begann gerade damals der Mittelpunkt der ungarischen Literatur zu werden. Es war das «Marczibányi-Institut» gegründet worden, welches jährlich Preise ausschrieb auf Abhandlungen und die besten ungarischen Werke prämiirte. Das Institut befand sich unter dem Protectorat des Comitats und des Palatins. 1817 ging die erste Preisvertheilung im Beisein des Palatinal-Commissärs vor sich. 1820 theilte der Palatin selbst die Preise aus, deren ersten die «Sagen» von Alexander Kisfaludy gewannen. Die preisgekrönten Schriftsteller erschienen, wenn sie in Pest waren, im ungarischen Ornat, mit dem Säbel an der Seite, und hielten Reden. Die Solennität ging fast mit gleichem geräuschvollen Prunk vor sich, wie wenn es sich um die Installation eines Obergespanns gehandelt hätte. Diese Feierlichkeiten begannen den Schriftsteller in den Augen des ungarischen Volks zu heben. Die Literatur oder doch mindestens die Autoren, die den Marczibányipreis gewonnen hatten, wurden innerhalb der Schutzwälle der ständischen Verfassung aufgenommen. — Noch wichtiger war die Gründung einer wissenschaftlichen Zeitschrift, des «Tudományos Gyűjtemény» und eines belletristischen Almanachs, der von Karl Kisfaludy redigirten «Aurora», welche beide auf die Förderung der Literatur einen grossen Einfluss übten.

Bald nach seiner Ankunft in Pest wurde Vörösmarty mit den literarischen Kreisen bekannt, und 1824 auch mit dem damals 21jährigen Franz Deák, der eben in einer Processangelegenheit in Pest weilte. Im Hôtel zum «Jägerhorn», wo Vörösmarty mit seinen Zöglingen wohnte, kamen die beiden Männer zusammen, deren in der Regenerationsgeschichte Ungarns eine so grosse Rolle wartete. «Der Dichter las dem künftigen Staatsmanne aus seinem Epos «Zalán» vor, und diesen ergriff die wunderbar reizvolle



Sprache ebenso, wie das in der Dichtung waltende schwungvolle Nationalgefühl. Der Dichter des avitischen Ruhms und der Vertheidiger des avitischen Rechts fühlten sich durch Sympathie zu einander hingezogen, die später sich zu edler und seltener Freundschaft entwickelte. Nicht allein der Zauber ihres Talents und ihres Ruhmes zog die beiden Männer wechselseitig an, sondern auch die in mehreren Beziehungen sich kundgebende Sympathie ihres Charakters und Gemüths. In beiden lebte dasselbe tiefe sittliche und nationale Gefühl, dieselbe energische, jedoch verborgene oder unterdrückte Leidenschaftlichkeit, derselbe stille Ernst und echt ungarische Humor. Beide waren der Ausdruck des sich mit dem Volk verschmelzenden ungarischen Adels, des ursprünglichen, unter dem Einfluss des Zeigeistes sich verjüngenden nationalen Typus. Während für Alexander Kisfaludy nur der Adel die Nation war, sprach Vörösmarty zur ganzen Nation; er trat als Dichter der Nation auf und fortwährend widerhallten in seiner Dichtung die politischen Ideen, für welche seine sich verjüngende Nation kämpfte. Auch Deák trat als Staatsmann der Nation auf und die durch Széchenyi in's Leben gerufenen Reformideen der avitischen Verfassung einimpfend, half er die Umwandlung der Adelsrechte in Nationalrechte herbeiführen.»

»Zalán Futása« erschien im August 1825. Die Wirkung war eine ausserordentlich grosse sowohl hinsichtlich der literarischen Kreise, als auch des gebildeteren Publicums. In der Politik bildete die bereits kundgemachte Einberufung des Reichstags, und in der Literatur »Zalán Futása« den Hauptgegenstand des Gesprächs. Natürlich war das politische Interesse das vorwiegendere; aber Jedermann fühlte die Verwandtschaft zwischen den Vertheidigern der avitischen Rechte und dem Sänger des avitischen Ruhms. Zu den Reden der die Rechte des Landes zurückfordernden Politiker, in welchen der Ton des nationalen Schmerzes vibrirte, passte sowohl der Stoff als auch der Gegenstand des Epos. Vörösmarty trat in einem grossen politischen Moment auf, er war so zu sagen der poetische Ausdruck der Zeit und die im Lande herrschende Stimmung erhob ihn zum Dichter der Nation. Der fünfundzwanzigjährige Jüngling schwang sich zu einem über das ganze Land verbreiteten Ruhme auf, und wurde ein Liebling der Pester literarischen Kreise.

1826 trat Vörösmarty aus dem Perczel'schen Hause aus und war längere Zeit unschlüssig, welchen practischen Beruf er ergreifen sollte. Mehrere Monate bekleidete er eine neue Erziehungsstelle, er machte Erholungsreisen im Lande, beabsichtigte dann sich in Stuhlweissenburg als Advocat niederzulassen, wählte aber schliesslich seinen bleibenden Aufenthalt in Pest, wo er die Redaction der wissenschaftlichen Zeitschrift »Tudományos Gyűjtemény«



mény» übernahm und nebenbei für den Buchdrucker und Verleger Károlyi «1001 Nacht» in's Ungarische übersetzte. Und sowie nun sein Beruf ein rein literarischer war, so lebte er auch ausschliesslich in literarischen Kreisen, besonders aber in dem, welcher sich um Karl Kisfaludy, den Redacteur und Herausgeber des Taschenbuchs «Aurora», gebildet hatte, in dem sogenannten «Aurora-Kreise».

Die Mitglieder desselben steigerten, indem sie aufeinander wirkten, die Wirksamkeit des Kreises auf die Literatur. Die «Aurora» nöthigte sie zu arbeiten, der Beifall des Publicums spornte sie an, ihre Freundschaft förderte ihre Bildung. Sehr viel beschäftigten sie sich mit der Theorie der modernen Kunstgattungen. Sie strebten nach einer in Form und Inhalt in der ungarischen Dichtkunst bis dahin nicht erreichten Vollkommenheit. Die classischen Muster verwerfend, wollten sie die west-europäische moderne Dichtung mit dem ungarischen Geiste auf nationalerer Grundlage verschmelzen, als ihre Vorgänger es gethan. Am häufigsten besprachen und cultivirten sie, was in der ungarischen poetischen Literatur fehlte und im Auslande am meisten in Mode war. Das Epos, die poetische Erzählung, das Drama, die Novelle, die Ballade und Romanze waren ihre Lieblingsgattungen. Alles dies übernahmen sie durch das Medium der deutschen Dichtkunst, deren Einfluss insbesondere bei Bajza und Kisfaludy wahrzunehmen ist; aber der Stoff war vaterländisch, das Gefühl patriotisch, — die politischen Zustände und die ungarische Geschichte bildeten stets die Quelle ihrer poetischen Inspiration. Vörösmarty unterschied sich auch hier in Vielem von seinen Genossen. Er war der originellste und nationalste unter ihnen, und widerstand am stärksten dem Einfluss der deutschen Dichtkunst. Kisfaludy sprach viel von der Romantik, gleichfalls auf Grund der deutschen Literatur. Vörösmarty hörte von ihm zum ersten Mal dieses Wort, war aber dennoch der romantischste unter seinen Genossen und in der ganzen ungarischen poetischen Literatur. Die Lectüre Tasso's, Ariosto's, Shakespeare's, Ossian's, Zrinyi's, die politischen Verhältnisse und sein eigener Genius hatten ihm diese Richtung gegeben. Mit der deutschen und spanischen Romantik wurde er erst in Pest bekannt. 1824 las er Houwald und Müllner, 1825 Schlegel's Dramaturgie, Calderon. Klopstock's «Messiade» konnte er nicht zu Ende lesen, er bekam Kopfschmerz davon. Der Einfluss der deutschen Romantik ist nur an einzelnen seiner balladenartigen Erzählungen und an seinem Drama «Die Schatzgräber» wahrzunehmen. Mehr Spuren hinterliess in ihm die orientalische Poesie. Er liebte die Märchen von «1001 Nacht», und Kisfaludy schenkte ihm die Werke einiger orientalischen Dichter in deutscher Uebersetzung. Indess war



Vörösmarty's Genius auch schon von selbst dem Phantastischen und Ungeheuerlichen zugewandt. Uebrigens beschäftigte er sich unter allen seinen Genossen am wenigsten mit der Theorie der Romantik und der modernen Kunstgattungen. Erst später verwendete er ein eingehenderes Studium auf das Drama, als ob er gefühlt hätte, dass dieses seine schwächste Seite sei.

Was den äussern Lebensgang unseres Dichters betrifft, so verbesserte sich seine materielle Lage, die bei dem noch jungen literarischen Leben Pests ziemlich unbefriedigend war, von 1830 an in erfreulicher Weise. Die Academie wählte ihn in ihrer constituirten Versammlung am 17. November 1830 zum zweiten ordentlichen Mitgliede, und nach dem einige Tage später erfolgten Tode Karl Kisfaludy's zum ersten Mitgliede mit einem Jahresgehalt von 500 fl. Silber. 1832 verkaufte er die erste gesammelte Ausgabe seiner Werke an den Verleger Károlyi um 1100 fl., ein in jener Zeit beträchtliches Honorar. 1834 erhielt er vom Marczibányi-Institute für sein Epos «Zalán» den Preis im Betrage von 400 fl., der ihm bereits 1828 zuerkannt worden war. Das Alles versetzte ihn in die Lage, sowohl selbst sein Leben freundlicher zu gestalten, als auch seine Mutter beträchtlicher zu unterstützen, die übrigens am 15. September 1834 starb, ohne dass der treue Sohn ihr die Augen zu drücken konnte. Er reiste damals mit seinem Freunde, dem Bildhauer Ferenczy, in Niederrungarn.

«Die eben erwähnte *erste Gesamtausgabe*, welche, die Jugendversuche und die abgesondert erschienenen Dramen ausgenommen, Alles enthielt, was Vörösmarty bis Ende 1832 geschrieben, umfasst zwar nur die erste Hälfte seiner Dichterlaufbahn, enthält aber dennoch beinahe Alles, was in seinen Dichtungen wesentlich und in der Wirkung epochemachend ist. In der zweiten Hälfte seiner Laufbahn sehen wir ihn sich höher erheben, ja von einer neuen Seite glänzen, aber die Wirkung seines Genius, welcher so sehr den Umschwung unserer Dichtkunst förderte, manifestirte sich schon damals in ihrer vollen Kraft. Nicht nur in der Beurtheilung der Staatsmänner, sondern auch der Dichter ist es stets eine Ungerechtigkeit, den historischen Gesichtspunkt zu beseitigen. Bei Vörösmarty wäre dies doppelt ungerecht. Seine Fruchtbarkeit erstreckt sich auf die drei Hauptgattungen der Poesie Epos, Drama und Lyrik. Aber vor dem Epiker in ihm verschwindet der Dramatiker, und über den Epiker gewinnt oft der Lyriker die Oberhand. Auch seine in einer Gattung geschriebenen Werke sind nicht durchgehends von gleichem Werth. Bei einer eingehenden Analyse kann man in denselben beträchtliche Mängel erkennen, obgleich man zugeben muss, dass die Mängel oft von Schönheiten verhüllt sind. Erwägen wir indess, was die ungarische Dichtkunst war, und was sie nach ihm und durch ihn geworden, so werden



wir fühlen, dass Vörösmarty viel grösser war, als er von rein ästhetischem Gesichtspunkte erscheint. In der That, seine Genialität liegt nicht nur in seinen ausgezeichnetsten Werken. Seine Gesamtwirkung, welcher kaum mehr ein anderer Dichter nahe kommt, bildet eine seiner bedeutendsten Glanzseiten. Er befreite unsere Poesie theils vom Joch der classischen, theils der deutschen Dichtkunst, und während er dem nationalen Geist einen kräftigeren poetischen Ausdruck verlieh, sanctionirte er zugleich die Freiheit der Phantasie. Er floss unter seiner Poesie nationalen Geist und Selbstgefühl ein; sie wurde unter seinem Einfluss nationaler, und indem sie kühner werden lernte, wurde sie originaler und reicher. Petöfi und Arany unterscheiden sich in Vielem von Vörösmarty, aber ihre Poesie wurzelt im erstarkenden Nationalgeist und bezeichnet nur Stadien der Entwicklung. Sie gehören einer Periode an, deren Phasen von einander zu unterscheiden in der Geschichte der Poesie ebenso schwierig ist, wie in der Geschichte des nationalen Lebens. Die ungarische Poesie ist von 1823—48 in engster Verbindung mit den politischen Kämpfen der Zeit, die mittelbar und unmittelbar auf die Entwicklung des Nationalgeistes von so tiefgehendem Einfluss waren. Kazinczy hatte die Nationalitätsidee in Bewegung gebracht und mit seiner Modernisirung der Sprache die Reformwünsche hervorgerufen. Der in der Literatur kaum beendete Kampf wiederholte sich auf dem politischen Felde. Wir standen auf der Schwelle der politischen Reform, welche mit der Entwicklung der Poesie gleichen Schritt hielt. Die literarischen Kämpfe wurden zu politischen und umgekehrt. Beide nährten sich wechselseitig. Der Kampf gegen den fremden Einfluss und die Reform der Verfassung begann zugleich und entwickelte sich mit Vörösmarty's Romanticismus, der gleichfalls gegen fremde Einflüsse kämpfte und auf den Trümmern des Classicismus den Weg zu einer neuen Welt eröffnete. Sowie der Nationalgeist auf politischem und socialem Felde sich in grösseren Verhältnissen zu entwickeln begann und zur Demokratie neigte, ertönte Petöfi's und Arany's Leier. Diese literarischen und politischen Umwälzungen hatten ohne Zweifel auch in sich selbst ihre Factoren, aber eigentlich riefen sie sich gegenseitig hervor und nahmen während ihrer gährenden Entwicklung aus dem europäischen Leben und Schriftthum Alles in sich auf, was mit ihren Tendenzen verwandt war. Ein kaum dreissigjähriger Kampf — und der Nationalgeist feierte in der Literatur, im politischen und socialen Leben einen vollständigen Sieg. Vörösmarty übte auf den literarischen Umschwung einen entscheidenden Einfluss aus; dieser Umschwung beginnt eigentlich mit ihm; Karl Kisfaludy hatte ihn zwar schon verkündigt, aber Vörösmarty erhob ihn zu einer umfassenderen Bewegung. Der Sieg seiner

Poesie war der Sieg des Nationalgeistes und der dichterischen Freiheit. Das ist das glorreichste Denkmal seines Genies, welches, so lange den Ungar der Nationalgeist beseelt, weder durch eine Veränderung des Geschmacks, noch durch Meisterwerke der Zukunft verdunkelt werden kann.»

Vörösmarty trat *als dramatischer Dichter und Kritiker* auf. «Für das Drama und die Bühne hatte er schon von seiner ersten Jugend an grosse Vorliebe. Tief fühlte er deren Wichtigkeit sowohl vom nationalen, als auch vom künstlerischen Gesichtspunkt. Er war Zeuge der ersten Triumphe Karl Kisfaludy's in Pest gewesen, und es überraschte ihn, wie unmittelbar der dramatische Dichter auf die Masse wirkt. Zuweilen besuchte er das damals noch blühende Pester deutsche Theater, und schmerzlich berührte es ihn zu sehen, dass der Kern des Publicums desselben der gebildetste Theil der ungarischen Bevölkerung war. Dieses Publicum zurückzuerobern, den Grund zu einem ungarischen Theater in der Hauptstadt zu legen, und auch auf diesem Wege die Nationalität, die neueren Errungenschaften der Poesie und der Sprache zu verbreiten — das hielt er für eine der wichtigsten Fragen der Zeit. Auch darum, sowie um die Academie hat die Literatur ein halbes Jahrhundert gekämpft. Vörösmarty stand als dramatischer Dichter und Kritiker in der ersten Reihe der Kämpfenden. Von 1821 bis 1844 hörte er nicht auf Dramen zu schreiben, ja nachdem er sich von der epischen Laufbahn zurückgezogen, bestanden seine grösseren Werke nur in Dramen. Alle seine lyrischen und epischen Dichtungen zusammen machen an Umfang nicht so viel aus, wie seine dramatischen. Auch als Kunstübersetzer trat er nur auf dem dramatischen Felde auf. Selbst der verhältnissmässig geringe Erfolg seiner Stücke auf der Bühne vermochte nicht seine Leidenschaft abzukühlen. So viel Begeisterung und Ausdauer hätte eigentlich einen bessern Lohn verdient. Aber es war natürlich, dass es so kam. Einige Glanzseiten des Epikers und Lyrikers gereichten dem dramatischen Dichter zum Nachtheil, und seine Schattenseiten traten in seinen Dramen stärker hervor, als in seinen anderen Dichtungen. Die Fehler der Composition lassen sich überall besser verbergen als im Drama, und die Composition war selbst im Epos nicht Vörösmarty's stärkste Seite. Seine glänzende Diction, sein lyrisches Pathos stand beinahe im Gegensatz zur dramatischen Sprache, die eine gewisse Ungleichheit, Abgebrochenheit erheischt. Er hatte Sinn für das Tragische, das beweist sein episches Gedicht «Die beiden Nachbarn» (*Két Szomszédvár*), allein der Unterschied zwischen der epischen und dramatischen Bearbeitung ist gross; was dort eine gewaltige tragische Catastrophe sein kann, das kann hier matt erscheinen. Keines seiner Dramen hat eine so kräftige tragische



Conception aufzuweisen, wie die eben erwähnte poetische Erzählung. Er verstand es zu individualisiren, aber nicht mit den grossen und starken Zügen des Drama's, und war die Manifestation des Charakters, der Leidenschaft ebenso wenig zu concentriren im Stande, wie die Fäden der Handlung. Die lyrische Stimmung, die schwungvoll beschreibende Manier riss ihn fort und manchmal spricht er selbst anstatt seiner Personen. Treffend sagt er in einem gegen sich selbst gerichteten Epigramm von seinen Helden, dass sie vor vielem Reden nicht Zeit zum Handeln haben. Trotzdem waren seine Formen auf unsere dramatische Literatur nicht ohne wohlthätigen Einfluss. Karl Kisfaludy hatte die rohe Sprache der Bühne gestürzt, aber sie nicht zu einer wahrhaft poetischen erhoben. Vörösmarty machte die Sprache der Bühne, wenn auch nicht zu einer dramatischen, doch wenigstens zu einer poetischen. Von ihm haben alle späteren dramatischen Dichter Jamben schreiben gelernt. In seinen historischen oder doch mit einem historischen Hintergrund ausgestatteten Dramen finden wir zuerst eine lebendigere Zeitschilderung, eine höhere Auffassung, eine poetischere Diction. Auch mit seinen Stoffen wirkte er aneifernd auf seine Genossen. Auch hier führte er romantische Elemente ein, half er der nationalen Richtung zum Siege und verkündigte er der mechanischen Fabrikation von Theaterstücken gegenüber laut, dass auch der dramatische Schriftsteller ein Dichter sein müsse.

«Als Theater-Kritiker ist er der erste, der die höchsten Fragen des Dramas, wenn auch nicht erschöpfend, so doch eingehend behandelt. Er lenkt zuerst die Aufmerksamkeit der Schriftsteller und des Publicums auf Shakespeare, und bahnt die Klärung der Idee des Tragischen an, indem er die Leiden nie irrender Tugend und die jedes menschliche Gefühl, jede edlere Eigenschaft beseitigende Darstellung der Bösewichter angreift. In seinen Theaterkritiken verwendet er viel Sorgfalt auf die Erklärung der Werke Shakespeare's, spornt er die Schauspieler an, nach der Darstellung der Gestalten des grössten dramatischen Dichters zu streben, und dringt er auf die Verpflanzung der Hauptwerke desselben. «Wir nehmen nicht Anstand auszusprechen, — ruft er in seiner Kritik über Hamlet — dass eine gute Uebersetzung Shakespeare's mindestens so viel werth ist, wie die Hälfte selbst der reichsten Literatur.» Und um mit gutem Beispiel voranzugehen, übersetzte er (1839) «Julius Cäsar». Mit einem Wort, er ist der erste Erklärer und eigentliche Kunstübersetzer Shakespeare's in unserer Literatur. Eine nicht minder charakteristische Seite seiner Theaterkritiken ist es, dass er gegen das deutsche Drama Opposition macht, unter dessen Herrschaft unsere Bühne seufzte, und das französische neue Drama in Schutz nimmt, welchem die

deutsche Kritik so sehr Opposition machte. Vörösmarty scheint überhaupt fortwährend, bald instinetmässig, bald selbstbewusst gegen den überwiegenden Einfluss der deutschen Poesie und Kritik anzukämpfen. Seine dichterischen und poetischen Neigungen trieben ihn dazu gleichmässig an; er wünschte, dass wir uns selbstständig entwickeln und nicht allein der Literatur unserer deutschen Nachbarn, sondern ganz Europa's unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

«Nicht allein auf die Entwicklung unserer dramatischen Literatur, sondern auch auf die der Schauspielkunst übte Vörösmarty mit seinen Kritiken einen fördernden Einfluss aus. Der Manierirtheit gegenüber, welche auf unserer älteren Bühne durch die Nachahmung der deutschen Schauspielkunst so sehr eingebürgert worden, drang er zuerst auf richtige Aussprache, grammaticalische Correctheit und dem Geist der ungarischen Sprache angemessene Declamation. Er verhalf der Richtung der jüngeren Schauspieler zum Triumph, die anstatt des hohlen Pathos, der affectirten Stimme und eben solchen Mienenspiels nach einer natürlichen und charakteristischeren Darstellung strebten. Allerdings verräth er mehr Eifer in der Verfolgung des falschen Pathos als in der Unterstützung des echten, und war einigermassen mit schuld an der gerade nicht erfreulichen Wendung, in Folge deren unserer Schauspielkunst der grosse Stil schwand und das Genre immer mehr überhand nahm.»

Merkwürdiger Weise waren Vörösmarty's Theaterkritiken indirect auch auf eine bedeutsame Förderung des gesellschaftlichen Lebens in Pest von Einfluss; sie brachten ihn mit den Schauspielern und dramatischen Schriftstellern in ein näheres Verhältniss; man kam nach den Vorstellungen in einem Gasthause zum Abendessen zusammen, und der Kreis, der sich so bildete, wuchs dermassen an, dass er den ganzen ersten Stock des betreffenden Gasthauses («zur Schnecke» auf dem Sebastianiplatz) miethen musste, und sich da zuerst als «Nationalclub» (Nemzeti kör), dann als «Oppositionsclub» (Ellenzéki kör) constituirte, der im gesellschaftlichen und politischen Leben stets eine bedeutende Rolle spielte. Vörösmarty war der Mittelpunkt und zugleich der erste Präsident dieses Clubs, später mehrmals Vicepräsident und jederzeit das einflussreichste Mitglied desselben.

Bei alledem war Vörösmarty kein eigentlicher Politiker, er trat nie als politischer Redner auf. «Aber er beschäftigte sich mit allen auf dem Tapet befindlichen Tagesfragen und die ausgezeichnetsten politischen Notabilitäten waren seine Freunde oder seine guten Bekannten. Auch als politischer Schriftsteller wünschte er nicht aufzutreten, aber er ging mit seiner Lyra jenem grossen nationalen Kreuzzug bald zur Seite, bald voran,



der im Jahre 1848 seine Vollendung fand. Von diesem Kampf begeistert und mit seiner Begeisterung auf denselben zurückwirkend, gab er dem ungarischen Patriotismus einen von seinen poetischen Vorgängern wesentlich verschiedenen Ausdruck. Sein Gedicht «Szózat» (Zuruf) reifte die in Millionen Herzen schlummernde Ahnung zu heisser Sehnsucht, zu kraftvollem Streben.

«Die ungarische Lyrik ist die abgekürzte Geschichte der Nation. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart drücken einige Gedichte die Stimmung der Nation, die Ideen des Patriotismus zuweilen getreuer aus, als selbst Staatsurkunden und Reichstagsreden. An der Lyra keiner europäischen Nation erzitterte die Saite des Patriotismus so oft, wie an der ungarischen. Nicht ohne Grund. Nicht eine einzige europäische Nation hat so viel um ihre Existenz gerungen; der Nationalschmerz konnte keine nährendere Quelle haben, als unser an Widerwärtigkeiten reiches Nationalleben. Andererseits war die Lyra sowohl in der Volks- als in der Kunstpoesie von jeher vorzugsweise, ja zuweilen ausschliesslich die Form des ungarischen Geistes. Also in der Lyrik musste sich Alles kundgeben, was der Dichter mit seiner Nation am tiefsten fühlte. Das lebhafteste Gefühl, ich möchte sagen, die Leidenschaft des Patriotismus ist der hervorragende Charakterzug der ungarischen Poesie. Dies ist ihre starke und zugleich ihre schwache Seite; von da entspringen unsere schönsten Oden, von da kommt die rhetorische Manier, welche sich unserer Dichter so oft bemächtigt. In unseren ältesten lyrischen Gedichten, die wahrscheinlich der Nachhall noch älterer Zeiten sind, drücken sich der Katholicismus und die Verehrung für den König, die Ideen des ungarischen Patriotismus aus. Die heilige Jungfrau, die Schutzpatronin von Ungarn, ist der Gegenstand des religiösen und des patriotischen Cultus zugleich. Ihr Bild weht an den ungarischen Fahnen, und wie ein Gedicht des Peercodez beweist, seufzt der Patriotismus zu ihr auf, als zu der Erweckerin der Todten, der Verfolgerin des Friedens, der weisen Rathgeberin der Könige, der Beschützerin der Magyaren. Der heil. Stefan und der heil. Ladislaus sind nationale Schutzpatrone, Helden des christlichen Glaubens und des Nationalruhms. Die rechte Hand des heiligen Stefan, welche in unserem Vaterlande das Christenthum und die Monarchie gegründet hat, ist eine religiöse und nationale Reliquie, die in einem heiligen Gesange gepriesen wird. Ein Gesang des Peercodez preist den heil. Ladislaus als Heiligen und Helden, als Diener der heil. Dreifaltigkeit, als erkorenen Kämpen der heil. Jungfrau, als stattlichen, löwenherzigen Ritter, als frommen König, der in zwei Reichen strahlt, im Reich der ungarischen Krone und im Himmelreich. Für diese beiden Reiche begeistert sich der ungarische Patriot, er hält seine Nation für das auserwählte Volk Gottes, und



die ungarische Krone als Symbol des göttlichen Schutzes, der königlichen Rechte und der nationalen Freiheit ist für ihn das Band, welches seine irdische mit seiner himmlischen Heimat verbindet. — Im sechzehnten Jahrhundert zerstört der Patriotismus die Einheit des Glaubens wie des Patriotismus. Von Ost und West dringen Fremde ein, und das ungarische Reich zerfällt in Stücke. Der Katholik bildet die deutsche, der Protestant die türkische Partei, aber im Innersten des Herzens fühlt der eine wie der andere sich als Ungar, und beide sind von religiösen und patriotischen Motiven geleitet. Jeder beweint das Verderben des Landes, hält es für eine Strafe Gottes, herabgezogen durch die Sünden der Nation: jedoch in der Erklärung der Hauptschuld unterscheiden sie sich wesentlich von einander. Nach der Ansicht der Katholiken verursachte der Abfall vom alten Glauben, nach den Protestanten aber die Herrschaft der alten Irrlehre den Zorn Gottes. Nur die Besserung in Glauben und Sitten könne dem Ungar die irdische Macht und die himmlische Glückseligkeit wiedergeben. Diese Ideen finden wir in den katholischen und protestantischen Gesängen des sechzehnten Jahrhunderts. — Zu Ende des siebzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts löst der Patriotismus sich von den confessionellen Ideen los; er ist weder mehr katholisch noch protestantisch, sondern ungarisch. Wenigstens sind die vor und während der Rákóczy'schen Revolution entstandenen Lieder nur gegen die fremde Unterdrückung gerichtet, und das berühmte Rákóczylied ist nur eine Rhapsodie des nationalen Leidens. Eigentlich ist nicht so sehr das Gedicht selbst, wie dessen Melodie zum Nationalgesang geworden, den das Volk in verschiedenen Varianten bis zum heutigen Tage aufbewahrt hat. Kein Dichter war im Stande die stolze Verzweiflung, das kriegerische Herzleid der Nation mit solcher Kraft der Begeisterung auszudrücken, wie diese Melodie, die gleich einem in altersgrauer Zeit entstandenen Epos von einer ganzen Nation geschaffen wurde, und die schliesslich auch ihren Homer, die Künstlerhand gefunden hat. Sie erklang in den Hütten des Volkes wie in den Schlössern der Grossen, und weil sie, wie die Musiker sagen, die verwandten Elemente aus der Musik der verschiedenen Nationalitäten Ungarns in sich vereinigt, verstand und fühlte sie auch der Slave und der Rumäne, sowie er die Unterdrückung fühlte, gegen welche er mit dem Magyaren zusammen kämpfte.

«Im achtzehnten Jahrhundert verstummt die Nation und ihre Poesie, und als sie sich wieder zu regen beginnt, ist sie zaghaft und wankend. Sie hat weder Begeisterung noch Aufrichtigkeit. Die wenigen Kriegslieder, die in der Zeit des siebenjährigen Krieges und der letzten Türkenkriege entstanden, sind nur der Widerhall der traditionellen Tapferkeit und dynastischen Treue



und scheinen sich von der gleichfalls traditionellen Freiheitsliebe lostrennen zu wollen. Das tiefere Nationalitätsgefühl giebt sich nur in kaltem Spott gegen das Ueberhandnehmen der fremden Sitten kund. Dies finden wir in Gvadányi, Anyos, Baróti Szabó und Anderen, ja auch in einigen Volksliedern. — Der Geist des 1790er Reichstages befruchtet die ungarische Lyra. Im Lärm des Kampfes um Verfassung und Nationalität werden auch Stimmen über die Idee der ewigen Menschenrechte laut. Einige junge Dichter begeistern sich nicht allein für die Wiederherstellung der Verfassung, sondern auch für die Ideen und Träume des Jahrhunderts, die wie das Brausen eines fernen Sturmes, von den Ufern der Seine bis zur Theiss drangen. Bacsányi begrüsst in einem kühnen Gedicht die demokratischen Ideen und erleidet Verfolgung. Die begeistertsten unter den jungen Dichtern werden in's Gefängniß geworfen. Aber an Csokonai ist bereits die Reaction zu spüren, welche die Schrecken der französischen Revolution hervorgerufen hatten; er schmettert Kriegslieder gegen die französische Revolution. Die Freude über die Wiederherstellung der Constitution findet nur in einer einzigen poetischeren Stimme Ausdruck, in Kazinczy's Gedicht: «Das befreite Siebenbürgen» (Szabad Erdély); auch dieses ist erst später geschrieben worden und spricht nur unter der Hülle der Vergangenheit zur Gegenwart. Der Dichter mässigt sich oder verstummt unter der Strenge der Censur, gegen welche nur der Reichstags- oder Comitatsredner gesichert ist. Die Lyra Csokonai's, Kazinczy's, Virág's und Berzsenyi's ertönt fortwährend vom Preis der Patrioten, die auf den Reichstagen von 1790—1811 gewirkt, und überhaupt vom Lob der patriotischen Tugenden. Die römische Bürgertugend ist ihr Ideal und die Form entlehnen sie den Oden der römischen Classiker. Aber bei den zwei Letzteren, bei Virág und Berzsenyi, sind das Selbstgefühl und die Hoffnung schon in Schmerz getaucht. Das Fiasco der Adelsinsurrection zerstört den Glauben an die ungarische Tapferkeit. Das auf dem Altar der Nationalität entzündete heilige Feuer ist im Erlöschen. Die Nation vermochte nicht die wieder hergestellte Verfassung zu vertheidigen, geschweige weiter zu entwickeln und die Schmach ihrer sittlichen Gesunkenheit wurde durch ihre Unfähigkeit noch gesteigert. Diese Schande, diesen Schmerz fühlte Niemand tiefer als drei Dichter, die das Schwanenlied der nationalen Verzweiflung zu singen begannen. Alexander Kisfaludy, Berzsenyi und Kőlesey sind die Dichter des nationalen Schmerzes. Alle Drei bewegen sich in demselben Ideenkreise, wenn auch ihre Individualität verschieden, ihr Ton nicht derselbe ist; alle Drei beweinen den Ungar, der dem Verderben preisgegeben ist, der nur mehr dem Namen nach lebt. Alle Drei halten seiner schalen Gegenwart seine glorreiche Vergangenheit

entgegen, und Keiner von ihnen glaubt an die Zukunft des Ungars. Zuweilen haben sie einen heiterern Moment, aber der eigentliche Ton ihrer Lyra ist die Hoffnungslosigkeit. —

«Dieser verzweifelte Schmerz herrscht in der ungarischen Lyrik beinahe bis 1835. Er war gleichsam traditionell geworden, ein Dichter hatte ihn vom andern übernommen. Auch Vörösmarty liess anfangs solche Töne vernehmen. Die ungarische Poesie hatte sich in den nationalen Schmerz so eingelebt und sich stets mit solchen vom politischen und socialen Leben empfangenen Eindrücken so sehr genährt, dass sie weder Ursache noch Kraft hatte sich zur Zuversicht zu erheben. Der Zorn und die Klagen der Dichter erweckten jedoch in immer weiteren Kreisen das patriotische Gefühl; wo die Stimme der Dichter nicht vernommen wurde, dort drangen die 1823er Regierungsverordnungen hin, welche selbst die letzten Ueberreste der nationalen Selbständigkeit offen angriffen. Die Nation fühlte ihren Verfall und kämpfte um ihre Rechte, hatte jedoch ebenso wenig Zuversicht zu ihrer Zukunft wie ihre Dichter. Dass der Ungar eine Zukunft habe, verkündigte zuerst nicht ein poetisches Werk, sondern eine politische Broschüre, Széchenyi's «Hitel» (Credit) im Jahre 1830. Széchenyi ist sowohl in seiner ersten als auch in seiner letzten Broschüre nicht nur ein Staatsmann, sondern auch ein Dichter, ein Seher. Die flammende Begeisterung seiner tiefen Einsicht erhebt sich bis zur Prophezeiung. Was er von der grossen Zukunft der Ungarn prophezeite, fand Glauben, erweckte Begeisterung, ja wurde das Losungswort einer ganzen Epoche. — Die Dichter blickten ebenso überrascht auf Széchenyi wie die ganze Nation. Ihre Lyra war nicht so kühn, und in deren an Klage-töne gewöhnten Saiten ertönte die Freude nur zagend. Sie waren die ersten, welche die Hoffnung und Zuversicht in sich aufnahmen, sie erhoben sich jedoch nur aus der Verzweiflung; vom nationalen Schmerz konnten sie sich ebenso wenig lossagen, wie im Innersten ihres Herzens die Nation selbst. Sie verschmolzen beides miteinander, die Hoffnung und die Erinnerung, den Kummer und die Freude, die Zuversicht und die Besorgniss. Der Ruhm der Vergangenheit war ihnen so heilig, wie der der Zukunft; mit einer Hand nach der Vergangenheit, mit der anderen auf die Zukunft deutend, begeisterten sie die Kämpfer der Gegenwart. Dies war auch die Stimmung der Nation, und Vörösmarty's «Szózat» drückte sie auf's Kräftigste aus und erhob sie zu reinerer Begeisterung.

«Das Szózat umfasst Alles, was den Ungar im Regenerationskampf begeistern kann, und die Saiten der Hoffnung und Erinnerung, der Zuversicht und trauriger Ahnung rührend, mengt es in Alles das Gefühl des Selbstvertrauens und der Grösse. Keine



Entmuthigung mehr, wir können der Zukunft kühn in's Auge schauen. Wir gehen einer grossen Krise entgegen, es muss eine bessere Zukunft kommen, wenn aber nicht, wenn wir verloren sind, so können wir nicht mehr elend zu Grunde gehen. Gewiss ist, dass wir so nicht weiter leben können. Vörösmarty hebt die ungarische Lyra gänzlich heraus aus ihrer bisherigen Verzweiflung; noch singt er nicht den Ruhm der Zukunft, aber er fühlt, dass die Gegenwart entscheidend sei, er giesst nicht seinen Zorn aus über die blasirte Nation, sie ist zum Leben erwacht, und er begeistert sie zu Thaten und zu patriotischer Treue. — Und nicht nur an die Nation wendet er sich, sondern auch an Europa, für dessen Ideen sie kämpft; er verlangt für sie eine würdige Stelle unter den übrigen Völkern, begehrt die Zukunft als Preis für ihre vergangenen Dienste und gegenwärtigen Bestrebungen, Theilnahme für ihre Kämpfe und eine Thräne auf ihr Grab, wenn es ihr beschieden sein sollte zu Grunde zu gehen; aber sie wird nicht feige fallen, bei ihrem Begräbniss wird ein Land in Blut stehen. Welches Selbstgefühl und in wie viel Schmerz getaucht, wie viel Zuversicht mitten unter schlimmen Ahnungen, und wie sehr herrscht Entschlossenheit über beide! Seit unsere Lyra nicht mehr die Ideen des Katholicismus und Protestantismus mit dem patriotischen Gefühl verband, war sie vom Gefühl der europäischen Solidarität losgelöst. Vörösmarty verband diese beiden Elemente wieder; indem er sich auf Europa, auf die Heimstätte der Völker beruft, vereinigt sich der specifische ungarische Patriotismus mit den Interessen der Menschheit. Dieses Gedicht wurde der Nationalhymnus des sich verjüngenden Ungarn.» —

Ausser dem Szózat schrieb Vörösmarty noch zahlreiche andere patriotische Gedichte, deren manche der poetische Widerhall der Beschwerden des Landes waren. Gehörte er doch wie sämtliche Dichter Ungarns zur Opposition, während die Regierungspartei keinen einzigen Dichter aufzuweisen hatte. Und nichts war natürlicher als diese Erscheinung; denn die Opposition war nicht ein Bruchtheil der Nation, sie war die Nation selbst, die um ihr Dasein kämpft. Die Opposition vereinigte Alles in sich, was eine Quelle der nationalen und poetischen Begeisterung ist, und darum war es nicht anders möglich, als dass die ungarischen Dichter zu ihr gehörten. Und so war es auch mit Vörösmarty. Als Dichter wurde er so zu sagen mit der Opposition geboren; mit ihr lebte er, mit ihr verstummte er im Lärm der Revolution. — Von seinen humoristischen Gedichten, Epigrammen und so weiter schweigend, erwähnen wir nur seine von 1841 an entstandenen erotischen Gedichte, in welchen echte Liebe pulst. Sie waren alle an ein junges Mädchen, Laura Csajághy,

gerichtet, die er am 9. Mai 1843 in Pest zum Altar führte. Nun begann für ihn ein Leben glücklicher Ehe, mit welchem seine Liebeslyrik in so engem Zusammenhange steht, wie seine patriotischen Gedichte mit den politischen Verhältnissen. Doch zu diesen beiden Glanzpunkten seiner Lyrik gesellten sich als dritter auch noch seine kleinen poetischen Erzählungen, unter welchen «Schön Ilonka» (Szép Ilonka) die meisterhafteste ist.

Grössere Werke schrieb er nach seiner Verheirathung nicht mehr, doch führte er sein schon früher begonnenes Drama: «Czillej und die Hunyadi's» aus, welches der erste Theil einer Trilogie werden sollte. Von Redactionsgeschäften hatte er sich zurückgezogen und veröffentlichte nur in einigen belletristischen Blättern von Zeit zu Zeit seine neueren Gedichte. Das Honorar für dieselben bildete eine Quelle seines Einkommens, betrug aber, obgleich er am besten honorirt wurde, kaum einige hundert Gulden. Sein Hausstand wurde immer grösser und Sorgen stellten sich ein. Mit 2600 fl., die er im Jahre 1843 als Honorar für seine auf zehn Jahre verkauften sämmtlichen Werke vom Buchhändler Kilian erhielt, trat Vörösmarty in das eheliche Leben; doch dieses Geld war binnen wenigen Jahren zu Ende. Mit Freuden übernahm er daher von der Statthalterei den Auftrag, für die Mittelschulen ungarische Sprachlehren zu schreiben, zu deren Ausarbeitung er sich mit Czuczor verband. Eine wahre Hilfe bot ihm ferner Graf Kasimir Batthyányi, der ihm in seiner Herrschaft Bicske zwei Gründe schenkte, diese aber später gegen eine jährliche Rente im Betrage von 500 fl. von ihm zurücknahm.

Den Umschwung im Jahre 1848 begrüsst Vörösmarty mit grosser Begeisterung. In der Reform der Verfassung gelangte Alles zum Siege, um was die Nation so lange gekämpft hatte, und dessen ältester und treuester Kämpfer er unter den Dichtern gewesen. Im April starb ihm sein jüngstes Söhnchen, Michael, und dieser Verlust schlug seinem Herzen eine tiefe Wunde; aber die starken Eindrücke der bewegten Zeit rissen ihn aus seinem Gram und gaben ihn bald wieder seinem früheren lebhaften Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten zurück. Er unterbrach die Uebersetzung des «Lear», die er Ende 1847 begann, als er sich mit Petöfi und Arany verband, um mit ihnen vereint die hervorragendsten Dramen Shakespeare's zu übersetzen, ja er gab auch die Poesie auf und schrieb vom März 1848 bis Ende 1849 nur zwei patriotische Gedichte, Erzeugnisse der bewegten Epoche. — Seiner politischen Stellung nach gehörte er zu der damaligen Regierungspartei; die Minister waren theils seine Lehrer, theils seine Freunde; Sympathie und gewohnte Parteidisciplin schlossen ihn an die ehemalige Opposition, die jetzt am Ruder war. Die Regierung sah den Dichter des «Szózat» gern



auf ihrer Seite und hätte ihm auch gern ein Amt gegeben; allein er nahm nichts an und wies sogar den Lehrstuhl für ungarische Sprache und Literatur an der Universität zurück, den ihm Baron Josef Eötvös, der Cultus- und Unterrichtsminister, anbot. Sein einziger Wunsch war, zum Abgeordneten gewählt zu werden. Er wollte keine Rolle spielen, betrachtete aber das Vertrauen seiner Mitbürger als den Lohn für seine patriotische Dichtung. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Am 19. Juni wurde er im Almásér Bezirk des Bács-Bodroger Comitates einstimmig zum Abgeordneten proclamirt, an der Stelle Kossuth's, nachdem dieser auch in Pest ein Mandat erhalten hatte. — Vörösmarty war das schweigsamste Mitglied des Abgeordnetenhauses. Er war kein Redner und pflegte nur im Club oder in der Academie Reden zu halten. Aber trotz all seiner bescheidenen Zurückgezogenheit konnte er einem Angriff der neuen Opposition nicht entgehen. Der Kriegsminister hatte einen Gesetzentwurf eingebracht, nach welchem die zu ergänzenden Regimenter, sobald die Umstände es gestatten würden, auf ungarischem Fuss eingerichtet, bis dahin aber in ihrem früheren Zustand, unter ihren bisherigen Officieren und unter deutschem Commando verbleiben sollten; nur die neu zu errichtenden Honvédregimenter wären sofort ganz auf ungarischem Fuss herzustellen. Die Opposition griff diesen Gesetzentwurf heftig an, verlangte ungarisches Commando, misstraute den früheren Officieren und drang auf eine vollständige Umgestaltung der Armee. Das Ministerium hielt diese Forderung während des Krieges für unausführbar und lehnte die Verantwortlichkeit dafür ab. Der Reichstag nahm daher den Gesetzentwurf (am 21. August) an und auch Vörösmarty stimmte mit der Majorität, obgleich, wie er selbst sagt, nicht ohne Schwanken. In Folge dieses Votums veröffentlichte Petöfi gegen ihn ein Gedicht mit dem Refrain: «Nicht ich riss dir den Lorbeer von der Stirne, du selbst hast ihn dir abgerissen». Daraus entstand eine Polemik zwischen den zwei Dichtern, die selbst in jener geräuschvollen Zeit Aufmerksamkeit erregte.

Vörösmarty folgte dem Reichstag auf allen Wanderungen desselben und flüchtete sich mit Bajza nach der Catastrophe bei Világos in's Szathmárer Comitat. Die beiden Dichter irrten in diesem entlegenen Comitat vier Monate umher. Ueberall fanden sie gastliche Zuflucht; ein Grundbesitzer schickte sie dem andern zu, bis die Verfolger ihre Spur verloren. Es kam auch vor, dass sie unter freiem Himmel schliefen, einigemal mussten sie sich in Waldhütten verbergen und an der Thüre einer solchen waren lange die Worte Virgil's zu sehen: «Nos patriam fugimus», welche Vörösmarty mit Bleistift hingeschrieben hatte. In dieser kummer- und drangsalvollen Zeit erfuhr er, dass eines seiner Töchterchen



gestorben sei. Zu seinem Seelenschmerz gesellte sich auch körperliches Leiden. Er litt an Störungen der Blutcirculation, welche durch die Strapazen und ungeordnete Lebensweise hervorgerufen waren. Als er Anfangs 1850 nach Fegyvernek kam, um mit seiner Frau zusammenzutreffen, war er beinahe ganz grau und sehr zusammengebrochen. Auf den Rath seiner Gattin und seiner Freunde ging er nach Pest und meldete sich beim Militärgericht, dessen Strenge bereits nachzulassen begann. Man verhörte ihn und liess ihn bis zur Urtheilsfällung frei. Im Sommer 1850 wurde er von Haynau begnadigt. Von da an bis zum Frühling 1853 lebte er in Baraeska und dann bis zum Herbst 1855 in seinem Geburtsort Nyék als Pächter. Diese fünf Jahre seines Lebens waren nur ein langsames Sterben. Nebst seinem körperlichen Leiden verfiel er auch in Melancholie und Apathie, deren Spuren sich bereits 1849 in Debreczin gezeigt hatten. Trotzdem beendete er die Uebersetzung des «Lear», und schuf noch 1854 einige Gedichte, darunter den «Alten Zigeuner». Von dem damals ausgebrochenen russisch-türkischen Kriege glaubte er, dass derselbe auf das Schicksal Ungarns von günstigem Einfluss sein werde. Sein Dichtergeist flammte noch einmal kraftvoll auf. Da er nicht mehr zu seiner Nation sprechen konnte, so apostrophirte er sich selbst; er, der alternde Dichter ist der «alte Zigeuner», dem er zuruft, dass «die Welt noch einmal ein Fest feiern werde». — Indess nahm seine Krankheit immer mehr zu, und gegen Ende October 1855 traten Besorgniss erregende Erscheinungen ein. Starke Anfälle nöthigten ihn zwei Wochen lang das Bett zu hüten. Er glaubte nicht wieder aufstehen zu können und sagte zu seiner in Thränen aufgelösten Gattin wiederholt: «Ich weiss nicht, wie es euch ergehen wird, aber möge euch was immer zustossen, so wendet euch an Franz Deák, er wird euch nicht verlassen.» Er erholte sich und beschloss auf das Zureden seiner Gattin, gänzlich nach Pest zu übersiedeln, wo er fortwährend unter ärztlicher Aufsicht stehen konnte.

Die ganze Familie zog also nach Pest und stieg im Gasthause zum Goldenen Adler ab, bis eine Wohnung gefunden sein würde. Vörösmarty befand sich ein wenig besser; in der Gesellschaft seiner Freunde, darunter Franz Deák, die ihn oft besuchten, schien er sich ein wenig aufzuheitern. Am 17. November bezog die Familie eine Wohnung im Kappel'schen Hause in der Waitznergasse, in demselben, in welchem fünfundzwanzig Jahre vorher Karl Kisfaludy gestorben war. Vörösmarty ging zu Fuss, er erkannte das Haus, in welchem sein theurer Freund gestorben war, und ahnte nicht, wie nahe er selbst dem Tode sei. Kaum war er einige Stufen der Treppe hinangestiegen, als er zusammensank. Ein Hirnschlag hatte ihn getroffen. Man trug ihn hinauf,



legte ihn in's Bett und er kam nicht mehr zur Besinnung bis zu seinem Tode, der am 19. November Mittags um ein Uhr eintrat.

Sein Leichenbegängniß ging am 21. November unter ungewöhnlich zahlreichem Geleite vor sich. Ueber zwanzigtausend Menschen und eine unabsehbare Reihe von Wagen folgte dem Sarge. Die Bevölkerung Pests wollte den Dichter ehren und zugleich ihre patriotische Gesinnung kundgeben. Die Regierung fühlte die Bedeutung dieses stummen Protestes und rächte sich an den Journalen, die es gewagt hatten, mit einem Trauerrand zu erscheinen. Die Theilnahme der Nation gab sich indess nicht allein bei dem Leichenbegängniß kund. Vörösmarty hinterliess eine Wittve und drei Kinder: Béla, Ilonka und Elisabeth, denen er nichts vermachen konnte als seine Werke und seinen Dichterruhm. Ihr Vormund Franz Deák forderte die bemittelteren Patrioten im Privatwege zu Spenden auf und binnen einigen Monaten waren hunderttausend Gulden beisammen.

Vörösmarty's sterbliche Ueberreste ruhen im Friedhof an der Kerepescher Strasse unter einem Denkmal, das seine Gattin ihm errichtete. Sein Namen wird fortleben mit den Namen der grössten Männer der Regenerationsperiode Ungarns. Er hat an Allem Theil, was diese Epoche an Kämpfen, Ruhm und traurigen Erinnerungen aufzuweisen hat.

Dr. ADOLF DUX.

## LITERATUR.

**A szörényi Bánság és szörény vármegye története.** Irta PESTY FRIGYES.  
(Geschichte des Severiner Banats und des Severiner Comitatus. Von  
FRIEDRICH PESTY.) Herausgegeben von der historischen Commission  
der ungarischen Academie der Wissenschaften. Erster und dritter  
Band. Budapest, 1878. Gr. 8. VI und 482 + 426 S.

An historischen Monographien über einzelne Districte, Comitate und Orte (Städte und Marktflecken) in Ungarn besitzt die ungarische Literatur einen ziemlichen Reichthum aus älterer und neuerer Zeit; doch nur wenige derselben erheben sich über das Niveau gewöhnlicher, meist unkritischer Notizensammlung, bei deren Herstellung zugleich der Localpatriotismus eine massgebende Rolle gespielt. Von ganz anderer Art ist das vorliegende, umfassend angelegte Werk. Der Verfasser, den wir unseren geehrten Lesern schon bei anderer Gelegenheit als einen der eifrigsten Geschichtsforscher Ungarns vorgeführt haben, hat sich bei dieser seiner jüngsten Arbeit zur Aufgabe gestellt, die Geschichte des Severiner Banats und des Severiner Comitatus von den frühesten Tagen bis auf die Gegenwart zu erforschen und dieselbe grossentheils auf Grund glücklicher Urkundenfunde einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Eine lange Reihe von Jahren war der Autor bemüht, aus öffentlichen und Privat-Archiven das zerstreute Material mühselig zu sammeln und kritisch zu sichten. Wer die grossen Schwierigkeiten kennt, die namentlich hiezulande mit solchen archivalischen Forschungen verbunden sind, der wird die Resultate, welche Fr. Pesty in seinem Werke bietet, doppelt werthvoll finden. Das Werk zerfällt äusserlich in vier Bände, von denen zwei (der dritte und der vierte) nur allein das urkundliche Material enthalten. Der erste Band bringt die politische und culturelle Geschichte des Banats und Comitatus von Severin, der zweite wird neben der historischen Geographie des Banats noch eine vollständige historische Ortskunde der Städte und Flecken des Severiner Comitatus enthalten. Erschienen sind bis jetzt der erste und der dritte Band. Der letztere (um diesen gleich zu absolviren) umfasst die erste Hälfte des Severiner Diplomatariums. Es sind 279 Urkunden (vom 16. Mai 1237 bis 10. December 1578), deren Inhalt theils summarisch angezeigt,



theils im Wortlaute publicirt wird. Der weitaus überwiegende Theil dieser Urkunden war bis jetzt noch unedirt, die wenigen bekannt gewesenen Actenstücke werden mindestens in kurzem Auszuge mitgetheilt, einige derselben jedoch auch in vollem Umfange wieder abgedruckt, weil dies der frühere, fehlerhafte Abdruck nöthig machte. Die Urkunden selbst entstammen zum grossen Theile aus den Familien-Archiven adeliger Geschlechter, wie des Freiherrn v. Fiáth, der Macskási von Tinkova, der Sombory von Nagy-Sombor, der Ivuly u. s. w. Ausserdem boten das Archiv des Karlsburger Domcapitels in Siebenbürgen, das Ofner Cameral-Archiv, das Wiener kaiserliche geheime Staatsarchiv und das dortige Kriegsarchiv sehr schätzbare Bereicherungen des urkundlichen Materials. Der Abdruck der Urkundenstücke ist sauber und correct, auch überall die Provenienz und Beschaffenheit der Urkunde notirt. Sehr wünschenswerth wäre jedoch, wenn den einzelnen Urkunden eine summarische Inhaltsangabe vorangesetzt worden wäre; ebenso hätten die vorkommenden Personen- und Ortsnamen, auch einzelne sachliche Ausdrücke überall durch kurze Anmerkungen erklärt werden sollen, wie solches an einzelnen Stellen geschehen, leider nicht consequent durchgeführt ist. Endlich würde das Diplomatarium ohne Zweifel durch ein ausreichendes Inhalts-, Personen- und Sachregister ungemein gewinnen, wodurch namentlich dessen handliche Brauchbarkeit bedeutend erhöht würde. Wir sprechen die Hoffnung aus, dass die zweite Hälfte der Urkundenpublication uns die Erfüllung dieses Wunsches gewähren werde. Noch sei bemerkt, dass unter den hier veröffentlichten Actenstücken zwar die übergrosse Mehrzahl in lateinischer Sprache abgefasst ist, dass jedoch auch vom Jahre 1553 an mehrere höchst interessante Urkunden in ungarischer Sprache erscheinen, und zwar bezieht sich der Inhalt dieser letzteren grösstentheils auf das innere Leben im Comitате, beweist somit, dass die ungarische Sprache damals in diesem Landestheile, wo das magyarische Volkselement seitdem fast gänzlich verschwunden ist, nicht blos die amtliche Verwaltungs-, sondern auch die gewöhnliche Verkehrssprache gewesen ist. Für diese Thatsache zeugen übrigens in entscheidender Weise auch die vorwiegenden ungarischen Orts- und Familiennamen. Die Verfechter der Theorie von dem Autochthonenthum der Rumänen sowohl in Süd-Ungarn wie in Siebenbürgen übersehen nur zu gerne diese wichtigen That-sachen, welche die allmälige spätere Nachwanderung der Rumänen auf dem von Ungarn und Sachsen nothgedrungen geräumten Boden unwiderlegbar beweisen. Die hier mitgetheilten Urkunden in ungarischer Sprache, achtzehn an der Zahl, besitzen zugleich vom sprachlichen Gesichtspunkte aus ein besonderes Interesse.

Der erste Band unserer Monographie behandelt die äussere und innere Geschichte des in Frage stehenden Territoriums. Die grössere Hälfte des Bandes nimmt die allgemeine politische Geschichte ein (bis S. 244), dann folgt: «Regierung und Verwaltung» (S. 245—329); «Kirchliche Geschichte» (S. 330—380); «Verfassungsgeschichte» (S. 381—432); «Das Severiner Comitат als ein Theil von Siebenbürgen» (S. 433—441); «Handel» (S. 442 bis

450); hervorragende «Familien des Severiner Comitats» (S. 451—477) und endlich «Siegel und Wappen des Severiner Comitats» (S. 478—482).

In diese Abschnitte vertheilte der Verfasser sein ansehnliches Material, das er in angemessener Weise behandelt und mit den geschichtlichen Verhältnissen und Ereignissen Ungarns überhaupt in lebendigen Zusammenhang zu bringen weiss. Da aber trotz des seltenen Fleisses und der ausdauernden Forschung des Verfassers das gebotene Material nur lückenhaft blieb, so konnte auch die Darstellung nicht überall eine abgerundete und pragmatische sein. Diese Gebrechen fallen jedoch nicht dem Monographisten zur Last, sondern sind leidiges Ergebniss der Beschaffenheit seines Gegenstandes. Südungarn, das durch länger als drei Jahrhunderte der Schauplatz verwüstender Invasionen und verheerender Kämpfe war, dann über anderthalb Jahrhunderte in der Gewalt des türkischen Halbmondes sich befand, bietet dem Geschichtsfreunde, namentlich für die vortürkische Periode, ganz besondere Schwierigkeiten. Er muss die Reste historischer Erinnerung oft auf weit entfernten Punkten aufsuchen; denn an Ort und Stelle herrscht in dieser Beziehung völlige Wüstenei. So wird es auch erklärlich, dass wir über das Severiner Banat erst in ziemlich später Zeit die erste verlässliche Kunde erhalten.

Die älteste urkundliche Nachricht von dem Severiner Banat stammt aus dem Jahre 1233, in welchem Jahre Lucas als Ban von Severin erwähnt wird. Was den räumlichen Umfang dieses Banats betrifft, so lassen sich eben wegen der Spärlichkeit und Lückenhaftigkeit der Daten dessen Grenzen, die übrigens im Laufe der Jahre erheblich wechselten, nicht genau feststellen. Gewiss ist, dass die «Kleine Walachei», d. i. der Theil des heutigen rumänischen Fürstenthums zwischen Aluta und Donau, bis zum Anfang des XVI. Jahrhunderts einen integrierenden Bestandtheil des Severiner Banats bildete; ferner gehörten dazu das jetzige Severiner Comitats und ein Theil des Krassoer Comitats. Als die «Kleine Walachei» in die Gewalt der Türken gerieth, hörte das Severiner Banat auf; aus seinen Resten auf dem linken Donauufer entstand in Verbindung mit dem Krassoer Comitats das Banat von Lugos-Karansebes, das bis zu Ende des XVII. Jahrhunderts den Fürsten von Siebenbürgen unterworfen war. Nach der Wiedereroberung Siebenbürgens und des Temeser Banats traten in dem Gebiete des ehemaligen Severiner Comitats ganz eigenthümliche Zustände ein; es wurde nämlich der damaligen Militärgrenze einverleibt und in dieser Eigenschaft verblieb dasselbe als «Romanen-Banater Grenzregiment» bis zum Jahre 1873. Damals kam dieses Gebiet abermals an das Mutterland zurück und wurde als «Severiner Comitats» wieder in die Reihe der ungarischen Municipien aufgenommen.

Wir stimmen dem Verfasser bei, wenn er S. 13 bemerkt, dass «von den frühesten Tagen des ungarischen Staatslebens das Gebiet südlich von Orsova von Ungarn abhängig war oder doch einen mehr weniger ergänzenden Theil des ungarischen Staates bildete». Allein wir möchten zum Erweise dessen auf die fabelhaften Nachrichten des anonymen Notars kein



Gewicht legen, da die Erzählung von dem «walachischen» Fürsten Glad und von dessen Unterwerfung durch die angeblichen magyarischen Führer «Szoard» und «Kadocsa» ebenso unerweislich ist wie der Anschluss der Kumanen bei Halics. Nicht unwahrscheinlich erscheint allerdings die Herrschaft der Bulgaren auch auf dem linken Donauufer, obwohl man hier an ein festbegrenztes, consolidirtes Staatswesen im modernen Sinne nicht zu denken braucht. Die untere Donau blieb ja bis zur Mündung der Drau und auch diese aufwärts bulgarischen Kriegsschaaren noch im IX. Jahrhundert eine wiederholt benützte Heeresstrasse, auf welcher sie gegen die Franken zu Felde zogen.

Noch im XIII. Jahrhunderte bildete das Banat von Severin ein Streitobject zwischen den ungarischen und bulgarischen Königen. Kurz vor dem Jahre 1238 hatte Béla IV. von Ungarn das «verödete Land von Severin» wieder besetzt. Es war also auf eine uns unbekannte Weise in bulgarische Hände gekommen. Damals wurde auch unter besonderer Fürsorge des Papstes durch die Dominicaner das «neue Christenthum» in dieser Gegend neu befestigt. Wie sehr aber dieser Landestheil auch später den feindlichen Angriffen ausgesetzt war und welche Wichtigkeit Béla IV. auf den ausreichenden Schutz desselben legte, beweist die im Jahre 1247 erfolgte Verleihung an den Johanniter-Orden. Herr Pesty hebt den historischen Werth der Donationsurkunde gebührend hervor, wobei er sich mit Recht gegen die Auffassung des rumänischen Historikers Hasdeu ausspricht, der das Gebiet des Severiner Banats (oder von «Oltenia») eigenmächtig bis in die Gegend von Hâtszeg in Siebenbürgen ausdehnt. Die weitere Ansicht Hasden's, als ob «Oltenia» die Urheimat des rumänischen Volkes gewesen, das sich von diesem angeblichen ethnographischen Mittelpunkt aus strahlenförmig nach den Richtungen der Windrose ausgebreitet habe, — diese Ansicht des rumänischen Historikers findet in unserer Vorlage keine Berücksichtigung. Zweifelhaft erscheint uns jedoch, ob man die walachischen Knesen auf dem rechten und linken Ufer der Aluta nur als «ernannte Beamte des ungarischen Königs» betrachten dürfe. Sowohl in diesem Punkte wie auch in anderen Fragen (so z. B. bezüglich des Radul Negru) dürfte das unbedingte Festhalten an dem Roesler'schen Rigorismus kaum durchführbar sein. In den Hauptsachen der rumänischen Abstammungs- und Niederlassungsfrage hat Roesler unstreitig das Richtige getroffen; im Einzelnen müssen jedoch manche Behauptungen dieses verdienstvollen Gelehrten rectificirt werden. (Vgl. die ganz verständigen Bemerkungen des Freiherrn v. HURMUZAKI in dessen «Fragmenten zur Geschichte der Rumänen» Bd. I. p. 185 ff.)

Die grossen Erwartungen, welche Béla IV. an die Einführung der Johanniter geknüpft, erfüllten sich nicht; ja es bleibt sogar zweifelhaft, ob die Ritter das ihnen verliehene Gebiet überhaupt in Verwaltung genommen haben. Wir finden nämlich schon vom Jahre 1260 an wieder Bane von Severin im heftigen Kampfe gegen die friedensbrecherischen Bulgaren; die Gefahren und Mühseligkeiten dieses Amtes waren so gross, dass von den



Bannerherren des Landes keiner die Vertheidigung des Banats von Severin auf sich nehmen wollte. Acht Jahre später, nachdem der König Bela IV. diese Klage ausgesprochen, im Jahre 1272, verweigerte der walachische Wojwode Lythen der ungarischen Krone den Tribut und suchte sich von derselben völlig unabhängig zu machen. Dieser Umstand, sowie die fernere Thatsache, dass Lythen nur mit Waffengewalt unterworfen werden konnte, sind abermals Beweise für unsere obige Ansicht, dass die walachischen Knesen oder Wojwoden keineswegs bloss «ernannte Beamte des ungarischen Königs», sondern vielmehr tributpflichtige Vasallenfürsten der Krone Ungarns waren und dass es auch schwer glaubhaft erscheint, wenn behauptet wird, auf beiden Seiten der Aluta habe noch im Jahre 1247 die Bevölkerung nur aus «nomadisirenden kumanischen und walachischen Viehhirten» bestanden. Auch die Folge lehrt das Gegentheil, insofern nämlich die Wojwoden der Walachei bis zu König Karl Roberts Zeiten einen ziemlichen Grad von Unabhängigkeit zu erwerben wussten und selbst diesem kraftvollen Herrscher erfolgreichen Widerstand leisteten. Nicht minder hatte König Ludwig der Grosse mit diesen widerspenstigen Vasallen der ungarischen Krone einen fortgesetzten Kampf zu führen. Von der Bedeutung dieser Kriegsfahrten giebt auch der Umstand Zeugniss, dass der König persönlich zu Felde zog. Das Severiner Banat und Schloss gerieth dabei wiederholt in den Besitz der walachischen Wojwoden, bis endlich Ludwig der Grosse diesen Landstrich denselben überliess, so dass der Wojwode Ladislaus (Wlajk) im Jahre 1368 sich nennen konnte: «Von Gottes und des ungarischen Königs Gnaden Wojwod von Transalpinien (der Walachei) und Ban von Severin»; im folgenden Jahre legte er sich auch den Titel eines «Herzogs von Fogaras» (in Siebenbürgen) bei. Trotz seiner abermaligen Empörung im Jahre 1369 behielt der Wojwode das Severiner Banat. Unter dem Einflusse der Verwaltung walachischer Wojwoden wurde dann auch das Gebiet von Fogaras mit rumänischen Ansiedlern bevölkert. Die Zustände im Südosten des ungarischen Reiches zerfielen in den letzten Jahren der Regierung des grossen Ludwig, der leider seine Aufmerksamkeit hauptsächlich abenteuerlichen Unternehmungen im Auslande zuwendete, so sehr, dass des walachischen Wojwoden Ladislaus († 1374) Nachfolger Dan (Daniel) es wagen konnte, mit einem starken Heere selbst in das diesseitige Gebiet, in den Mihálder (Mehadiaer) Kreis des Severiner Comitats einzufallen.

Stolz klingt der Titel des walachischen Fürsten Mirtsche, der sich im Jahre 1387 «Beherrscher des gesammten ungro-walachischen Landes, der Theile jenseits der Karpathen und des Gebietes der Tataren, Herr der Herzogthümer Omlas und Fogaras, des Severiner Banats, der Stadt Silistria und der beiden Ufer der Donau bis zum schwarzen Meere» nennt. Trotzdem befand sich das Severiner Banat damals wieder im ungarischen Besitz und wurde von ungarischen Banen verwaltet. Mirtsche erweiterte seine Titel im Jahre 1390 noch durch den Zusatz: «Graf von Severin, Despot der Dobrudscha und Herr von Silistria». Herr Pesty bezeichnet die Führung des Titels eines «Grafen von Severin» als Usurpation. Doch wusste Mirtsche



später den König Sigismund von Ungarn zur Anerkennung oder Duldung dieses Titels und wahrscheinlich auch zur Ueberlassung des Gebietes von Severin zu bewegen; denn im Jahre 1395 urkundet er in Gegenwart des ungarischen Königs als «Ban von Severin». Die walachischen Wojwoden waren damals auch zu dem Könige von Polen in nahe Beziehungen getreten. Ebenso ging ihr Streben dahin, mit Hilfe der vordringenden Türken die Abhängigkeit von Ungarn gänzlich abzuschütteln und zwischen den kämpfenden und rivalisirenden Nachbarreichen eine selbständige Macht zu errichten. Doch die Unzulänglichkeit der eigenen Kraft verurtheilte diese Wojwoden zu einer bedenklichen Politik der Heuchelei und Verstellung, der Intrigue, der Lüge und des Eidbruches, wie es gerade Zeit und Gelegenheit als geboten bezeichneten. Bei Beurtheilung dieser an sich verwerflichen Schaukelpolitik darf jedoch die bedrohliche Situation der Länder an der unteren Donau nicht ausser Acht gelassen werden.

Eine interessante, doch rasch verlaufende Episode in den Geschicken des Severiner Banats bildet die Verleihung desselben an die Deutschordensritter (Mai 1429). Allein auch diesmal erfüllten sich die gehegten Erwartungen nicht. Der walachische Wojwode sah in dieser Niederlassung der erobernden Ritter für seine eigene Existenz die grösste Gefahr. Er verband sich darum mit den Türken gegen die Ritter und schon im Juni 1432 erstürmten die Osmanen trotz der heldenmüthigen Vertheidigung durch die Ritter das Severiner Schloss; sämmtliche Ritter wurden niedergemetzelt. So endete deren Herrschaft hier nach kaum dreijährigem Bestande. Die Vertheidigung des Gebietes und der Burg von Severin wurde nun reichstäglich an die Walachen, Slaven, Iwantschier, Jazygier und Kumanier übertragen; denn dieser Landestheil war seitdem den Angriffen der Türken fortwährend ausgesetzt. Von 1438—1446 bekleidete der berühmte Türkenbesieger, Graf Johann Hunyady, die Würde eines Bans von Severin; unter der Regierung seines Sohnes (König Matthias Corvinus) war dieser wichtigste Landesposten fast stets unbesetzt. Es wogten hier nämlich fortdauernd heftige Kämpfe, erst im letzten Decennium der Regierung des grossen Corviners trifft man auf consolidirtere Zustände im Banat von Severin, das nun bis zur Unglückskatastrophe von Mohács im ungarischen Reichsverbande verblieb.

Der Verzweiflungskampf Ungarns gegen die Osmanenflut war bereits im Jahre 1524 zum Ausbruche gelangt; in diesem Jahre fiel auch das Banat und Schloss von Severin in der Türken Hände. Dadurch ging dieser Landestheil für Ungarn factisch verloren, wenn auch die rechtlichen Ansprüche allerdings nicht aufgegeben wurden. An Stelle des Banats von Severin entwickelte sich das von der Walachei abhängige Banat von Krajowa. Was von dem Severiner Banat von Orsova nordwärts lag, bildete seit 1536 das Gebiet des Comitats Severin, an dessen Spitze nunmehr die Bane von Lugos und Karansebes (mit dem Sitze in Karansebes) traten; diese Bane anerkannten die Fürsten von Siebenbürgen als ihre Herren.

Es würde uns an dieser Stelle zu weit führen, wollten wir dem

Verfasser durch alle von ihm erzählten Wechselfälle in den Geschicken dieses Severiner Comitats folgen. An der Hand der Geschichtsquellen und Urkunden bietet das Werk hier eine Fülle interessanter Einzelzüge, welche die politischen wie auch die culturellen Zustände und Verhältnisse Siebenbürgens und des südöstlichen Ungarn in oft überraschender Weise beleuchten. Das Bild ist allerdings kein erfreuliches; denn durch nahezu zweihundert Jahre sind mit geringen Unterbrechungen der Krieg und seine Verwüstungen hier in Permanenz.

Das Lugos-Karansebeser Banat hörte mit dem Jahre 1658 auf; es wurde dann für etwa 30 Jahre ein Theil des Temeser Sandschaks. Während der dreissigjährigen Dauer dieser unmittelbaren türkischen Herrschaft verliessen die Adeligen das Gebiet schaarenweise und wanderten nach Siebenbürgen aus, wo ihnen reichstäglich Ansiedelungsstellen und Abgabefreiheit zugesichert wurden. Im September des Jahres 1688 eroberte der kaiserliche General Veterani Karansebes und besetzte das Gebiet bis zur Donau. Damit begann für diesen Landstrich eine neue Aera. Zwar gelang es noch nicht, im Frieden von Karlowitz (1699), das Temeser Gebiet und damit auch die südöstlichen Theile desselben in den ungestörten Besitz des rechtmässigen Herrschers zurückzubringen, und es dauerten hier noch die Kämpfe bis zum Abschlusse des ruhmreichen Friedens von Passarowitz (21. Juli 1718), der auch das Gebiet des alten Severiner Banats, d. i. die «Kleine Walachei» bis zur Aluta-Mündung, dem rechtmässigen Beherrscher Ungarns wieder sicherte. Leider ging dieser Erwerb zum grossen Theile in Folge des unglückseligen Belgrader Friedensschlusses (18. September 1739) abermals verloren. Unsere Vorlage schildert dann zum ersten Mal auf Grund bisher unbekannter Archivalien die langwierigen Grenzstreitigkeiten, namentlich in Bezug auf die Auslegung und Durchführung des Artikels V des Friedenstractates von Belgrad, worin die Grenzlinie gegen die Walachei in unklarer und verlausulirter Weise angegeben ist. Aber selbst der Grenzvertrag vom 3. Juni 1741 machte den Streitigkeiten noch kein definitives Ende; erst die am 18. Januar 1744 in Constantinopel abgeschlossene Uebereinkunft setzte dem unerquicklichen Hader ein Ziel und gab dem Frieden von Belgrad die letzte thatsächliche Weihe. (Vgl. ZINKEISEN, *Gesch. des osman. Reiches*, V. 813.)

Nach der Wiedereinverleibung des «Temeser Banats» mit dem ungarischen Mutterlande (1778) blieb das Gebiet des ehemaligen Severiner Comitats im Verbande der Militärgrenze, ein Zustand, der durch nahezu 100 Jahre fortdauerte. Der Verfasser verfolgt nun die politischen Ereignisse dieses Landstriches bis auf die neueste Zeit, welche auch dieses Gebiet nach mehr als 300jähriger Lostrennung dem ungarischen Reichskörper abermals zurückbrachte. Wir übergehen einzelne Bemerkungen, welche wir gegen die historische Erzählung hie und da anzubringen hätten. Nur mit Bezug auf die Vorgänge vor und bei dem Friedensschlusse von Sistow bedauern wir, dass der Herr Verfasser den archivalischen Forschungen von ZINKEISEN in dessen «*Gesch. des osman. Reiches*» Bd. VI, p. 824 ff. und



von HERRMANN in dessen «Gesch. des russischen Staates» Bd. VI, p. 285 ff. keine grössere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Nicht England und Holland, sondern Preussen war die Ursache der schleppenden Friedensverhandlungen. Der Reichenbacher Congress hatte nebst dem preussisch-türkischen Bündnisse hauptsächlich dazu beigetragen, dass nicht der Passarowitzer, sondern der Belgrader Friedensschluss die Basis des Sistower Vertrages wurde. Die Zurückgabe von Alt-Orsova sammt Gebiet bildet keinen Punkt dieses Friedenstractates; diese Cession war der Gegenstand einer Separat-Convention, wie dies an einer Stelle im Texte richtig angedeutet wird, während auf derselben Seite der Artikel VI des Sistower Tractates berufen wird, der gerade das Gegentheil von dem festsetzt, was im Texte mitgetheilt wird. Die österreichische Diplomatie gestand nämlich im allgemeinen Vertrag die Belassung Alt-Orsovas bei der Türkei zu (das enthält unter Anderem Artikel VI); dagegen bestimmt Artikel II der Separat-Convention die Abtretung des genannten Ortes an Oesterreich. Dieser Umstand ist in unserer Vorlage nicht entsprechend aufgeklärt.

Im zweiten Abschnitte behandelt das Werk die «*Regierung und Verwaltung*» des hier in Frage stehenden Gebietes. Wir erhalten hier eine urkundlich beglaubigte Liste aller Bane von Severin seit dem Jahre 1233 bis 1526, dann der Bane von Karansebes und Lugos (1536—1658); von 1658—1688 dauert die unmittelbare Türkenherrschaft; von 1688—1694 war die oberste Gewalt hier in Händen der Militärcommandanten; von 1695 erscheinen Obergespäne des Severiner Comitats bis zum Karlowitzer Frieden, der das Gebiet wieder an die Türken überliefert. Mit dem Eintritte des Passarowitzer Friedens herrscht anfänglich eine rein militärische Verwaltung (bis 1751), ihr folgt dann in einem Theile des Severiner Gebietes die Civil-Administration (von 1751—1779), indessen der andere Theil im Verbande der Militärgrenze verbleibt und hier mancherlei Phasen in territorialer und administrativer Gestaltung durchmacht. Das neue Severiner Comitath wurde im Jahre 1873 errichtet. Den amtlichen Spitzen der municipalen Administration folgen dann die Listen der Unter- oder Vice-Bane (von 1478—1655), der Vicegespäne, Stuhlrichter, Notäre und Geschwornen dieses Comitats. Diese anscheinend dünnen Namen und Zahlen sind gleichwohl von besonderem Werthe und beruhen auf mühseligen urkundlichen Forschungen.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den *kirchlichen Verhältnissen* des Severiner Gebietes. Zuerst bespricht der Verfasser in mehr cursorischer Weise die römischen und dann in ausführlicher Weise die griechischen Kirchenzustände daselbst. Auch in diesem Abschnitte treffen wir manch neue Aufklärungen, gestehen jedoch, dass wir hier in vielen Punkten dem Herrn Verfasser nicht beistimmen können. So erscheint die bedingungslose Anerkennung der Nachrichten über den griechischen Mönch Hierotheus als ersten Bischof von Siebenbürgen (um das Jahr 950) kaum gerechtfertigt; denn erstlich stammen diese Nachrichten von dem Byzantiner Seylitzes, der mehr als hundert Jahre nach der angeblichen Reise



des Mönches Hierotheus schrieb, und dann wird auch bei Scylitzes Hierotheus nicht «Bischof von Siebenbürgen» genannt, sondern erzählt, dass der Patriarch Theophylaktus den Hierotheus zum «Bischof von Turkien», d. i. Ungarn überhaupt, geweiht habe. Selbstverständlich sind auch schon deswegen alle Fabeleien der rumänischen Geschichtsschreiber von der Fortdauer der griechischen Hierarchie in Siebenbürgen abzuweisen. Dass im südlichen Ungarn schon bei der Einwanderung der Ungarn griechische Christen vorhanden waren, geht aus den Beziehungen des bulgarischen Reiches zu diesen Landstrichen hervor; zudem haben wir in der Legende des heil. Gerhardus, des ersten Bischofs von Csanád, hierfür anschauliche Belege. Aber von einem griechischen Christenthum in Siebenbürgen oder gar von Bischöfen daselbst findet man keine Spur. Die Anmerkung S. 241 unserer Vorlage über die bulgarische Union im Jahre 1204 steht mit der Erzählung über dasselbe Factum auf S. 330 nicht ganz im Einklange. Hinsichtlich der Beziehungen des griechischen Bekenntnisses zur officiellen römischen Kirche wäre auf S. 342 das Schreiben des Papstes Gregor IX. vom Jahre 1234 (bei Katona, *Histor. crit.* V. S. 706 sequ.) zu erwähnen gewesen, da schon damals der Papst sich darüber beschwert, wie auch aus Ungarn «Magyaren, Deutsche und andere Rechtgläubige» dem griechischen Ritus folgen und nach demselben die Sacramente empfangen. Damals befahl der Papst auch die Bestellung eines katholischen bischöflichen Vicars walachischer Nationalität, damit die Walachen nicht «schismatischen Bischöfen» anhängen. Mit Recht betont übrigens Herr Pesty, dass aus den päpstlichen Briefen das Vorhandensein von Anhängern der griechischen Kirche in Ungarn und Siebenbürgen auch für die Zeit der Árpáden deutlich bewiesen sei. Die Ansicht des Verfassers S. 345 ff. über die Verleihung der Titel an die griechischen Bischöfe in Ungarn, über deren kirchliche Stellung, über die griechischen «Diöcesen» u. s. w. sind in mancher Beziehung nicht stichhältig; doch würde eine nähere Auseinandersetzung hierüber uns an dieser Stelle zu weit führen. Zu S. 351 sei angeführt, dass das griechische Bisthum von Lippa mit dem von Temesvár vereinigt wurde; denn die Bischöfe der letzteren Diöcese führen den Titel «Bischöfe von Temesvár und Lippa», wornach auf S. 353 die Angabe zu corrigiren ist, dass das «Lippaer Bisthum mit dem Arader vereinigt worden sei». Das Temesvárer Bisthum war niemals mit dem «Jenopoler», später Arader Bisthum, verbunden, obgleich Diakovics in dem Privilegium vom 4. März 1695 Bischof «von Temesvár und Jenopol» genannt wird. Diesen Umstand erklärt eine Repräsentation des serbischen Kirchen-Congresses (der «gesammelten illyrischen Nation») vom Jahre 1749 in der Weise, dass Diakovics «vordem das Bisthum Temesvár noch unter der Türkenherrschaft besessen, dasselbe aber verlassen und bei seinem Uebertritte (auf die kaiserliche Seite) das Arader (Jenopolitaner) Bisthum erhalten habe. Dieses allein sei seine eigentliche Diöcese gewesen, von Temesvár habe er nur den Titel beibehalten.» Wenn im serbischen Privilegium vom Jahre 1777 gesagt wird, dass das Arader Bisthum, aus dem Jenopoler und Grosswardeiner entstanden sei; so ent



spricht das völlig den historischen Thatsachen, wie solches uns vorliegende Urkunden bezeugen. Der Seite 354—355 skizzirte Inhalt der Vorstellung des National-Kirchencongresses bezüglich der Auftheilung des Bisthums Lepawina (oder Maresa) und der eventuellen anderen Eintheilung des Kostaintitzer Bisthums ist nicht völlig zutreffend. Den Irrthum verschuldete hier die unklare Angabe der «Actenmässigen Darstellung der Verhältnisse der griechisch-nichtunirten Hierarchie in Oesterreich» (Wien, 1860) S. 17.

Auf S. 357 ist der Bischof Esaias Antonovics von Arad und Karansebes in der Weise aufgeführt, als ob derselbe bis 1741 Bischof von Arad gewesen und dann im Jahre 1741 auf seine (im Juli 1740 eingereichte) Bitte nach Karansebes übersetzt worden wäre. Später, auf S. 372—373 vermuthet der Verfasser den richtigen Sachverhalt, indem er bemerkt, dass das griechisch-orientalische Bisthum von Karansebes mit dem von Arad einige Zeit in Verbindung stehen mochte; wenigstens erstattete der kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant Baron Engelshofen im Mai 1742 von Temesvár aus den Bericht, dass Antonovics, der Bischof von Arad und Karansebes, durch die Temesvárer Cameral-Behörde in sein Amt eingeführt worden sei. Zugleich fügt aber der Autor seinerseits hinzu, dass Antonovics nicht zu gleicher Zeit die beiden bischöflichen Würden bekleidet habe.

Wir sind nun in der Lage, über den ganzen Sachverhalt folgende actenmässige Aufklärung zu geben. Der im Jahre 1749 zur Wahl eines neuen Metropolit in Karlowitz versammelte serbische oder illyrische National-Kirchencongress unterbreitete gegen die von der Regierung gewünschte Auffassung des Arader Bisthums eine allerunterthänigste Repräsentation an die Krone, worin es heisst: Anno 1740 sei der damalige Bischof von Arad (Esaias Antonovics) ohne Vorwissen seines Erzbischofs nach Wien gegangen, und habe gegen die Canones der griechischen Kirche, welche den Besitz zweier Diöcesen nicht gestatten, und mit Uebergangung des Patriarchen und der bischöflichen Synode um die Verleihung des damals erledigten Karansebeser Bisthums angehalten, weil Arad allein die Subsistenz des Bischofs nicht sichere. Seinem Gesuche sei willfahrt worden. Die damals herrschende Pestkrankheit und die damit in Verbindung stehende langwierige Contumaz hätten den Patriarchen abgehalten, in Wien eine Gegenvorstellung einzureichen. Dafür habe man diese Sache auf dem Congress 1744 weitläufig behandelt und damals die Illegalität dieses Vorgehens constatirt; dabei jedoch aus Rücksicht auf die erfolgte allerh. Confirmation, sowie auf die Verdienste des Bischofs Antonovics (am 7. März 1744) beschlossen, demselben «ad dies vitae» die beiden Diöcesen zu belassen; nach seinem Absterben jedoch sollen beide Bisthümer wieder separat besetzt werden. (Original-Acte im kaiserl. Wiener Cabinets-Archiv. Illyr. Acten vom Jahre 1749, Fasc. 4, Nr. 6.) Der damalige Präsident der illyrischen Hofdeputation, Graf Kolowrat, war gegen die Gewährung dieses Anliegens der «illyrischen Nations-Deputirten» und bemerkte in einer gehorsamsten Note (ddto 31. Dec. 1749): es sei das Bisthum Arad mit dem Karansebeser zu vereinigen und

der Name des letzteren Ortes beizubehalten. Diese Antwort erhielt jedoch nicht die Genehmigung der Monarchin.

Bischof Antonovics wurde in der geh. Instruction für den kaiserlich königlichen Congress-Commissär (ddto 24. Juli 1748) in erster Reihe zum Metropolitene empfohlen und am 6. September 1748 «nach vollständiger Vereinigung deren im Namen der ganzen Nation versammelten Deputirten» auch zu dieser Würde erwählt. (Berichtschreiben des Freiherrn v. Engelsehofen ddto 7. September 1748.) Nach dieser Wahl wurde im Jahre 1750 Johann Georgievics abermals nur zum Bischof von Werschetz und Karansebes erwählt, das Arader Bisthum jedoch separat besetzt. Als dann dieser Bischof Johann Georgievics, der sich in einer Hofeingabe vom 24. September 1769 Bischof zu «Caransebes, Verseez und Logos» (Lugos) nennt, am 7. September desselben Jahres zum Metropolitene erwählt worden war, bat er die Monarchin, dass man ihm nebst der Erzdiöcese auch noch das Werschetz-Karansebeser Bisthum «auf einige Jahre» überlassen möge, da er durch den Bau einiger Kirchen und der Residenz zu Werschetz, ferner durch die Anlegung der Residenz zu Karansebes und des Klosters Zlaticza, endlich durch die Beischaffung von Materialien zum Neubau der dem Einsturz nahen Cathedralkirche zu Werschetz, sowie durch die Auslagen für den Unterricht der Cleriker, für die Erziehung armer Kinder und für die Ernährung der Bedürftigen sich in namhafte Schulden gestürzt habe. Ueber Anrathen der illyrischen Hofdeputation ddto 25. September 1769 genehmigte die Kaiserin-Königin Maria Theresia die Ueberlassung der Einkünfte des Werschetz-Karansebeser Bisthums auf drei Jahre, nach deren Ablauf sie mit dem Bisthum «anders verfügen wolle». (Archiv der vormaligen königlich ungarischen Hofkanzlei, illyrische Acten vom Jahre 1769, Zahl 200, Original.) Darnach corrigirt sich auch die Angabe S. 357, als ob Vincenz Popovics im Jahre 1769 Bischof von Werschetz und Karansebes geworden wäre; denn bei dem Tode des Metropolitene Johann Georgievics (gestorben am 23. Mai 1773) war das Werschetzer Bisthum noch immer unbesetzt und erfolgte dessen Besetzung erst durch die bischöfliche Synode im Jahre 1774.

Die Darstellung auf S. 359 über die Errichtung der Metropolien in der Walachei, sowie über die kirchlichen Verhältnisse der Griechisch-Orientalischen in Siebenbürgen erheischt ebenfalls manche Ergänzung, respective Berichtigung. So gehören die griechisch-katholischen Diöcesen von Munkács und Eperies nicht unter das Blasendorfer Erzbisthum, sondern deren Bischöfe sind Suffragane des Graner Erzbisthums. Die S. 364 erwähnte, im Jahre 1706 erfolgte Aufhebung der griechisch-orientalischen Metropolitanwürde in Ungarn ist eine wenig bekannte Thatsache von ganz besonderem Interesse. Die Mittheilung des Wortlautes der betreffenden allh. Verordnungen wäre überaus wünschenswerth gewesen. (Vergl. CZOENIG, Ethnographie des österreichischen Kaiserstaates, III. 2, 200.) Wenn sich übrigens Arsen Csernovics den Patriarchentitel beigelegt, so war das kein «Missbrauch» (wie S. 367 steht), sondern er hatte als «Patriarch von Ipek» hierzu



das volle Recht. nvollständig ist die S. 368—371 gegebene Darstellung über die Bekämpfung der kirchlichen Union in Siebenbürgen. (Vergl. *Szilágyi Sándor*, Erdélyország történelme, die Geschichte Siebenbürgens, Bd. 2, S. 290, 395, 506.)

Bischof Dionys Novakovics, der S. 371 als «altgläubiger Bischof von Siebenbürgen» angeführt ist, war eigentlich Bischof von Ofen (1749—1767) und versah nur als Administrator die bischöflichen Functionen für Siebenbürgen. Sein Nachfolger war hierin Sophronius (nicht «Dionysius») Kirilovics, der sich wegen seiner Hinneigung zur Union der besondern Gunst des Hofes zu erfreuen hatte. So heisst es über ihn in der geheimen Instruction für den k. k. Congress-Commissär Freiherrn von Mathesen (ddto März 1774), dass er (Kirilovics) in dem Ofner Bisthum «die Stelle eines General-Vicarii 18 Jahre hindurch bekleidet, sich auch in dem siebenbürgischen Bisthum seinem Amte gemäss ruhig betragen habe, und überhaupt für die Sache der Union sehr discret denke». Derselbe wünsche jedoch nicht mehr nach Siebenbürgen zurückzukehren, sondern bewerbe sich um ein vacantes Bisthum in Ungarn, und zwar um ein solches, das von Siebenbürgen entfernt läge, «damit er vor dem besorglichen Anlauf seiner jenseitigen Glaubensverwandten, wie auch von aller ungleichen Beurtheilung verwahret seyn möge.» (Königl. ungarisches Hofkanzlei-Archiv, Illyrische Acten 1774, Zahl 44, Original-Concept.) Kirilovics wurde auch von der bischöflichen Synode des Jahres 1774 für den Bischofssitz in Ofen gewählt.

Die Ernennungstaxen des Werschetz-Karansebeser Bischofs betrugen um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts nicht 1000 fl., wie es S. 373 heisst, sondern 1500 fl. — Doch wir schliessen unsere Bemerkungen über die kirchlichen Verhältnisse, obgleich wir noch Mancherlei zu sagen hätten; denn es ist ganz richtig, was Herr Pesty S. 380 schreibt: «Die Verhältnisse der griechisch-orientalischen Kirche wurden bisher in der ungarischen Literatur noch nicht hinreichend behandelt; aber auch die betreffenden kirchlichen Schriftsteller haben das vorhandene Materiale noch keineswegs mit kritischem Geiste aufgearbeitet.» Wir hoffen, demnächst zur Aufklärung dieser Verhältnisse einige Beiträge in diesen «Literarischen Berichten» nach urkundlichen Quellen mittheilen zu können.

Der vierte Abschnitt bespricht die «*Verfassungsgeschichte*» des Banats und Comitats von Severin. Der minutiöse Fleiss und die Sorgfalt des Verfassers treten in diesem Abschnitte abermals in erfreulicher Weise zu Tage. Leider verbietet es der Raum, auf einzelne Punkte des Näheren einzugehen, unsere Anzeige ist ohnehin an Umfang grösser geworden, als wir anfänglich die Absicht hatten. Nur Einen Punkt wollen wir jedoch hervorheben. Bei Gelegenheit der Besprechung von desselben Verfassers academischer Abhandlung über «die ehemaligen Walachen-Districte des Severiner Comitats» (vergl. diese «Literar. Berichte» 1877, S. 481) erlaubten wir uns die Bemerkung: «Die Einwohner der «Walachen-Districte» waren also eine Art von Grenzmiliz, der hier an exponirter Stelle die Bewachung des Landes gegen die Einbrüche der Türken und Rumänen anvertraut war. Der

Herr Verfasser hat diese Seite der «Walachen-Districte» nicht näher untersucht». Auf diese unsere Bemerkung kommt Herr Pesty in dem vorliegenden Werke S. 398 zurück, und erklärt, dass er in dem Umstande, dass die Walachen der besagten Districte insbesondere die Reichsgrenzen vertheidigen mussten, keineswegs «die ersten Keime der späteren Militärgrenzwach-Institution» erblicken könne, wie solches die «Literar. Berichte» am o. a. Orte gethan hätten. Diese Verwahrung erscheint angesichts unserer Bemerkung nicht geboten; denn es lag uns bei weitem nicht im Sinne, in jenen «Walachen-Districten» die «ersten Keime» der späteren «Militärgrenze» zu suchen. Davon steht in unserem Satze auch kein Sterbenswörtchen. Wohl wird aber auch der Verfasser uns zustimmen, wenn wir gerade auf Grund des von ihm so reichlich gebotenen Materials abermals darauf hinweisen, dass die Verwaltungs- und theilweise selbst die Verfassungszustände im Süden und Südosten Ungarns schon in frühester Zeit vielfach eigenthümliche Entwicklungen aufweisen. Insbesondere gewann unter den permanenten Bedrohungen der Reichsgrenzen durch feindselige oder doch unzuverlässige Nachbarn die Wehrverfassung dieser südlichen Reichtheile ihre besondere Gestaltung. Diese interessanten Specialitäten wünscht wir eingehender untersucht zu sehen.

Der nächste Abschnitt untersucht die Verhältnisse des Severiner Comitats, als eines *integrirenden Theiles von Siebenbürgen*. Es ist eine übersichtliche Zusammenstellung der hierin massgebenden staatsrechtlichen Momente, die zum Theil auch schon in dem allgemeinen geschichtlichen Abschnitte, dann in den Erörterungen über die Kirchenverhältnisse zur Sprache gekommen waren.

Sehr werthvoll erscheint sodann der folgende Abschnitt über den «*Handel*» des Gebietes von Severin. Die spärlichen Mittheilungen der Urkunden über die Handels-, Industrie- und Verkehrs-Verhältnisse reichen kaum in das fünfzehnte Jahrhundert zurück. Nichtsdestoweniger verstand es der Herr Verfasser, das zerstreute Gut in ein anziehendes Gesamtbild zu vereinigen. Wir erhalten hier willkommene Beiträge zur Geschichte der materiellen Cultur Ungarns, ein Gebiet, das leider noch wenig Pflege gefunden hat.

Den vorletzten Abschnitt des hier besprochenen ersten Bandes bildet eine sorgfältige Zusammenfassung aller vorhandenen Daten über die alten *Adelsfamilien des Severiner Gebiets*. Die wichtigsten dieser Familien sind heute bereits ausgestorben; dennoch haben mehrere ihr Geschlecht forterhalten, so z. B. die Freiherren v. Fiáth und v. Jósika, ferner die Macskási von Tinkova und Andere.

Genealogische Tabellen beschliessen diesen Abschnitt. Den Beschluss des Ganzen macht eine Beschreibung der *Wappen und Siegel* des Severiner Gebiets. Als Banat hatte dasselbe weder Wappen noch Siegel; aber auch von diesen beiden Abzeichen des alten Severiner Comitats blieb keine Spur übrig. Doch hat man historische Nachrichten, dass die einzelnen Bezirke dieses Comitats ihre besonderen Siegel führten. Die Verpflichtung der Co-



mitate, ihre ordentlichen Siegel zu führen, datirt bekanntlich erst seit dem Gesetzartikel 62 vom Jahre 1550. Vordem bedienten sich die Beamten auch bei öffentlichen Urkunden-Ausfertigungen nur ihrer Privatsiegel. Weit älter als die Comitats- und Bezirks-Siegel, deren ältestes aus dem Jahre 1559 stammt, sind auch in diesem Landestheile die städtischen Siegel. Das Stadtsiegel von Karansebes ist aus dem Jahre 1457 bezeugt.

Damit schliessen wir die Anzeige dieses Werkes, dessen hervorragende Bedeutung die Herausgabe durch die Academie der Wissenschaften vollkommen rechtfertigt. Wir sehen den beiden noch rückständigen Bänden, die zu Anfang des Jahres 1879 erscheinen sollen, mit grossem Vergnügen entgegen. Das Severiner Comitatus wird sich alsdann einer Monographie erfreuen, wie kaum ein anderes Municipium im Lande. Möge dem Herrn Verfasser die Zeit und Gelegenheit geboten sein, die bereits in Angriff genommenen Arbeiten über die anderen südungarischen Comitatus, namentlich über das historisch bedeutsame Temeser Comitatus, zu einem gleich guten Abschlusse zu bringen!

Dr. JOH. HEINRICH SCHWICKER.

**Bibliotheca hungarica historiae naturalis et matheseos. Magyarország természettudományi s matematikai könyvészete 1472—1875.** (Ungarische naturwissenschaftliche und mathematische Bibliographie. Von JOSEF SZINNYEI, erstem Custos der Universitäts-Bibliothek, und Dr. JOSEF SZINNYEI.) Budapest, 1878. Verlag der königl. ungar. Naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Gross 4. 1008 Spalten. Preis 4 fl.

In glänzender Ausstattung liegt uns hier ein imposanter Quartband vor, der von dem Eifer seiner Verleger und dem Fleisse seiner Verfasser lautes Zeugniß giebt. Das Verdienst, dies überaus werthvolle Werk, welches Alles umfasst und aufzählt, was innerhalb Ungarns und von Ungarn im Auslande auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften geleistet worden, gebührt der ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, welche in der Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und in der Pflege der Naturwissenschaften in unserem Vaterlande eine rastlose und überaus fruchtbare Thätigkeit entwickelt. Die Gesellschaft hat in ihrer feierlichen Jahresversammlung am 19. Januar 1876, zur Erinnerung an Franz Toldy, den kurz vorher verstorbenen Schöpfer der ungarischen Literaturgeschichte, beschlossen, für die ungarische Bibliographie der Mathematik und der Naturwissenschaften einen Preis von hundert Ducaten auszuschreiben und gleichzeitig in einem öffentlichen Concurs zur Einsendung von Plänen zur Lösung dieser Aufgabe aufzufordern. Auf Grund der vorgelegten Pläne wurden die Verfasser des vorliegenden Werkes, Vater und Sohn, mit der Ausarbeitung der «Bibliographie» betraut. Schon am Schlusse des Jahres 1877 lag das Manuscript dieses Bandes der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft vor, welche das überaus fleissig und ge-

wissenschaftl. ausgearbeitete Werk der Herausgabe und des Preises für würdig erklärte und sofort die Drucklegung desselben anordnete. Soweit die Geschichte unserer Bibliographie.

Das Werk umfasst nach den Intentionen der Gesellschaft und gemäss dem Entwurfe der Verfasser: 1. alle mathematischen und naturwissenschaftlichen Werke, welche innerhalb der Länder der heil. Stefanskronen, in irgend einer Sprache, erschienen sind; — 2. alle Arbeiten ungarischer Mathematiker und Naturforscher, welche im Auslande (selbständig oder in Zeitschriften) veröffentlicht worden; — 3. alle ausländischen Schriften, welche sich auf unser Vaterland (innerhalb des gesteckten Kreises) beziehen.

Es liegt auf der Hand, dass eine so umfassend gestellte, weit ausholende und ein gewaltiges Gebiet beherrschende Aufgabe nicht auf den ersten Wurf vollständig und durchaus zufriedenstellend gelöst werden konnte. Die (aus den Geschehnissen unseres nationalen Lebens nur zu erklärliche) Mangelhaftigkeit unserer öffentlichen Bibliotheken, ausländischen Werken gegenüber die Schwierigkeit, in allen Fällen die Nationalität der Verfasser bestimmt festzustellen, im Allgemeinen der Mangel ganz zuverlässiger und genügender Detail- und Vorarbeiten würden es hinlänglich erklären, wenn das vorliegende Werk nicht *allen* Ansprüchen *vollständig* genüge. Dem ist jedoch nicht so. Mag auch die Szinnyei'sche Bibliographie nicht ganz vollständig sein, — Wesentliches, Bedeutendes ist ihr nicht entgangen, was Fachmänner der verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete bereits zugestanden haben.

Die Einrichtung des Werkes nun ist folgende: Das gesammte Material ist, soweit die Schriften unter dem Namen ihrer Verfasser erschienen sind, in alphabetischer Reihenfolge der Verfasser geordnet, und zwar in der Weise, dass nach dem Namen des Verfassers in der Kürze die biographischen Daten desselben, hierauf das chronologisch geordnete Verzeichniss seiner sämmtlichen Schriften, endlich das Verzeichniss jener Schriften, Artikel, Notizen u. s. w., in denen über den Verfasser gehandelt ist, auf einander folgen. Das Werk giebt auf diese Weise gleichzeitig die Hauptgrundzüge einer vollständigen *Biographie* und *Bibliographie* der ungarischen Mathematiker und Naturforscher, und überdies auch noch überaus werthvolles Material zu einer Literaturgeschichte dieser Wissenschaften. Dies der wichtigste, der Haupttheil des Werkes (bis Spalte 868). Hierauf folgen chronologisch geordnet die anonym erschienenen mathematischen und naturwissenschaftlichen Schriften und Artikel (Sp. 892—942) und zum Schluss ein sehr fleissig gearbeitetes Verzeichniss der in Ungarn (in irgend einer Sprache) erschienenen Fachblätter, Zeitschriften, Jahrbücher, Kalender und Sammelwerke aus dem Gesamtgebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften (Sp. 943—988). Einige Nachträge schliessen die bedeutende und werthvolle Leistung, bei deren Ausarbeitung den Verfassern die ähnlichen berühmten Werke des Auslandes, vorzüglich Englands und Deutschlands, als Muster vorschwebten.



Selbstverständlich haben die Verfasser alle unsere Bibliotheken und die gesammten Hilfsmittel des Auslandes durchforscht und ausgebeutet. Es mag hier genügen, blos einige statistische Daten mitzuthellen. Das älteste aufgenommenne Werk ist die Schrift: *Libellus de infantium egritudinibus ac remediis, Patavii, 1472*, deren Verfasser, der Arzt Paul Bagellardus, aus Fiurne stammte. Die jüngsten berücksichtigten Arbeiten gehören dem Schlusse des Jahres 1875 an. Im Ganzen umfasst die Bibliographie 4249 vaterländische und 729 ausländische, zusammen 4978 Schriftsteller; — 3811 ungarische und 5101 in fremden Sprachen (böhmisch, bulgarisch, dänisch, deutsch, englisch, französisch, griechisch, hebräisch, kroatisch, lateinisch, polnisch, rumänisch, ruthenisch, spanisch, schwedisch, serbisch und slovakisch) abgefasste, also zusammen 8912 Schriften, von denen 106 Nummern auf ungarische und 28 Nummern auf fremdsprachige Zeitschriften entfallen; — endlich 2834 Abhandlungen. Das giebt, Alles in Allem, ein Material, dessen Bewältigung nur dem eisernsten Fleisse, der grössten Ausdauer und Umsicht möglich sein konnte. Die Verfasser haben in diesem Bande die ungarische Literatur unstreitig mit einem werthvollen Werke bereichert, welches selbstverständlich auch der des Ungarischen nicht mächtige ausländische Forscher benutzen kann.

**Joannis Vitéz de Zredna Episcopi Varadiensis in Hungaria Orationes in causa Expeditionis contra Turcas habitae item Aeneae Sylvii Epistolae ad eundem exaratae. 1453—1457. . . . edidit Dr. GUILIELMUS FRANKÓI, Regnicolaris Bibliothecae Hungaricae Praefectus et Scientiarum Academiae Hungaricae a Secretis, Budapestini, 1878. Imp. Fol.**

Das besonders rege Interesse, welches unsere Gelehrten seit jeher der glanzvollen Regierungsperiode des Königs Matthias Corvinus entgegenbrachten, hat in jüngster Zeit eine Reihe hervorragender, werthvoller Schriften gezeitigt, welchen es gelungen ist, über diese bisher mehr der Namen als ihrem innern Wesen nach bekannte Glanzperiode unserer Geschichte ein helleres Licht zu verbreiten.

Das epochemachende, leider noch immer unvollendete Werk des Grafen Teleky über das Zeitalter der Hunyady in Ungarn, das gross angelegte, drei dicke Bände umfassende Sammelwerk der Akademiker Ivan Nagy und Baron Albert Nyáry, welches die aus des Königs Matthias Zeit auf uns gekommenen Documente enthält, verdienen in erster Reihe genannt zu werden, wenn wir auf die politische Geschichte jener Zeit ein besonderes Gewicht legen. Was die Literaturgeschichte dieses Zeitalters anbelangt, so können wir, von den auf die Corvina bezüglichen vielfachen Arbeiten abgesehen, besonders auf die manches Neue darbietenden bibliographischen Studien des Grafen Josef Kemény hinweisen. Diese Arbeiten sind jedoch in neuester Zeit an Bedeutung durch die auf den Primas von Ungarn Johann Vitéz bezüglichen Publicationen Wilhelm Frankó's in jeder Hinsicht übertroffen worden. Diesen ist es zu verdanken, dass einer der be-

deutendsten Vorkämpfer des Humanismus in Ungarn, einer der einflussreichsten und bedeutendsten Politiker seiner Zeit den ihm gebührenden Platz in der politischen und Culturgeschichte seines Volkes einnimmt. Als Vorläufer gleichsam eines grösseren Werkes über Vitéz, an welchem W. Fraknói arbeitet, liegt uns die im Titel genannte, prachtvoll ausgestattete Schrift vor, deren wesentlichen Inhalt wir im Folgenden kurz anzeigen wollen, was, wie wir denken, den Lesern dieser Hefte um so erwünschter sein mag, da das in zwei Ausgaben, mit lateinischer und ungarischer Vorrede erschienene Werk nur in verhältnissmässig wenigen Exemplaren gedruckt wurde und gar nicht in den Buchhandel kam. Die Schrift enthält vier Reden von Vitéz, von denen die Geschichtschreibung bisher kaum wusste, dass sie existiren. Dieselben haben alle Bezug auf die Türkenkriege, oder eigentlich auf die zwischen dem päpstlichen Stuhle, dem deutschen Reiche und dem ungarischen König in den Jahren 1455 und 1456 gepflogenen, auf die Unternehmung eines gegen die Türken gerichteten neuen Kreuzzuges abzielenden Verhandlungen, auf deren gedeihlichen Abschluss in erster Reihe von deutscher Seite Aeneas Sylvius Piccolomini, von ungarischer Seite der damalige Bischof von Grosswardein und Kanzler Johannes Vitéz von Zredna hinwirkten.

Nachdem es dem Feuereifer des Aeneas Sylvius geglückt war, auf den Regensburger und Frankfurter Reichstagen von 1454 einen Beschluss durchzusetzen, demzufolge im nächsten Jahre ein Reichsheer gegen die Türken aufgeboten werden sollte, wurden alle christlichen Staaten zu einem am 2. Februar 1455 in Neustadt unter dem Vorsitze des Kaisers Friedrichs III. abzuhaltenden Congress geladen, auf welchem man die näheren Modalitäten des Kreuzzuges besprechen und bestimmen wollte. Der König von Ungarn Ladislaus V. wollte wegen verschiedener Streitigkeiten, die er mit dem deutschen Kaiser und einigen sächsischen Herren hatte, am Congress zwar nicht selbst erscheinen, doch schickte er einige Gesandten, deren Führer, Johann Vitéz, am 23. März 1455 in einer uns in einem einzigen Codex (Monacensis 4016) enthaltenen längeren Rede (p. 13—22 der Fraknói'schen Ausgabe) den Kaiser bat, er möchte doch endlich die Frankfurter Beschlüsse durchführen, und des Weiteren auseinandersetzen, wie heilig, nützlich und nothwendig die gewünschte Expedition wäre, und mit welcher Sehnsucht alle Ungarn sie herbeiwünschten. — Einige Tage hernach, am 27. März 1455, gab Vitéz in seinem eigenen und im Namen seiner Gefährten eine kurze Erklärung ab (aus dem Cod. Monacensis 4016 mitgetheilt p. 23—24), derzufolge sie sich bereit erklärten, die von den böhmischen Ständen zur Beilegung der zwischen dem deutschen Kaiser und dem ungarischen König obwaltenden Streitigkeiten mit Einwilligung beider streitenden Theile unternommenen Schritte auf das kräftigste zu unterstützen, unter der Voraussetzung, der deutsche Kaiser werde, überzeugt von der Billigkeit der ungarischen Forderungen, dieselben in allen Punkten erfüllen. Leider sollten Vitéz' Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen: die vermittelnden Anträge hatten nicht den geringsten



Erfolg, der Kreuzzug gegen die Türken wurde auf das nächste Jahr verschoben und somit ging der Congress auseinander, ohne irgend einen nennenswerthen Erfolg erzielt zu haben.

Die Folgen von Friedrichs Zögern wurden nur allzubald wahrnehmbar. Als noch im Mai desselben Jahres der päpstliche Legat sich nach Wien an den Hof des Königs Ladislaus begab, sah sich Vitéz genöthigt, dem Legaten nach einigen heftigen Ausfällen auf die Saumseligkeit Friedrichs zu erklären, dass Ungarn mit seinem Erzfeinde, dem Türken, einen eigentlichen Frieden zwar niemals schliessen werde, sich aber doch genöthigt sehe, seine eigene Ruhe «*quovis pacto*», d. h. selbst durch einen mit dem Türken einzugehenden temporären Frieden zu schützen, falls zur Durchführung der Frankfurter Beschlüsse bis zum October desselben Jahres nicht die nöthigen Anstalten getroffen werden würden (p. 25—30 aus einem Codex des königlichen Archivs zu Dresden). Freilich liess König Ladislaus diesen Drohungen die That nicht folgen; vielmehr konnte Vitéz dem Legaten des neuen Papstes, Callixtus III., noch am Anfang des nächsten Jahres, 1456, zu Prag mittheilen, dass, wenngleich er eine ausführliche Antwort erst nach Einholung der Ansichten der königlichen Räthe werde geben können, er den Legaten schon jetzt von der Geneigtheit Ungarns, für die heilige Sache des Glaubens abermals in den Kampf zu ziehen, versichern könne. (Vgl. Vitéz' Rede aus dem Mölker Codex Nr. 13, mitgetheilt p. 31—33.)

Die Reden, deren Inhalt wir im Vorstehenden kurz zu skizziren versuchten, sind die einzigen, die uns von Vitéz geblieben sind, doch kann man schon aus ihnen trotz ihrer ziemlich verdorbenen Ueberlieferung entnehmen, dass die hohen Lobsprüche, die Aeneas Sylvius, ein sicherlich kompetenter Richter, ihnen spendet, keineswegs übertrieben sind. Der stolze Italiener, der z. B. an der Beredsamkeit eines Georg von Heinburg nur eine gewisse *eloquentia theutonica* zu loben weiss, überströmt von dem Lobe des ungarischen Prälaten. «*Si mihi tanta dicendi vel copia vel gravitas esset, quantum hodie facundissimus et sapientissimus varadiensis ecclesie pontifex . . . pre se tulit*» und «*Hec sunt que . . . in medium protulit. Summam retuli non verba; illa namque copiosissime et ornatisime peroravit, cum multo splendore et maiestate verborum,*» sagt Sylvius von Vitéz, als er auf die von uns an erster Stelle erwähnte Rede des Grosswardeiner Bischofs im Auftrage des Kaisers antwortete; und dass die citirten Worte nicht blos Höflichkeitsphrasen waren, können wir aus den Briefen ersehen, die er an Vitéz gerichtet, und deren einige, so viel ihrer zu finden waren, zehn an der Zahl, von Fraknói in der zweiten Hälfte seiner Publication (p. 36—47) veröffentlicht worden sind. Nur drei dieser Briefe (vom 27. December 1456, vom 11. März 1457 und vom 10. August 1457) waren bisher durch Ausgaben dem Fachpublicum zugänglich gemacht; von der Existenz dreier anderer, im codex autographus des Aeneas Sylvius (cod. Vindob. 3389) enthaltenen Briefen (aus dem Jahre 1452, vom 24. December 1453 und vom 22. Januar 1454) hatte man

durch Georg Voigt Kunde erhalten; einen Brief (März 1454), der selbst Voigt's Aufmerksamkeit entgangen war, lieferte das Werk des Mansi (*Orationes Pii II.*, Lucca, 1739); endlich fanden sich die letzten drei (vom 14. Mai 1455, vom 15. Mai 1455 und vom 18. Juli 1455) im Codex Laurentianus Plut. LIV. cod. XIX. vor und waren bisher nur aus Baudini's Handschriftenverzeichniss bekannt. Alle diese Briefe sind zwar für den ungarischen Historiker von geringerer Bedeutung, als die von Vitéz' Zeitgenossen Paul Ivanich gesammelten, von Vitéz selbst meist im Interesse des Staates verfassten Briefe, doch sind sie als beredete Beweise des zwischen Aeneas Sylvius und Johann Vitéz bestandenen Freundschaftsbündnisses von hohem Werthe. Vitéz liess durch seinen König von Nicolaus V. für Aeneas Sylvius um den Cardinalshut bitten, und obgleich sein Bemühen damals nicht von Erfolg begleitet war, dankte ihm Aeneas Sylvius damit, dass er sein Werk über den 1454er Regensburger Reichstag seinem Freunde widmete. Auch später, nachdem Aeneas Sylvius im Jahre 1456 nicht in letzter Reihe in Folge der dringenden Bitten des durch Vitéz beeinflussten Königs von Ungarn von Callixtus III. den Purpur erhalten hatte, erwies er sich für die freundschaftlichen Dienstleistungen des Vitéz äusserst dankbar. Als dieser im Jahre 1457 der Theilnahme an der angeblichen Ladislaus Hunyady'schen Verschwörung angeklagt, in strenger Haft gehalten wurde, bewog er den Papst, den König Ladislaus in energischer Weise zur Freilassung des unschuldigen Kirchenfürsten aufzufordern, und gab seiner Freude ob der inzwischen erfolgten Befreiung seines Freundes in an diesen selbst und an den König gerichteten Briefen lebhaften Ausdruck.

Doch beschränkte sich der Verkehr der beiden hochgestellten Freunde nicht auf dergleichen Dienstleistungen, vielmehr ersehen wir aus einigen der von Fraknói mitgetheilten Briefe, dass dieser Verkehr auch sonst ein freundschaftlich herzlicher war, wie er nur je zwischen zwei Humanisten bestanden, und sicherlich beiden Theilen zu nicht geringer Ehre gereichte. Uns aber freut es, in diesen Briefen einen neuen Beleg dafür zu finden, dass dem Streben der ungarischen Humanisten im XV. Jahrhunderte auch von ausländischen competenten Richtern Würdigung, und zwar verdiente Würdigung zu Theil geworden ist.

Dr. EUGEN ABEL.



## SITZUNGSBERICHTE.

### PHILOLOGIE UND GESCHICHTE.\*

Unter den philologisch-sprachwissenschaftlichen Arbeiten des zweiten Quartals (April-Juni) ragen durch Umfang und Bedeutung vor Allem PAUL HUNFALVY'S Studien über die *Geschichte und Geschichtschreibung, die Sprache und Sprachwissenschaft der Rumänen* hervor. Der Verfasser hat die wesentlichen Resultate seiner auf diesen Gegenstand bezüglichen und heute noch nicht abgeschlossenen Studien in einem grösseren Artikel des vorigen Heftes dieser «Literarischen Berichte»\*\* selbst zusammengefasst, so dass wir unsere Leser blos auf jene Abhandlung zu verweisen brauchen. Von besonderem Interesse in diesen umfassenden Studien ist der ebenso neue als überraschende und schlagende Nachweis über das Alter der rumänischen Ansiedelungen in Ungarn, welchen der Verfasser dem Zeugnisse der ungarischen Sprache entnimmt. Das Ungarische hat sein Lexicon aus den Sprachen jener Völker, mit denen das Volk zur Zeit der Besitznahme seines heutigen Vaterlandes in Berührung kam, bereitwilligst vermehrt; das deutsche und slavische Element spielt bekanntlich im Wortschatze der ungarischen Sprache eine bedeutende Rolle. Nicht so das Rumänische, — ein Beweis, dass die Ungarn im IX. und X. Jahrhundert mit Rumänen *nicht* in Berührung gekommen sind, dass demnach die Erzählung von dem uralten, vor-magyarischen Reiche der Rumänen in Ungarn, welche übrigens auch anderweitig als jedes Grundes entbehrend erscheint, in das Gebiet der Fabel gehört.

\* Zweites Quartal. Im Anschluss an die Berichte im ersten Heft des vorliegenden Bandes S. 133—139 und S. 139—146. Vgl. auch, zur Ergänzung dieser Berichte, die Rede ANTON CSENGERY'S zur Eröffnung der diesjährigen feierlichen Versammlung der ungarischen Academie, oben S. 279 bis 303, und den Bericht des Generalsecretärs in derselben Sitzung, oben S. 489—496.

\*\* II. Band, 3. Heft, S. 337—388. — Im Original erschienen diese Arbeiten theils in den *Századok* (Jahrhunderte), dem Organ der ungarischen historischen Gesellschaft, theils in den *Nyelvtudományi közlemények* (Sprachwissenschaftliche Beiträge), der Zeitschrift der sprachwissenschaftlichen Classe der Academie. Die letzteren auch in einem Separatabdruck: *A rumun nyelv irta Hunfalvy Pál* (Die rumänische Sprache von Paul Hunfalvy), Budapest, 1878. 132 S.

Neben HUNFALVY's rumänischen Studien nehmen die Arbeiten von KARL SZÁSZ über *Dante und dessen Göttliche Comödie* an Bedeutung und Umfang die erste Stelle ein. Szász hat das Leben und Wirken Dante's in mehreren Abhandlungen dargestellt und verschiedene Abschnitte aus dem grossen Werke des unsterblichen Florentiners im Versmaasse des Originals in's Ungarische übersetzt und mit einem umfassenden Commentar begleitet. Unsere Literatur besitzt noch keine vollständige, inhaltlich und formell getreue Uebertragung der Göttlichen Comödie. Nach einigen, blos wenige Gesänge umfassenden Versuchen von FRANZ CSÁSZÁR und KARL SZÁSZ hat erst jüngst JOHANN ANGYAL eine Uebertragung der *Hölle* erscheinen lassen, \* welche zwar recht treu, auch durch die ausführlichen Erläuterungen des Uebersetzers sehr verdienstlich, aber nicht eben sehr poetisch gearbeitet ist und überdies den Anforderungen an die Treue der Form insofern nicht entspricht, als der Verfasser, nach dem Vorgange einiger deutschen Dante-Uebersetzer, den Reim geopfert hat. ANGYAL hat die Absicht, seiner mit Beifall aufgenommenen Uebertragung der Hölle auch die des Fegefeuers und des Paradieses folgen zu lassen. Die Uebersetzung von KARL SZÁSZ ist jedoch auch neben dem verdienstvollen ANGYAL'schen Werke überaus erfreulich, da sie inhaltlich *und* formell treu und überdies mit wirklicher dichterischer Begabung gearbeitet ist.

Dem Gebiete der neueren Literatur des Auslandes entnahm ein Vortrag Professor IVAN TÉLFY's (in der Sitzung der Academie vom 3. Juni) seinen Stoff. Der Verfasser, ein bedeutender Kenner wie des antiken, so des modernen Hellas und seiner Literatur, besprach das neugriechische dramatische Gedicht *Ἰουλιανὸς ὁ Παπαζύτης* (*Julian der Abtrünnige*) von Kleon Rhankavis (griechischer Generalconsul in Bukarest), welches 1877 zu Athen erschienen ist.

Das Werk gehört nach Tendenz und Werth zu den interessantesten Producten der griechischen Literatur der Gegenwart. In der Vorrede bekennt sich der griechische Verfasser zu Denjenigen, die das Alte und Neue Testament als eine Schatzkammer jüdischer und anderer Mythen betrachten, und bedauert die Schulkinder, dass sie durch das obligate Erlernen jener Mythen mit Vorurtheilen vollgepfropft werden, von welchen sich auch im Mannesalter nur wenige loswinden können. Er ist überzeugt, dass die auf solchen Mythen gegründete religiöse Erziehung dem wissenschaftlichen Fortschritte und der wahren Aufklärung hinderlich sind. Wenn man den Kindern frühzeitig einprägen würde, dass es eine ewige, unendliche, gerechte, wahre, schöne, allmächtige Kraft gebe, welche die Urheberin der Schöpfung ist und von uns die Nachahmung ihrer göttlichen Eigenschaften fordert, dann stünde die Wissenschaft viel höher, und die Menschheit würde auf der Bahn des Fortschrittes riesig vorwärts eilen. Er hält den Gott der Philosophie für den alleinigen Gott, die Wahrheit für die

\* Alighieri Dante Divina Commediája. A Pokol. Olaszból fordította és jegyzetekkel kísérté Dr. Angyal János, Budapest, 1878 (XLIV u. 283 S.).



alleinige Religion, die Universitäten für die alleinigen Tempel, die Gesetze für den Abglanz der Eigenschaften Gottes. Würde sich diese Weltanschauung in einer idealen Gesellschaft verwirklichen, dann wäre überall Eintracht, Wissenschaft, Wohlfahrt zu Hause.

Um diese seine Ideen poetisch zu veranschaulichen, wählte er die Person Julians des Abtrünnigen, der Aehnliches unternommen hat, und dessen Zeitalter zahlreiche Elemente dieses Unternehmens enthält und eine Fülle dramatischen Materials aufweist.

Dem Einwurfe, dass sein Werk auf die Masse des Volkes einen schädlichen Einfluss ausüben könnte, begegnet Rhankavis mit der Ansicht, dass die Wahrheit, als die einzige ewige Gottheit, niemals schadet; und nur diese ist der allein heilige Bestandtheil sowohl der christlichen als jeder anderen Religion.

Die Sprache des Gedichtes ist schwungvoll und erhaben, fern von jedem Ausdruck der gemeinen Mundart, per *χρδαία γλῶσσα*. Man findet darin weder ein *νὰ* noch ein *θα*, weil der Verfasser, mit Ausnahme des alten Optativs, alle Formen des Hellenischen gebraucht, dergestalt, dass in seinem dramatischen Gedichte zwischen dem Alt- und Neugriechischen fast gar keine Grenze gezogen werden kann. Selbstverständlich werden jedoch die Jamben, in welchen das Gedicht geschrieben ist, nicht in altgriechischer Weise nach der Quantität, sondern in neugriechischer nach dem Accent gemessen.

Das Gedicht schildert in fünf Theilen mit meisterhafter Fertigkeit die Entartung des damaligen byzantinischen Hoflebens und den Kampf des Christenthums sowohl gegen das Heidenthum, als auch gegen den Fortschritt der Wissenschaft, Bildung und Aufklärung.

Im I. Theile beklagen sich viele Bürger Constantinopels über den Verfall der Sitten und die Zerfahrenheit des Reiches. Die Quelle dieser Missstände ist, nach dem Aussprüche eines Alten, der Aberglaube, die Unduldsamkeit und Dummheit der christlichen Geistlichen, die in viele Secten gesondert sich gegenseitig anfeinden und das Volk mit gewaltsamen Mitteln für sich gewinnen wollen. Es treten auch wirklich orthodoxe, arianische und donatianer Priester auf, die sich gegenseitig schmähen und sogar zu Thätlichkeiten hinreissen lassen. Um von diesen übeln Folgen des Christenthums das Reich zu retten, wäre nach der Ansicht eines athenischen Jünglings, Namens Theognis, der für Hellas mit hinreissender Liebe schwärmt, nur von einem einzigen Mittel Heil zu erwarten, nämlich von der Vereinbarung des Hellenismus mit dem römischen Geiste, welche nur Julian, der Sprosse des kaiserlichen Hauses, der in Athen tiefen wissenschaftlichen Forschungen obliegt und schon jetzt von allen Anhängern des Hellenismus verehrt und bewundert wird, verwirklichen könnte. — Aus dem Munde der Kaiserin Eusebia, die das sittlich verfallene Hofleben verabscheut, erfahren wir, dass sie sich des verwaisten Julians annahm, der unter ihrer zärtlichen Aufsicht, stets mit Studien beschäftigt, zum Jünglinge heranwuchs und durch seinen hohen Geist, durch seine edlen

Gesinnungen so bezaubernd auf sie wirkte, dass sie in Liebe für ihn entbrannte. Und doch musste sie sich von ihm trennen, um ihn vor den Ränken der ruchlosen Höflinge, die schon seinen Vater und Bruder ermordeten, zu schützen. Darum hatte sie ihn nach Athen gesandt. Als aber der schwatzhafte Eunnuch, Majumas, ihr die Nachricht brachte, dass Julian in Athen ein reizendes Mädchen, Namens Helle, die Tochter des Lysikrates, liebe, da erwachten in Eusebia alle Qualen der Eifersucht und sie beschliesst, Julian durch kaiserlichen Befehl zurückrufen zu lassen. Allein im Rathe des Kaisers Constantius widersetzt sich Alles der Heimkehr Julians, bis endlich der wankelmüthige Kaiser durch auswärtige Feinde und den Aufstand des Sylvanus bedroht, als einziges Rettungsmittel Julian zum Cäsar und zu Galliens Oberbefehlshaber ernennt.

Im II. Theile sitzt Julian in seiner Wohnung zu Athen, tief in ein Selbstgespräch versunken. Er sucht die Quelle der Bitterkeit seines jammervollen Lebens und findet sie darin, dass, nachdem die Unwissenden glücklich sind, ihn der Drang des Wissens und Forschens, den er nie befriedigen kann, unglücklich mache. Des Lebens Räthsel ist ihm unergründlich. Nur der Schmerz und die Qualen, die das Herz zerbrechen, sind unzweifelhaft. Sein einziger Trost ist noch Helle und Hellas. — Dem eintretenden berühmten Arzte Oribasius, seinem Freunde, zeigt er ein an den Sonnengott verfasstes Gedicht, worin er den Unsinn des Christenthums geisselt. Ihm sind die Verfolgungen, das Blutvergiessen, die sich gegenseitig verbannenden Kirchenversammlungen ein schauerhaftes Schauspiel. Des Galiläers unglückselige Lehre schuf unsägliches Unheil. Die Mythen Griechenlands sind durch Judäas frostig-unsinnige Fabeln verdrängt, welchen sich ägyptische, indische, assyrische und platonische Lehrsätze lose beimischten. Diese Religion, indem sie jedes Forschen verbot, unterdrückte Wissenschaft und Kunst, um die Menschheit zu vernichten. Wie herrlicher ist der Hellenen Gottesdienst! Jeder Mythos birgt dort nur Wahrheit und wird vom warmen Hauche der Poesie durchweht. Wahrlich, eine ruhmreiche That wäre es, diese alte Religion wieder in's Leben zu rufen. Vollkommen ist auch sie nicht, aber edler doch und heiterer als alle übrigen. — Julian besucht nun Helle, die ihn ungeduldig erwartet. Mit psychologischem Geschick lässt uns der Dichter in die Gemüthswelt dieser zwei edlen Gestalten blicken, deren Liebesglück aber durch Helle's Zweifel an Julians christlichem Glauben sich zu trüben beginnt. Julian verspricht zwar seiner Helle, oft die Kirche besuchen zu wollen; aber sein Vertrauen auf die Götter Griechenlands drängt ihn vorwärts auf der Bahn der Abtrünnigkeit. In der Academie zu Athen hält er einen donnernden Vortrag gegen das Christenthum, welches Finsterniss, zügellose Leidenschaft, Kurzsichtigkeit, Aberglauben, Unwissenheit im Gefolge hat und die bewunderungswürdigen Meisterwerke griechischer Kunst zerstört. Erhebt eure Häupter, erkennet eure Würde und schüttelt ab das Joch des Christenthums! Nach diesem zündenden Vortrage besucht er auf dem Areopage in der Grotte der Eumeniden den Philosophen und Zauberer



Maximus, wo ihm gestattet wird in die Zukunft zu blicken und sich in seinem Abbilde als künftigen Kaiser zu sehen. Ein Theil dieses Zukunftsbildes wird bald zur Wahrheit. Denn auf der Akropolis eröffnet ihm die von Constantinopel eingetroffene Gesandtschaft, dass er als Cäsar und Oberbefehlshaber unverzüglich in die Hauptstadt des Reiches zurückkehren müsse.

Im III. Theile nimmt der mit der Cäsarenwürde bekleidete Julian von der Kaiserin Eusebia Abschied, um nach Gallien zu ziehen. Die Schilderung sowohl dieser rührenden Scene, in welcher Julian die eiferstichtige Liebe seiner kaiserlichen Gönnerin nicht wahrnimmt, als auch jener, in welcher der bereits in Paris weilende Julian den Tod der Kaiserin erfährt, ist unserem griechischen Verfasser im höchsten Grade gelungen. Nicht minder anregend sind die Vorfälle im Lager Julians zu Paris, wo seine Soldaten nach vielem Zechen und Vernünfteln den Kaiser Constantius sammt allen seinen Höflingen beschimpfen und Julian, den künftigen Hersteller der alten Religion, zum römischen Kaiser proclamiren.

Im IV. Theile hält Julian, nach dem Tode des Kaisers Constantius, seinen Einzug in Constantinopel, wo er den Göttern Griechenlands ein Dankopfer darbringt. Dann ertheilt er Befehle, dass die Statuen und Tempel der Götter neu aufgerichtet, überall Schulen eröffnet werden, die Leiche des verstorbenen Kaisers feierlichst beigesetzt werde und nach Athen eine Gesandtschaft abgehe, um seine Helle, als künftige Kaiserin, abzuholen. Die Christen will er nicht gewaltsam, sondern durch Milde, Zureden und Aufklärung zur alten Religion bekehren. Gegen die Finsterniss kämpft nur allein die Wahrheit. — Julians Freude über den Triumph und die Ausbreitung des hellenischen Göttercultus wird durch Helle's Weigerung, die Gattin eines Abtrünnigen zu werden, getrübt. Nachdem sie ihn nicht bewegen kann, den heidnischen Glauben abzuschwören, sucht sie und findet in den Wellen des Bosporus den Tod. Herzergreifend ist die Scene, in welcher Julian Abends vom Ufer des Bosporus einen daher schwimmenden Leichnam sieht, ihn herauszieht und darin seine Helle erkennt. Mit kräftigen Zügen kennzeichnet der Dichter in diesem unschuldigen Mädchen den Kampf der Liebe mit dem Glauben. Und von Mitleid durchdrungen könnte man fragen, ob sie die Pflichtencollision nicht besser gelöst hätte, wenn sie aus Liebe Götterverehrerin, als aus Glauben Selbstmörderin geworden wäre?

Im V. Theile fasst Julian, tief gebeugt und untröstlich über Helle's Verlust, den Entschluss, gegen die Perser zu ziehen, um dort im Schlachtgetümmel den Tod zu finden. Mittlerweile bringt Rhankavis den rasend gewordenen Lysikrates, den Vater Helle's, auf die Bühne, — eine tief durchdachte Erscheinung, die den Leser und Zuschauer mit Schauder und Mitleid erfüllt. Diesen unglücklichen Vater wählen die ihrer Aemter verlustig gewordenen Höflinge des verstorbenen Kaisers zum Werkzeuge ihrer Rache. Majumas, der Eunuch, von ihnen bestochen, führt den Lysikrates nach Assyrien in das Lager Julians und redet ihm unterwegs ein, dass

Julian seine Tochter gemordet habe. Den aus seinem Zelte gegen die Feinde losstürzenden Julian trifft ein Wurfspiess. Sein Mörder ist Lysikrates.

Dem Dichter ist es gelungen, in Julian einen Helden der Tragödie nach den Regeln der aristotelischen Poetik darzustellen. Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Wissenschaft, Kunst, Aufklärung schweben stets als höhere Ziele vor seinen Augen, so dass wir, ihn liebend und bewundernd, bereit wären ihm in der Verwirklichung seiner Ideen hilfreich beizustehen. Aber ein arger Fehler klebt ihm an: der Hass des Christenthums, welches er für die alleinige Quelle alles Unglückes auf der Erde hält. Dieser Fehler führt seine Catastrophe herbei und macht aus ihm einen tragischen Helden, für den wir zittern, für den wir Mitleid empfinden. — Und trotz aller Vorzüge kann doch dieses dramatische Gedicht, so wie es ist, auf der Bühne nicht aufgeführt werden. Es enthält nämlich 8882 Verse und über 1500 in Prosa geschriebene Zeilen. Es ist also länger als alle erhaltenen Dramen des Aeschylus oder des Sophokles und nimmt 31 Octav-Druckbogen ein. Folglich würde die Aufführung wenigstens sieben bis acht Stunden in Anspruch nehmen. Diese zu grosse Ausdehnung stammt von den vielen eingestreuten politischen, religiösen, ethischen, naturwissenschaftlichen Reflexionen her. Beim Lesen ist zwar all' dies sehr anziehend, aber dem Zuschauer kann man nicht zumuthen, sich stundenlang an so weitläufigen Philosophemen, die mit der Handlung nur lose zusammenhängen, zu ergötzen, und so wird denn auch diese schöne Dichtung dem Schicksale nicht entgehen, bloß als *Buchdrama* auf verständnisvolle *Leser* wirken zu können.

An den Auszug aus TÉLFY's Vortrag mag sich ein kurzer Bericht über den Karácsonyi-Preis anschliessen, um welchen diesmal Lustspiele concurrirten. Die erste (sprach- und schönwissenschaftliche) Classe der Academie, welche den Preis (von 200 Ducaten), der diesmal 400 Ducaten betrug (da die letzte Preisvertheilung resultatlos war) zu verleihen hat, ernannte ihre Mitglieder FRANZ PULSZKY, AUGUST GREGUSS, LADISLAUS ARANY, KARL VADNAY und WILHELM GYÖRY zu Preisrichtern; der Letztere fungirte als Referent. Im Ganzen concurrirten neun Stücke, die nach dem Berichte der Beurtheilungscommission in drei Gruppen getheilt werden können. In die erste gehören fünf, über welche der Berichterstatte den Mantel der christlichen Liebe breitet, ohne auf eine Kritik dieser schwachen Versuche näher einzugehen.

In die zweite Gruppe gehören drei Stücke, die zwar im Ganzen keiner Beachtung werth sind, geschweige Lob verdienen, aber doch eine oder die andere gute Seite aufzuweisen haben. Diese sind: «*A felfordult világ*» (Die verkehrte Welt), ein Lustspiel, das auf der Insel Cyprien spielt, mit einer gut beginnenden, bald aber sich verwirrenden Handlung; — «*Tristan és Isolda*» in gereimten Jamben gut geschrieben, jedoch von uninteressantem und nicht komischem Inhalt; — schliesslich: «*Holdkóros*» (Mondsüchtig), ein Stück, welches damit beginnt, dass der Aufseher eines



Bären, nachdem das Thier entkommen ist, sich in eine Bärenhaut kleidet und in den Käfig kriecht; — könnte im besten Falle von einer gewandten Hand zu einer Posse umgestaltet werden.

Die dritte Abtheilung kann nicht eine «Gruppe» genannt werden, da in diese nur ein einziges Stück, das mit dem Preis gekrönte Lustspiel: «*Az ellenállhatatlan*» (Der Unwiderstehliche) gehört. — «Dasselbe steht nicht allein hoch über den anderen concurrirenden Stücken, sondern ist trotz einiger Fehler so gelungen, dass es mit Recht als ein Erfolg bezeichnet werden kann.» Das Stück spielt in Spanien, in Oviedo, — und schon dieser Umstand ist einer der erwähnten Fehler. Unsere Lustspiel-Dichter lieben es, wie es scheint, zu sehr, den Schauplatz ihrer Stücke ausserhalb der Grenzen ihres Vaterlandes zu verlegen. Bei gewissen Stoffen mag dies nothwendig sein; wo aber allgemein menschliche Eigenschaften geschildert werden, da ist die Forderung berechtigt, dass der Dichter die Farben aus dem Leben der eigenen Nation nehme. Hier kommt noch der fatale Umstand hinzu, dass das belobte Stück in einigen wesentlichen Charakterzügen seines Helden mit Moreto's «Schönem Diego» verwandt ist, weshalb denn auch ein in Minorität gebliebener Theil der Beurtheilungs-Commission gegen die Zuerkennung des Preises war. Was den Inhalt des Stückes anbelangt, so erwähnen wir blos, dass im «Unwiderstehlichen» männlicher Eigendünkel lächerlich gemacht wird. Rodrigo, ein verarmter spanischer Ritter, ein mit einem schönen Aeussern und edlen inneren Eigenschaften ausgestatteter junger Mann, glaubt von sich, dass er für Frauen unwiderstehlich sei. Es brauche eine nur einen Blick auf ihn zu werfen, um sich in ihn zu verlieben. In dieser Ueberzeugung geht er nach Oviedo, um sich der Erbprinzessin bemerkbar zu machen. Die Situationen, in die er nun geräth, sind so angelegt, dass er sich von der Prinzessin und von einem einfachen Mädchen geliebt glaubt, bei Beiden aber zwischen zwei Stühlen auf die Erde zu sitzen kommt. Die Handlung ist lebendig, fortwährend spannend; die Sprache glatt, bühnengemäss. jedoch zu arm an Ideen, an guten Einfällen.\*

\* \* \*

Die *historischen* Arbeiten dieses Quartals bezogen sich ausschliesslich auf die Geschichte Ungarns und berührten nur mittelbar, im Zusammenhange der vaterländischen Dinge, Begebenheiten und Fragen der Geschichte des Auslandes. So lieferte EDUARD WERTHEIMER in seinem Vortrage über die *Oesterreichisch-englischen Verhandlungen in den Jahren 1563—1568*\*\* einen interessanten Beitrag zur allgemeinen Geschichte des

\* Das Stück ist auch bereits, jedoch ohne bedeutenden oder nachhaltigen Erfolg, aufgeführt worden.

\*\* Vgl. das eingehende, vom Verfasser selbst ausgearbeitete Resumé dieses Vortrages im 2. Heft dieses II. Bandes der «Literarischen Berichte» S. 214—225.

XVI. Jahrhunderts, während FRIEDRICH PESTY in seiner stoffreichen Studie über *die Ortsnamen und die Geschichte* sogar über das engere Gebiet der Geschichte hinausging und die Wichtigkeit des Zusammenwirkens der Sprach- und Geschichtsforschung an einer Fülle instructiver Beispiele nachwies. So weite Gebiete der allgemeinen Geschichte FR. PESTY in dieser Studie umfasste, so waren doch jene Partien seines Vortrages von unmittelbarstem Interesse, welche sich auf Ungarn und auf die Namen ungarischer Orte bezogen. Er zeigte, wie falsch die Etymologien der Sprachforscher ausfallen müssen, wo dieselben ohne Beachtung des diplomatischen Apparats durchgeführt sind und die erste Form wie die Entstehungszeit der Ortsnamen nicht gebührend beachten. Noch schlimmer ergeht es dem Historiker, wenn er die Gesetze der Namenbildung nicht kennt und ohne genügende Orientirung auf dem Felde der Sprachwissenschaft unmögliche Ortsnamen voraussetzt. PESTY kritisirte in dieser Beziehung einige alte ungarische Geschichtsquellen, so den Anonymus, Thuróczy und das Geschichtswerk des Bonfini, und handelte dann von der Wandung der Ortsnamen. Der Vortragende ist nach dem Vorgange der alten Völker überzeugt, dass auch die Magyaren bei der Besitznahme des Landes Namen ihrer früheren Ansiedlung in Asien zur Anwendung gebracht haben, — doch lassen sich aus der ersten Zeit der ungarischen Geschichte keine Ortsnamen mit historischer Gewissheit nachweisen. Viele Namen sind mit den durch die Tataren verwüsteten und vernichteten Ortschaften, andere wieder dadurch verschwunden, dass kleinere Ortschaften mit grösseren vereinigt wurden. Vergleicht man die Ortsnamen, die in gewissen Gegenden vorzugsweise vorkommen, so stellt sich nach der Analogie der Pflanzengeographie eine Geographie der Ortsnamen heraus. Das Sároser Comitatz (in Oberungarn) z. B. liebt die Namen auf *ó*, wie Zboró, Tarnó, Ardó, Csarnó u. a., in den Comitaten Eisenburg und Zala (jenseits der Donau) sind hartlautende Ortsnamen häufig, so z. B. Dömölk, Niezk, Rajk, Szajk, Kapornak, Szökötk, Galambok u. s. w., während den Comitaten Heves und Neográd Zusammensetzungen mit *Árnyék* eigen sind, so Árnyékalja, Tóárnyék, Szeleárnyék u. a., und in Siebenbürgen besonders Composita mit *Kéz* sehr häufig vorkommen. Auf die Gestalt und Verbreitung dieser Ortsnamen sind unstreitig die Berührungen mit verschiedenen Stämmen und Sprachen nicht ohne Einfluss gewesen. Was den Ursprung dieser Namen anbelangt, so war am häufigsten die natürliche Lage der betreffenden Ansiedlung entscheidend; so bei Erdős (Waldgrund), Tölgyes (Eichengrund) u. a. Hieran schliessen sich die Ortsnamen, die von Thiernamen stammen, wie Artánd (Eber), Feeskés (Schwalbe) u. a. Manche Namen deuten darauf hin, dass in den betreffenden Orten in den ältesten Zeiten Fischer gewohnt haben. Von hohem Alter sind auch die patronymen Ortsnamen, die von Personennamen herkommen. Berühmten Männern durch Ortsnamen ein Denkmal zu errichten, ist in Ungarn selten (Kossuth-falva, Schnellers-ruhe u. a.), dagegen haben Gewerbenamen zuweilen zur Schaffung von Ortsnamen geführt.



Alle übrigen Arbeiten unserer Historiker während des zweiten Quartals beziehen sich, wie bemerkt, auf Momente der vaterländischen Geschichte. So lieferte ÁRPÁD KÁROLYI eine Studie über *Antecedentien des Friedens zu Grosswardein*, welche um so werthvoller ist, da sie auf neuem archivalischem Material (aus dem Wiener geheimen Staatsarchiv und aus dem Archiv von Simancas) basirt. WOLFGANG DEÁK las in der Sitzung vom 8. April eine Abhandlung: *Zur Geschichte der Familie Wesszlényi*, welche die Abstammung und Verbreitung dieses für die Geschichte unseres Vaterlandes bedeutsamen Geschlechtes betraf und in den Schicksalen einzelner hervorragender Mitglieder dieser Familie zugleich werthvolles Material zur Geschichte des socialen Lebens in Ungarn bot.

In der am 13. Mai gehaltenen Sitzung der II. Classe der Academie las Professor GUSTAV WENZEL eine dem Grenzgebiete der Rechtswissenschaft und der Geschichte angehörende Studie: *Servitus fumi immitendi im System unseres vaterländischen Rechtes*. Der Vortragende definirte zunächst das Servitut: «Fumi immittendi», weist darauf hin, dass jeder Hauseigenthümer zugleich Herr der über seinem Hause befindlichen Luftsäule ist und in dieser nur den von dem gewöhnlichen Feuer im Haushalt entstehenden Rauch zu dulden braucht. Einen anderen ausserordentlichen Rauch, den das römische Recht «Fumus gravis» nennt und der von einem Feuer herrührt, das aus Rücksichten des Gewinnes unterhalten wird, braucht Niemand unter gewöhnlichen Umständen zu dulden, ausgenommen er wäre dazu persönlich oder durch ein Servitut verpflichtet. Dieses Servitut war schon bei den Römern bekannt, gerieth aber später in Vergessenheit und ist erst seit ungefähr 150 Jahren, seit der Entwicklung der Fabriks-Industrie, wieder zur Bedeutung gelangt. Der Verfasser behandelt nun das in Rede stehende Servitut vom Gesichtspunkte der vergleichenden Rechtswissenschaft, und führt insbesondere in Betreff Ungarns aus, dass durch die Regelung der Aviticitätsverhältnisse das Princip der Freiheit und der Gleichheit vor dem Gesetz auch in Betreff des unbeweglichen Besizes Geltung erlangt und sich auch auf die über dem Grundbesitz befindliche Luftsäule erstreckt, und seit das Grundbuch in's Leben getreten, — das «servitus fumi immitendi» auch bei uns zur Anwendung zu kommen begann.

In derselben Sitzung führte ALEXANDER SZILÁGYI seine Hörer mit seiner Abhandlung: *Der Sturz Andreas Báthory's* in die interessanteste Epoche der Geschichte Siebenbürgens zurück. Die walachischen Vojvoden waren im XVI. Jahrhundert in einer gewissen Abhängigkeit von Siebenbürgen. Unter Sigmund Báthory veränderte sich diese Abhängigkeit sogar in ein förmliches Vasallen-Verhältniss. Insbesondere war der Vojvode Michael eine Creatur der Báthory's und hatte seine Erhebung auf den Vojvoden-Stuhl vor Allem Sigmund und Balthasar Báthory zu danken. Michael war ein treuer Anhänger Sigmund's, und dieser empfahl ihn dem Kaiser Rudolf. Als Sigmund im zweiten Prager Vertrag auf Siebenbürgen resignirte, war Michael eine persona grata bei Hof; er hatte sich schon

früher insgeheim als Vasallen Rudolf's bekannt und von diesem Jahrgelder zur Unterhaltung von Truppen angenommen; als die Commissäre des Kaisers Siebenbürgen übernahmen, legte er mit seinen Bojaren schon offen den Vasalleneid ab. Als Sigmund Báthory später zurückkehrte und das Fürstenthum wieder in Besitz nahm, wurde Michael vom Kaiser mit der Aufgabe betraut, auf den Fürsten ein wachsames Auge zu haben. Sigmund bereitete indess abermals seine Resignation auf den Fürstenstuhl vor und schickte Bocskay und Náprágy nach Prag, damit sie beim Kaiser eine Abänderung des Prager Vertrages erwirken; in Wirklichkeit aber bezweckte er mit der Absendung dieser beiden Männer nichts, als sie loszuwerden, da er wusste, dass sie sein Vorhaben nicht billigen würden. Während sie nämlich in Prag waren, berief er seinen Vetter Andreas Báthory, liess auf dem Karlsburger Landtag das gegen ihn und gegen seinen Bruder gefällte Nota-Urtheil aufheben, liess die Stände schwören, an Niemandem Rache zu üben, und übertrug schliesslich die Fürstenwürde auf Andreas. Dieser bestrebte sich, mit seinen Nachbarn, den Polen, Moldovanern und Walachen gute Freundschaft zu unterhalten und schickte überall Gesandte hin. Der Wojvode Michael leistete ihm ungesäumt den Eid der Treue, obwohl er damals bereits mit Rudolf unterhandelte, der die Wahl Andreas Báthory's zum Fürsten mit scheelen Augen ansah. Der Kaiser versprach dem Wojvoden Michael hunderttausend Gulden, zahlte auch gleich die erste Rate dieser Summe, hielt Truppen in der Walachei und machte aus, dass Michael den Fürsten Andreas Báthory mit einem Kriegsheer überfalle; indess wusste Letzterer sich die Gunst des Papstes zu erwirken, und dieser schickte einen deutschen Bischof über Prag nach Siebenbürgen, um zwischen Rudolf und Andreas den Frieden herzustellen. Dies gab der Sache eine bedeutende Wendung; in Folge der Intervention des Papstes musste der Plan fallen gelassen werden, nach welchem Basta von Ungarn und Michael von der Walachei aus Andreas zugleich angreifen sollten. Während jedoch zwischen dem Bischof Malaspina und Andreas die Unterhandlung im Zuge war, ja der Ausgleich schon nahezu zu Stande kam, führte Michael allein den Ueberfall aus. Er brach in Siebenbürgen ein, gab den Székeln ihre Freiheiten zurück und zog vor Hermannstadt. Vergebens versuchte der päpstliche Nuntius Malaspina den Wojvoden zur Umkehr zu bewegen. Michael erwiderte, ihm habe nur der Kaiser zu befehlen, von dem er 18 Briefe vorwies, und willigte nur in einen halbtägigen Waffenstillstand. Den anderen Tag kam es bei Schellenberg zur Schlacht, Andreas wurde zur Flucht genöthigt und während derselben durch die Székler erschlagen. Sein und Sigmunds Verderben wurzelte in ihrem Streben nach der Selbständigkeit Siebenbürgens.

Derselbe fleissige Forscher auf dem Gebiete der ungarischen und speciell der Geschichte Siebenbürgens las in der am 4. April gehaltenen Sitzung der ungarischen historischen Gesellschaft einen Vortrag über die *Rückkehr Sigmund Báthorys aus Oppeln*. Das Interesse des Vortrags bildeten Auszüge aus den Berichten, Briefen und Denkschriften Istvánfy's,



die im Wiener Staatsarchiv beinahe vollständig erhalten sind und in welchen der Staatsmann mit rückhaltloser Energie und Leidenschaft Alles niedergeschrieben hat, was er später als Geschichtschreiber verschwieg. Er war einer der Commissäre, die Rudolf zur Uebnahme Siebenbürgens entsendete und welche die Uebnahme auf dem 1598 zu Karlsburg abgehaltenen Landtag vollzogen.

Auch der zweite Vortrag in derselben Sitzung der historischen Gesellschaft bot ein Bild aus der Geschichte Siebenbürgens. LUDWIG THALLÓCZY hat nämlich nach dem im Siebenbürger Aerarialarchiv aufbewahrten Wirthschafts-Tagebuch der Anna Bornemisza eine ausführliche Schilderung vom *Haushalt des Fürsten Michael Apaffy* geschöpft und zu einem interessanten Zeitbilde aufgearbeitet. Diese Arbeit enthält auch viele Details über den Stand des Handels und der Industrie Siebenbürgens unter dem genannten Fürsten und überhaupt sehr viel culturhistorisches Material, so dass wir dieselbe, wie auch SZILÁGYI's Arbeiten, sobald sie im Druck vorliegen, eingehender besprechen wollen. Dasselbe gilt von ALEXIUS JAKAB's ebenfalls der Geschichte Siebenbürgens angehörender Studie über *die pragmatische Sanction in Siebenbürgen*, welche er in der am 2. Mai gehaltenen Sitzung der historischen Gesellschaft vortrug.

Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir noch, dass VINCENTZ BUNYITAY der historischen Gesellschaft einen Vortrag über *die Niedermetzlung des Grosswardeiner Capitels* vorlegte und KARL PULSZKY vor derselben Gesellschaft eine Abhandlung über *die ungarische Textil-Ornamentik im XVI. und XVII. Jahrhundert* las. Dem letzteren Vortrag liegen die von Fischbach ausgeführten Motive der Ornamentik der ungarischen Hausindustrie zu Grunde, die zu einem von der Regierung herauszugebenden Werke gehören. Die vorgetragenen Details bezogen sich auf verschiedene Arten der Stickerei und deren Benennungen in den erwähnten Jahrhunderten. In diesen Zweigen, wie in der ungarischen Hausindustrie überhaupt, zeigt sich der Einfluss des Orients, während in den ungarischen Werken der Baukunst, der Sculptur und Bildhauerei der Einfluss des Westens vorwaltet.

In der Sitzung der historischen Gesellschaft vom 4. Juli wurde zunächst eine Arbeit von BÉLA MAJLÁTH: *Beiträge zur Geschichte des Liptauer Comitates* vorgelesen. Der Verfasser bietet hier eine Ausbeute aus den Urkunden, die ihm in dem betreffenden Comitatsarchiv zur Verfügung standen. Der Vortragende las jedoch nur einen Theil der interessanten Arbeit, der sich auf einen im XIII. Jahrhundert im Liptauer Comitath wiederholt vorkommenden Familiennamen Bogumér, dessen verschiedene Träger und diese betreffende Donationen bezieht.

Hierauf machte Professor EMERICH HENSZLMANN mündliche Mittheilungen über das *Sperrvogel'sche Leutschauer Diarium*. Begonnen wurde dieses durch Sperrvogel, der, aus Constanzt gebürtig, gegen Ende des XV. Jahrhunderts nach Leutschau kam und später dort Bürgermeister wurde. Das Diarium beginnt 1516 und erstreckt sich bis 1538. Der Chronist verzeich-

net darin mit grosser Redseligkeit nicht so sehr die Ereignisse, wie die Nachrichten, die darüber in Umlauf waren. Diese Aufzeichnungen sind zwar nicht von grossem Werth für die Geschichte, enthalten aber doch manche auf das damalige Städteleben bezügliche schätzbare Daten. Der Vortragende meint, es wäre nützlich, wenn entweder die historische Gesellschaft oder die Academie dieses Diarium und die auf mehrere Jahrhunderte sich erstreckende *Leutschauer Chronik* herausgeben würde.

Von grossem Interesse waren (in derselben Sitzung) die Mittheilungen von Dr. ADOLF DUX über den bekannten Bildhauer *Franz Xaver Messerschmidt*. Der Vortragende hat im vorigen Jahre, bei Gelegenheit des Wander-Ausflugs der historischen Gesellschaft nach Pressburg, im dortigen Stadtarchiv die Papiere durchgesehen, die aus dem Nachlass des Bildhauers Franz Xaver Messerschmidt stammen, und theilt nun auf Grund derselben einige bisher gar nicht oder nur halb bekannte Daten aus dem Leben desselben mit. Messerschmidt gab im Jahre 1775 seine Stelle als Professor an der kaiserlichen Academie der bildenden Künste in Wien auf und zog sich nach seinem Geburtsort Wiesensteig in Baiern zurück, um da in ungestörter Einsamkeit am plastischen Ausdruck der menschlichen Leidenschaften zu arbeiten. Er wurde jedoch von dort nach München berufen, wo ihm am Hofe des damaligen Churfürsten jährliche Bestellungen im Betrage von 1000 bis 1200 Gulden in Aussicht gestellt wurden. Hierauf bezieht sich zunächst ein Brief des Münchener Hofinalers und Galerie-Directors Johann Jacob Dorner, der Messerschmidt in schmeichelhaften Ausdrücken einlud, nach München zu kommen. Der Künstler ging in der That dahin, scheint aber Monate lang vergebens darauf gewartet zu haben, dass man ihn auffordere, Proben seiner Kunst vorzulegen und die versprochenen Bestellungen zu übernehmen. Daher richtete er an den Hofkammer-Präsidenten Grafen Bergheim ein Promemoria des Inhalts, dass man ihm die Reisekosten von Wiesensteig nach München und seine Verpflegungskosten daselbst vergüte. — Einige Briefe von und an Messerschmidt haben eine Pension von jährlich 200 fl. zum Gegenstande, die Fürst Kaunitz ihm zusicherte, die der Künstler jedoch nur unter der Bedingung annehmen wollte, dass bei ihm um den gleichen Betrag Bestellungen gemacht werden. Er wollte kein Geschenk annehmen. — 1777 reiste Messerschmidt von München nach Pressburg, wo ein Bruder von ihm lebte. Dort kaufte er sich 1780 ein Haus, in welchem er 1783 starb. Die übrigen Papiere beziehen sich also auf den Pressburger Aufenthalt des Künstlers. Unter diesen befindet sich ein Brief des Historikers Martin Georg Kovachich, dessen Porträtbüste Messerschmidt angefertigt hat. Der Gelehrte schickte ihm dafür, wie aus dem Briefe hervorgeht, aus Ofen einen halben Eimer rothen Wein und eine Quantität spanischen Schnupftabak und bedauert, nicht mehr thun zu können, da man ihm kurz vorher in der Kirche seine goldene Repetiruhr und Tabaksdose gestohlen hat. — Die übrigen Papiere sind Zollaussweise über Zinn und Blei, die der Künstler zum Giessen seiner berühmten lachenden und weinenden Köpfe brauchte;



einen Protocollauszug über den Ankauf des Hauses, welches Messerschmidt auf dem «Zuckermundl» bei Pressburg requirirte; und schliesslich Actenstücke über das Ableben und die Verlassenschaft des Künstlers; und zwar eine vom Stadtrichter revidirte Rechnung über die Kosten, welche Krankheit und Begräbniss des Künstlers verursachten; und das Verlassenschafts-Protocoll, nach welchem das von Messerschmidt hinterlassene Vermögen insgesamt 2461 fl. 37½ kr. betrug. Hievon erhielt, nach Abzug von 300 fl. für einen Herrn Franz Putzer, die Mutter Messerschmidt's die eine Hälfte, während die andere Hälfte dessen drei Geschwister, zwei Schwestern und der bereits erwähnte Bruder, erbten. Messerschmidt's Hauptwirkungskreis war Wien, wo zwei von ihm gearbeitete Statuen Maria Theresia's und Josef's im Belvedere und die meisten seiner originellen Köpfe zu sehen sind, wegen deren ihm der Name: «Hogarth der Plastik» beigelegt wurde.

Zum Schlusse mag noch der Denkrede gedacht werden, welche Professor KARL SZABÓ über das am 20. Mai 1876 verstorbene Mitglied der Academie *Franz Szilágyi* (den Vater des überaus thätigen Historikers ALEXANDER SZILÁGYI) in der Gesammtsitzung der Academie am 27. Mai vorgelesen hat. FRANZ SZILÁGYI war ebenfalls Geschichtschreiber und hat sich besonders durch mehrere werthvolle Specialstudien über die Geschichte Siebenbürgens verdient gemacht.

## KLEINE MITTHEILUNGEN.

— **Wer war Rousseau's Ungar?** Ueber diese, aus Rousseau's «Bekentnissen», aller Welt wohl bekannte Gestalt veröffentlichte Dr. ADOLF DUX im «Pester Lloyd» vom 2. Juli 1878 eine Studie, welcher wir im Folgenden die wesentlichsten Daten entnehmen.

Rousseau machte in Motiers, also um 1763, viele Bekanntschaften, von welchen er in den «Confessions» bloß eine als solche bezeichnet, die ihm angenehm war und für ihn eine wahre Herzens-Angelegenheit wurde: nämlich die Bekanntschaft eines jungen Ungars, der sich zuerst in Neufchatel, und dann, einige Monate nach Rousseau, in Motiers niedergelassen hatte. Man nannte ihn «Baron Sauttern», unter welchem Namen der Fremde von Zürich aus empfohlen war. Der junge Ungar war gross und wohlgebaut, von angenehmen Gesichtszügen, anziehend und sanft im Umgange. Er sagte aller Welt und gab auch diesem selbst zu verstehen, dass er nur Rousseau's wegen nach Neufchatel gekommen sei, um sich im Verkehr mit ihm «zur Tugend zu bilden». Seine Physiognomie, sein Wesen, sein Ton schienen Rousseau im Einklange mit diesen Reden, und so wurden Rousseau und der Ungar bald unzertrennliche Freunde. Der Letztere verstand wohl französisch, konnte sich aber in dieser Sprache nicht ausdrücken; doch das hinderte nicht den intimen schriftlichen und mündlichen Verkehr der beiden Männer; der Ungar schrieb und sprach lateinisch, und Rousseau antwortete ihm französisch. Letzterer erwähnt leider nur im Allgemeinen, dass unser Landsmann ihm von seiner Familie, seinen Angelegenheiten, seinen Abenteuern und vom Wiener Hofe erzählt habe; eine und die andere nähere Mittheilung hierüber würde uns jetzt sehr zu Statten kommen.

Die Beiden lebten fast zwei Jahre in der grössten Vertraulichkeit zusammen; und während dieser ganzen Zeit fand Rousseau bei seinem Freunde eine sich stets gleich bleibende Sanftmuth des Charakters, ein gebildetes, elegantes Wesen, grosse körperliche Reinlichkeit, eine ausserordentliche Decenz in allen seinen Reden, alle Merkmale einer vornehmen Geburt, die ihm den jungen Ungar achtungswerth, ja theuer machten.

Mitten in der Zeit dieses Verhältnisses erhielt Rousseau ein Schreiben aus Genf, in welchem er vor dem jungen Ungar gewarnt wurde, denn



dieser sei ein Spion, der im Auftrag der französischen Regierung sich in seiner Nähe niedergelassen habe. Rousseau wurde zu jener Zeit überhaupt gewarnt, auf seiner Hut zu sein; man spähe ihn aus und suche ihn auf französisches Gebiet zu locken, um dort übel mit ihm zu verfahren. Doch Rousseau hielt weder die Warnung für begründet, noch liess er sein Vertrauen zu Sauttern erschüttern. Ohne diesem etwas Näheres hierüber zu sagen, schlug er ihm eine Fussreise nach Pontarlier vor, die sie auch ausführten. In diesem Ort, also auf französischem Gebiete angekommen, gab Rousseau Sauttern den Genfer Brief zu lesen, dann umarmte er ihn mit Wärme und sagte zu ihm, «Sauttern bedarf nicht, dass ich ihm mein Vertrauen beweise, aber das Publicum bedarf des Beweises, dass ich dies Vertrauen würdig zu verschenken weiss». Es war eine rührende Scene, über die sich Rousseau mit Entzücken, mit gehobenem Selbstgefühl äussert.

Indess wurde sein Vertrauen in diesem Falle theilweise doch getäuscht. Allerdings, ein Spion, ein Verräther war Sauttern nicht; aber er täuschte den berühmten, gegen ihn durchaus offenerzigen Mann mit allerlei Unwahrheiten. Er sagte ihm, seine Anwesenheit sei in seinem Vaterland dringend nothwendig, und Rousseau ermahnte in abzureisen. Sauttern reiste ab, ging aber nicht nach Ungarn, sondern nach Strassburg, wo er ein schon früher begonnenes Verhältniss mit einer verheiratheten Frau fortsetzte. Inzwischen kam in Motiers eine schmutzige Geschichte auf, deren Held ebenfalls Sauttern war, — die Heldin aber die schmutzige hässliche Magd des Wirthshauses, in welchem Sauttern gespeist hatte. Die lebenswürdigsten jungen Damen im Orte, die vergeblich ihre Zuverlässigkeiten an den edlen Ungar verschwendet hatten, waren wüthend, und Rousseau war natürlich nicht erbaut von der Geschichte. Dazu kam noch, dass Sauttern kein Baron war, und nicht Sauttern hiess, sondern Sautersheim. Indess giebt Rousseau zu, dass sein ungarischer Freund sich den Barontitel nicht selbst angemasst habe, man hatte ihm denselben in der Schweiz gegeben; doch zweifelte er nicht, dass Sautersheim wirklich von Adel war. Rousseau zürnte ihm auch nicht ernstlich und auf die Dauer, und blieb mit ihm nach wie vor in freundschaftlicher Verbindung.

Von Strassburg ging Sauttern nach Paris, um dort sein Glück zu suchen, fand da jedoch nur Elend. Er schrieb an Rousseau einen reumüthigen Brief und flehte ihn zugleich um Hilfe an. Rousseau sandte ihm etwas Geld. Von Paris ging Sauttern wieder nach Strassburg zurück und da starb er. «Das ist, schreibt Rousseau am Schluss seiner betreffenden Mittheilungen, in Kurzem die Geschichte unserer Verbindung und seiner Abenteuer, so weit ich sie kenne; aber indem ich das Schicksal dieses unglücklichen jungen Mannes betrauer, werde ich nie aufhören zu glauben, dass er von vornehmer Geburt und dass seine tadelhafte Aufführung das Ergebniss der Situation war, in welche er gerathen.»

Rousseau konnte seinen Sauttern nie vergessen. In einem seiner Briefe schreibt er über ihn: «Der arme Junge, der arme Sauttern! Ich hatte ihn aus dem Gesicht verloren, er war aber keineswegs meinem Her-

zen verschwunden. Ich hatte sogar den geheimen Wunsch, mich ihm wieder zu nähern. (Er sah ihn in der That noch einmal in Paris, in elendem Zustande.) . . . Das war der Mann, dessen ich bedürfte, damit er mir die Augen schliesse. Sein Charakter war sanft, der Verkehr mit ihm angenehm; mehr Verstand als Geist; ein gesunder Geschmack, durch Herzensgüte gebildet; Talente genug, um die Einsamkeit zu schmücken, und ein Naturel, dazu geschaffen, um es an einem Freunde zu lieben. Das war mein Mann, der Himmel hat ihn mir genommen . . . Ich fühle, dass der Verlust dieses Menschen mich mehr ergreift, als irgend ein anderes Unglück.» Und mit einer Extase, die nach Allem, was vorgegangen, zu verwundern ist, schreibt er an einer andern Stelle desselben Briefes: «Sein Werth konnte nur von guten Menschen erkannt werden: die Generation, in welcher er gelebt hat, war nicht fähig, ihn zu würdigen. Der Himmel hat ihn aus der Gemeinschaft der Menschen, in welcher er ein Fremdling war, hinweggenommen; warum hat er mich in ihr zurückgelassen?!»

Es wäre selbstverständlich zur Vervollständigung der Biographie Rousseau's und speciell für die Compatrioten des bei all seinen Schwächen und Mängeln von Rousseau so hoch gestellten Sauttern von nicht geringem Interesse, nähere Daten über denselben zu finden. Und in dieser Beziehung sind wir F. Brockerhoff zu Dank verpflichtet, der in seiner ausgezeichneten Monographie: «Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke» (Leipzig 1874) über den «Baron von Sauttern» folgenden Fingerzeig giebt: «Es war ein Mann von etwa dreissig Jahren, gross und wohlgebaut, wenn auch für sein Alter ziemlich beleibt, mit braunen Haaren und einem einnehmenden Gesichte. Sohn eines Bürgermeisters von Ofen, hatte er seinen Angaben zufolge mehrere Jahre in den Bureaus der Wiener Hofkanzlei gearbeitet und war dann zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen gegangen.»

Dass sonach unser in Rede stehender Landsmann der Sohn eines Bürgermeisters von Ofen war und, wie wir durch Rousseau wissen, eigentlich Sautersheim hiess — für beide Thatsachen findet sich in unseren hiesigen Quellen die Bestätigung. FRANZ SCHAMS führt in seiner «Vollständigen Beschreibung der königlichen Hauptstadt Ofen» im Verzeichnisse der Bürgermeister zwei solche an, die «Sautermeister von Sautersheimb» hiessen, und zwar 1705 Friedrich Sautermeister von Sautersheimb, der 1707 Stadtrichter von Ofen wurde, und von 1741—1764 Josef Emanuel Sautermeister von Sautersheimb, der also dreiundzwanzig Jahre hindurch sich das Vertrauen der Ofner Bürger zu bewahren wusste und von ihnen immer wieder zum Bürgermeister gewählt wurde. /n

Schams hat die oben angeführten Angaben selbstverständlich aus den Magistrats-Protocollen der königlichen Freistadt Ofen geschöpft und da findet sich auch einiges Nähere. Aus diesen Protocollen, die jetzt mit dem gesammten Ofner Stadt-Archiv dem Budapester hauptstädtischen Archiv einverleibt sind, ist zu ersehen, dass «der wohllede und gestrenge Herr Friedrich Sautermeister» am 22. April 1705 zum Bürgermeister gewählt wurde.



Derselbe war aber auch schon lange vorher im Dienst der Ofner Commune gewesen. Denn 1694 hatte er die «Stadt-Oberkammer-Amtsrechnung» geführt, die im Protocoll nachträglich erwähnt ist, weil ihm dafür bei einer späteren Gelegenheit wiederholt das Absolutorium ertheilt wurde. — Josef Emanuel war bis zum 24. April 1741, an welchem Tage er das erstemal zum Bürgermeister gewählt wurde, erster Magistratsbeisitzer. — Aus diesen Angaben ist zu ersehen, dass «Sautersheim» nicht der Familienname, sondern das Adelsprädicat unseres Helden war, und dass dieser allerdings aus einer ansehnlichen Familie stammte, deren Stammbaum jedenfalls in das 17. Jahrhundert zurückreicht.

Was nun die Stellung unseres Helden bei der Hofkanzlei anbelangt, so liegen hierüber keine Nachweise vor; doch war ein Ignaz Sauttermeister im Jahre 1764 Concipist im Cameral-Archiv (damals noch in Pressburg). Möglich, dass derselbe vordem in der ungarischen Hofkanzlei gedient hat oder, dass er nicht selbst unser Held, sondern vielleicht dessen Bruder war.

Rousseau's Freund mag ein Sohn Josef Emanuel Sauttermeister's gewesen sein, und da er in den Jahren zwischen 1762 und 1766 ungefähr dreissig Jahre alt war, so ist auch hierin ein Anhaltspunkt zu weiteren Nachsuchungen gegeben.

Diese Daten über den Ungar Rousseau's ergänzte später ein Ungekannter durch folgende Mittheilung: Von lebhaftem Interesse für den ungarischen Freund Rousseau's erfüllt, fand ich eine Spur desselben an einem Orte, wo ich dies am wenigsten vermuthet hätte. Karoline Pichler, eine fruchtbare und beliebte Schriftstellerin in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, die mit dem Vater unseres grossen Széchenyi, dann mit dem ebenfalls sehr verdienstvollen Grafen Zay und mit anderen ungarischen Familien in herzlichen Beziehungen stand, gedenkt dieses Ungars im ersten Bande auf Seite 23 ihres Werkes «Denkwürdigkeiten aus meinem Leben» (Wien 1844). Sie erzählt, dass ihre Mutter, welche Kammerfrau und Vorleserin Maria Theresia's war, von zahlreichen Verehrern umschwärmt wurde; sie blieb gleichgiltig gegen Alle. «Nur Einer, erzählt Karoline Pichler weiter, ein geborner Ungar, dessen Porträt sie noch nach Jahren besass und dessen in Rousseau's «Confessions» als eines sehr interessanten und lebenswürdigen jungen Mannes gedacht wird, machte einen tiefen Eindruck auf ihr Herz. Nicht nur der Wille der Monarchin, sondern auch ungünstige Verhältnisse in der Familie des jungen Ungars zerrissen diesen Bund. Der junge Mann starb bald darauf (das Verhältniss mochte in der Zeit vor 1765 bestanden haben); meine Mutter erinnerte sich seiner immer mit Rührung.» Die Zuneigung der hochgebildeten und charaktervollen Frau — fügt der Einsender dieser Mittheilung hinzu — ist kein geringzuschätzender Beweis für den Ungar Rousseau's, der trotz seiner Fehlritte ein bedeutender, wackerer Mensch gewesen sein mochte. Die Sympathie Rousseau's erscheint also auch durch dieses neuere Datum gerechtfertigt.

## REVUE UNGARISCHER ZEITSCHRIFTEN.\*

**Budapesti Szemle.** (Budapester Revue. Im Auftrage der ungarischen Academie der Wissenschaften, herausgegeben von PAUL GYULAI. VI. Jahrgang. 1878.)

34. Heft (Juli-August): KARL SZÁSZ, Calvin. Nach Edinburgh Review. — ÁRPÁD KÁROLYI, Stefan Szamosközy's historischer Nachlass. — LADISL. LOSONCZY jun., Ceremonielle Regierung, III. Nach Herbert Spencer. — KARL VADNAI, Der schlimme Nachbar. Roman. IV. — HEINR. MARCZALI, Jeanne d'Arc. — Gedichte: JOH. ARANY, Brückenweihe. SIGM. BÁNFALVY, Anna. Nach Lenau. — *Anzeiger*: Aaron Szilády: Sammlung alter ungarischer Dichter. Von LUDW. KOMÁROMY. — K. Frenzel: Berliner Dramaturgie. Von G. HEINRICH. — Dominik Teleki: Geschichte der Székler Militärgrenze. Von KOL. CSIKY. — Josef Szinnyei jun.: Die ungarische Literaturgeschichtschreibung. Von — t —.

35. Heft (September-October): GABR. BELÉNYESI, Ich liebe Sie nicht. Novelle. Aus dem Englischen. — LUDW. TOLNAI, Michael Tompa. — LAD. LOSONCZY jun., Ceremonielle Regierung, IV. Nach Herbert Spencer aus dem Englischen. — FRIEDR. RIEDL, Franz Kazinczy und die deutsche Literatur. — JUL. KAUTZ, Die Frage der internationalen Geldeinheit und die Weltmünze, II. — AUG. PULSZKY, Die Parteiregierung und die Zeitfragen. — Aus Emerich Madách's Nachlasse, I—III. — *Anzeiger*: Dr. Johann Angyal, Dante's Commedia divina. Von KARL SZÁSZ. — L. Ranke, Historisch-biographische Studien. Von H. MARCZALI. — H. Czigler, Die Wiederoberung Pannoniens. Von SZ—LY. — L. Mangold, Weltgeschichte. Von H. MARCZALI. — M. Wallace: Russia.

**Archaeologiai Értesítő.** (Archäologische Zeitschrift. Monatsschrift der archäologischen Commission der ungarischen Academie. Herausgegeben von der ungarischen Academie der Wissenschaften, redigirt von Dr. EMER. HENSZLMANN und BARON ALB. NYÁRY.) XII. Band. 1878.

6. Heft (Juni): JOS. HAMPEL, Prähistorische Funde aus Ungarn in ausländischen Sammlungen. — KARL WOLFF, Die römische Inschrift von Albertirsa. — Dr. LUDW. THALLÓCZY, Das Ofner Stadtsiegel von 1402. — ALEX. CSETNEKI-JELENIK, Archäologische Literatur. — *Feuilleton*: Zur Geschichte der Schätze der Ofner Festungs-Hauptkirche. — Der Aschenhügel von Kolon. — Ueber Ofner Stadtsiegel. — Vaterländische Anstalten und Funde. — Ausland.

7. Heft (September): KOL. THALY, Daten über Kunst und Münzprägung aus der Zeit der Rákóczy. — EMER. HENSZLMANN, Reisenotizen. —

\* Vgl. das 2. Heft des II. Bandes dieser «Literarischen Berichte», S. 328 bis 333.



EMER. NAGY, Die Siegel des Siebenbürger Woiwoden Thomas und des Abraham Szentgyörgyi. — Archäologische Literatur. — *Feuilleton*: Auszug aus dem Protocoll über die zu Kaschau am 26.—31. August gehaltenen Sitzungen der archäologischen Commission der historischen Gesellschaft. — Numismatischer Beitrag. Von LUDW. THALLÓCZY. — Kirchenschätze des Grosswardeiner Capitels im XVI. Jahrhundert. Von KARL SZABÓ. — Vaterländische Anstalten und Funde.

**Földtani Közlöny.** (Geologische Zeitschrift. Herausgegeben von der ungarischen geologischen Gesellschaft. Im Auftrage des Ausschusses redigirt von den Secretären BÉLA INKEY und ALEXANDER SCHMIDT.) VIII. Jahrgang. 1878.

4. Heft (Nr. 7, 8. Juli-August): DR. ANTON KOCH, Petrographische Studien über die crystallischen und Massengesteine des Drocsa-Pietrosza-Gebirges und einige ähnliche Gesteine Siebenbürgens. — DR. SAM. ROTH, Ueber den bei Jekelfalva vorkommenden und bisher für Serpentin gehaltenen Diabasporphyr. — *Vermischtes*: Von der Insel Java. — Die Kohlensäure im Erdinnern und die Diamantbildung. — Geologische Versuche. Die optische Eigenschaft des Fluorits. Eruptiver Sand. — Vereins-Angelegenheiten.

**Természettudományi Közlöny.** (Naturwissenschaftliche Zeitschrift. Monatsschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Herausgegeben von der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Redigirt von KOL. SZILY und JOS. PASZLAUSZKY.) X. Band. 1878.

7. Heft (Juli): AUG. HELLER, Die Ofner Sternwarte. — MORIZ MIALOVICH, Julius Robert Mayer, einer der Begründer der heutigen Wärmetheorie. — Kleinere Mittheilungen. — Vereins-Angelegenheiten.

8. Heft (August): AUG. HELLER, Die Ofner Sternwarte. Zweiter Artikel. — JOS. PASZLAUSZKY, Die Millionen der Hundertfüssler. — A. R., Die electricische Beleuchtung. Nach Jamin. — Kleinere Mittheilungen. — Vereins-Angelegenheiten.

9. Heft (September): AUG. HELLER, Die Ofner Sternwarte (Schluss). — STEFAN HANUSZ, Eine Prairie im Csongráder Comitate. — Kleinere Mittheilungen. — Vereins-Angelegenheiten.

**Egyetemes Philologiai Közlöny.** (Allgemeine philologische Zeitschrift [Monatsschrift], redigirt von DR. GUST. HEINRICH und EMIL THEWEK.) II. Jahrgang. 1878.

7. Heft (September): *Abhandlungen*: DR. EUGEN ABEL, Beiträge zur lateinischen Orthographie. — HUBERT TRAVNICSEK, Das Testament des Ferkels. — DR. GUSTAV HEINRICH, Ueber die Electra des Peter Bornemisza. — DR. IWAN TÉLFY, Aus der Griechenwelt. — DR. ERNST NAUMANN, De usu personarum in P. Terentii fabulis. — KARL POZDER, «Der Rosengarten der Wissenschaft», III. — *Literatur*: Alex. Tóth, Der lyrische Standpunkt und Johann Arany. — Gustav Heinrich, Deutsche Balladen und Romanzen. — A. G. Paspati *Βυζαντινὰ Μελέται* (I. Télfy). — Achilles Postolacca, Synopsis numerum veterum (Ders.). — JOS. ASCHBACH, Die Wiener Universität und ihre Humanisten (Dr. Eugen Abel). — BERNH. SCHMIDT, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder (Michael Latkóczy). — Vermischte Kleinigkeiten.

8. Heft (October): DR. AUR. MAYR, Die Aspiraten im Griechischen. — EMIL THEWREWK, Horat. carm. II. 16, 13. — Variae lectiones (Plautus, Ennius, Attius, Festus). — MICH. LATKÓCZY, Die neueste Tibullus-Literatur, I. — DR. GUST. HEINRICH, Die «Matrone von Ephesus» in der ungarischen Literatur. — *Literatur*: Jul. Tölgyi, Francia nyelvtan. — Schulprogramme. — «Die Thräne von Markó Botzari's Wittve» von Dr I. TÉLFY. — Ludw. Fischer, Matthias Corvinus und seine Bibliothek von Dr. EUGEN ABEL. — Kleinere Mittheilungen.

**Századok.** («Jahrhunderte». Monatsschrift der ungarischen historischen Gesellschaft. Redigirt von ALEX. SZILÁGYI.) XII. Jahrgang. 1878.

7. Heft (Juli): ÁRPÁD KÁROLYI, Daten zur Geschichte des Grosswardeiner Friedens und der Jahre 1536—1538. — LUDWIG ABAFI, Ignaz Aurel Fessler. — *Historische Literatur*: FR. PESTY, Der Severiner Banat (Theod. Ortway). — Rumänische Geschichtschreibung, III. Von PAUL HUNFALVY. — *Allerlei*: Wer waren die englischen Prinzen am Hofe des heil. Stefan und was ist aus ihnen geworden? (JOH. XÁNTUS). — Einige Daten zur Biographie des Bildhauers F. X. Messerschmidt (Dr. ADOLF DUX). — *Feuilleton*: Ungarische historische Gesellschaft. — Ungarische Academie. — Provincial-Vereine. — Vermischte Mittheilungen.

**Figyelő.** (Der Beobachter. Monatsschrift für Literaturgeschichte, redig. von LUD. ABAFI.) IV. Band. 1878.

2. Heft (September): DAVID ANGYAL, Daniel Berzsenyi. — EMIL BÉKESI, Wer hat die erste ungarische Grammatik geschrieben? — Dr. G. HUGO KÁROLY, Zur Geschichte der ungarischen Kirchenberedsamkeit. — LUDWIG ABAFI, Das Leben Gregor Édes'. — Dr. GUSTAV HEINRICH, «Bácsmegyei levelei» (Bácsmegyei's Briefe). — Dr. JOSEF FERENCZY, Aus Franz Kazinczy's Briefwechsel. — Dr. GUSTAV HEINRICH, Valkai's Bánk-Bán-Lied. — LAD. KÖRÖSI, Fabian Szeder's Briefe an Isidor Guzmics. — Dr. JOSEF FERENCZY, Georg Aranka's Briefe an Martin Georg Kovachich. — KOL. THALY, Perlen der Dichtung aus dem XVII. Jahrhundert. — DIONYS BALÁSSY, «Nagy Bihar Albertné». Eine Székler Ballade. — JOSEF SZINNYEI sen., Literarhistorisches Repertorium.

3. Heft (October): STEFAN SZILÁGYI, Die Novellen des Clemens Mikes. — DAVID ANGYAL, Daniel Berzsenyi (Schluss). — LUDWIG ABAFI, Die Werke des Gregor Édes. — FRANZ BAYER, Unedirte Gedichte von Johann Kiss. — Dr. ARON KISS, Joh. Angyán's Selbstbiographie. — D. HORVÁTH, Kazinczy's Briefe an Wolfg. Cserei. — ANDR. FÜLÖP, Mathias Vörös. — LUDWIG ABAFI, M. Tompa's Briefe an Gabr. Kazinczy. — D. BALLÁSSY, Volkslied. — Literarhistorisches Repertorium.

4. Heft (November): Michael Vitkovics von JOSEF SZVORÉNYI und IGNÁZ SZABÓ. — LUDWIG ABAFI, Die Werke des Gregor Édes (Schluss). — LUDWIG KÖRÖSI, Berzsenyi's Leben. — Dr. ARON KISS, Joh. Angyán's Autobiographie (Schluss). — LUDWIG ABAFI, Aus Tompa's Briefen. — D. HORVÁTH, Aus Kazinczy's Briefwechsel. — Literarhistorisches Repertorium. — Kleinere Mittheilungen.

**Magyar Könyvszemle.** (Ungarische Bücher-Revue. Herausgegeben von der Bibliothek des ungarischen National-Museums. Redigirt von Dr. WILH. FRANKÓL.) III. Jahrgang. 1878.

3. Heft (Mai-Juni): ARNOLD IPOLYI, Die Entdeckung der Reste der Corvina im Jahre 1862. (Aus dessen Denkrede auf den Grafen Prokesch-



Osten, gehalten am 28. Februar 1878.) — WILH. FRANKÓI, Zwei Wochen in italienischen Bibliotheken und Archiven im Mai 1878. — Verzeichniss der Stein- und Buchdruckereien in den ungarischen Kronländern. — Vermischte Mittheilungen.

4., 5. Heft (Juli-October): LEO KUNCZE, Die Bibliotheken des Martinberger Benedictinerordens. — WILH. FRANKÓI, Die Bibliothek des Johann Vitéz. — JOH. CSONTOSI, Ausländische Bewegungen auf dem Gebiete der Corvina-Literatur. — IWAN BOJNYCHICH, Zwei altslavische Handschriften in der Bibliothek des National-Museums. — Dr. J. Sz., Finnische Bibliographie. — KARL SZABÓ, Ungarische Drucke aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert, von welchen gegenwärtig kein einziges Exemplar bekannt ist. — WILH. FRANKÓI, Bibliographische Momente in unserem Vaterlande. — Vermischte Mittheilungen.

**Magyar Nyelvőr.** (Ungarischer Sprachwart. Monatsschrift. Im Auftrage der sprachwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften redigirt von GABRIEL SZARVAS.) VII. Band. 1878.

7. Heft (Juli): GABR. SZARVAS, «Ostábla». — J. BÁNÓCZI, Die ungarische philosophische Sprache, VIII. — EMIL P. THEWREWK, «Alatt». — GABR. SZARVAS, Das Wörterbuch der ungarischen Sprache, VII. — SAM. RÉVÉSZ, Ueber die Bergnamen. — KOL. BABICS, Die Frage der Orthologie in Ladisl. Névy's Stilistik, III. — Sprachgeschichtliche Daten (J. Nagy, E. Veres). — Die Örséger Volksmundart, II. (F. Könnye) — Fragen an die Sammler des «Nyelvőr» (S. Simonyi). — Volkssprach-Ueberlieferungen (1—11).

8. Heft (August): JOSEF BUDENZ, Das Wort «más» und seine Familie. — SIGM. SIMONYI, Ueber Metathesis. — JOSEF BÁNÓCZI, Die ungarische philosophische Sprache, IX. — GABR. SZARVAS, Das Wörterbuch der ungarischen Sprache, VIII. — SAM. RÉVÉSZ, Ueber Thalnamen. — JOS. BÁNÓCZI, Die Synonymik der Dummheit. — LUDW. ABAFI, Sprachgeschichtliche Daten. — FERD. KÖNNYE, Die Örséger Volksmundart, III. — SIGM. SIMONYI, Berichtigungen. Erklärungen. — Volkssprach-Ueberlieferungen (1—8).

9. Heft (September): GABR. SZARVAS, «Redő. Ráncz». — LUDW. KISS, Unsere Uebersetzer, I. — GABR. SZARVAS, Das Wörterbuch der ungarischen Sprache, IX. — SIGM. SIMONYI, Die Literatur der ungarischen Sprache. — J. SZALONTAI, Bemerkungen zu Band VII, Heft 6 des «Nyelvőr». — JUL. NAGY, Sprachgeschichtliche Daten. — FERD. KÖNNYE, Die Örséger Volksmundart. — LUDW. FIALOWSKY, Naturhistorische Bilder. — Berichtigungen. — Erklärungen (J. Szalontai, Marie Jászai). — Volkssprach-Ueberlieferungen (1—15).

**Mathematikai és természettudományi Közlemények.** (Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen, mit Rücksicht auf die vaterländischen Verhältnisse. Herausgegeben von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, red. von JOSEF SZABÓ. Budapest, 1878. XV. Band.)

Nr. 1: FRIEDR. HAZSLINSZKY, Neue Daten zur ungarischen Pilzflora. — 2. Dr. ANTON KOCH, Gesteine und Mineralien des Aranyer Berges (Hunyader Comitatus) und darunter zwei neue Species. — 3. THEODOR ÖRTVAY, Form und Richtung der ungarischen Donauinseln. — 4. Dr. GUSTAV RIK, Analyse des Erdő-Bényer eisen-alunhaltigen Mineralwassers. — 5. Dr. LUDWIG ILOSVAY, Mittheilungen aus dem chemischen Institut der k. ungarischen Universität. Analyse der Luhier «Margarethenquelle». —

6. Dr. VINZ. BORRÁS, Untersuchungen über die Arabiden und andere Cruciferen Ungarns. — 7. ALEX. GESELL, Geologische Verhältnisse der Vörösvágós-Dubniker königl. ungarischen Opalgruben im Sároser Comitate. — 8. ALEX. MOCÁRY, Beiträge zur Fauna der Comitate Sohl und Liptau. — 9. Dr. VINZ. BORRÁS, Floristische Mittheilungen aus meinen durch die ungarische Academie der Wissenschaften unterstützten botanischen Forschungen. — 10. KARL GALGÓCZY, Die wahrscheinlichsten Ursachen der Dürre im ungarischen Tiefland und die naturgemässe Milderung ihrer Wirkungen. — 11. Dr. KARL NENDTVICH, Die Stubner Thermen.

**Nemzetgazdasági Szemle.** (National-öconomische Rundschau. Vierteljahrsschrift aus den Kreisen der Nationalöconomie, Finanzwissenschaft und Statistik. Herausgegeben von der nationalöconomischen und statistischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, red. von ANDREAS GYÖRGY. Budapest, 1878. II. Jahrgang.)

2. Heft (April-Juni): JOH. GALGÓCZY, Zur Frage der Regelung unserer Creditverhältnisse. — Graf AUREL DEZSEWFFY, die Zukunft des Goldes. — ALBERT KENESSEY, Das Rechtsverhältniss der ersten Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft zum Staate. — ADOLF FENYVESSY, Neue öffentliche Arbeiten in Frankreich. — Dr. LUDWIG LÁNG, Der Schutzzoll und die Geschichte, II. — Dr. GÉZA BALLAGI, Statistik der ungarischen Bevölkerungsbewegung. — Aus der nationalöconomisch-statistischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften. — Vermischtes. — Bibliographie.

---



## UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.

(Zusammengestellt von THEODOR TIPRAY.)

APÁTHY ISTVÁN. Tételes európai nemzetközi jog. — APÁTHY STEFAN. Das positive europäische internationale Recht. (Budapest, Franklin-Verein. 8°. XVI, 416 S. Preis 3 fl. 60 kr.)

BARNA FERDINÁND. Kapcsolat a magyar- és szuomi irodalom között. — BARNA FERDINAND. Die Verbindung zwischen der magyarischen und suomischen Literatur. (Abhandlung aus dem Kreise der Sprach- und schönen Wissenschaften. VII. Band. 4. Heft. Budapest, Academie. 8°. 17 S. Preis 10 kr.)

BARNA FERDINÁND. Néhány ős műveltségi tárgy neve. — BARNA FERDINAND. Einige Namen von Gegenständen prähistorischer Cultur. (Abhandlung aus dem Kreise der Sprach- und schönen Wissenschaften. VII. Band. 5. Heft. Budapest, Academie. 8°. 54 S. Preis 30 kr.)

BARTHA GYULA. Az egyenes vonalú háromszög legnevezetesebb sajátágainak analytikai tárgyalása. (Tudori értekezés.) — BARTHA JULIUS. Analytische Abhandlung über die merkwürdigsten Eigenschaften des geradlinigen Dreiecks. Inaugural-Dissertation. (Klausenburg, Stein's Druckerei. 8°. 24 S. mit einer lithogr. Tafel.)

BEÖTHY LEO. A társadalom keletkezéséről. — BEÖTHY LEO. Ueber die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft. (Abhandlung aus dem Kreise der Socialwissenschaften. V. Band. 3. Heft. Budapest, Academie. 8°. 98 S. Preis 60 kr.)

BITA DEZSŐ. A keresztény vallás isteni eredete és szükséges volta korunk tévelyeivel szemben. 2. kiadás. — BITA DESIDERIUS. Der göttliche Ursprung und die Nothwendigkeit der christlichen Religion gegenüber den Irrthümern unserer Zeit. Eine von der theologischen Facultät der kön. ung. Budapester Universität mit dem Horváth-Preise gekrönte Preisschrift. 2. Auflage. (Budapest, Hunyadi Mátyás Druckerei. 8°. IV, 568 S. Preis 2 fl.)

BIZONFY FERENCZ. English-hungarian dictionary. Angol-magyar szótár. — BIZONFY FRANZ. Englisch-ungarisches Wörterbuch. (Budapest, Franklin-Verein. Gr. 8°. 469 S. Preis 4 fl.)

BORBÁS VINCZE. Adatok Arbe és Veglia szigetek nyári flórája közelebbi ismeretéhez. — BORBÁS VINCENZ. Beiträge zur nähern Kenntniss der Sommerflora der Inseln Arbe und Veglia. (Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen. XIV. Band. 8. Heft. Budapest, Academie. 8°. 365—436 S. Preis 40 kr.)

BORBÁS VINCZE. Dr. Haynald Lajos érsek herbariumának hasaszt-féli. — BORBÁS VINCENZ. Die Farrenkräuter des Herbariums des Erzbischofs Dr. Ludwig Haynald. (Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen. XIV. Band. 9. Heft. Budapest, Academie. 8°. 437—458 S. Preis 20 kr.)

CERNEL KÁLMÁN. Kőszeg sz. kir. város jelene és multja. II. rész. — CERNEL KOLOMAN. Gegenwart und Vergangenheit der kön. Freistadt Güns. (Steinamanger. Heinrich Seiler's Druckerei. 8°. 274 S.)

CSEH KÁROLY. Egészségügyi levelek egy anyához. — CSEH KARL. Sanitäts-Briefe an eine Mutter. (Budapest, F. Buschmann's Druckerei. 8°. XII, 56 S.)

CZOBOR BÉLA. Magyarország középkori várai. — CZOBOR BELA. Ungarns mittelalterliche Burgen. (Aus dem 1877er Jahrgange der «Századok» [Jahrhunderte]. Budapest, Athenäum. 8°. 40 S. mit vier Abbildungen.)

DADAI JENŐ. A Rotatoriák himeiről. Tudori értekezés. — DADAI EUGEN. Ueber die Männchen der Rotatorien, Inaugural-Dissertation. (Klausenburg, Steins Druckerei. 8°. 25 S. mit einer lithographirten Tafel.)

DEÁK FARKAS. A Wesselényi család őseiről. — DEÁK WOLFGANG. Ueber die Ahnen der Familie Wesselényi. (Abhandlung aus dem Kreise der historischen Wissenschaften. VII. Band. 8. Heft. Budapest, Academie. 8°. 56 S. Preis 30 kr.)

DEMECZKY MIHÁLY. A tetraeder mértana. — DEMECZKY MICHAEL. Die Geometrie des Tetraeders. (Budapest, Athenäum. 8°. 36 S.)

DEZSŐ BÉLA. A rovarok hátedényéről. — DEZSŐ BELA. Ueber die Dorsalgefässe der Insecten. (Jahrbücher des siebenbürgischen Museumsvereins. Neue Folge. II. Band. 1. Heft. Klausenburg. Verein. 34 S. mit deutschem Auszuge und einer lithographirten Tafel. Preis 60 kr.)

EDELSPACHER ANTAL. Ibn Dustah. A magyar történelemre vonatkozó legrégibb följegyzés szerzője. — EDELSPACHER ANTON. Ibn Dustah, der Verfasser der ältesten auf die ungarische Geschichte bezüglichen Aufzeichnung. (Vermehrter und verbesserter Separat-Abdruck aus dem Organ der historischen Gesellschaft. Budapest, Pfeifer F. 8°. VIII, 22 S. Preis 30 kr.)

Emlékek, Magyar történelmi. Monumenta Hungariae historica. III. osztály. Erdélyi országgyűlési emlékek. Monum. comitalia regni Transylvaniae. Történeti bevezetésekkel szerkeszti SZILÁGYI SÁNDOR. III. köt. (1576—1596.) — Monumenta Hungariae Historica. Ungarische geschichtliche Denkmäler. III. Abtheilung. Die siebenbürger Landtage betreffende Denkmäler. Monumenta comitalia regni Transylvaniae. Mit historischen Einleitungen redigirt von ALEXANDER SZILÁGYI. III. Band. 1576—1596.) Budapest, Academie. 8°. 509 S.)

FABINYI RUDOLF. Tanulmányok az Aldehydek vegyületeiről Phenolokkal. (Első Értekezés). A Hydroxyphenyl Aethan és vegyületei. — FABINYI RUDOLF. Studien über die Mischungen der Aldehyde mit Phenolen. Erste Abhandlung. Die Hydroxyphenyl-Aethan und dessen Mischungen. (Abhandlung aus dem Kreise der Naturwissenschaften. VII. Band. Nr. 6. Budapest, Academie. 8°. 25 S. Preis 10 kr.)

FABRITIUS KÁROLY. Erdélynek Hontér János által készített térképe 1532-ből. — FABRITIUS KARL. Die durch Johann Hontér angefertigte Landkarte Siebenbürgens aus dem Jahre 1532. (Abhandlung aus dem Kreise der historischen Wissenschaften. VII. Band. 7. Heft. Academie. 8°. 28 S. mit einer Landkarte. Preis 20 kr.)

FEJÉRPATAKY LÁSZLÓ. A Pannonhalmi apátság alapító oklevele. — FEJÉRPATAKY LADISLAUS. Die Stiftungsurkunde der Martinsberger Abtei. (Budapest, Athenäum. 8°. VII, 221 S.)

FEKETE LAJOS. Erdészeti rovartan. I—III. rész. — FEKETE LUDWIG. Forst-Entomologie. I—III. Theil. (Schemnitz, A. Joerges' Wittwe. 8°. 344, 47 S. Preis der 3 Theile 4 fl.)

FRECSKAY JÁNOS. Találmányok könyve. Ismeretek a kézmű- és műipar mezejéről. III. köt. — FRECSKAY JOHANN. Buch der Erfindungen. Kenntnisse aus dem Gebiete des Handwerks und Kunstgewerbes. III. Band. (Budapest, Franklin-Verein. Gr. 8°. 320 S. Preis 4 fl.)

FUTÓ MIHÁLY. A Determinansokról. (Mennyiségtani tanulmány.) — FUTÓ MICHAEL. Ueber die Determinanten. (Mathematische Studie.) (Debreczin. Städt. Buchdruckerei. 8°. 42 S.)



GRUBER LAJOS. A novemberhavi hullócsillagokról. — GRUBER LUDWIG. Ueber die November-Sternschnuppen. (Abhandlung aus dem Kreise der mathematischen Wissenschaften. VI. Band. 5. Heft. Budapest, Akademie. 8°. 36 S. Preis 20 kr.)

GRUBER LAJOS és KURLÄNDER IGNÁCZ. Az 1874. V. (Borelly-féle) üstökös definitív pályaszámítása. — GRUBER LUDWIG und KURLÄNDER IGNAZ. Definitive Bahnberechnung des Borelly'schen Kometen. (1874. V.) (Abhandlung aus dem Kreise der mathematischen Wissenschaften. VI. Band. 3. Heft. Budapest, Academie, 21 S. Preis 10 kr.)

HAAN LAJOS. Dürer Albert családi nevérol s családjának származási helyéről. — HAAN LUDWIG. Ueber Albert Dürer's Familiennamen und den Stammort seiner Familie. (Budapest, Tettey und Comp. gr. 8°. 55 S. Preis 50 kr.)

HALASI ALADÁR. Petöfi-reliquiák. 1841—1849. — HALASI ALADÁR. Petöfi-Reliquien. 1841—49. (Budapest, Franklin-Verein. 8°. VIII, 128 S. Preis 80 kr.)

HANTKEN MIKSA. Adalékok a Kárpátok földtani ismeretéhez. — HANTKEN MAX. Beiträge zur geologischen Kenntniss der Karpathen. (Abhandlung aus dem Kreise der Naturwissenschaften. VIII. Band. Nr. 6. Budapest, Academie. 8°. 17 S. Preis 10 kr.)

HANTKEN MIKSA. A magyar korona országainak szentelepei és szénbányászata. — HANTKEN MAX. Die Kohlenflözte und der Kohlenbau in den Ländern der ungarischen Krone. (Budapest, Buchdruckerei der Gebrüder Légrády. 8°. 331 S. mit 4 Karten und 68 zinkotypischen Abbildungen.) (Dieses Werk ist auch in deutscher Uebersetzung erschienen.)

HAYNALD LAJOS. Parlatore. Emlékezés az Akadémia június 16-iki közülésén. — HAYNALD LUDWIG. Parlatore. Gedächtnissrede in der öffentlichen Sitzung der Academie am 16. Juni. (Budapest, Athenäum. 8°. 36 S.)

HEGEDÜS ISTVÁN. A hellen eszmék és a keresztyénség. — HEGEDÜS STEFAN. Die hellenischen Ideen und das Christenthum. (Jahrbuch des siebenbürgischen Museumvereines. Neue Folge. II. Band. 7. Heft. Klausenburg, Stein's Buchdruckerei. 8°. 221 - 270 S. Preis 35 kr.)

HERBICH FERENCZ. A székelyföld földtani és őslénytani leírása. — HERBICH FRANZ. Geologische und paläontologische Beschreibung des Szeklerlandes. (Jahrbuch der kön. ung. geolog. Anstalt. V. Band. 2. Heft. Budapest, Buchdruckerei der Gebrüder Légrády. 8°. VI, 302 S. mit einer geologischen Karte und 32 lithographirten Tafeln.)

HERMAN OTTÓ. Magyarország pókfaunája. — HERMAN OTTO. Ungarns Spinnen-Fauna. Im Auftrage der kön. ung. naturwissenschaftlichen Gesellschaft. II. Band. Das System. (Budapest, Friedrich Kilian. 4°. VII, 100 S. und 1 Tafel. Preis 2 fl 80 kr.)

HOFMANN KÁROLY. A déli Bakony Bazaltközetei. — HOFMANN KARL. Die Basaltgesteine des südlichen Bakony's. (Separat-Abdruck aus dem III. Band der Jahrbücher der kön. ung. geolog. Anstalt. Budapest, Druckerei von Khór und Wein. 8°. 339—525 S. mit einer geolog. Karte, drei lithogr. Tafeln und mehreren Holzschnitten.)

HUNYADY JENŐ. Poncelet Jean Victor emléke. — HUNYADY EUGEN. Erinnerung an Johann Victor Poncelet. (Abhandlung aus dem Kreise der mathematischen Wissenschaften. VI. Band. 7. Heft. Budapest, Academie. 8°. 15 S. Preis 10 kr.)

IPOLYI ARNOLD. A besztercebányai egyházi műemlékek története és helyreállítás. — IPOLYI ARNOLD. Geschichte und Restauration der kirchlichen Kunstdenkmäler in Neusohl. (Budapest, Buchdruckerei des Franklin-Verein. Gr. 4°. 151 S. mit 7 Farbendruck- und lithographirten Tafeln und 54 Holzschnitten. Preis 8 fl.) (Dieses Werk ist auch deutscher Sprache erschienen.)

**IPOLYI ARNOLD.** A magyar műtörténeti emlékek tanulmánya. — **IPOLYI ARNOLD.** Das Studium der ungarischen kunstgeschichtlichen Denkmäler. Eröffnungs-Vortrag des Präsidenten der zu Kaschau am 25. August 1878 abgehaltenen Generalversammlung der ungarischen historischen Gesellschaft. Separatabdruck aus «Századok» (Jahrhunderte). Organ der ung. hist. Gesellschaft. Budapest, Verfasser. 8°. 84 S.)

**KERÉKGYÁRTÓ ÁRPÁD.** A műveltség fejlődése Magyarországon 889—1849. I. rész. Középkor 889—1526. 2. füzet. — **KERÉKGYÁRTÓ ÁRPÁD.** Die Entwicklung der Cultur in Ungarn. 889—1849. I. Theil. Mittelalter. 889—1526. 2. Heft. (Budapest, Friedrich Kilian. 8°. 161—256 S. Preis des ganzen Werkes 5 fl.)

**KERPELY ANTAL.** A vas chemiai alkata és keménysége közti vonatkozások. — **KERPELY ANTON.** Die Beziehungen zwischen der chemischen Structur und der Härte des Eisens. (Abhandl. aus dem Kreise der Naturwissenschaften. VIII. Band. 9. Heft. Budapest, Academie. 8°. Mit zwei Tafeln und mehreren in den Text gedr. Abbildungen. Preis 20 kr.)

**KERPELY ANTAL.** A vaspálya-sínek főbb tulajdonságaira vonatkozó kísérletek s tanulmányok. — **KERPELY ANTON.** Auf die wichtigeren Eigenschaften der Eisenbahnschienen bezügliche Versuche und Studien. (Separatabdruck aus den montanistisch-metallurgischen Blättern. Budapest, Friedrich Kilian. 4°. 40 S. und 17 Tafeln und zahlreichen Holzschnitten im Text. Preis 4 fl. 50 kr.)

**KERTBENY KÁROLY MÁRIA.** Magyarország legrégebbi drámairodalma 1550—1575. Nyílt levelek. Az eredeti kéziratból fordította s kiadja a szerző egy barátja. Függelékül komédia Balassi Menyhért árulatajáról. — **KERTBENY KARL M.** Die älteste dramatische Literatur Ungarns 1550—1575. Offene Briefe. Aus der Original-Handschrift übersetzt und herausgegeben von einem Freunde des Verfassers. Als Anhang eine Comödie von dem Verathe des Melchior Balassi. (Budapest, Athenäum. 8°. 98 S.)

**KNOLL FERENCZ.** Sturm tétele és a Sturm-féle függvények. — **KNOLL FRANZ.** Der Sturm'sche Satz und die Sturm'schen Functionen. Inaugural-Dissertation. (Budapest, Druckerei des Athenäums. 8°. 31 S.)

**KOCH ANTAL.** A kősziklák virágairól. — **KOCH ANTON.** Ueber die Blumen der Felsen. Bericht über die am 10. März 1877 abgehaltene Soirée des Klausenburger medicinisch-naturwissenschaftlichen Vereins. Klausenburg, K. Nicolaus Papp's Druckerei. 4°. 11—17 S.)

**KOCH ANTAL.** Ásvány- és közettani közlemények Erdélyből. — **KOCH ANTON.** Mineralogische und petrographische Mittheilungen aus Siebenbürgen. (Abhandlung aus dem Kreise der Naturwissenschaften. VIII. Band. 10. Heft. Academie. 8°. 30 S. mit einer Tafel Abbildungen. Preis 20 kr.)

**KOCH ANTAL.** Megjegyzések Rochlitzer József földtani térképe Fruska Gora felett és néhány adat ezen hegység földtani ismertetéséhez. — **KOCH ANTON.** Bemerkungen über Josef Rochlitzers geologische Karte der Fruska Gora und einige Daten zur geologischen Kenntniss dieses Gebirges. (Separatabdruck aus dem Juniusheft 1877 der «Geologischen Zeitschrift». Budapest, Gebrüder Légrády. 8°. 15 S.)

**KOCH ANTAL és DEZSŐ BÉLA.** Jelentés az Oncsásza csontbarlang megvizsgálásáról és összehasonlító tanulmány az ottan gyűjtött Ursus spelaeus Blumb. csontvázáról. — **KOCH ANTON** und **DEZSŐ BELA.** Bericht über die Untersuchung der Knochenhöhle Oncsásza und eine vergleichende Studie über das Skelett des dort gesammelten Ursus spelaeus Blumb. (Jahrbücher des siebenbürgischen Museumsvereins. Neue Folge. II. Band. 4. Heft. Klausenburg. Verein. 8°. 95—144 S. mit deutschem Auszuge, einer lithographirten Tafel und zwei Photographien. Preis 1 fl. 10 kr.)

**KOCH ANTAL és KÜRTHY SÁNDOR.** A Vlegyásza és a szomszéd területek Trachitjainak közettani és hegyszerkezeti viszonyai. — **KOCH ANTON**



und KÜRTHY ALEXANDER. Ueber die petrographischen Verhältnisse der Trachyte des Vlegyásza und der benachbarten Gebiete. (Jahrbücher des siebenbürgischen Museumsvereins. Neue Folge. II. Band. 8. Heft. Klausenburg, Johann Stein's Buchdruckerei. 8°. 271—398 S. Preis 1 fl.)

KONKOLY MIKLÓS. Hulló csillagok megfigyelése a magyar korona területén. II. rész. 1874—1876. — KONKOLY NIKOLAUS. Beobachtung von Sternschnuppen auf dem Gebiet der ungarischen Krone. II. Theil. 1874—1876. (Abhandlung aus dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften. VI. Band. Nr. 2. Budapest, Academie. 8°. 39 S. Preis 20 kr.)

KÖVÁRY BÉLA. Utazásom Törökországban, a görög szigetek és Szerbiában. — KÖVÁRY BELA. Meine Reise in der Türkei, auf den griechischen Inseln und in Serbien. (Gross-Kanizsa, Philipp Fischel. 8°. 211 S. Preis 1 fl. 50 kr.)

Közlemények. Nyelvtudományi. Szerk. HUNFALVY PÁL. XIV. köt. 1—2. füzet. — Mittheilungen. sprachwissenschaftliche, redigirt von PAUL HUNFALVY. XIV. Band. 1—2. Heft. (Budapest, Athenäum. 8°. 1—320 S.)

KRENNER JÓZSEF SÁNDOR. Magyarhoni Anglesitek. — KRENNER ALEXANDER. Ungarische Anglesiten. (Abhandlung aus dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften. VIII. Band. 8. Heft. Budapest, Academie. 8°. 30 S. mit 9 Tafeln. Preis 20 kr.)

KRUSPÉR ISTVÁN. A mérlegrud meghajlása a teher alatt. — KRUSPÉR STEFAN. Die Biegung des Wagebalkens unter der Last. (Separatabdruck aus dem 14. Heft 1877 der «Polytechnischen Blätter». 8°. 106—113 S.)

KRUSPÉR ISTVÁN. Egy új mérlegrendszer. — KRUSPÉR STEFAN. Ein neues Wägesystem. (Abhandlung aus dem Kreise der mathematischen Wissenschaften. VI. Band. 6. Heft. Budapest, Academie. 8°. 20 S. mit einer Tafel. Preis 20 kr.)

LEITNER FERENCZ. Jog- és államtudományi szakoktatás. A törvények és vonatkozó szabályrendeletek alapján összeállította L. F. — LEITNER FRANZ. Rechts- und staatswissenschaftlicher Fachunterricht. Auf Grundlage der Gesetze und betreffenden Statuten zusammengestellt. (Budapest, Gebrüder Rosenberg. 8°. 173 S. Preis 1 fl.)

LENHOSSÉK JÓZSEF. Polymikroskop. — LENHOSSÉK JOSEF. Polymikroskop. (Separatabdruck aus dem 1877er Jahrgang des «Medicinischen Wochenblattes». Budapest, Druckerei von Khór und Wein. 8°. 17 S.) (Dieses Werk ist auch in deutscher Sprache erschienen.)

LENHOSSÉK JÓZSEF. Újabb kutatások eredményei a vesének szerkezeté és vizsérrendszer felett. — LENHOSSÉK J. Die Ergebnisse neuerer Forschungen über die Struktur der Nieren und über das Blutader-System. (Separatabdruck aus dem 12. Heft 1877 des «Medicinischen Wochenblattes». Budapest, Druckerei von Khór und Wein. 8°. 10. S.)

LUMNICZER SÁNDOR. Sebészeti tapasztalatok a bpesti Sz.-Rókus kórház II. sebészeti osztályán 1875—1876-ban. — LUMNITZER ALEXANDER. Chirurgische Erfahrungen in der II. chirurgischen Abtheilung des Budapester St. Rochus-Spitals 1875—1876. (Budapest, Druckerei von Khór und Wein. 8°. 160 S. mit lithogr. Tafeln.)

MAKÁRY GERŐ. Magyar könyvészet. 1877. II. évf. Függelékül: A magyar hirlapok és folyóiratok 1878-ban. — MAKÁRY GREGOR. Ungarische Bibliographie des Jahres 1877. II. Jahrgang. Als Anhang: Die ungarischen Zeitungen und Zeitschriften des Jahres 1878. (Budapest. Verlag des Vereins der Budapester Buchhandlungsgehilfen. 8°. XIX, 80 S. Preis 1 fl.) (Dieses Werk ist auch in deutscher Sprache erschienen.)

OMPOLYI M. ERNŐ. A bölcészet Magyarországon a scholastica korában. — OMPOLYI M. ERNST. Die Philosophie in Ungarn zur Zeit der Scholastik. (Budapest, Alexander Kocsi's Druckerei. 106 S. Preis 1 fl.)

ORTVAY TIVADAR. A magyarországi dunaszigetek alakja és iránya,

területnagysága és partmagassági viszonyai. — ORTVAY THEODOR. Gestalt und Richtung, Flächenraum und Uferhöhenverhältnisse der ungarischen Donauinseln. (Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen. XV. Band. 3. Heft. Budapest, Academie. 8°. 129 S. mit 6 Tafeln. Preis 60 kr.)

PAULER TIVADAR. Adalékok a hazai jogtudomány történetéhez. — PAULER THEODOR. Beiträge zur Geschichte der einheimischen Rechtswissenschaft. (Budapest, Academie. 8°. 311 S.)

PESTY FRIGYES. A helynevek és a történelem. — PESTY FRIEDRICH. Die Ortsnamen und die Geschichte. (Abhandlung aus dem Kreise der historischen Wissenschaften. VIII. Band. 1. Heft. Budapest, Academie. 8°. 62 S. Preis 40 kr.)

PESTY FRIGYES. A szörényi bánság és Szörény vármegye története. I—III. kötet. — PESTY FRIEDRICH. Die Geschichte des Severiner Banats und des Severiner Comitats. I—III. Band. (Budapest, Academie. 8°. 482, 426 u. 579 S. Preis der drei Bände 7 fl.)

SÁGH JÓZSEF. Magyar zenészeti Lexikon. II. füzet. — SÁGH JOSEF. Ungarisches musikalisches Lexicon. II. Heft. (Budapest, Buschmann'sche Druckerei. 8°. 73—124 S. Preis 70 kr.)

SCHENZL GUIDO. Lehajlás-meghatározások Budapesten és Magyarország délkeleti részében. — SCHENZL GUIDO. Inclinationsbestimmungen in Budapest und im südöstlichen Theile Ungarns. (Abhandlung aus dem Kreise der mathematischen Wissenschaften. VI. Band. 4. Heft. Budapest, Academie. 8°. 25 S. Preis 20 kr.)

SCHENZL GUIDO, KURLÄNDER IGNÁZ és GRUBER LAJOS. A meteorologiai és földdelejességi m. k. közp. intézet évkönyvei. Jahrbücher etc. VI. köt. 1876. évf. — SCHENZL GUIDO, KURLÄNDER IGNAZ und GRUBER LUDWIG. Jahrbücher der kön. ung. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. VI. Band. Jahrgang. 1876. (Budapest, Universitätsdruckerei. 4°. 128 S.) (Mit ungarischem und deutschem Texte.)

SCHILLING LAJOS. A morvamezei ütközet 1278. Bölcsészettudori értekezés. — SCHILLING LUDWIG. Die Marchfelder Schlacht. Inaugural-Dissertation. (Klausenburg, Steins Buchdruckerei. 8°. 50 S.)

SCHULLER ALAJOS és WARTHA VINCZE. Hőmennyiség-mérések. — SCHULLER ALOIS und WARTHA VINCENZ. Wärmequantität-Messungen. (Abhandlung aus dem Kreise der Naturwissenschaften. VIII. Band. 12. Heft. Budapest, Academie. 8°. 26 S. mit einer Tafel. Preis 20 kr.)

SIMONYI ZSIGMOND. A hangátvetésről. Adalék a magyar nyelv hangtanához. — SIMONYI SIGMUND. Ueber die Metathesis. Ein Beitrag zur Lautlehre der ungarischen Sprache. (Separat-Abdruck aus dem «Ungarischen Sprachwart». Budapest, Academie. 8°. 23 S.)

SZABÓ JÓZSEF és HORVÁTH IGNÁZ. A belföldi bányákban termelt burkolatkövek közettani és erömütani vizsgálata. — SZABÓ JOSEF und HORVÁTH IGNAZ. Petrographische und mechanische Untersuchung der in den inländischen Gruben erzeugten Pflastersteine. (Budapest, Pester Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft. 8°. 50 S.)

SZALAY JÓZSEF. Városaink a XIII. században. — SZALAY JOSEF. Unsere Städte im XIII. Jahrhundert. (Budapest, Verfasser. 8°. 168 S. Preis 1 fl. 40 kr.)

SZÁNTAY ALADÁR. Az őskori bronzgyártás hazánk területén. — SZÁNTAY ALADÁR. Die urzeitliche Bronzefabrikation auf dem Gebiete unsers Vaterlandes. (Grosswardein, Otto Hügel. 8°. 22 S.)

SZILÁGYI SÁNDOR. I. Rákóczy György és a diplomacia. — SZILÁGYI ALEXANDER. Georg Rákóczy I. und die Diplomatie. (Abhandlung aus dem Kreise der historischen Wissenschaften. VII. Band. 5. Heft. Academie. 8°. 92 S. Preis 50 kr.)

Ifj. SZINNYEI JÓZSEF. A magyar irodalomtörténetírás ismertetése,



Második jav. s bőv. kiad. — SZINNYEI JOSEF der Jüngere. Zur Kenntniss der ungarischen Literaturgeschichte. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Budapest, Eggenberger. 8°. 71 S.)

SZINNYEI JÓZSEF és Dr. SZINNYEI JÓZSEF. Bibliotheca hungarica historiae naturalis et Matheseos. Magyarország természettudományi és matematikai könyvtézete 1472—1875. — SZINNYEI JOSEF und Dr. SZINNYEI JOSEF der Jüng. Bibliotheca hungarica Historiae naturalis et Matheseos. Ungarns naturwissenschaftliche und mathematische Bibliographie 1472—1875. Mit 100 Ducaten gekrönte Preisschrift. Herausgegeben von der kön. ung. naturwissenschaftlichen Gesellschaft. (Budapest. Gr. 8°. VIII, 1008 S. Preis 4 fl.)

SZOMBATHY IGNÁCZ. Dacia meghódítása és a Traján-oszlop képei. — SZOMBATHY IGNAZ. Die Eroberung Daciens und die Bilder der Trajans-Säule. Nach der 1874 beendigten phototypographischen Bildersammlung. (Mit einem palaeographischen Anhang und mit Beifügung einer getreuen Copie einer gothischen Handschrift. (Raab, Alexander Czéh. 8°. 64 S. Preis 50 kr.)

PONORI THEWREWK EMIL. Codex Festi Breviati Corvinianus. — THEWREWK EMIL von PONOR. Codex Festi Breviati Corvinianus. (Separatabdruck aus dem XIV. Bande der «Nyelvtudományi Közlemények» (Linguistische Mittheilungen. Budapest, Druckerei des Franklin-Verein. 8°. 56 S.)

TOLDY FERENCZ. A magy. nemz. irodalom története a legrégibb időktől a jelenkorig rövid előadásban. Negyedik kiadás. — TOLDY FRANZ. Geschichte der ungarischen National-Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, in kurzer Darstellung. Vierte Auflage. (Budapest, Franklin-Verein. 8°. 404 S. Preis 2 fl. 40 kr.)

TÖRÖK AURÉL. Az élő állomány. (Bioplasma) I. rész. Az élő állomány eszméjének fejlődés-története. Biológiai tanulmány. — TÖRÖK AUREL. Das Bioplasma. I. Theil. Die Entwicklungsgeschichte der Idee des Bioplasma. Biologische Studie. (Jahrbücher des siebenbürgischen Museumsvereines. Neue Folge. II. Band. 9. Heft. Klausenburg, Johann Stein's Buchdruckerei. 8°. 399—432 S. Preis 35 kr.)

WENCZEL GUSZTÁV. A «servitus fumi immittendi» hazai jogunk rendszerében. Tanulmány az összehasonlító jog szempontjából. — WENCZEL GUSTAV. Die «servitus fumi immittendi» nach unserem vaterländischen Rechtssystem. Eine Studie aus dem Gesichtspunkt des vergleichenden Rechts. (Abhandlung aus dem Kreise der Socialwissenschaften. V. Band. 4. Heft. Budapest, Academie. 8°. 39 S. Preis 20 kr.)

ZICHY ANTAL. Lessing. — ZICHY ANTON. Lessing. (Abhandlung aus dem Kreise der Sprach- und schönen Wissenschaften. VII. Band. 3. Heft. Budapest, Academie. 8°. 39 S. Preis 20 kr.)

MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA  
KÖNYVTÁRA 46/89/10 H. 82.

# LITERARISCHE BERICHTE AUS UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY.

---

**II. Band, 1. Heft.**

---

*Jährlich 4 Hefte : 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Frcs.*

BUDAPEST.

CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.

1878.



# INHALT.

	Seite
Das ungarische Nationalmuseum, von FRANZ PULSZKY . . . . .	1
Preussisch-ungarische Verhältnisse 1789—1790, von H. MARCZALI . . . . .	28
Die Errichtung der Székler Militärgrenze, von ALEXIUS JAKAB . . . . .	40
Ungarische Dichtungen in deutscher Gestalt, von GUSTAV HEINRICH . . . . .	61
Der Festus Pauli-Codex der Corvina, von EMIL THEWREWK . . . . .	97
Die Geographie in Ungarn . . . . .	104
Die Bibliothek des Johann Vitéz . . . . .	113

## Literatur:

JULIUS PAULER, die Verschwörung Wesselényi's und seiner Genossen . . . . .	120
ALADÁR BALLAGI, die ungarische Buchdruckerkunst 1472—1877 . . . . .	125

## Sitzungsberichte:

I. <i>Philologie und Sprachwissenschaft</i> : Ungarischer Sprachwart. — Das Wörterbuch der Academie. — Zur philosophischen Terminologie. — Ueber den wissenschaftlichen Werth der Corvina-Handschriften. — Homer und seine Gedichte. — Charakteristik Lessings. — Die Dialecte des Persischen. — Unsere philologischen und sprachwissenschaftlichen Zeitschriften . . . . .	133
II. <i>Geschichte und Geographie</i> : Das Millenarium. — Zur ungarischen Geschichte des XII. und XIII. Jahrhunderts. — Die Chronik des Stefan Székely. — Tökölyi erwirbt Késmárk. — Der Reichstag von Kaschau 1644. — Ungarn und der baierische Erbfolgekrieg — Valentin Graf Eszterházy. — Die Verschwörung des Martinovics. — Die Geschichtschreibung der Rumänen. — Graf Anton Prokesch-Osten. — Geldeinheit und Weltmünze. — Die Entwicklung der Gesellschaft. — Zur Kenntniss der Hochalpen . . . . .	139
III. <i>Naturwissenschaften</i> : Ungarns Spinnen-Fauna. — Ungarns Rotatorien. — Der Hülsenwurm. — Ungarns Tabaksorten. — Die Flora des Pester Comitates. — Die Eisensteine und Eisenhütten-Erzeugnisse Ungarns. — Die Mineral-Einschlüsse des Aranyhegy. — Petrographisch-geologische Studien aus der Schemnitzer Gegend. — Ein quaternärer See bei Igló. — Eine neue Cardiumart. — Die fossile Flora des Mecsekgebirges. — Geologische Skizze der hohen Tátra. — Aus dem physiologischen Institute der Budapester Universität. — Untersuchung der Bodenluft. — Die Stubnaer Wasser. — Die Margitquelle von Lúhi. — Die Kohlenoxyd-Frage bei eisernen Oefen. — Condensirter Most. — Inclinationsbestimmungen in Budapest und im südöstlichen Theile Ungarns. — Die Trockenheit des Alföld. — Eine neu construirte Präcisions-Waage. — Die Meteore als Träger des Lebens. — Der Meteorfall bei Alexinac. — Apparat zur Regelung des Gasdruckes. — Das Gleiten des electricischen Funkens. — Unsere mathematischen und naturwissenschaftlichen Fachblätter. — Zur Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in Ungarn . . . . .	146
IV. <i>Kisfaludy-Gesellschaft</i> : Johann Kriza, — Székler Volkspoesien. — Neue Beiträge zur Biographie Petöfi's. — Zu Herder's und Byron's Uebersetzungen spanischer Romanzen. — «Bahrgericht», Ballade von J. ARANY. — Die Petöfi-Gesellschaft . . . . .	160

## Kleine Mittheilungen:

Was Herr von Hellwald von Ungarn und Magyaren zu erzählen weiss. — Ungarische Gedichte in französischer Uebersetzung. — Ungarische Zeitschriften und Zeitungen.
---

## Revue ungarischer Zeitschriften.

Im Verlage der **Ungar. Academie der Wissenschaften in Budapest** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## **MONUMENTA HUNGARIAE HISTORICA.**

NB. Ein *completes Exemplar* dieser «*Monumenta*», von denen bisher 69 Bände erschienen sind, kostet anstatt 500 Mark nur 212 Mark.

### **I. Scriptores.**

**Georgii Sirmiensis** Capellani Ludovici II. et Joannis Hungariae Regum Memorabilia sui temporis. 1484—1543. E Codice Bibliothecae Caesareae Viennensis edidit G. Wenzel. Pestini. 1857. Volumina unicum. — 4 Mark.

**Antonii Verancii** Archiepiscopi Strigoniensis, Locumtenentis Regii et ad Portam Ottomanicam legati. Opera et Epistolae. 1538—1573. Ediderunt Ladislaus Szalay et Gustavus Wenzel. Pestini 1857—1875. Volumina duodecim. — 52 Mark.

**Joannis Michaelis Bruti** Ungaricarum Rerum libri qui exstant. 1490—1552. Edidit Franciscus Toldy. Pestini 1863, 1867. Volumina tria. — 14 Mark.

**Francisci Forgachii** Ferdinandi I. Regis Cancellarii, Antistitis Varadinensis. Rerum Hungaricarum sui temporis Commentarii. 1540—1572. Edidit Fidelis Majer. Pestini 1866. Volumen unicum. — 6 Mark.

**Joannis Decii Barovii** Commentariorum de rebus Ungaricis libri qui exstant. 1592—1598. Edidit Franciscus Toldy. Pestini 1866. Volumen unicum. — 4 Mark.

### **II. Diplomataria.**

**Documenta** Hungariae historiam illustrantia e Tabulario Regio Bruxellensi. 1441—1652. Edidit Michael Horváth. Pestini 1857—9. Volumina quatuor. — 16 Mark.

**Documenta** Hungariae historiam illustrantia e Tabulariis et Bibliothecis Londini existentibus eruta. Edidit Ernestus Simonyi. Pestini 1859. Volumen unicum. — 4 Mark.

**Codex Diplomaticus Arpadianus** Continuatus 890—1301. Edidit Gustavus Wenzel. Pestini 1860—1874. Volumina duodecim. — 56 Mark.

**Codex Epistolaris Petri Pázmány** Archiepiscopi Strigoniensis. 1605—1625. Budapestini 1873. Volumen primum. — 6 Mark.

**Actes et Documents** pour servir à l'histoire de l'alliance de George Rákóczy Prince de Transylvanie avec les Français et le Suedois dans la guerre de trente ans. Publiés par Alexandre Szilágyi. Budapestini 1874. Volumen unicum. — 7 Mark 20 Pf.

**Archivum Rakoczianum.** Acta extera historiam Principis Francisci II. Rákóczy illustrantia e Tabulario Regio Londinensi. 1703—1706. Edidit Ernestus Simonyi. Budapestini 1872—74. Volumina tria. — 12 Mark.

**Acta Extera** historiam Hungariae tempore Regum stirpis Andegaviensis illustrantia. 1268—1396. Edidit Gustavus Wenzel. Budapestini. 1874—1876. Volumina tria. — 24 Mark.

**Acta Extera historiam** Hungariae tempore Regis Mathiae a Hunyad illustrantia. 1458—1466. Ediderunt Joannes Nagy et Albertus L. B. Nyáry. Budapestini 1876. Volumina tria. — 12 Mark.

**Acta Comititalia Regni Hungariae.** 1526—1556. Edidit Vilhelmus Fraknoi. Budapestini 1874—1876. Volumina quinque — 38 Mark.

**Acta Comititalia Regni Transylvaniae.** 1540—1556. Edidit Alex. Szilágyi. Budapestini 1876. Volumina tria. — 18 Mark.

**Nicolai Oláh** (Ludovico II. Regi Hungariae et Mariae Reginae a Secretis, Ferdinandi I. Cancellarii, dein Archiepiscopi Strigoniensis Primatis Regni Hungariae et Locumtenentis Regii). *Codex epistolaris*. MDXXVI—MDXXXVIII. Recensuit Dr. Arnoldus Ipolyi. 1876. In 8° XXXIX et 639 pag. — 6 Mark.

**Principis Francisci II. Rákóczy** Confessiones et «*Aspirationes principis christiani*.» E Codice Bibliothecae nationalis Parisiensis edidit Commissio Fontium Historiae Patriae Academiae Scientiarum Hungaricae. 1876. In 8° VIII et 589 pag. — 6 Mark.



Im Commissionsverlage von CARL KNOLL, academischem Buchhändler in  
Budapest ist soeben erschienen :

GESCHICHTE UND RESTAURATION  
DER  
KIRCHLICHEN KUNSTDENKMALE  
IN NEUSOHL

VON  
ARNOLD IPOLYI

BISCHOF VON NEUSOHL.

AUS DEM UNGARISCHEN ÜBERSETZT

ENTWORFEN, GEZEICHNET U. AUSGEFÜHRT

VON

VON

Dr. ADOLF DUX.

FRANZ STORNO.

*Mit sieben Farben- und Steindrucktafeln und vierundfünfzig Holzschnitten.*

**Preis 8 fl. ö. W., 16 Mark, 20 Francs.**

*Dies glänzend ausgestattete Prachtwerk gelangt in deutscher Ausgabe in nur  
wenigen Exemplaren in den Handel.*

**Bestellungen im Auslande übernimmt die Verlagsbuchhandlung von F. A. BROCKHAUS in Leipzig.**

Dieses Werk umfasst nebst der Geschichte der Neusohler Kirchenkunst-Denkmale auch die einer ganzen, über einen grossen Theil Oberungarns ausgedehnten Gruppe von Kirchen, und beginnt mit der Zeit, wo die gothische Kunst ihren Einfluss in Ungarn geltend zu machen begann. Die hierauf bezügliche erste Partie des Buches erhält einen bedeutenden kunstgeschichtlichen Werth durch die Darstellung des *Ritters Donch*, der bei Gelegenheit seiner diplomatischen Missionen in Avignon die dortige Kunstbewegung kennen lernte und, hierdurch beeinflusst, in Oberungarn eine grosse Bauthätigkeit entwickelte. — In der Periode der glänzenden Spätgothik stellt der Verfasser die Stadt Neusohl in ihrem lebhaften Handelsverkehr dar und führt die Patricier vor, welche Capellen bauen und mit Kunstwerken im glänzenden Styl ihrer Zeit ausstatten. Hierbei bietet er insbesondere mit Bezug auf die Schreinaltäre viele neue Daten über ungarisches Kunstleben und über den regen Kunstverkehr zwischen Oberungarn und Deutschland. Nehmen wir hierzu noch die Daten über die Spätrenaissance in Ungarn, so wird es klar, dass die Geschichte der Neusohler Kirchenkunst Denkmale und die Beschreibung ihrer — durch den Verfasser selbst in's Werk gesetzten — Restauration sich zu der Bedeutung eines kunstgeschichtlichen Werkes erhebt, das weit mehr bietet, als der Titel erwarten lässt.

LITERARISCHE  
BERICHTE  
AUS  
UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE IHR  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN  
VON  
PAUL HUNFALVY.

---

II. Band, 2. Heft.

---

*Jährlich 4 Hefte : 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Frcs.*

BUDAPEST.

CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.

1878.



## INHALT DES II. HEFTES.

	Seite
I. Kunstgeschichtliche Studien in Ungarn. Die Kirchenkunstdenkmale Neusohls und deren Restauration durch den Bischof Ipolyi, von Dr. ADOLF DUX . . . . .	193
II. Oesterreich und Elisabeth von England, von Dr. ED. WERTHEIMER . . . . .	214
III. Das Montanwesen in Ungarn, von ANTON von KERPELY . . . . .	226
IV. Die classische Philologie in Ungarn, von Dr. EUGEN ABEL . . . . .	239
<i>Literatur:</i>	
V. MICH. HORVÁTH, das erste Jahrhundert des Christenthums in Ungarn . . . . .	263
VI. Das ungarische Unterrichtswesen in den Jahren 1875 und 1876 . . . . .	269
<i>Sitzungsberichte:</i>	
VII. ANTON CSÉNGERY's Rede in der feierlichen Academie-Sitzung . . . . .	279
VIII. Mathematik und Naturwissenschaften: Das Verlagsunternehmen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft. — Zur Fauna Oberungarns und des Banats. — Das Stimmorgan der Gryllus-Arten. — Botanische Studien. — Geologisches aus Schemnitz. — Diabasporphyrte und Melaphyre. — Eruptivgesteine in der Hegyes-Drócsa-Pietrósza. — Dobschauer Grünstein. — Fossiler Spongit. — Dreissena polymorpha. — Die Statistik der Erdbeben. — Die mikroskopische Structur der Muschelschalen Ungarns. — Das Trachyt-Gebirge Szninszky-Kamen. — Der Klosterneuburger Mostmesser. — Die Greth'sche Methode der Chromolithographie. — Die Bildung des flüssigen Cyansalzes. — Die Ofner Bittersalz-Quelle «Aeskulap». — Die Entwicklung des Begriffes des chemischen Aequivalentes. — Die giftigen Wirkungen des salpetersauren Kobalts und Nickels. — Das Princip der Energie in der Dynamik. — Ableitung des Principes der Energie aus den Bewegungsgleichungen von Lagrange. — Der Boltzmann-Clausius'sche Satz, wenn das Potential auch explicite von der Zeit abhängt. — Die Intensität des gebeugten Lichtes. — Darstellung der Kegelschnitte durch projectivische Strahlenbüschel. — Determinantenformen, die den Charakter von Covarianten besitzen. — Die Sonnenflecken des Jahres 1877. — Sternschnuppen- und Mars-Beobachtungen. — Der Merkur-Durchgang. — Die deutsche Venus-Expedition nach Karguelen. — Offene Concurse der naturwissenschaftlichen Gesellschaft . . . . .	304
IX. Kiszaludy-Gesellschaft: Die ältesten dramatischen Dichtungen der ungarischen Literatur. — Aus der Studentenzeit PETŐFI's. — Kurzes Resumé . . . . .	316
X. Kleinere Mittheilungen: Der ungarische Schriftsteller-Unterstützungsverein. — Zur Literatur der Zigeuner. — Das Grab der Cilley . . . . .	324
XI. Revue ungarischer Zeitschriften: Zweites Quartal . . . . .	328
XII. Ungarische Bibliographie: Erstes Semester 1878 . . . . .	333

im **Verlage des Franklin-Verein**, ung. literar. Anstalt und Buchdruckerei in Budapest, sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

- BALLAGI, Moriz Dr. Ausführliche theoretisch-praktische **Grammatik der ungarischen Sprache** für Deutsche. Sechste Auflage. Steif geb. 2 fl.
- Neues vollständiges **Wörterbuch** der deutschen und ungarischen Sprache.  
I. Deutsch-ungarischer Theil. Dritte Aufl. Mit Supplement-Lexikon. Geh. 5 fl.  
Gebunden 6 fl.  
II. Ungarisch-deutscher Theil. Dritte Auflage. Geh. 5 fl. Geb. 6 fl.
- FRANKÓI, Wilhelm. **Melanchtons Beziehungen zu Ungarn** 40 kr.
- FROMMHOLD, Karl. **Electrolysis und Electrocatalsis**. Cartonirt 2 fl.
- FUCHS, Friedrich. **Die Central-Karpathen** mit den nächsten Voralpen. Handbuch für Gebirgsreisende. Nebst einer Karte. Geh. 2 fl. 50 kr.
- GEIGER, Peter J. N. **Das Zeitalter der Árpáden**. (16) Bilder aus Ungarns Geschichte. Erläuterungen von Dr. G. Wenzel. Steif geb. 10 fl.
- HEINRICH, Gusztav Dr. **Deutsche Verslehre** zunächst für höhere Lehranstalten. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Geh. 80 kr.
- HORVÁTH, Michael. Kurzgefasste **Geschichte Ungarns** in deutscher Uebersetzung. 2 Bände. Geh. fl. 3. In einem Band gebunden 3 fl. 60 kr.
- HUNFALVY, Paul. **Ethnographie von Ungarn**. In's Deutsche übertragen von Prof. J. H. Schwicker. Geh. 4 fl. 50 kr.
- KOLLERFFY, Michael. **Ortslexikon** der Länder der ungarischen Krone mit Rücksicht auf die verschiedenen Zweige der Verwaltung. Geheftet 4 fl.
- KRAYNIK, C. v. **Reisehandbuch für Ungarn** nebst geographisch-statistischer Uebersicht und kurzgefasster Geschichte dieses Landes. Mit einer Karte der Central-Karpathen und einer Reisekarte von Ungarn. Gebunden 2 fl.
- Die chirurgische Klinik** des Professor Josef Kovács, an der kön. ungarischen Universität zu Budapest, in den Jahren 1871/72, 1872/73 und 1873/74. Von Dr. Geyza Antal und Dr. Emerich Réczey. Mit 44 Holzschnitten. Geheftet 2 fl. 50 kr.
- MATLEKOVICS, Alexander Dr. **Die Zollpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie** von 1850 bis zur Gegenwart. Geh. 4 fl.
- SCHNIERER, Dr. Julius v. **Commentar zum ungarischen Handelsgesetzbuch**. Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen. 3 fl.
- TOLDY, Franz Dr. **Geschichte der ungarischen Dichtung** von den ältesten Zeiten bis auf Alexander Kisfaludy. Aus dem Ungarischen übersetzt von Gustav Steinacker. Mit dem Bildniss des Verfassers. Geheftet 2 fl. 50 kr.
- **Geschichte der ung. Literatur im Mittelalter**. Aus dem Ungarischen übersetzt von Moriz Kolbenheyer. Geheftet 2 fl.
- TOEPLER G. Ed. **Theoretisch-praktische Grammatik der ungarischen Sprache**. Sechste vermehrte Auflage 1 fl.
- VÁMBÉRY, Hermann. **Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien**. Nach der ung. Original-Ausgabe. Mit vier schwarzen und zwei colorirten Holzschnitten. In Umschl. geheftet 3 fl.
- VARGYAS, Andreas. **Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes** in den Jahren 1848—1849. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. Geheftet 4 fl.
- VIROZSIL, Anton Dr. **Das Staatsrecht des Königreichs Ungarn**, vom Standpunkte der Geschichte und der vom Beginn des Reiches bis zum Jahre 1848 bestandenen Landes-Verfassung dargestellt. Drei Bände. Geh. 7 fl. 50 kr.



Im Verlage der **Ungar. Academie der Wissenschaften in Budapest** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## MONUMENTA HUNGARIAE HISTORICA.

NB. Ein completes Exemplar dieser «Monumenta», von denen bisher 69 Bände erschienen sind, kostet anstatt 500 Mark nur 212 Mark.

### I. Scriptores.

- Georgii Sirmiensi** Capellani Ludovici II. et Joannis Hungariae Regum Memorabilia sui temporis. 1484—1543. E Codice Bibliothecae Caesarem Viennensis edidit G. Wenzel. Pestini. 1857. Volumen unicum. — 4 Mark.
- Antonii Verancii** Archiepiscopi Strigoniensis, Locumtenentis Regii et an Portam Ottomanicam legati. Opera et Epistolae. 1538—1573. Ediderunt Ladislaus Szalay et Gustavus Wenzel. Pestini 1857—1875. Volumina duodecim. — 52 Mark.
- Joannis Michaelis Bruti** Ungaricarum Rerum libri qui exstant. 1490—1552. Edidit Franciscus Toldy. Pestini 1863, 1867. Volumina tria. — 14 Mark.
- Francoisci Forgachii** Ferdinandi I. Regis Cancellarii, Antistitis Varadinensis Rerum Hungaricarum sui temporis Commentarii. 1540—1572. Edidit Fidelis Majer. Pestini 1866. Volumen unicum. — 6 Mark.
- Joannis Decii Barovii** Commentariorum de rebus Ungaricis libri qui exstant. 1592—1598. Edidit Franciscus Toldy. Pestini 1866. Volumen unicum. — 4 Mark.

### II. Diplomataria.

- Documenta** Hungariae historiam illustrantia e Tabulario Regio Bruxellensi. 1441—1652. Edidit Michael Horváth. Pestini 1857—9. Volumina quatuor. — 16 Mark.
- Documenta** Hungariae historiam illustrantia e Tabulariis et Bibliothecis Londini existentibus eruta. Edidit Ernestus Simonyi. Pestini 1859. Volumen unicum. — 4 Mark.
- Codex Diplomaticus Arpadianus** Continuatus 890—1301. Edidit Gustavus Wenzel. Pestini 1860—1874. Volumina duodecim. — 56 Mark.
- Codex Epistolaris** Petri Pázmány Archiepiscopi Strigoniensis. 1605—1625. Budapestini 1873. Volumen primum. — 6 Mark.
- Actes et Documents** pour servir à l'histoire de l'alliance de George Rákóczy Prince de Transylvanie avec les Français et le Suedois dans la guerre de trente ans. Publiés par Alexandre Szilágyi. Budapestini 1874. Volumen unicum. — 7 Mark 20 Pf.
- Archivum Rakoczianum.** Acta externa historiam Principis Francisci II. Rákóczy illustrantia e Tabulario Regio Londinensi. 1703—1706. Edidit Ernestus Simonyi. Budapestini 1872—74. Volumina tria. — 12 Mark.
- Acta Extera** historiam Hungariae tempore Regum stirpis Andegaviensis illustrantia. 1268—1396. Edidit Gustavus Wenzel. Budapestini. 1874—1876. Volumina tria. — 24 Mark.
- Acta Extera historiam** Hungariae tempore Regis Mathiae a Hunyad illustrantia. 1458—1466. Ediderunt Joannes Nagy et Albertus L. B. Nyáry. Budapestini 1876. Volumina tria. — 12 Mark.
- Acta Comititalia Regni Hungariae.** 1526—1556. Edidit Vilhelmus Fraknoi. Budapestini 1874—1876. Volumina quinque — 38 Mark.
- Acta Comititia a Regni Transylvaniae.** 1541—1556. Edidit Alex. Szilágyi. Budapestini 1876. Volumina tria. — 18 Mark.
- Nicolai Oláh** (Ludovico II. Regi Hungariae et Mariae Reginae a Secretis, Ferdinandi I. Cancellarii, dein Archiepiscopi Strigoniensis Primatis Reglet Hungariae et Locumtenentis Regii). *Codex epistolaris.* MDXXVI—MDXXXVII.. Recensuit Dr. Arnoldus Ipolyi. 1876. In 8° XXXIX et 639 pag. — 6 Marks.
- Principis **Francisci II. Rákóczy** Confessiones et «*Aspirationes principis christiani.*» E Codice Bibliothecae nationalis Parisiensis edidit Commissio Fontium Historiae Patriae Academiae Scientiarum Hungaricae. 1876. In 8° VIII et 589 pag. — 6 Mark.

LITERARISCHE  
BERICHTE  
AUS  
UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN  
VON  
PAUL HUNFALVY.

---

**II. Band, 3. Heft.**

---

*Jährlich 4 Hefte : 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Frcs.*

BUDAPEST.

CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.

1878.



## INHALT DES III. HEFTES.

	Seite
I. Ueber rumänische Geschichtschreibung und Sprachwissenschaft von PAUL HUNFALVY. . . . .	337
II. Prähistorische und andere Funde in Ungarn von FRANZ PULSZKY .	399
III. Georg Rákóczy I. und die Diplomatie von ALEX. SZILÁGYI . . . .	402
IV. Zehn Jahre ungarischer Unterrichtsverwaltung. Die Volksschule von J. H. SCHWICKER . . . . .	418
<b>Literatur :</b>	
V. Sammlung alter ungarischer Dichter, herausgegeben von der Academie	461
VI. ÁRON SZILÁDY, die ungar. Dichtung unter König Mathias . . . . .	461
VII. ALAD. HALASI, Petöfi-Reliquien, 1841—1849 . . . . .	468
VIII. LUDW. HAAN, Ueber den Stammsitz und Namen der Familie Dürer	477
IX. Adolf von der Haide, Pannoniens Dichterheim, besprochen von GUSTAV HEINRICH . . . . .	480
<b>Sitzungsberichte :</b>	
X. Die feierliche Jahresversammlung der Academie der Wissenschaften am 16. Juni 1878. Aus dem Berichte des Generalsecretärs. . . . .	489

Im Verlage des Franklin-Verein in Budapest erschien:

# ETHNOGRAPHIE VON UNGARN.

Von

PAUL HUNFALVY

ordentl. Mitglied der ungar. Academie der Wissenschaften.

Mit Zustimmung des Verfassers ins Deutsche übertragen

von

Prof. J. H. SCHWICKER.

30 Bogen gr. Octav. — Preis 4 fl. 50 kr. = 9 Mark.

---

Ungarns Bevölkerung hat durch die Mannigfaltigkeit ihrer Sprache und Religion, durch die Verschiedenheit in den Sitten und Gebräuchen so wie durch das Wechselvolle ihrer Geschichte und die Unterschiede in ihrer Cultur schon längst die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie der Gebildeten überhaupt auf sich gezogen. Bis jetzt fehlte aber dem gebildeten Publikum eine **zuverlässige Darstellung** dieser bunten, vielfach verschlungenen Zustände und Verhältnisse. *P. Hunfalvy's* »Ethnographie von Ungarn« behebt diesen Mangel. Der durch seine sprachlichen und historischen Arbeiten auch im Auslande ehrenvoll bekannte Autor hat es unternommen, in diesem Werke die **Geschichte und Gegenwart der Volksstämme Ungarns** auf *wissenschaftlicher* Basis *eingehend und gründlich* zu schildern. Eine besondere Rücksicht schenkt das Buch dem *magyarischen* Volke, dessen Abstammung, Verwandtschaft, Bildung und Entwicklung hier **zum ersten Male** in *befriedigender und abschliessender* Weise behandelt wird. Die seit einem Jahrhunderte so vielfach ventilirte Frage hat hier ihre *endgiltige Lösung* gefunden. Allein auch für die Geschichte und Gegenwart der übrigen Volksstämme Ungarns enthält dieses Buch sehr werthvolle Mittheilungen. Die deutsche Bearbeitung ist keine sklavische Uebersetzung des Originals; sondern der mit den einschlägigen wissenschaftlichen Materien wohl vertraute Bearbeiter (Prof. *Schwicker*) hat unter Zustimmung des Verfassers *zahlreiche Zusätze und Erweiterungen* beigelegt, welche den Werth des Buches namentlich für ein deutsches Lesepublikum wesentlich erhöhen. Wir empfehlen dieses Werk der besonderen Beachtung; dasselbe darf jedenfalls als eine *namhafte Bereicherung der deutschen Literatur* bezeichnet werden.



Im Commissionsverlage von CARL KNOLL, akademischem Buchhändler in  
Budapest ist erschienen :

GESCHICHTE UND RESTAURATION  
DER  
KIRCHLICHEN KUNSTDENKMALE  
IN NEUSOHL

VON  
ARNOLD IPOLYI

BISCHOF VON NEUSOHL.

AUS DEM UNGARISCHEN ÜBERSETZT

VON

Dr. ADOLF DUX.

ENTWORFEN, GEZEICHNET U. AUSGEFÜHRT

VON

FRANZ STORNO.

*Mit sieben Farben- und Steindrucktafeln und vierundfünfzig Holzschnitten.*

**Preis 8 fl. ö. W., 16 Mark, 20 Francs.**

*Dies glänzend ausgestattete Prachtwerk gelangt in deutscher Ausgabe in nur  
wenigen Exemplaren in den Handel.*

Bestellungen im Auslande übernimmt die Verlagsbuchhandlung von F. A. BROCKHAUS in Leipzig.

Dieses Werk umfasst nebst der Geschichte der Neusohler Kirchenkunst-Denkmale auch die einer ganzen, über einen grossen Theil Oberungarns ausgedehnten Gruppe von Kirchen, und beginnt mit der Zeit, wo die gothische Kunst ihren Einfluss in Ungarn geltend zu machen begann. Die hierauf bezügliche erste Partie des Buches erhält einen bedeutenden kunstgeschichtlichen Werth durch die Darstellung des *Ritters Donch*, der bei Gelegenheit seiner diplomatischen Missionen in Avignon die dortige Kunstbewegung kennen lernte und, hierdurch beeinflusst, in Oberungarn eine grosse Bauthätigkeit entwickelte. — In der Periode der glänzenden Spätgothik stellt der Verfasser die Stadt Neusohl in ihrem lebhaften Handelsverkehr dar und führt die Patricier vor, welche Capellen bauen und mit Kunstwerken im glänzenden Styl ihrer Zeit ausstatten. Hierbei bietet er insbesondere mit Bezug auf die Schreinaltärc viele neue Daten über ungarisches Kunstleben und über den regen Kunstverkehr zwischen Oberungarn und Deutschland. Nehmen wir hierzu noch die Daten über die Spätrenaissance in Ungarn, so wird es klar, dass die Geschichte der Neusohler Kirchenkunstdenkmale und die Beschreibung ihrer — durch den Verfasser selbst in's Werk gesetzten — Restauration sich zu der Bedeutung eines kunstgeschichtlichen Werkes erhebt, das weit mehr bietet, als der Titel erwarten lässt.

LITERARISCHE  
BERICHTE  
AUS  
UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN  
VON  
PAUL HUNFALVY.

---

II. Band, 4. Heft.

---

*Jährlich 4 Hefte : 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Frcs.*

BUDAPEST.

CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.

1878.



## INHALT DES IV. HEFTES.

	Seite
I. Die Gerardsberger Sternwarte zu Ofen, von Prof. AUGUST HELLER . . . . .	498
II. Thomas Bakocs als Patriarch von Constantinopel, von WILHELM FRAKNÓI . . . . .	547
III. Die Bibliothek des Königs Matthias Corvinus, von EUGEN ABEL . . . . .	556
IV. Michael Vörösmarty. Das Leben und die Werke des Dichters, von ADOLF DUX . . . . .	582

### Literatur:

V. FRIEDR. PESTY, Geschichte des Severiner Banats und Comitats, von Prof. J. H. SCHWICKER . . . . .	609
VI. JOS. SZINNYEI sen. und jun., Ungarische mathematische und naturwissenschaftliche Bibliographie . . . . .	622
VII. G. FRAKNÓI, Joannis Vitéz de Zredna orationes et Aeneae Sylvii epistolae, von Dr. EUGEN ABEL . . . . .	624

### Sitzungsberichte:

VIII. <i>Philologie und Geschichte. Zweites Quartal (April-Juni).</i> Geschichte und Geschichtsschreibung, Sprache und Sprachwissenschaft der Rumänen. — Dante in Ungarn. — Dante's «Hölle», übersetzt von JOHANN ANGYAL. — «Julian der Abtrünnige» von KLEON RHANKAVIS. — Der Lustspielpreis. — «Der Unwiderstehliche» von GREGOR CSIKY. — Die Ortsnamen und die Geschichte. — Antecedentien des Friedens zu Grosswardein. — Zur Geschichte der Familie Wesselényi. — Servitus fumi immitendi. — Der Sturz Andreas Báthory's. — Die Rückkehr Sigmund Báthory's aus Oppeln. — Der Haushalt des Fürsten Michael Apaffy. — Die pragmatische Sanction in Siebenbürgen. — Die Niedermetzelung des Grosswardeiner Capitels. — Die ungarische Textil-Ornamentik im XVI. und XVII. Jahrhundert. — Beiträge zur Geschichte des Liptauer Komitates. — Spervogels Leutschauer Diarium. — Franz Xaver Messerschmidt. — Franz Szilágyi. . . . .	628
IX. <b>Kleinere Mittheilungen:</b> Wer war Rousseau's Ungar? . . . . .	641
X. <i>Revue ungarischer Zeitschriften und Ungarische Bibliographie</i> . . . . .	645

Die «Literarischen Berichte aus Ungarn» erscheinen von nun an am Beginne (nicht, wie bisher, am Schlusse) jedes Quartals, also in den ersten Tagen der Monate Januar, April, Juli und October.

Im Verlage des Franklin-Verein in Budapest erschien:

# ETHNOGRAPHIE VON UNGARN.

Von

PAUL HUNFALVY

ordentl. Mitglied der ungar. Academie der Wissenschaften.

Mit Zustimmung des Verfassers ins Deutsche übertragen

von

**Prof. J. H. SCHWICKER.**

30 Bogen gr. Octav. — Preis 4 fl. 50 kr. = 9 Mark.

---

Ungarns Bevölkerung hat durch die Mannigfaltigkeit ihrer Sprache und Religion, durch die Verschiedenheit in den Sitten und Gebräuchen so wie durch das Wechselvolle ihrer Geschichte und die Unterschiede in ihrer Cultur schon längst die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie der Gebildeten überhaupt auf sich gezogen. Bis jetzt fehlte aber dem gebildeten Publikum eine **zuverlässige Darstellung** dieser bunten, vielfach verschlungenen Zustände und Verhältnisse. *P. Hunfalvy's »Ethnographie von Ungarn«* behebt diesen Mangel. Der durch seine sprachlichen und historischen Arbeiten auch im Auslande ehrenvoll bekannte Autor hat es unternommen, in diesem Werke die **Geschichte und Gegenwart der Volksstämme Ungarns** auf *wissenschaftlicher* Basis *eingehend* und *gründlich* zu schildern. Eine besondere Rücksicht schenkt das Buch dem *magyarischen* Volke, dessen Abstammung, Verwandtschaft, Bildung und Entwicklung hier **zum ersten Male** in *befriedigender* und *abschliessender* Weise behandelt wird. Die seit einem Jahrhunderte so vielfach ventilirte Frage hat hier ihre *endgiltige Lösung* gefunden. Allein auch für die Geschichte und Gegenwart der übrigen Volksstämme Ungarns enthält dieses Buch sehr werthvolle Mittheilungen. Die deutsche Bearbeitung ist keine sklavische Uebersetzung des Originals; sondern der mit den einschlägigen wissenschaftlichen Materien wohl vertraute Bearbeiter (Prof. *Schwicker*) hat unter Zustimmung des Verfassers *zahlreiche Zusätze* und *Erweiterungen* beigelegt, welche den Werth des Buches namentlich für ein deutsches Leseublikum wesentlich erhöhen. Wir empfehlen dieses Werk der besondern Beachtung; dasselbe darf jedenfalls als eine *namhafte Bereicherung der deutschen Literatur* bezeichnet werden.



Im Verlage der **Ungar. Academie der Wissenschaften in Budapest** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## **MONUMENTA HUNGARIAE HISTORICA.**

*NB. Ein completes Exemplar dieser «Monumenta», von denen bisher 69 Bände erschienen sind, kostet anstatt 500 Mark nur 212 Mark.*

### **I. Scriptores.**

- Georgii Sirmiënsis** Capellani Ludovici II. et Joannis Hungariae Regna-Memorabilia sui temporis. 1484—1543. E Codice Bibliothecae Caesarem Viennensis edidit G. Wenzel. Pestini. 1857. Volumen unicum. — 4 Mark.
- Antonii Verancii** Archiepiscopi Strigoniensis, Locumtenentis Regii et an Portam Ottomanicam legati. Opera et Epistolae. 1538—1573. Ediderun. Ladislaus Szalay et Gustavus Wenzel. Pestini 1857—1875. Volumina duodecim. — 52 Mark.
- Joannis Michaelis Bruti** Ungaricarum Rerum libri qui exstant. 1490—1552. Edidit Franciscus Toldy. Pestini 1863, 1867. Volumina tria. — 14 Mark.
- Francisci Forgachii** Ferdinandi I. Regis Cancellarii, Antistitis Varadinensis Rerum Hungaricarum sui temporis Commentarii. 1540—1572. Edidit Fidelis Majer. Pestini 1866. Volumen unicum. — 6 Mark.
- Joannis Decii Barovii** Commentariorum de rebus Ungaricis libri qui exstant. 1592—1598. Edidit Franciscus Toldy. Pestini 1866. Volumen unicum. — 4 Mark.

### **II. Diplomataria.**

- Documenta** Hungariae historiam illustrantia e Tabulario Regio Bruxellensi. 1441—1652. Edidit Michael Horváth. Pestini 1857—9. Volumina quatuor. — 16 Mark.
- Documenta** Hungariae historiam illustrantia e Tabulariis et Bibliothecis Londini existentibus eruta. Edidit Ernestus Simonyi. Pestini 1859. Volumen unicum. — 4 Mark.
- Codex Diplomaticus Arpadianus** Continuatus 890—1301. Edidit Gustavus Wenzel. Pestini 1860—1874. Volumina duodecim. — 56 Mark.
- Codex Epistolaris** Petri Pázmány Archiepiscopi Strigoniensis. 1605—1625. Budapestini 1873. Volumen primum. — 6 Mark.
- Actes et Documents** pour servir à l'histoire de l'alliance de George Rákóczy Prince de Transylvanie avec les Français et le Suédois dans la guerre de trente ans. Publiés par Alexandre Szilágyi. Budapestini 1874. Volumen unicum. — 7 Mark 20 Pf.
- Archivum Rakocianum.** Acta exera historiam Principis Francisci II. Rákóczy illustrantia e Tabulario Regio Londinensi. 1703—1706. Edidit Ernestus Simonyi. Budapestini 1872—74. Volumina tria. — 12 Mark.
- Acta Extera** historiam Hungariae tempore Regum stirpis Andegaviensis illustrantia. 1268—1396. Edidit Gustavus Wenzel. Budapestini. 1874—1876. Volumina tria. — 24 Mark.
- Acta Extera historiam** Hungariae tempore Regis Mathiae a Hunyad illustrantia. 1458—1466. Ediderunt Joannes Nagy et Albertus L. B. Nyáry Budapestini 1876. Volumina tria. — 12 Mark.
- Acta Comititalia Regni Hungariae.** 1526—1556. Edidit Vilhelmus Fraknoi. Budapestini 1874—1876. Volumina quinque — 38 Mark.
- Acta Comititia a Regni Transylvaniae.** 1540—1556. Edidit Alex. Szilágyi. Budapestini 1876. Volumina tria. — 18 Mark.
- Nicolai Oláh** (Ludovico II. Regi Hungariae et Mariae Reginae a Secretik. Ferdinandi I. Cancellarii, dein Archiepiscopi Strigoniensis Primatis Reglet Hungariae et Locumtenentis Regii). *Codex epistolaris.* MDXXVI—MDXXXVII. Recensuit Dr. Arnoldus Ipolyi. 1876. In 8° XXXIX et 639 pag. — 6 Mark.
- Principis Francisci II. Rákóczy** Confessiones et «*Aspirationes principis christiani.*» E Codice Bibliothecae nationalis Parisiensis edidit Commissio Fontium Historiae Patriae Academiae Scientiarum Hungaricae. 1876. In 8° VIII et 589 pag. — 6 Mark.





304.242



